Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Ost-Afrika

Fonck, Heinrich

Berlin, 1910

urn:nbn:de:gbv:46:1-8887

Visual Library



Deutsch-Ost-Afrika

Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren

Die Schutztruppe :: Reisen und Expeditionen im Innern :: Land und Leute :: Wild, Jagd und Fischerei :: Wirtschaftliche Verhältnisse

Von

Heinrich Fonck

Hauptmann in der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ost-Afrika

Mit 5 Vollbildern und über 200 in den Text gedruckten Abbildungen nach meist eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers

Bibliothek der Lesehalle in Bremen

Berlin 1910

Vossische Buchhandlung, Verlag

W. 66, Mauerstr. 7/8

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

59 E 115 enthält

Tafeln zur Ansicht
und nach Zeit:
94 430(4) 350
534

40e2510

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Daressalam
die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Daressalam
die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsch-Ost-Afrika

Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren

Die Schutztruppe :: Reisen und Expeditionen im Innern :: Land und Leute :: Wild, Jagd und Fischerei :: Wirtschaftliche Verhältnisse

---

Von

Heinrich Fonck

Hauptmann in der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ost-Afrika

Mit 5 Vollbildern und über 200 in den Text gedruckten Abbildungen nach meist eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers

Bibliothek der Lesehalle in Bremen

Berlin 1910

Vossische Buchhandlung, Verlag

W. 62, Nettelbeckstr. 7/8

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

43/24
623



40c2510

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Einleitung.

Dieses Werk enthält Schilderungen, Erlebnisse und Beobachtungen, welche zeigen sollen, wie es in Wirklichkeit in Deutsch-Ostafrika aussieht.

Den angehenden Kolonialdeutschen sollen sie in afrikanische Verhältnisse einführen.

Dem alten Afrikaner werden sie Erinnerungen wecken. Sollte mein Buch dazu beitragen, mehr Licht in die koloniale Finsternis der Heimat zu bringen und hie und da tieferes Interesse für unsere Kolonien zu wecken, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhaltsverzeichnis.

Teil I.

Die Schutztruppe.

Einleitung.

I. Kapitel.

Entstehung der Schutztruppe. — Sudanesen, Sulu, Abessynier als Mannschaft. — Die europäischen Führer. — Die Kaiserliche Schutztruppe. — Wasuahili-, Wanyamwesi-, Manyemasoldaten. — Vorzüge der Sudanesen. S. 7—16.

II. Kapitel.

Die Ausbreitung der Stationen im Innern der Kolonie. — Übergang von der Militär- zur Zivilverwaltung. — Freiwerden der Truppe für rein militärische Zwecke. S. 16—20.

III. Kapitel.

Die größeren militärischen Unternehmungen. — Unsicherheit im Lande. — Die Karawanenstraßen. — Masiti und Wahehe. — Die Zelewskiexpedition. — Erstürmung Iringas durch Gouverneur v. Schele. — Endgültige Unterwerfung Uhehes. — Der Taborabezirk und der Kampf gegen Sike. — Die kriegerischen Unternehmungen am Kilimandjaro. — Burenansiedelung dort. — Die sonstigen kleineren Expeditionen der Truppe. — Verwendung derselben zum Grenzschutz: Mbaruk bin Raschid, Ugandarebellen, Meuternde Truppen des Kongostaates, Besetzung des Russissi-Kivugebietes, am Rovuma. S. 20—37.

IV. Kapitel.

Der jüngste Aufstand. — Ursachen. — Ausbruch der Bewegung. — Ausbreitung der Unruhen. — Die Niederwerfung. S. 37—44.

V. Kapitel.

Die heutige Truppe.

Rekruten. — Bekleidung und Ausrüstung. — Bewaffnung. — Die Polizeitruppe. — Einteilung. — Die deutschen Offiziere und Unteroffiziere. — Stärke und Besoldung. — Tätigkeit der Europäer. — Die schwarzen Chargen. — Bekleidung und Ausrüstung der Europäer. — Verpflegung derselben. — Unterkunft. — Die Askariboys. — Askarieigenschaften. — Strafen. — Belohnungen. S. 44—71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

VI. Kapitel.
Der Dienst der Truppe.

Ausbildung. — Kommandos. — Namen. — Stationsbau im Innern. — Wachtdienst. — Schießausbildung. — Felddienst. — Expeditionsleben. — Friedens- und Kriegsmärsche. — Lagerbau. — Gefecht. — Schluß. S. 71—94.

Teil II.
Reisen und Expeditionen im Innern.

Einleitung. S. 97.

I. Kapitel.
Verkehrsmittel in der Kolonie.

Der Mensch als Transportmittel. — Reiseausrüstung. — Rasthäuser. — Die Landessprache. — Reisefreuden. S. 99—113.

II. Kapitel.
Unterwegs.

Verpflegung auf Reisen. — Trägerlöhne. — Reisevorbereitungen. — Unterwegs. — Die Wasserfrage. — Im Lager. — Der Muyampara. — Marschpraxis. — 1172 Tage im Zelt. S. 113—135.

III. Kapitel.
Erste Ausreise und Expeditionen.

Nach Lindi. — Gegen Hassan bin Omar und Matschemba. — Gefechte im Urbusch. S. 135—151.

IV. Kapitel.
Neue Märsche.

Von Kilwa nach Daressalam. — Mit 1200 Wasukumaträgern nach Udjidji. — Endlose Märsche. — Schwere Zeiten. — Über Tabora zum Tanganika. S. 151—171.

V. Kapitel.
Auf beschwerlichen Pfaden.

In Udjidji. — Gegen den Sultan Mtau. — Nach Urundi und Ruanda. — In Sumpf und Regen. — Eines Naturvolkes Freudentaumel. — Beim Sultan von Ruanda. — Durch Urundi zum Tanganika. S. 171—198.

VI. Kapitel.
Harte Kämpfe.

Nach Tabora. — Eile geboten. — Wieder in Udjidji. — Entsatz Usumburas. — Ein ernster Tag in Uha. — Über den Rikwasee nach Kalinga. — Zur Küste. — Höhlengefecht. — Über Kilwa nach Lindi. — Schluß. S. 198—230.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil III.
Land und Leute.

Einleitung. S. 233.

I. Kapitel.
Reise-Eindrücke.

Koloniale Unkenntnis. — Erwerb, Grenzen und Größe der Kolonie. — Ausreise. — Ostafrikanischer Küstenbummel. S. 235—259.

II. Kapitel.
Kreuz und Quer in Ostafrika.

Wasserstraßen. — Die küstennahen Gebiete. — Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit. — Auf der großen Karawanenstraße ins Innere. — Über Morogoro nach Uhehe und dem Nyassa. — Der große Wald. — Über Mpapua nach Tabora. — Zum Victorianyansa. — Von Tabora zum Tanganika. — Urundi. — Am Kivusee. — Ruanda. — Über Bukoba nach Mombassa zur Küste. S. 259—302.

III. Kapitel.
Die Bewohner Ostafrikas.

Allerlei Ansichten über den Neger. — Die eingeborene Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas. — Ihre Wohnstätten. — Äußere Erscheinung. — Die Frauen. — Genußmittel, Schmuck, Musik. — Verschiedene Typen. — Aberglaube. — Charaktereigenschaften. — Frühreife. — Sitten und Rechtsgewohnheiten. — Begabung. — Gute und schlechte Eigenschaften. — Vorgeschriebene Gebräuche. — Gott und Geister. — Die angebliche Faulheit des Negers. — Arbeitswilligkeit und Arbeitsfähigkeit. — Falsche und richtige Eingeborenenbehandlung. S. 302—349.

Teil IV.
Wild, Jagd und Fischerei.

Einleitung. S. 353.

I. Kapitel.
Allgemeines über Jagden in Ostafrika.

Bescheidene Jagderfolge im Anfang. — Jägerlatein. — Jagdgefahr und Jagdgegend. S. 355—364.

II. Kapitel.
Flußpferd (Nilpferd) und Krokodil.

Flußpferdjagden in Lindi und am Malagarassi. — In den Gomaïtalefällen. — Jagd mit dem Speer. — Flußpferde am Lande. — Angriffslustige Flußpferde. — Schonung und Massenansammlung der Flußpferde. — Krokodile. — Aberglauben der Eingeborenen. — Durchschwimmen eines krokodilreichen Flusses. — Elefant und Krokodil. — Krokodileier. — Krokodile beim Mahl. S. 364—405.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

III. Kapitel.

Elefant und Nashorn.

Massenabschuß. — Elefantenschußgebühr. — Elfenbein. — Junggefangene Elefanten. — Mißlungene Aufzucht. — Gefahrvolle Jagd. — Jagdglück. — Nashorn-Verwertung. — Lebensgewohnheiten. — Nashornjagd. — Ein wirkungsvoller Schuß. — Tropengedächtnis. S. 405—438.

IV. Kapitel.

Zebras und Antilopen.

Zebroïd. — Zebra-Zähmung. — Gnu-Jagd. — Löwen auf der Schweißfährte. — Der verirrte „Löwe". — Kudu. — Elen. — Leier-Antilope. — Wasserbock. — Kuhantilope. — Rappen-Antilope. — Busch- und Rindbock. — Thomsongazelle. S. 438—461.

V. Kapitel.

Giraffe und Büffel.

Verwertung der Giraffe. — Giraffenjagd. — Fliegen und Zeckenplage. — Büffel. — Krankheitsübertragung. — Jagdgebiet. — Grasbrände. — Auf der Büffelspur. — Büffel auf freier Stelle. — Eingeborene Jäger. — Im Schilfmeer. — Verlorene Schweißspur. S. 461—480.

VI. Kapitel.

Fischreichtum und Fischerei.

Hai als Leckerbissen. — Fische im Malagarassi. — Schildkröte und Krebse. — Bootsfahrt am Strand. — Seebarsch. — Muscheln und Perlen. — Am indischen Ozean. S. 480—487.

VII. Kapitel.

Zwanglose Streifen durch die Welt des ostafrikanischen Wildes.

Jagdhunde. — Perlhuhn. — Affen. — Zahmer Pavian. — Schlangen. — Nutzen der Tiere. — Wildschwein. — Erdferkel. — Schuppentier. — Schliefer. — Graupapagei. — Vogelleben. — Nachtvögel. S. 487—502.

VIII. Kapitel.

Raubtiere.

Otter. Schakal. Hyäne. Hyänenhund. Leopard. — Schutzfarbe. — Löwen als Menschenfresser. — Löwengeschichten. — Jagdarten. — Neues Jagdgesetz. — Spezial-Jagdscheine. — Jagdschutzvorschläge durch „Kenner". S. 502—522.

Die neue Jagdverordnung. S. 523—528.

Ausführungsbestimmungen. S. 528—532.

Englische Jagdbestimmungen. S. 533.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Teil V.
Die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Einleitung. S. 537.

I. Kapitel.
Zweck von Kolonien. Landesprodukte Ostafrikas.

Wozu Kolonien? — Das Recht zu kolonisieren. — Was gibt es in Ostafrika? — Klimatische und andere Tücken. — Was der Neger braucht. — Werte der Fauna. — Bodenschätze und Wasserkräfte. — Alte und neue Handelswerte. — Die Nutzflora. — Gummi-, Sisal-, Kaffee- und Baumwollkultur. S. 539—566.

II. Kapitel.
Die neuere Entwickelung der Kolonie.

Die gute alte Zeit. — Amtliche Jahresberichte. — Die ersten Plantagen. — Kwai. — Kulturbestrebungen des Gouvernements. — Mineralfunde. — Das Biologisch-Landwirtschaftliche Institut Amani. — Einfluß der Ugandabahn. — Burenimport. — Der letzte Aufstand. — Das kolonialwirtschaftliche Komitee. — Islam und Missionar. — Mißstände auf Plantagen. — Landerwerb durch Weiße. — Die Deutschrussen. — Einfuhrwaren. — Einnahmen des Schutzgebietes. S. 566—592.

III. Kapitel.
Über einige ostafrikanische Probleme der Gegenwart.

Die Besiedelungsfrage. — Wer soll hinaus? Wer bleib' zu Haus? — Die Siedelungsländer. — Kleinsiedelung? — Rechte der Eingeborenen. — Ansiedler, Wadjagga und Masai. — Der kleine Kaufmann! — Die Inderfrage. — Europäische Unternehmungen und Eingeborenen-Kulturen. — Die Arbeiterfrage und die Hüttensteuer. — Kopfsteuer. — Das Alkoholproblem. — Schluß. S. 592—617.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I.

Die Schutztruppe.

Ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit,

mit einem Titelbilde und 40 in den Text gedruckten Abbildungen
nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einleitung.

Die Eingeborenenaufstände der letzten Jahre in den Kolonien haben dazu geführt, daß das Interesse weiter Kreise der Bevölkerung sich mehr als bisher unseren überseeischen Besitzungen zuwendet.

Das Verständnis für den Zweck und den Wert derselben wächst und das Bedürfnis nimmt zu, sich über die durch vergossenes deutsches Blut vollends deutsch gewordenen Länder genauer zu unterrichten.

Man will heute selber Bescheid wissen.

Man will seine Kenntnisse erweitern.

Nachdem s. Zt. China, jetzt Südwestafrika vielen Tausenden deutscher Landessöhne aus dem Inland Gelegenheit geboten hatte, in die Welt zu kommen und sich davon zu überzeugen, daß es „draußen" wirklich die fremden Länder — mit ihren Schönheiten und ihren Wundern — gibt, von denen früher nur mehr oder weniger unklare Atlantenvorstellungen bestanden, ist der Gedanke und der Wunsch, sich mehr mit unseren Kolonien zu beschäftigen, tiefer in das Volk eingedrungen.

Doch nur einem sehr kleinen Teil aller deutschen Landsleute ist es möglich und vergönnt aus eigener Anschauung unsere schönen Außenländer kennen zu lernen.

Die große Masse der Bevölkerung ist darauf angewiesen, sich ihre Ansicht darüber aus Schriften, Büchern, Vorträgen und zufälligen Schilderungen Bekannter, die einmal „drüben" waren, zu bilden.

Die vorliegende Arbeit bezweckt die Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse über unsere größte Kolonie Deutsch-Ostafrika.

Sie findet ihre Rechtfertigung in auf 10jährigen Reisen und Wanderungen durch die ganze Kolonie gemachten Beobachtungen und erworbenen Erfahrungen des Verfassers.

Da augenblicklich die militärischen Unternehmungen gegen die aufständischen Stämme im Vordergrund des Interesses stehen, soll die erste Schrift die Schutztruppe, ihren Zweck und Werdegang, ihre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Organisation und Tätigkeit schildern und einen kurzen Überblick über die bisherigen wichtigsten Expeditionen bis zur Stunde geben.

Auf einige kriegerische Züge der Truppe, an denen ich teilnahm oder die ich selbst leitete, wird in einem späteren Teil der Arbeit nach Tagebuch und Erinnerung genauer eingegangen werden, um dem Leser ein möglichst getreues Bild von den Aufgaben zu entwerfen, vor welche der deutsche Offizier und Unteroffizier gestellt sind.

Es werden in 4 weiteren Arbeiten etwa gleichen Umfanges — Reisen und Expeditionen — Land und Leute — Wirtschaftliche Verhältnisse — Wild und Jagd geschildert. Die Schriften gelangen in nächster Zeit zur Ausgabe. —

Die Bilder stellen ausnahmslos eigene, an Ort und Stelle fertiggestellte photographische Aufnahmen des Verfassers dar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



I. Kapitel.

Die Entstehung der Schutztruppe.

Aufs engste verknüpft mit dem Begriff „Schutztruppe" ist der Name „Wißmann". Der Name des Mannes, der sie mit genialem Blick aus dem einzig richtigen Materiale schuf.

Noch ist in jedermanns Erinnerung, wie Major von Wißmann vor einigen Jahren auf der Jagd durch einen unglücklichen Zufall jäh und unverhofft aus dem Leben gerissen wurde. Vielleicht ein Tod, wie er ihm einst selbst nicht unwillkommen erschienen sein mag.

Ein „Wißmann" konnte nicht im Bette sterben.

Aus der Wißmanntruppe ist die jetzige Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika hervorgegangen.

Zur Bildung der ersteren führten die Ereignisse des Jahres 1888 in Ostafrika.

Zwischen dem Sultan von Sansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war zu Beginn dieses Jahres ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach die Oberhoheit an der Küste des Festlandes und die Zollerhebung im Namen des Sultans an diese Gesellschaft übergehen sollte.

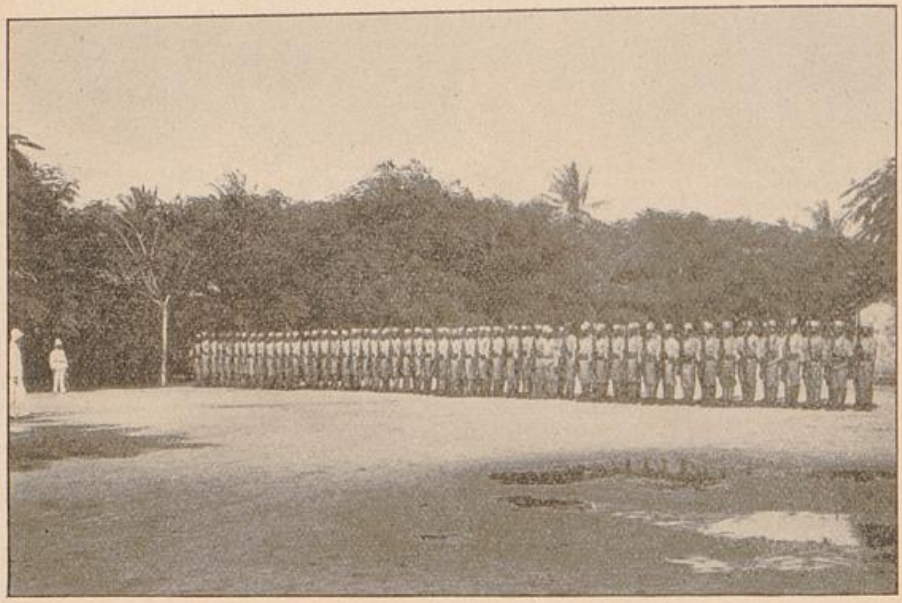
Hierfür wurde dem Sultan eine angemessene Entschädigung in Geld zugesichert.

Als nun dem Vertrage gemäß die Verwaltung der Küste durch die Ostafrikanische Gesellschaft eingerichtet wurde, schritten die seit Jahrhunderten ansässigen Araber zum Aufstand. Sie hatten richtig erkannt, daß durch die Unterdrückung des Sklavenhandels ihre ganzen Lebensinteressen auf dem Spiele standen und daß es mit ihrer Herrschaft auf alle Fälle vorbei sei. Die Negerbevölkerung wurde aufgewiegelt und aus dem Hinterlande Unterstützung herangezogen. Der natürliche Haß der Schwarzen gegen die fremden unerwünschten Gäste kam hinzu und der für

die bisherigen Herren im Lande sehr begreifliche Wunsch, die lästigen Eindringlinge wieder hinauszuwerfen, brachte die Gährung zum Ausbruch.

Bis auf Bagamoyo und Daressalam ging die Küste verloren und die Blockade derselben zur Verhinderung der Sklavenausfuhr und Waffeneinfuhr war die nächste Folge.

Unmöglich konnte die Kolonie aufgegeben werden. Der Reichstag bewilligte im Februar 1889 die verlangten 2 Millionen Mark zur Niederwerfung des Araberaufstandes und der



5. Komp. Daressalam. Auf dem Kasernenhof.

Afrikareisende — damalige Premierleutnant — Wißmann wurde als Hauptmann und Reichskommissar mit dieser schwierigen Aufgabe betraut.

Wie glänzend er sie gelöst hat ist bekannt und von berufener Seite mustergültig geschildert worden. Wißmann traf den Nagel auf den Kopf, als er zur Mannschaft seiner Truppe Schwarze und zwar als Kern derselben die kriegsgewohnten Sudanesen aus Egypten wählte.

Der Zeitpunkt zur Anwerbung dieser war besonders günstig, da die Engländer nach beendetem Feldzuge gegen Arabi Pascha einen Teil der eingeborenen Truppen entlassen hatten.

Noch heute dienen eine Anzahl dieser damals eingestellten

Sudanesen in der Schutz- oder der Polizeitruppe. Viele sind es allerdings nicht mehr.

Mit der Zeit wurden ihre Reihen durch Tod, Krankheit oder sonstigen Abgang stark gelichtet. Während ein Teil nach verschieden langer Zeit — oft 10 und mehr Dienstjahren — über Kairo in ihre Heimat zurückkehrten, haben andere sich nach ihrem Ausscheiden aus der Truppe in der Kolonie angesiedelt, oder gehen als Händler friedlichem Erwerbe nach. Besonders beliebt ist das einträgliche Geschäft des Viehhandels. Der Reisende trifft im Inneren fast täglich ehemalige Askaris, die Groß- und Kleinvieh von den Eingeborenen zu wohlfeilen Preisen erwerben, um dasselbe an der Küste mit gutem Verdienst wieder loszuschlagen. Als kulturelles Element sind die altgedienten Sudanesen von guter Führung nicht ohne bemerkenswerten Nutzen. Wer von diesen sich ansiedeln wollte, konnte vom Gouvernement eine Beihülfe von 150 Rupies (1 Rp. = 1 1/3 Mk.) erhalten. Von einigen dieser Ansiedler, die sich anzufinden verstanden, kann man aber sagen, daß ihre schleunige Abschiebung nach Kairo eine verdienstliche Tat bedeuten würde. Sudanesen von dauernd schlechter Führung, Gewohnheitssäufer und Hanfraucher, deren Entfernung aus der Truppe geboten war, wurden entlassen und nach Kairo zurückbefördert. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Sudanesen — zumal die angesiedelten — die alle Mohamedaner sind, es sich angelegen sein lassen, Propaganda für den Islam zu treiben. Viele von ihnen, die ihre mitgebrachte sudanesische Ehehälfte verloren, haben sich wieder mit Suahili- oder Manyemafrauen verheiratet und in der Kolonie eine zweite Heimat gefunden. Es ist den Angehörigen der schwarzen Truppe erlaubt, zu heiraten und mit ihren Frauen zusammen zu leben; ausgenommen natürlich auf kriegerischen Expeditionen. Oft sind die Frauen ehemalige Sklavinnen, die freigekauft wurden. Der eingeborene Soldat darf Sklaven selbst nicht besitzen. Über die Sklaverei in Ostafrika überhaupt, deren gänzliche Beseitigung das Ziel der Regierungsbestrebungen ist, soll späterhin berichtet werden.

Es sei beiläufig bemerkt, daß es für einen Europäer natürlich ebenfalls ausgeschlossen ist, Sklaven zu Eigentum zu erwerben. Auch dieser kann nur freikaufen.

Wenn also z. B. ein Soldat eine ihm gefallende Schöne, die Hörige ist, zu sich zu nehmen oder zu heiraten wünscht, so muß er dieselbe ihrem bisherigen Herrn vorher abkaufen. Die Abgekaufte wird damit frei und erhält von der Behörde einen Freibrief aus-

59 f 61/5

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Djaggamädchen vom Kilimandjaro.

gestellt. Das Einverständnis des betreffenden, mehr oder weniger bejahrten Mädchens ist Voraussetzung. Es kommt auch oft vor, daß Kinder, Verwandte oder Stammesgenossen in dieser Weise freigekauft werden. Die Freikaufsumme für Erwachsene schwankt meist zwischen 30—80 Rupie, kann aber bei einer begehrten Schönheit die Höhe von 150—200 Rupie erreichen. Auf diese Weise erlangen eine ganze Anzahl Höriger die Freiheit.

Bei einem solchen Freikaufe kann es zur Bedingung gemacht werden, daß die freigekaufte Person bei dem Käufer den verauslagten Preis durch eine entsprechend lange Dienstzeit gewissermaßen abarbeiten muß. Die Vereinbarung hierüber wird vor der Behörde getroffen und ein entsprechender Vermerk im Freibrief aufgenommen. Diese durchaus gerechte Bestimmung soll verhindern, daß — entgegen vorheriger mündlicher Abmachung — der oder die neue Freie, im Bewußtsein den Freibrief zu besitzen, dem Loskäufer sofort unter schnödem Undank erklären kann: „Ich bin frei, kann gehen wohin ich will und empfehle mich Ihnen bestens!" Ein Verfahren, das in wenig schöner Weise bisweilen von vornherein beabsichtigt und zumal bei der Weiblichkeit nicht unbeliebt war. Vielleicht ist für den Leser diese kleine Abschweifung nicht ohne Interesse.

Außer den zuerst zum Dienst verpflichteten Sudanesen wurden in der portugiesischen Kolonie Mozambique Sulu angeworben, von denen die meisten nach Ablauf ihres Kontraktes im Jahre 1892 in ihre Heimat zurückkehrten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von diesen Sulu sind heute nur noch ganz vereinzelte in der Truppe anzutreffen. Nach dem Abgang der Mehrzahl derselben wurden Abessynier aus dem Hinterland von Massaua eingestellt.

Als Soldaten waren dieselben sehr gut. Die Hoffnungen, welche man sonst auf ihre Geeignetheit setzte, haben sich nicht erfüllt, da sie das Klima nicht vertrugen.

Außer den Genannten befanden sich eine Anzahl der Küstenbevölkerung entstammender Wasuahili in der Truppe.

Ebensowenig wie die Abessynier waren die in der ersten Zeit als Bootsleute verwendeten Somali dem Klima gewachsen. Sonst hatten sich diese stolzen, unerschrockenen Gesellen bei einer auf ihre Stammeseigentümlichkeiten Bedacht nehmenden Behandlung außerordentlich brauchbar erwiesen.

Die Gesamtstärke der Mannschaft betrug ohne die Polizeisoldaten etwa 1000 Mann. Ein verschwindendes Häuflein für ein Gebiet von der fast doppelten Ausdehnung des deutschen Reiches!

Zur Führung der schwarzen Mannschaft warb Wißmann einen Stamm von Offizieren und Unteroffizieren des Heeres an. Einige der Offiziere waren vorher in Diensten der Ostafrikanischen Gesellschaft gewesen.

Mit diesen Europäern schloß Wißmann einen Vertrag ab. Die aus der Armee direkt Übertretenden mußten vorher ihre Verabschiedung bezw. ihr Ausscheiden herbeiführen. Der Rücktritt in heimische Dienste stand ihnen unter gewissen Bedingungen offen.

Die so angeworbene Truppe hieß: „Deutsche Schutztruppe für Ostafrika"; eine Bezeichnung, die ganz von selbst durch diejenige nach dem Namen ihres Führers verdrängt wurde.

So entstand die Wißmanntruppe!

Hervorzuheben ist, daß sich das Dienstalter der Europäer ganz nach ihrem Eintritt und der afrikanischen Dienstzeit richtete, ein Verfahren, das sich voll bewährte und die im Lande selbst erworbene Erfahrung am Vorteilhaftesten zur Nutzbarmachung kommen ließ.

Mit Niederwerfung des Araberaufstandes hatte es sich bald als unzweifelhaft herausgestellt, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht imstande war, das vertragsmäßig erworbene Land ohne Hülfe des Reiches zu halten und zu gedeihlichem Aufblühen zu bringen.

Die Regierung traf daher ein entsprechendes Übereinkommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem Sultan von Zanzibar und schloß mit der D. O. A. G. (die übliche Bezeichnung für Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft) einen Vertrag, nach welchem die gesamte Verwaltung des Gebiets auf das Reich überging. Zur Ablösung der Hoheitsrechte des Sultans von Zanzibar erhielt dieser 4 Millionen Mark von der Gesellschaft. Dieser wiederum blieben eine Anzahl besonderer Vorrechte — unter denen das Münzregal hervorzuheben ist — vorbehalten. So wurde die Umwandlung des Landes in eine Reichskolonie perfekt und mit Beginn des Jahres 1891 übernahm das Reich die Verwaltung. Am 1. April 1891 wurde die bisherige Deutsche Schutztruppe für Ostafrika als „Kaiserliche" Truppe neuorganisiert neben Reichsheer und Marine gestellt.

Dies Gesetz besagt:

„Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in Deutsch-Ostafrika, insbesondere zur Bekämpfung des Sklavenhandels, wird eine Schutztruppe verwendet, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist".



Die Kompagnie des Verfassers in Paradeaufstellung.

Die Truppe hat in den 15 Jahren ihres Bestehens in zahlreichen Gefechten die Feuerprobe bestanden und darf mit stolzer Genugtuung auf ihre kurze Geschichte zurückblicken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach und nach wurden Eingeborene der verschiedenen Landesstämme eingestellt und wir finden nach einigen Jahren bereits Vertreter der meisten Stämme in der Truppe.

Zunächst nahmen viele Wasuahili Dienst und im Laufe der Zeit entschloß sich mancher aus dem Innern kommende Träger dazu seinen mühevollen Beruf mit dem verlockenden des Soldaten zu vertauschen Er sah unschwer ein, daß es ein ander Ding sei, angesehen, gefürchtet, gut gekleidet und bezahlt zu sein, als jahraus jahrein schwere Lasten monatelang im Lande umherzuschleppen.

Auch auf den Innenstationen wurde die Werbetrommel gerührt und es meldet sich reichlich Ersatz. Bald finden wir die verschiedensten Landsleute der Kolonie und der Nachbarländer vertreten.

Nicht wenige davon waren Manyema, die aus den Ländern westlich des Tanganika — dem heutigen Kongostaate — stammten und als Kinder von arabischen Sklavenhändlern oder deren Beauftragten geraubt und nach dem Osten des schwarzen Erdteils verschleppt waren. Sie waren gute Soldaten und tapfere Draufgänger im Gefecht. Im friedlichen Garnisonleben schlugen sie gern über die Stränge und die rabiaten Gesellen mußten durch einen festen Willen in Zucht gehalten werden. Die Persönlichkeit des Vorgesetzten allein wirkt hier Wunder. Der Neger gehorcht leicht und gern, wenn ihm sein Vorgesetzter imponiert. Es ist das wohl auf der ganzen Welt ziemlich gleich! Verschiedentlich hatte ich Leute unter mir, deren Tätowierung und spitz gefeilte Zähne ihre Herkunft von menschenfressenden Stämmen Innerafrikas erkennen ließen „wa na kula wantu", „Sie essen Menschen" hörte man die Träger des Abends am Lagerfeuer sich von ihnen unterhalten.

In Deutsch-Ostafrika kommt Kannibalismus als allgemeine Stammessitte eigentlich nicht vor. Es gibt aber Fälle davon in einigen Ländern z. B. in Udoë und man findet, daß die Veranlassung dazu in Gebräuchen liegt, die im Aberglauben wurzeln. Auf den Menschenfresser wird mit einer gewissen Verachtung als auf niedrigerer Stufe stehende Wilde herabgesehen und man spricht mit Spott und Hohn von ihm.

Als ich einst einen eben bei uns eingestellten früheren Kongosoldaten aus Ubwari — eine Halbinsel von der Westseite des Tanganika — fragte, ob er früher Menschen verspeist habe, ließ die Erinnerung sein Gesicht in behaglichen Schmunzelfalten erstrahlen und er bejahte ganz treuherzig mit der Versicherung, das es wie Schaffleisch — Kama Kondoo — geschmeckt habe. Einige Monate

später hatte sich unter dem Einfluß der neuen Umgebung in seinen Ansichten anscheinend ein erheblicher Umschwung vollzogen und er lehnte mit Entschiedenheit jede frühere Beteiligung an der Sache ab.

Wir finden Wasukuma und Waganda aus den Nyansaländern, Wanyamwesi aus Unyanyembe, einzelne Wayao aus dem Hinterlande von Lindi und andere mehr.

Auch Masai wurden versuchsweise eingestellt, doch gelang es nicht, Leute dieses zum Soldaten in mannigfacher Hinsicht besonders geeigneten Stammes dauernd heranzuziehen. Man hatte mit einem Faktor nicht gerechnet. Die Sehnsucht nach den weiten Steppen mit ihren Viehherden und der Drang nach ungebundener Freiheit erwachte bald mit solcher Macht in ihnen, daß man sie auf ihre Bitte ziehen lassen mußte. Weder Zwang noch Versprechungen hätten sie zurückhalten können.



Augen rechts!

Der zuverlässigste Bestandteil der Truppe sind und bleiben die Sudanesen, auf deren Ersatz man immer bedacht war und weiterhin sein sollte. Wohl regten sich Stimmen, die Sudanesen könnten allmählich ruhig verschwinden und durch die weniger kostspieligen Landeseinwohner ersetzt werden.

Es ist dies nicht richtig.

Wenn auch in allen Fällen bis in die jüngste Zeit hinein alle anderen schwarzen Truppen treu zu uns hielten und auch im letzten Aufstande unerschrocken für uns zu kämpfen und sterben ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen, so müssen wir doch mit einer Möglichkeit rechnen. Die Zukunft kann in einem Lande, wo eine Gärung gegen die Weißen eingesetzt hat, Ereignisse zeitigen, welche die Zuverlässigkeit einer nur aus Eingeborenen des eroberten und unterworfenen Landes bestehenden Söldnertruppe zu erschüttern imstande sind. Hier ist eine vorbeugende Maßregel die sicherste Gewähr gegen Überraschungen.

Richtig behandelt ist der Sudanese ein tapferer, zuverlässiger und demjenigen Führer, dem er vertraut, unbedingt treuergebener Soldat. Wohlwollen, Gerechtigkeit und Strenge in richtiger Dosierung geben das einfache Rezept, ihn zu einem solchen zu machen.

Es soll gerechterweise betont werden, daß sich unter den altgedienten, das Expeditions- und Kriegsleben gewohnten Askaris der Landesstämme — Askari heißt Soldat — eine ganze Anzahl befinden, die in ihren Leistungen den Sudanesen völlig ebenbürtig sind. Letzteren sitzt allerdings ein gewisser soldatischer Geist und Gefühl für Disziplin mehr im Blut. Sie sind ehrgeizig und fassen ihren Beruf ernst auf. Unter sich halten sie fest zusammen und wahren ihre Stellung als die Besten der Truppe den andern gegenüber mit Nachdruck.

Da England die Anwerbung von Sudanesen bald nicht mehr gestattete, mußte man sich nach geeignetem Ersatz umsehen und allerlei Pläne und Vorschläge tauchten auf, die aber nicht zur Ausführung kamen.

Die nach Egypten zurückgekehrten Sudanesen hatten zwar manchem Stammesgenossen zugeredet, in Ostafrika deutsche Dienste zu nehmen, doch ließ man nur minderwertige Leute fort. 1898 kamen wieder etwa 50 Sudanesen aus Massaua. Nach Ausbruch des Aufstandes im August vorigen Jahres hat Major v. Schleinitz durch das Entgegenkommen der Italiener ebendaselbst eine größere Anzahl Rekruten anwerben können, unter denen sich Abessynier, Sudanesen und viele Araber aus Jemen befanden. Diese Leute sollten möglichst bald gegen die Aufständischen Verwendung finden.

Zum erstenmale wird zur Zeit der Versuch gemacht, etwa 150 Südseeinsulaner als Soldaten in Ostafrika zu verwenden. Genügende Erfahrungen über die Brauchbarkeit dieser Leute liegen noch nicht vor, doch scheint es nach den bisherigen Beobachtungen, daß sie sich nicht eignen.*)

*) Mittlerweile ist die Nachricht aus der Kolonie eingetroffen, daß die Südseeinsulaner wegen Unbrauchbarkeit in ihre Heimat zurückgeschickt werden mußten und sich bereits unterwegs befinden. Sie waren dem Klima nicht gewachsen und zum Soldatenberuf zu schwach.

Sie haben militärische Verwendung nicht gefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Absicht, eine Kompagnie ehemaliger Soldaten der Kamerunner Schutztruppe aus dem Yaundegebiet für Ostafrika anzuwerben, wurde wieder aufgegeben. Mit der Niederwerfung des Aufstandes harrt die wichtige Frage des geeigneten Zukunftsersatzes der erheblich verstärkten Truppe ihrer Lösung. Es wäre nur zu wünschen, daß die Erlaubnis zur Anwerbung einer größeren Zahl junger, frischer Sudanesen auf diplomatischem Wege erreicht werden könnte.



Chargiert! Fertig!

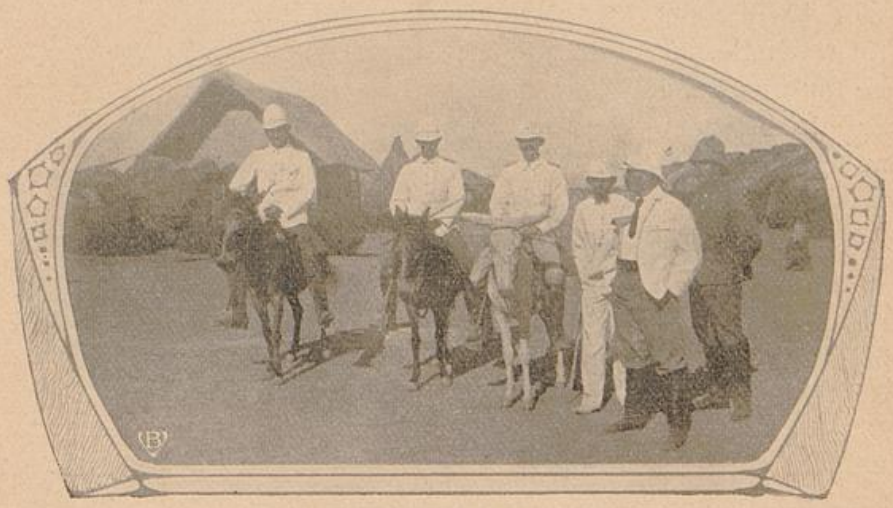
II Kapitel.

Die Ausbreitung der Stationen im Innern der Kolonie.

Zuerst hatte man sich — den vorhandenen Machtmitteln entsprechend — auf die Besetzung der Küste und einiger Punkte der Karawanenstraße beschränkt. Durch Wißmann wurde 1890 Mpapua angelegt. Emin Pascha gründete die Station Tabora in Unyanyembe und wählte Bukoba am Westufer des Victoria-Nyansa als Platz für die Nyansahauptstation. Leutnant Langheld legte dann Bukoba

und als Zweigstation Muansa an. Nach und nach wurden mit fortschreitender Landeserforschung und in der Erkenntnis, daß nur feste Stationen die Karawanenstraßen genügend sichern und unbotmäßige Stämme im Schach halten können, eine ganze Reihe von Stationen gegründet.

So finden wir an der üblichen Straße der großen Karawanen von Daressalam bezw. Bagamoyo zum Nyansa und Tanganika als erste Station Kilossa, dann Mpapua, Kilimatinde und Tabora. Ferner Muansa als Endpunkt der Straße zum Victoria-Nyansa und Udjidji als Endpunkt der Straße zum Tanganika. Am Nordende dieses 600 Kilometer langen Binnensees wurde später Usumbura angelegt. An der Ostseite des Victoria-Nyansa liegt nahe der englischen Grenze der Posten Schirati. Zwischen Tabora und Udjidji bestand bis vor kurzem der Rutschugiposten in der durch ihre bedeutenden Salzquellen wichtigen Landschaft Uvinza.



Von links nach rechts Europäer in Tabora 1900

Stabsarzt Dr. Lott, Hauptmann Ganser †, Zahlm.-Asp. Rimella, Feldwebel Richter, Hauptmann a. D. Herrmann, Professor Lamp †.

Der Bezirk Kilossa ist mittlerweile in Zivilverwaltung übergegangen und der Amtssitz nach Morogoro am Ulugurugebirge verlegt worden. Morogoro soll der vorläufige Endpunkt der im Bau begriffenen Bahn Daressalam — Seengebiete werden.

Am Kilimandjaro wurde Moschi mit dem Posten Marangu und an der von Tanga bezw. Pangani ausgehenden Straße zum Kilimandjaro die Station Masinde und der Posten Kisuani

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angelegt. Masinde wurde — ebenso Marangu und Kisuani — später aufgegeben und der Bezirk Wilhelmstal eingerichtet.

An dem jetzt wegen der Burenansiedelungen öfter genannten Meruberge — einem erloschenen Vulkan — liegt der Posten Groß-Aruscha, wohl der schönste der Kolonie. (Bild Seite 79). Und zwischen diesem und der Station Mpapua der Posten Kondoa-Irangi.

Am Nyassasee entstand Langenburg — jetzt nach dem gesunderen Neu-Langenburg ins Gebirge verlegt —. In Uhehe entstand „Iringa", in Upogoro „Mahenge", in Ungoni „Songea", im Süden des Tanganikasees Bismarckburg.

Gegen die Masitieinfälle wurde als eine der ältesten Stationen Kisaki gegründet. Als Station ist Kisaki mittlerweile eingegangen und wurde nur während des letzten Aufstandes vorübergehend neu besetzt. Ebenfalls früh im Inneren angelegt wurde die Ulanga-station. Ihre Lage erwies sich als so ungesund, daß sie aufgegeben werden mußte. Der Kirchhof der Station spricht eine stumme Sprache. Je nach Zweck und Notwendigkeit wurden Posten und kleine Stationen eingerichtet, die entweder nur vorübergehende Bedeutung hatten und dann wieder eingezogen wurden (Unjangwira, Lusolwe, Kionga, Perondo, Kalinga, Idunda, Igima und andere mehr) oder die wie Mkalama, der Sfonyoposten und Liwale, letzterer im Hinterland von Kilwa an der Straße nach Songea voraussichtlich dauernd bleiben sollten. Der letztgenannte Posten ist unlängst dadurch zu trauriger Berühmtheit gelangt, daß er bei Beginn des Aufstandes im vorigen Jahre von den Eingeborenen in Brand geschossen und genommen wurde, wobei der Postenführer Feldwebel Faupel mit seiner kleinen Besatzung nach heldenmütiger Gegenwehr fiel.

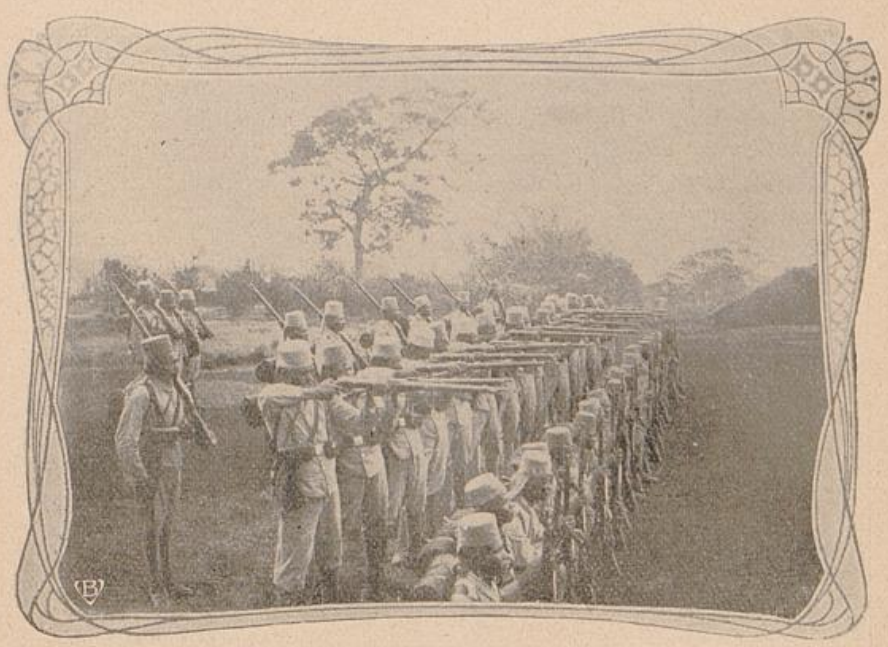
Bei dem Ausbau, der Befestigung und Einrichtung aller dieser Stationen, die mit wenig Ausnahmen ganz nach der Anleitung von Laien durch Schwarze gebaut wurden, hat die Truppe sozusagen die Hauptarbeit geleitet.

Hand in Hand mit der Ausbreitung zunächst fester Lager und dem Bau der Stationen im Inneren ging die Herstellung geordneter Verhältnisse und die Pacifizierung des Landes. Die Tätigkeit der Truppe war also gewissermaßen dieselbe, wie die der Legionen Roms.

Es ist natürlich, daß die um ihr Ansehen und ihre Macht besorgten großen und kleinen Häuptlinge diesen Bestrebungen vielfach erbitterten Widerstand entgegen setzten.

Die Schutztruppe hatte daher auf ihren zahlreichen unausgesetzten Kreuz- und Querzügen wahrlich keine leichte Aufgabe und

mit berechtigter Befriedigung kann sie auf ihre Leistungen in militärischer und kultureller Hinsicht zurückblicken.



Anschlagübung.

Seit einigen Jahren dehnt das Gouvernement die Zivilverwaltung im Inneren der Kolonie aus und verwandelt, wo es möglich und wünschenswert erscheint, die Militärbezirke in Bezirksämter. Diese Umwandlung, die für das ganze Schutzgebiet geplant ist, umfaßt bis jetzt außer den schon länger der Zivilverwaltung unterstehenden Küstenbezirken, die Bezirke Rufiyi, Langenburg Wilhelmstal, Morogoro, und Songea. Demnächst sollen Moschi, Mpapua, Tabora und Muanza in Zivilverwaltung übergehen. Dann Iringa, Mahenge, Kondoa-Irangi, Udjidji. Für die großen Sultanate des Bukoba und Usumburabezirks ist die Schaffung von Residenturen beabsichtigt. Die völlige Durchführung der geplanten Änderung dürfte in nicht zu langer Frist erfolgt sein. Für die Truppe beginnt damit eine neue Zeit, da sie dann erst für ihre eigentlichen Aufgaben frei wird. Bisher wurden von ihr allerorts und unausgesetzt soviel Dienste nicht beruflicher Art verlangt, daß die militärischen Interessen vielfach ganz zurücktreten mußten. Sie war bisher tatsächlich das Mädchen für Alles in der Kolonie.

Ihre Verwendungsfähigkeit und Schlagfertigkeit, ihre Unabhängigkeit und Beweglichkeit wird außerordentlich zunehmen, wenn

fernerhin das Hauptgewicht auf eine intensivere militärische Durchbildung gelegt werden kann, als es bisher angesichts der auf ihr lastenden anderweitigen Aufgaben möglich war. Die rein militärischen Leistungen im Exerzieren, Felddienst und besonders im Schießen sind ganz erheblicher Steigerung fähig. Das Ziel, welches zu erstreben ist, wird immer sein eine möglichst vollkommene Feldtruppe heranzubilden.

Auf den Paradedrill kann nicht ganz verzichtet werden, damit die Truppe bei jedem Auftreten auch äußerlich durch einen strammen wuchtigen Eindruck eine Achtung gebietende Wirkung erzielt.



Komp. H. Fonck nach beendeter Ausbildung.

III. Kapitel.

Die größeren militärischen Unternehmungen der Truppe.

Nachdem die Küste wiedererobert und besetzt war, ergab sich als nächstliegende Aufgabe für das Gouvernement ganz von selbst, an den Schutz des Handels im Inneren des Landes heranzugehen. Hier wiesen die Verhältnisse wiederum klar auf die Sicherung des Rückgrates des Handelsverkehrs von der Küste zu den Binnenseen und umgekehrt, die großen Karawanenstraßen hin. Die wichtigste Straße war lange Zeit der Weg Bagamoyo-Tabora-Victoria-Nyansa. Zum Schutz und zur Freihaltung dieser Straßen dienten die obengenannten Stationen. Ihr fernerer Zweck war durch scharfe Kon-

trolle und rechtzeitiges Einschreiten den Sklavenraub und Sklavenhandel möglichst zu unterdrücken.

Der Ausdruck „große Karawanenstraße" ist für die damalige Zeit nur so zu verstehen, daß er die üblichen Wege bezeichnete, welche die großen Trägerkarawanen gewohnheitsgemäß zu benutzen pflegten. Die Wege selbst waren nichts weniger wie groß und bestanden nur aus schmalen, knapp mannsbreiten Fußpfaden, die jedes Hindernis umgingen und in zahllosen Windungen und Krümmungen durch Feld und Wald, über Berg und Tal, durch Sumpf und Dickicht führten.

Heute durchziehen die Straßen breit und gerade ausgeschlagen — dadurch erheblich verkürzt — das Land von Station zu Station, von der Küste zu den Seeen, und verbinden bereits eine ganze Anzahl von anderen abgelegenen Plätzen und Wasserstellen untereinander und mit den Stationen. Die weitaus meisten Wege der Eingeborenen sind auch heute noch wie in grauer Vorzeit schmale Fußpfade, wie sie von selbst durch häufiges Begangenwerden nur unter Beseitigung nicht zu umgehender Hindernisse entstanden sind.

Dadurch, daß sonst jeder umgestürzte Baum, jeder Erdriß, jedes Loch, jeder Termitenhügel und jeder Dornbusch umgangen wird und die Eingeborenen nur für nötig halten, die unbedingt notwendigen Äste usw. vom Wege zu entfernen, entstehen diese sich oft in unglaublichen Windungen dahinschlängelnden Pfade, welche alles andere wie die kürzeste Verbindung zwischen 2 Punkten herstellen. Führt der Weg nicht durch Steppe oder lichten Wald, so befindet man sich häufig wie in einem durch die Vegetation gebildeten engen Hohlwege, dessen jeden Ausblick hindernde Seiten bald aus Busch- und Strauchwerk, bald aus Unterholz, Schilfdickicht oder Grasmassen bestehen. Der schmale Wegspalt ist dann oft kaum zu erkennen. Hat die Regenzeit dann noch die Gras- und Laubmengen üppig emporschießen lassen, so sinken die 3, 4 und mehr Meter hohen Graswände schließlich durch ihr Gewicht zusammen und legen sich über den Weg. Dieser führt dann wie ein richtiger Tunnel durch die Vegetation und ist so lange nur unter großer Anstrengung und Zeitverlust zu passieren, bis die Grasbrände der Trockenzeit wieder Luft geschaffen haben. Diese schauderhaften Wege mußten die Karawanen in dünner, weit auseinander gerissener Reihe und unter geringer Bedeckung ziehen.

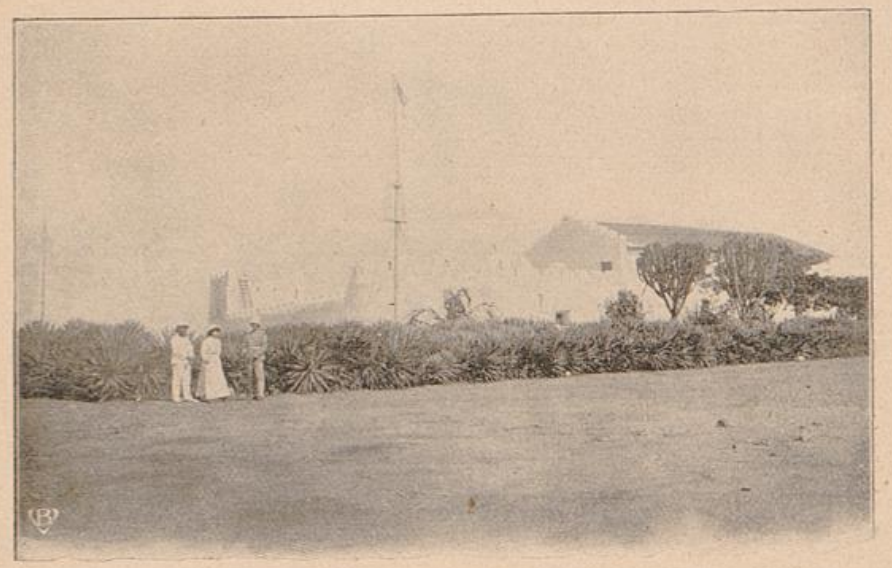
Es dauerte nicht lange, bis die raublustigen und habgierigen Stämme des Landes erkannten, daß die Handels-Karawanen ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bequemes Ausbeutungsobjekt darstellten. Es fanden sich daher bald bewaffnete Räuberhorden zusammen, die teils aus den Landschaften stammten, durch welche die Karawanen kommen mußten, teils als Angehörige ferner sitzender Stämme selbst lange Märsche bis zu den Karawanenstraßen zurückzulegen hatten.

So bildeten sich Spezialisten in Karawanenüberfällen heran. Sie wählten geeignete Stellen weitab von den Wasserplätzen zu ihren Übeltaten und fanden bald soviel Geschmack an der Sache, daß ihre Überfälle zu den Alltäglichkeiten gehörten.

Die räuberischen Stämme deckten so ihren Bedarf an Stoffen, Perlen, Draht, Gewehren und Munition sowie schließlich an Sklaven auf einfache und billige Weise. Vieh wurde natürlich auch nicht verschmäht. Wer sich zur Wehr setzte, wurde niedergemacht, wer nicht schnell genug in den Busch entkam, als Sklave mitgenommen. Von den im heutigen Kongostaate westlich des Tanganika geraubten Menschen wurden den Arabern auf diese Weise selber viele wieder abgenommen.



Das Fort der Station Mpapua 1902
Hauptmann A. Fonck und Gattin, Oberleutnant Wendland.

Die am Wege sitzenden Stämme plünderten zunächst auch, doch bildete sich allmählich eine Art Abkommen heraus, demzufolge die Häuptlinge die Karawanen gegen einen Wegezoll — den Hongo — ungehindert passieren ließen. — Dieselben waren nun wenigstens einigermaßen vor den Überfällen der betreffenden Stammesange-

hörigen sicher. Gegen die Raubzüge der fremden Stämme konnte allerdings auch der entrichtete „Hongo" nicht schützen.

Diese Zustände bestanden in voller Blüte, als Mpapua und Tabora gegründet wurden Ihre Beseitigung war die selbstverständliche Aufgabe des Gouvernements.

Zu den gefährlichsten und am meisten gefürchteten Stämmen gehörten die in der Gegend des oberen Rufiyi ansässigen Mafiti, welche Raubzüge großen Stils unternahmen und ihre Einfälle bis in die Küstengebiete trugen.

Fast noch mehr gefürchtet und gehaßt waren die Wahehe aus dem Lande Uhehe südlich des großen Ruahaflusses. Die Wahehe fielen mit Vorliebe in die Länder Usagara und Ugogo ein, raubten, mordeten und verwüsteten das Land.

Als im Juni 1891 die Nachricht an der Küste eingetroffen war, daß die Mafiti wieder raubend und plündernd bis fast nach Kilwa vorgedrungen seien, wurde der Plan gefaßt, sie im eigenen Lande aufzusuchen und zu bestrafen, um ihren Beutezügen ein Ende zu machen.

Es wurde daher die bis dahin größte ins Innere entsandte Truppenmacht unter dem Chef v. Zelewski von Kilwa aus gegen die Mafiti in Marsch gesetzt. Die Expedition bestand aus 14 Europäern, 2 Kompagnien Sulu, 2 Kompagnien Sudanesen, 3 Geschützen und 500 Trägern.

Unterwegs entschloß sich Zelewski, der zur Verpflegung der Karawane nach Norden ausbiegen mußte, infolge neuer Raubzüge der Wahehe zuerst mit diesen abzurechnen und marschierte auf die Hauptstadt des Landes Iringa los. Die Wahehe wichen zurück. Beim Vorrücken wurden eine Anzahl Temben (große zusammenhängende, meist 4eckige Gehöfte mit Erddach) zerstört und die sich zeigenden Wahehe durch Schüsse verjagt. Beabsichtigt war zunächst eine Strecke vor der Hauptstadt zu warten, um noch einen Vergleich zu ermöglichen bezw. einen Schutzvertrag abzuschließen.

Wie später durch überlebende Augenzeugen und durch Schilderungen von Wahehe — besonders durch diejenige ihres Führers Mpangire — die zugegen waren, festgestellt wurde, spielte sich nun das folgende Drama ab. Der Sultan der Wahehe, der „Kwawa", hatte seinen Bruder Mpangire mit seinen Kriegerhorden Zelewski entgegengeschickt, um ihn zu überfallen.

Der äußerst geschickte Plan war, sich hinter einem langgestreckten Hügel in Rugaro, an dessen Hang die Karawane vorbei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

marschieren mußte, in den Hinterhalt zu legen und die ganze Kolonne zuerst vorbeiziehen zu lassen, bis ihre Spitze den linken Flügel der versteckten Wahehemassen erreicht habe. Hier war ein Elefantenjäger hinter einem Affenbrotbaum aufgestellt mit dem Auftrage Zelewski, der stets bei der Spitze ritt, nieder zu schießen.

Dieser Schuß sollte das Signal zum allgemeinen Angriff sein. Die Marschkolonne Zelewskis näherte sich und der größte Teil derselben war, wie verabredet, vorbeigelassen, als auf Veranlassung des Leutnants von Heydebreck der Leutnant von Zitzewitz auf einen aufgebaumten Adler einen Schuß abgab.

Die Wahehe hielten den Schuß für das Signal zum Angriff und stürmten in gewaltigem Anlauf alles niedermachend auf die dem schmalen Pfade entsprechend lang auseinandergezogene Marschkolonne ein. Wie mir später einige überlebende Sulu meiner Kompagnie, welche die Expedition mitgemacht hatten, erzählten, hatte die Truppe nicht geladen, die neuen Patronentaschen öffneten sich schwer in der ersten Verwirrung, so daß die kostbarsten Sekunden zur Abwehr verloren gingen und das Vernichtungswerk der wilden Massen im Augenblick vollen Erfolg hatte.

Dazu kam, daß die die Geschütze tragenden Esel durchgingen und in die Kolonne stürmten, das Durcheinander noch vergrößernd. Die Geschütze konnten daher auch nicht in Tätigkeit treten.

Dem Stoße eine kurze Strecke seitwärts ausweichend um Zeit zum Laden zu bekommen, schlossen sich blitzschnell die Askaris in Gruppen zusammen und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die angreifenden Massen. Ihre Verteidigung war eine so tapfere, daß auch die Wahehe schwere Verluste erlitten und eine große Zahl ihrer Krieger auf dem Schlachtfelde ließen. Aber die Übermacht war zu groß und der Überfall zu gut geglückt. Die Expedition wurde fast ganz vernichtet. An Toten hatten die Unseren 10 Europäer, darunter 4 Offiziere, 6 Unteroffiziere, an 250 Soldaten und 100 Träger zu beklagen. Nur die Nachhut unter Leutnant von Tettenborn, die in großem Abstande hinter der Hauptkolonne marschierte, entging dem Gemetzel. v. Tettenborn sammelte die Reste der unglücklichen Kriegerschaar und kehrte mit dem schwerverwundeten Leutnant v. Heydebreck und 2 Unteroffizieren zur Küste zurück. Leutnant v. Pirch und Arzt Dr. Buschow wurden gleich bei Beginn des Überfalls mit Speeren von ihren Reittieren hinabgestochen. Wie Mpangire erzählt, hat Zelewski noch einige Gegner niederzuschießen vermocht, wurde dann

aber von hinten mit einem Speere durchbohrt. Für diese Tat soll der Mhehe, der den Stoß führte, den ehrenvollen Beinamen Zelewskis „Bana Nyundo" d. i. Hammer erhalten haben.

Die Wahehe hatten solche Verluste erlitten, daß sie sich den Tag nicht als Sieg anrechneten und lange Zeit die Trauergesänge der Frauen ertönen ließen.

Der Sultan Kwawa soll geschworen haben, sich nie wieder den Deutschen in offenem Felde zum Kampfe zu stellen.

Als 4 Jahre später mein Bruder Hauptmann A. Fonck das Schlachtfeld gelegentlich einer Marschpause aufräumen ließ, wurden über 250 Skelette in einem großen Grabe beigesetzt. Die Sudanesen bedankten sich dafür voller Genugtuung, daß nun ihre Kameraden Ruhe gefunden hätten.

Wohl hatte die Truppe eine vernichtende Niederlage erlitten! Aber es war ein Unglück, welches bei der Unkenntnis über die Gefechtsart und die Absichten der Wahehe, in einem fremden, ganz unerforschten Lande, in schwierigem unübersichtlichem Gelände auch bei größter Vorsicht hereinbrechen konnte. Der Tag darf trotz Allem als heldenmütiger Kampf gegen einen überlegenen Gegner in der Geschichte der Truppe gelten. Man hat s. Z. v. Zelewski die Schuld an der Niederlage aufbürden wollen. Die spätere Forschung hat bewiesen, daß er diesen Vorwurf nicht verdient.

Er wollte noch in Unterhandlungen eintreten und scheint einen Angriff der Wahehe für ganz unwahrscheinlich gehalten zu haben, wenn er auch diese Möglichkeit erwogen haben mag. Zugegeben werden muß allenfalls, daß die Expedition gegen die Wahehe für die damalige Zeit überhaupt noch verfrüht und daß es anscheinend falsch war, in Uhehe mit der Eröffnung der Feindseligkeiten zu beginnen, bevor es feststand, daß Verhandlungen mit dem Sultan zwecklos waren. Vielleicht war gerade der letztere Umstand insofern verhängnisvoll, als er die Wahehe überzeugte, daß die Frage ob Krieg, ob Frieden bei den Deutschen in ersterem Sinne bereits entschieden sei.

Das Ansehen der Weißen und der Glaube an ihre Macht hatte eine schwere Schwächung erfahren, deren Wirkung bald weite Kreise zog und den zähen Widerstand anderer großer Sultanate gegen die deutsche Herrschaft zur Folge hatte.

Nach der Niederlage Zelewskis wurde die Station Kilossa gegründet, um Land- und Handelsstraßen gegen die erneuten Einfälle der Wahehe zu schützen. In weiteren Gefechten gegen diese fand Leutnant Brüning den Heldentod. Arzt Dr. Arning warf sich einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anderen Einfall entgegen und schlug ihn mit großen Verlusten für den Gegner ab.

Ebenfalls wurde nun Kisaki angelegt, da die dortige Gegend eine beliebte Einfallspforte der Mafiti war.

An eine sofortige Vergeltung für Rugaro war angesichts der Schwäche der Truppe und notwendiger anderer Aufgaben nicht zu denken.

Erst 3 Jahre später war Gouverneur Oberst v. Schele so weit, mit einer sorgfältig vorbereiteten Expedition gegen die Wahehe einen größeren Schlag führen zu können.

Er zog mit allen verfügbaren Kräften gegen Iringa (Kwirenga) und stürmte am frühen Morgen die Stadt.

Nach dem unglücklichen Zuge Zelewskis hatte der „Kwawa" auf den Rat des mit ihm inzwischen befreundet gewordenen Arabers Rumaliza, der vorher am Tanganika und im Kongostaate einen bedeutenden Einfluß besessen hatte, seine Hauptstadt mit starken Mauern und Bastionen umgeben lassen. Er wollte vorbereitet sein, da er wohl wußte, daß eine Vergeltung für die uns zugefügte Niederlage nicht ausbleiben könne.

In Wirklichkeit nutzte ihm die Befestigung nichts und Rumaliza tat unabsichtlich mit seinem Rate eigentlich nur uns einen Gefallen, indem die Wahehe veranlaßt wurden sich zum Kampfe zu stellen.

Man freut sich in Afrika immer, wenn der Gegner stehen bleibt oder in einer Verschanzung oder sonstigen festen Stellung den Angriff erwartet. Dann kennt man sein Ziel und weiß, auf welchen Punkt die Operation zu richten ist.

Viel schwieriger und anstrengender — dabei aber wenig Erfolg versprechend — gestaltet sich die Lage, wenn der Gegner ausweicht, sich zurückzieht, versteckt, verkrümelt und in kleinen Gruppen weit ab im Dickicht, in Höhlen oder unzugänglichem Felsengewirr aufgesucht werden muß.

Ein frischer, fröhlicher Sturmangriff ist ein Vergnügen gegen eine solche meist aussichtslose Hetze auf den allen Zusammenstößen ausweichenden Feind, der nirgends zu fassen ist.

Die Mauern Iringa's waren aufgebaut und ein tiefer, mit Dorngestrüpp ausgekleideter Graben sollte die Angreifer aufnehmen. Der Graben war aber nicht fertig geworden und der Kreis nicht geschlossen. Am Abend vor dem Sturm auf Iringa führte

Kompagnieführer Prince eine Erkundung nach der Stadt zu aus, stieß auf den Dorngraben und stellte, diesem folgend, sein Ende und so die Unfertigkeit des verhängnisvollen Hindernisses fest. Hierdurch war es möglich geworden am nächsten Morgen die Sturmkolonnen an dem Graben vorbei zu dirigieren. Der Kampf um Iringa endete mit der völligen Flucht der Wahehe. Der „Kwawa" selbst hatte sich schon vorher in Sicherheit gebracht.

Wenn auch eine Menge Elfenbein in unsere Hände fiel, viele Hinterlader und die Geschütze Zelewskis wieder in unseren Besitz kamen und zahlreiche Wahehe gefallen waren, so stellte es sich doch später heraus, daß die Erstürmung Iringa's nicht ausreichend war die Wahehe so empfindlich zu treffen, daß ihre Kraft gebrochen war.

Der Sieg konnte nicht voll ausgenutzt werden, weil infolge anderer Unruhen nicht sofort an geeigneter Stelle nahe der eroberten Stadt (etwa an dem Platze der heutigen Mission) eine feste Station unter dauernder Besetzung mit mindestens einer starken Kompagnie angelegt wurde.

Bald nach dem Abmarsch des Gouverneurs nach Uhehe hatte der Sklavenhändler und Häuptling Hassan bin Omar aus dem Hinterlande von Kilwa sich infolge der Entblößung der Küste von Truppen veranlaßt gesehen, mit seinen Anhängern einen Handstreich gegen die Stadt zu unternehmen. Wenn auch die Behörde hier von diesem Einfall überrascht wurde und die Stadt schon erreicht war, gelang es doch, den Plan Hassan's zu vereiteln und die Eindringlinge mit blutigen Köpfen heimzuschicken.

Trotz der Nachricht von der Bedrohung der Küste führte Gouverneur v. Schele die Expedition nach Uhehe durch, kehrte dann aber in Rücksicht auf die Küstenunsicherheit mit den verfügbaren Truppen zurück. Auf dem Rückmarsche wurde er von größeren Wahehehaufen wieder angegriffen, ohne daß diese einen Erfolg erzielten.

Infolge des baldigen Abmarsches aus Uhehe — auch der zuerst in richtige Erkenntnis der Lage dort zurückgelassenen Truppen — war der große Erfolg v. Schele's nicht von lange anhaltender Wirkung. Die Wahehe begannen später ihr altes Unwesen wie vorher zu treiben. —

Die Erfahrung hat bis heute gelehrt, daß Straferpeditionen, die nur schnell das Land durcheilen und dann zur Station zurückkehren, eine nachhaltige Wirkung fast nie erzielen und bald wiederholt werden müssen. Nur längerer Aufenthalt der Truppe, dauerndes Zeigen der Macht kann dauernden Erfolg zeitigen. Dieser blieb

bei vielen Straferpeditionen deshalb aus, weil es — von den Kosten abgesehen — bei der geringen Stärke der Schutztruppe unmöglich war, jedem unbotmäßigen Häuptling von größerer Bedeutung und Macht eine Station oder einen Posten ins Land zu setzen, oder auch nur in kürzeren Zeiträumen Truppen als Warnung zu zeigen. —

2 Jahre später wurde Hauptmann Prince nach Uhehe entsandt, um bei Iringa eine neue Station anzulegen und mit dem Kwawa einen dauernden Frieden zu schließen.

Trotz verschiedener Versuche des Gouvernements, den Oberhäuptling der Wahehe hierzu zu bewegen, konnte dieser es weder fassen noch glauben, daß die Zelewski'sche Niederlage ihm nicht noch den Kopf kosten sollte und er vermochte sich nicht zu entschließen, den angebotenen Frieden anzunehmen. Die Friedensverhandlungen zerschlugen sich und in mühevollem, schweren Ringen unter unausgesetzter Anspannung aller Kräfte gelang es schließlich, Uhehe zu unterwerfen. Der Sultan selbst floh zuletzt, von allen Anhängern verlassen, in dichteste Wildnis. Als er keinen Ausweg mehr sah den unermüdlichen Verfolgern zu entrinnen, gab er sich selbst mit einer seiner letzten Patronen aus einem Zelewski-Karabiner den Tod

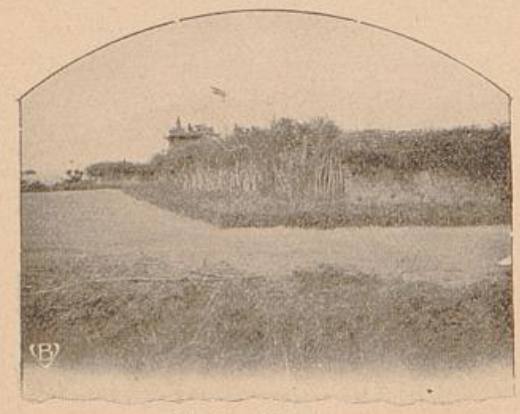
Er wollte lieber sterben, als sich ergeben.

Sein noch nicht erkalteter Leichnam wurde $^1/_2$ Stunde später von dem ihm dicht auf die Spur gekommenen Feldwebel Merkl im einsamen letzten Waldversteck gefunden.

Die endgültige Unterwerfung Uhehes hatte 3 Kompagnien jahrelang unausgesetzt in Atem gehalten und war erst 1898 beendet.

Die 2. Komp. unter Prince besetzte Iringa.

Die 3. Komp. lag in der durch Oberleutnant A. Fonck angelegten Station Idunda und hielt Ruhe in diesem Teil Uhehes. Idunda wurde später wegen Wassermangel aufgegeben, die Station nach Kalinga verlegt. Von hier mußte sie 1899 wegen Nahrungsmangel abziehen. Die 6. Komp. unter Hauptmann v. Prittwitz wurde nach Beendigung der Unruhen in Uhehe in Bis-



Station Idunda.
— Aufnahme von A. Fonck. —

marckburg am Südende des Tanganikasees stationiert. — Die Wahehe haben sich bis in die jüngste Zeit als willige Untertanen verhalten und Aufstandsgelüste nicht gezeigt. Bis heute haben sie zur Regierung gehalten und sind auch im letzten großen Aufstande bis auf die Grenzgebiete nicht abgefallen. —

In Tabora waren die Verhältnisse gleich zu Anfang recht schwierige, da sowohl die Araber ihre Existenz bedroht sahen, als auch der mächtige Häuptling Sike von Unyanyembe von vornherein feindlich gesonnen war.

Die Araber unterstützten ihn im geheimen und die Stimmung war bald eine bedrohliche. Die Niederlage Zelewskis war zudem sofort bekannt geworden und in frischer Erinnerung.

Schließlich wurde die Lage unhaltbar und der damalige Stationschef von Tabora Dr. Schwesinger sah sich gezwungen, gegen Sike mit Gewalt vorzugehen.

Auf die unfern Tabora gelegene feste Stellung Sike's wurde mit Unterstützung der Abteilung des im Dienste des Antisklaverei-Komitees befindlichen Grafen v. Schweinitz ein Sturm unternommen, der über die zahlreichen Hindernisse bis an das Sultanshaus herangetragen wurde. Die Verluste unsererseits waren aber so groß, die Munition knapp geworden, Graf Schweinitz schwer verwundet, daß die stürmenden Truppen die gänzliche Zerstörung der stark befestigten Boma Sike's nicht bewerkstelligen konnten. Die endgültige Unterwerfung Sike's mußte daher verschoben werden. Die Lage in Tabora wurde immer bedenklicher. Sike sperrte die Straßen, der Handel stockte ganz. Die Bewohner Tabora's nahmen offen für ihn Partei.

In diesen gefahrvollen Tagen traf Leutnant Prince mit Verstärkung zur Ablösung des Dr. Schwesinger in Tabora ein und entschloß sich zum neuen Angriff auf Sike's Sitz. Nach schwerem, hartnäckigem Kampf wurde das von neuem stark befestigte Kwikuru (Feste) gestürmt und von Grund aus zerstört. Als Sike sah, daß seine Sache rettungslos verloren war, beschloß er zu sterben. Mit seinen Frauen und seinem wertvollen Besitz sprengte er sich durch Anzünden seines Pulvermagazins in die Luft.

Mit diesem großen Erfolge war die Waffenehre wiederhergestellt. Die Araber unterwarfen sich sofort und die anderen Häuptlinge Unyamwesis folgten ihrem Beispiel.

Ruhe und Ordnung waren wieder eingekehrt.

Im Bezirk Tabora ist es in den nächsten Jahren zu größeren

Kriegszügen nicht mehr gekommen. Zu erwähnen ist der Zug Leue's gegen Tagaralla in Ugalla, der Zug des Leutnants von Trotha gegen Katuga moto von Urambo und die Expedition des Hauptmanns Puder gegen die Häuptlinge von Sseke. Außer kleineren Streifzügen gegen einzelne unbotmäßige Häuptlinge und Karawanenräuber war ein Einschreiten aus Anlaß bedeutenderer Ruhestörungen seither nicht mehr nötig. Als besonders bemerkenswert muß es bezeichnet werden, daß der jüngste Aufstand auf den Bezirk Tabora nicht übergegriffen hat. Es ist dies um so erfreulicher, als die sehr zahlreichen Wanyamwesi der Sultane um Tabora zum großen Teil eine wilde und kriegslustige Gesellschaft sind und eine große Zahl von Vorderladern besitzen.

In den Jahren 1896—1902, während welcher Zeit ich die verschiedensten Teile von Unyamwesi durchzogen habe, traf ich fast keinen erwachsenen Mann ohne Gewehr. Das gleiche war in den Ländern zwischen Tabora und Udjidji der Fall. Ein vereinter Wanyamwesiaufstand hätte im vorigen Jahre vermutlich die schlimmsten Folgen nach sich gezogen. Glücklicherweise ist uns eine solche Erhebung, — wie sie schon seit einer Reihe von Jahren prophezeit wurde — bisher erspart geblieben. Auch jetzt haben sich die Wanyamwesi nirgends dem im südlichen Teil der Kolonie ausgebreiteten Aufstande angeschlossen. In den Bezirken, die — ebenso wie Tabora, Mpapua, Kilimatinde, Moschi und andere — jetzt ruhig blieben, dürfte die Haltung der Eingeborenen außer den schnellen Erfolgen gegen die Aufständischen und dem Eindruck ihrer großen Verluste auch der dortigen Bezirksverwaltung gutzuschreiben sein.

Daß die Aufrechterhaltung der Ruhe hier trotz der oft mehr wie bescheidenen Truppenzahl geglückt ist, stellt einen Erfolg dar, wie er nach dem schnellen Umsichgreifen der Bewegung im Süden kaum erhofft werden durfte. Er ist umsomehr der Anerkennung wert, als er uns wahrscheinlich sehr erhebliche Opfer an Gut und Blut erspart hat.

Am Kilimandjaro hatten die Häuptlinge zunächst gleichmütig zugeschaut, als die ersten deutschen Stationen entstanden.

Die weiße Nachbarschaft wurde ihnen aber schließlich doch unbequem und der Friede dauerte nicht allzulange. Als damals die Zustände drohende wurden, entschloß sich das Gouvernement dazu, nachdrücklich seine Macht zu zeigen und Ruhe zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Wißmann unternahm daher 1891 mit einer großen Expedition einen Zug nach dem Kilimandjaro und stürmte die Boma des Sultans Sina von Kibosho. Sina war damals der mächtigste Häuptling am Berge und sein Dorf vorzüglich befestigt. Dieser Erfolg machte einen tiefen Eindruck.

Nach dem Tode des deutschfreundlichen Mandara von Moschi spitzten sich die Verhältnisse leider wieder so zu, daß es im Juni 1892 zum Kampf gegen dessen Sohn Meli kam, in welchem der Stationschef von Moschi Freiherr von Bülow und der Leutnant Wolfrum fielen.

Es dauerte bis zum August des folgenden Jahres, bis Gouverneur Freiherr von Schele eine genügend starke Truppenmacht zusammenziehen konnte, um die deutsche Herrschaft endgültig zu befestigen. Das Expeditions-Korps bestand nach Verstärkung durch alle verfügbaren Mannschaften der Garnisonen Masinde und Kisuani aus 5 Kompagnieen mit 23 Europäern, 566 farbigen Soldaten. Die Boma Melis wurde nach mehrstündigem Gefecht genommen und die Moschileute vertrieben. Diesseits fiel Leutnant Ax. Im Kilimandjarobezirk trat nun Ruhe ein und erst 3 Jahre später — im November 1896 und zu Beginn des folgenden Jahres — waren Expeditionen gegen die Waarusha am Meruberge unvermeidlich. Ebenfalls zu dieser Zeit wurde eine Expedition gegen die Cendéo-Masai unternommen. Im Februar 1902 kam es zu einer erneuten Unternehmung gegen die Waarusha und Wameru vom Meruvulkan.

Am Kilimandjaro selbst hatten die unruhigen Elemente allmählich wieder die Oberhand gewonnen. Die Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge gegen die Deutschen war so groß geworden, daß ein Überfall auf die Station Moschi sorgfältig vorbereitet wurde und um ein Haar zur Ausführung gekommen wäre. Die Gefahr wurde noch eben rechtzeitig erkannt und abgewendet. Die als Anstifter und Hauptmitschuldigen betrachteten Häuptlinge und Großen wurden verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, von diesem des Hochverrats für schuldig befunden und hingerichtet.

In den letzten Jahren machte sich am Kilimandjaro mehrfach eine neue Gährung im Lande gegen die Verwaltung geltend, wobei der Tod der Häuptlinge, der nicht vergessen werden konnte, wohl eine Rolle spielte. Seitdem das Gouvernement — auf diese Gefahr aufmerksam gemacht — die geeigneten Maßregeln zur Verhütung erneuter Unruhen ergriffen hat, ist anzunehmen, daß die Ruhe am Kilimandjaro vorhalten wird. Sache einer weitsichtigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingeborenenpolitik wird es sein, an die Leute in Steuer- und Arbeiterfragen nicht zu hohe Anforderungen zu stellen. Dann werden sich die Wadjagga nicht erheben.

Der Umstand, daß sich in jüngster Zeit eine größere Anzahl Buren zwischen Kilimandjaro und dem Meruberge angesiedelt haben — die Zahl beträgt mit Frauen und Kindern etwa 300 — wird mit dazu beitragen, unzufriedene Elemente in respektvoller Bescheiden-



Frühere Gegner der Truppe: „Wadjagga von Kilimandjaro".

heit zu halten. Die Männer bilden einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs an Macht in jener Gegend. Weiterer Zuzug von weißen Ansiedlern, auch Deutschrussen, ist bevorstehend. Bei der Besiedelung müssen nur die alten Rechte der Eingeborenen gewahrt und Härten und Ungerechtigkeiten vermieden werden. Die Bewohner des Kilimandjaro werden — ebenso wie diejenigen anderer zu europäischer Besiedelung geeigneter Länder — naturgemäß durch das Erscheinen immer neuer weißer Ansiedler beunruhigt, da sie fürchten, daß sie ihr Land verlieren müßten. Sehen sie, daß dies nicht der Fall ist, daß ihre Rechte erhalten bleiben und daß die mehr nach Betätigung in der Ebene zielenden Interessen der neuen Kolonisten mit ihren an den Berghängen belegenen Stammsitzen und Feldern nicht kollidieren, so werden sie sich damit bescheiden und abfinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Aufgabe, geordnete und gesicherte Zustände in der Kolonie zu schaffen, der Willkürherrschaft, den Übergriffen und Gewalttaten einzelner Häuptlinge und Stämme ein Ende zu machen, verlangte durch eine Reihe von Jahren das Entsenden größerer und kleinerer Expeditionen der Truppe. Teils zur Niederschlagung ausgebrochener Aufstände, teils zur Unterdrückung lokaler Unruhen wurde die Tätigkeit derselben in allen Teilen des Landes in Anspruch genommen, bis vor einigen Jahren die Ruhe im Schutzgebiet im großen und ganzen überall als hergestellt gelten konnte. Ein näheres Eingehen auf alle Expeditionen und Unternehmungen oder auch nur das genaue Aufzählen derselben würde den Rahmen der Arbeit überschreiten. Dem Leser, welcher sich für die Einzelheiten dieser vielen Züge interessiert, sei das amtliche Kolonialblatt, welches eine Fülle interessanter Nachrichten aus allen Kolonien enthält, zum Studium empfohlen.

Erwähnt seien noch unter anderen die Expeditionen v. Schele's zum Nyassa, des Oberstleutnants v. Trotha gegen Hassan bin Omar und Matschemba, später seine große Bereisung des Schutzgebietes, Matschembas endgültige Niederwerfung 1899, mehrere Gefechte gegen die Wahehe, Wanyamwesi, Wagogo, Waha, Wavinsa Wataturu, Masai u. a.

Gefechte in Upogoro, Songea, Ussandaui, Issansu, Iraku, Useguha, Turu, Matumbi, Urundi und Ruanda, am Viktoria-Nyansa, Tanganika, Nyassa und andere mehr.

Kurz, fast überall sehen wir, wie um ihre Macht und ihr Ansehen besorgte Häuptlinge und kriegerische Stämme, wie unzufriedene, ehrgeizige Berater und sozusagen Minister Unruhen und offene Auflehnungen anzuzetteln versuchten, wie räuberische Völker wie früher andere weniger kriegslustige überfielen, wie die Masai zum Viehraub in friedliche Gegenden einbrachen und wie sich alle erst dann zufrieden gaben und ihr Unwesen einstellten, als sie die Macht des neuen Landesherrn fühlen und anerkennen mußten.

Auf eine Verwendung der Truppe sei noch hingewiesen, die in gewissem Sinne außerhalb des Rahmens ihres eigentlichen Zweckes lag und nicht vorhergesehen werden konnte. Es sind dies die Fälle, in denen sie zum Schutze der Grenzen der Kolonie gegen Unruhen von außerhalb und zur Wahrung deutscher Interessen herangezogen werden mußte.

Im April 1896 wurden an der Küste in Moa nahe der englischen Grenze 4 Kompagnien mit zusammen 500 Mann ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sammelt, um die Entwaffnung des von den Engländern verfolgten früheren Wali von Gazi Mbaruk bin Raschid durchzuführen. Dieser war mit seinem Anhang von etwa 3000 Leuten, — unter denen 1500 Krieger sein sollten — auf deutsches Gebiet übergetreten und man nahm an, daß die Waffenabgabe ohne Anwendung von Gewalt kaum vor sich gehen würde. Die Angelegenheit verlief aber vollkommen friedlich und Mbaruk wurde bei Daressalaam angesiedelt. —

Im Jahre 1897/98 brachen im englischen Nachbarreich Uganda größere Unruhen aus, die ihre Wellen vorübergehend bis ins deutsche Gebiet ausstrahlten. Der von den Engländern aus Uganda verjagte König Mwanga suchte Zuflucht im deutschen Gebiet und wurde in Muansa untergebracht. Von hier entfloh derselbe ohne ersichtlichen Grund.

In Uganda meuterten dann die Sudanesentruppen, um besseren Sold zu erlangen. Als die Engländer der Sudanesenbewegung längere Zeit nicht Herr werden konnten, begann die Bewegung politisch bedeutsamer zu werden. Die deutsche Grenze des Bukobagebietes wurde besetzt, um ein Übertreten der Rebellen aus Uganda zu verhindern. Die deutschen Stationen Muansa und Bukoba unterstützten die Engländer wirksam durch Lieferung von Pulver. Diese zogen von Mombassa her indische Truppen heran und konnten das Eintreffen derselben noch so rechtzeitig ermöglichen, daß der Sudanesenaufstand zum Scheitern gebracht wurde. —

Zu ernsterer Besorgnis gaben 1898 die unruhigen Zustände im Osten des Kongostaates Veranlassung, als dort die meuternden Truppen nach Ermordung ihrer europäischen Führer die deutsche Grenze bedrohten. Die Zustände hatten sich hier so gefährlich gestaltet, daß nach mehrfachen Niederlagen der Kongolesischen Truppen gegen die Meuterer im Norden des Tanganikasees



Legt an!

jene die Station Uvira aufgaben und sich unter den Schutz des deutschen Postens Usumbura stellten.

Hier wurde ihnen bereitwilligst Aufnahme gewährt.

Diese Unterstützung wäre für den schwachbesetzten Posten Usumbura beinahe verhängnisvoll geworden, da die Meuterer nun auch diesen vernichten wollten. Zum Glück traf hier zu rechter Zeit unerwartete Verstärkung ein.

Ein unter meiner Führung nach nicht ganz 11tägigem Gewaltmarsch von Tabora in Udjidji eingetroffenes Detachement von 2 Europäern, 40 Askaris ging auf die Nachricht von der Gefahr in Usumbura unverzüglich auf dem Wasserwege dorthin ab, führte den Entsatz des schwerbedrohten, gänzlich unbefestigten Postens durch, wandte die Gefahr eines Angriffs der Meuterer ab und rettete die gefährdete geringe Besatzung aus einer Lage, deren Ausgang sehr leicht unglücklich sein konnte und dann vielleicht die weitere Existenz der deutschen Stationen am Tanganika auf Jahre hinaus in Frage gestellt hätte. —

Die durch die Meuterer geschaffenen Verhältnisse führten in der Folge zur Besetzung des Russissiflusses und des Gebietes am Kivusee durch uns, um Einfälle in die unter deutscher Verwaltung stehenden Länder zu verhindern und weil der Kongostaat in jenen Gebieten zunächst selbst weder Ruhe schaffen noch verhindern konnte, daß die Unruhen evtl. auf das deutsche Gebiet übergreifen würden.

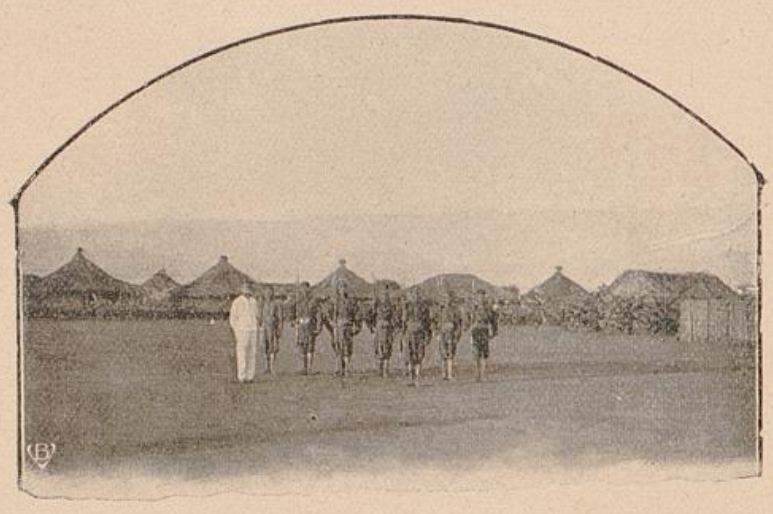
Diese dauernde Beunruhigung der deutschen Grenze machte die Besetzung eines Gebietes nötig, welches man bisher als zum Kongostaat gehörig betrachtet hatte.

Als sich später die Rebellen zerstreuten und neue Truppen des Kongostaates die aufgegebenen Stationen und Landschaften wieder besetzten, wurde das Zurückziehen der deutschen Posten gefordert, es aber abgelehnt diesem Ersuchen nachzukommen, weil die politischen Verhältnisse die Beibehaltung einer natürlichen Grenze dringend verlangten und zudem deutscherseits Besitzrechte an das mittlerweile besetzte Gebiet auf Grund früherer allgemeiner Verträge geltend gemacht wurden. Die Kongoverwaltung versammelte darauf eine größere Truppenzahl am Russissi, um zu demonstrieren und ihre beanspruchten Rechte zu wahren. Deutscherseits wurde darauf mit einer größeren Truppenzusammenziehung geantwortet. Aus Bukoba Tabora, Bismarckburg, Udjidji und Usumbura rückten die grade noch verfügbaren Teile der Schutztruppe ebenfalls zum Russissi heran und bezogen dort ein Bereitschaftslager. Die Lage wurde ernst, da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptmann Bethe mit allem Nachdruck die Wahrung unserer Interessen verfocht und der das Kommando führende Offizier der Kongostaatlichen Truppen ebensowenig nachgeben wollte und konnte.

Aber trotzdem die Spannung einen bedrohlichen Grad erreichte, gelang es, einen Konflikt in letzter Stunde zu vermeiden. Es wurde von Hauptmann Bethe der große Erfolg einer vorläufigen Einigung erzielt, nach welcher das von uns besetzte Gebiet fernerhin besetzt blieb und die bisherige deutsche Verwaltung in demselben weiter ausgeübt wurde. Die Kongoverwaltung behielt sich vor, Protestposten zu errichten und belegte einige Punkte östlich der Russissi — Kivulinie mit kleinen Abteilungen, um dadurch die Wahrung ihrer Rechte zu dokumentieren. Eine spätere Regelung der Grenzstreitigkeiten sollte auf diplomatischem Wege erfolgen. Um zu derselben die Grundlagen zu gewinnen, wurde in den Jahren 1900—1902 das in Betracht kommende Gebiet durch je eine deutsche und belgische Vermessungsexpedition trianguliert und kartographiert. An dieser Expedition nahm ich als Führer der Truppe und Topograph teil.

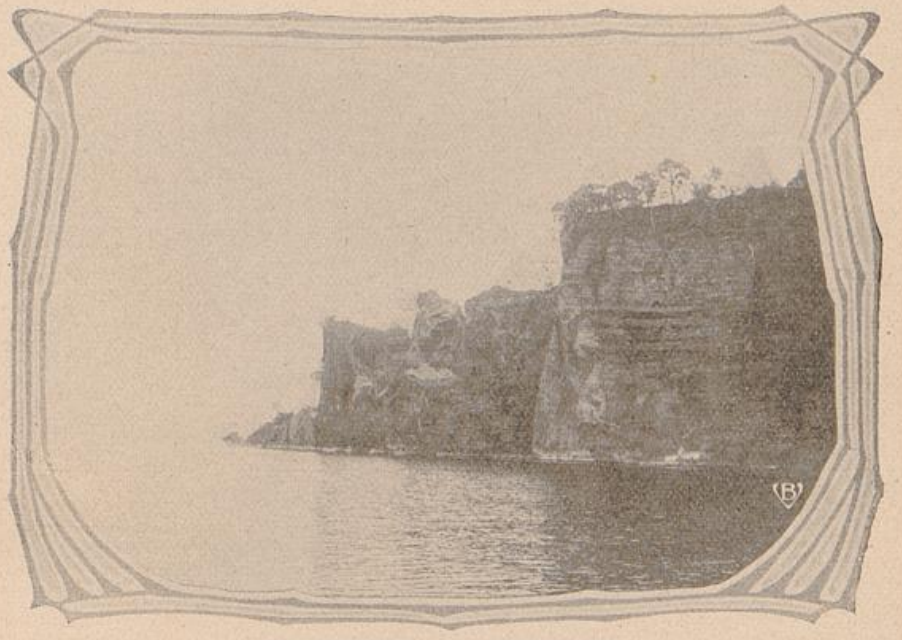


Kongolesische Söldner auf dem Posten Tshivitoke am Russissi.

Bei unserem Truppenaufmarsch an der Grenze des Kongostaates hatte das Auftreten, die Disziplin und der gute Ruf der Schutztruppe die gewünschte Wirkung. Ihr Eindruck verfehlte nicht, die schwarzen Kongosöldner mutmaßen zu lassen, daß ein Waffengang mit ihr eine heikle Sache sei und eine Probe, auf die unschwer verzichtet werden könne. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der portugiesischen Kolonie im Süden unseres Schutzgebietes kam es im Laufe der Jahre ebenfalls einige Male zu bedeutenderen Auflehnungen, welche das Entsenden größerer Expeditionen von Seiten der Portugiesen nötig machten. Da hierbei ein Übertreten



Nordküste des Kivusees (ehemalige Krater).

von zahlreichen bewaffneten Eingeborenen über den Rovumafluß in unser Gebiet zu erwarten war, wurde jedesmal eine Abteilung der Schutztruppe an diesem Fluß postiert mit der Aufgabe, die Übertretenden zu entwaffnen, um Ruhestörungen zu verhindern.

Ein Einschreiten ist nicht erforderlich geworden.

IV. Kapitel.

Der jüngste Aufstand.

In der Kolonie schien Alles ruhig zu sein.

Seit Jahren war es zu Störungen des Friedens von größerer Bedeutung nicht gekommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sogar einer Verminderung der Truppe wurde das Wort geredet. Daß diese Ruhe aber nur eine scheinbare war, daran zweifelte derjenige nicht, der infolge täglicher enger Berührung mit dem Volke den Charakter der Landeseinwohner und ihr instinktives Widerstreben gegen die ihnen noch unverständliche und zu schnell kommende Kultur sowie den damit verbundenen Zwang zur Tätigkeit erkannte. Die Bedenken dieser Warner verklangen gegenüber der Ansicht optimistischer veranlagter Beurteiler, daß kein Grund zur Besorgnis vorhanden sei. Immerhin erreichten die Vorsicht mahnenden Stimmen, daß eine Verminderung der Truppe unterblieb.

Es war klar, daß der Weiße um seiner selbst und seiner Neueinrichtungen willen nicht geliebt sein konnte, und daß nur die Furcht und der Respekt vor seiner Macht und einer starken Schutztruppe den Landesfrieden erhielt.

Man muß bedenken, daß freie Naturvölker, die in Jahrtausenden so wurden, wie wir sie fanden, nicht in 20 Jahren in ihren Anlagen und ihrem Charakter so umgeformt werden können, daß sie fernerhin aus willigen, arbeitsfreudigen und gehorsamen Mitgliedern bestehen. Die Natur kennt keine Sprünge. Wer dies bedenkt, wird sich nicht wundern, daß die Fortschritte in einer Kolonie zunächst langsame sein müssen Die trotzdem bisher in Ostafrika erzielten Erfolge deutscher Kulturarbeit können im Hinblick hierauf als erstaunliche bezeichnet werden.

So lange die auf die Volkspsyche durch die Landeseinnahme und den gewaltigen Eingriff in die bestehenden Verhältnisse ausgeübte Chockwirkung vorhielt und der Weiße noch als ein mit übernatürlichen Kräften ausgestattetes Wunderwesen galt, konnte alles gut gehen und bleibenden Frieden vortäuschen. Darin liegt die Erklärung für die Ruhe während einiger Jahre, welche scheinbar anzeigte, daß die unterworfenen Völker sich mit der neuen Herrschaft abgefunden hatten.

Dieser Umstand und die verhältnismäßig leichte Unterwerfung vieler Stämme hatte zur Folge, daß die Widerstandslust und -Kraft der Leute ebenso unterschätzt, wie die Leichtigkeit der Verwaltungsdurchführung überschätzt werden konnte.

Indem sich die Völker von dem lähmenden Einfluß der Landeseroberung allmählich erholten, erkannten sie, daß die Weißen Menschen gleich ihnen seien. Sie bemerkten, daß diese untereinander oft uneinig und verfeindet waren, daß Einrichtungen des Vorgängers vom Nachfolger gern ignoriert oder sofort geändert wurden. Sie sahen

an den in das Land kommenden Glücksrittern, daß nicht jeder Europäer ein großer Herr ist, daß es Hohe und Niedrige, Reiche und Arme gibt, und daß Laster und Schwächen vielen Weißen nicht fremd sind, ja daß sie darin von einzelnen noch lernen konnten.

Das Ansehen der weißen Rasse nahm ab. Das Bewußtsein der eigenen Kraft kehrte zurück und damit die Sehnsucht nach der alten Ungebundenheit.' Die Reaktion auf die etwas zahlreich eingeimpften Kulturbazillen war zu erwarten. Bei allen kolonialen Eroberungen der Kulturvölker ist es wohl nicht viel anders zugegangen. Die Generation, welche wir vorfanden und die die „gute alte Zeit" noch kannte, wird sich, so lange sie eine Erhebung für aussichtslos hält, dem Zwange fügen und der Macht beugen; aus Überzeugung befreunden wird sie sich mit der Neuordnung der Dinge und deren Wirkung nicht. Die heranwachsende Nachkommenschaft, welche nur die neue Zeit kennen lernt, wird sich immer leichter hineinzufinden verstehen.

Die Friedenspropheten behielten Unrecht.

Die Vertreter jeder der beiden Ansichten waren aber wohl ohne viele Ausnahmen gleich überrascht von Art und Ort des Aufstandsausbruchs, sowie von der Schnelligkeit, mit welcher die Bewegung um sich griff und von der Hartnäckigkeit des geleisteten Widerstandes. Während man mehr annahm, daß ein künftiger Aufstand im Innern und in den Nordbezirken ausbrechen, der Süden dagegen ruhig bleiben würde, kam es grade umgekehrt.

Im Süden und an der Küste ging der Tanz los und der Norden beteiligte sich nicht. In Afrika kam es wieder einmal anders als man dachte!

Daß eine Gährung schon länger bestanden haben muß, daß der Gedanke, die drückend empfundene Verwaltung mit ihren Steuern, ihren Eingriffen in alte Rechte und ihrem ewigen Ansporn zur Arbeit — kurz die notwendigen Begleiterscheinungen jeder Kultur — abzuschütteln, sich schon weit verbreitet haben mußte, geht aus dem raschen Umsichgreifen der Aufstandsbewegung hervor. Nicht weniger spricht hierfür das Zusammenhalten von Stämmen, welche sich früher immer befehdeten.

Dazu kam wohl das Bestreben, sich von Verschuldung, von Ausbeutung durch gierige Händler und von Bedrückung durch einzelne gewissenlose farbige Beamte, politische Agenten u. dergl. frei zu machen. —

Im allgemeinen werfen bevorstehende Unruhen ihre Schatten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

voraus. Man kann gewisse Anzeichen wahrnehmen, daraus schließen, daß etwas in der Luft liegt, und sich darauf vorbereiten. Diesmal blieben diese Anzeichen aus, oder sie entgingen der Beachtung. Die Eingeborenen hatten anscheinend gut verstanden, ihre Pläne für sich zu behalten.

Der Aufstandsgedanke ging fraglos in erster Linie von Häuptlingen, früheren Machthabern und einflußreichen Leuten aus, welche ihre Macht und ihre Einnahmequellen verloren hatten. Des Einverständnisses der Masse der Bevölkerung konnten sie aus den angeführten Gründen und wegen der natürlichen Abneigung gegen die weiße Rasse sicher sein. Ohne dieses Einverständnis hätten die Anstifter nichts unternehmen können. Andererseits erkannten sie wohl, daß die Menge sich an einer aussichtslosen Unternehmung kaum beteiligen und ihre Haut ohne weiteres nicht zu Markte tragen würde. Daher stellten die Häuptlinge und Medizinmänner in geschicktester und erfolgreicher Weise den krassen Aberglauben des Volks in ihren Dienst und erfanden das Märchen vom geweihten Wasser, das jeden Kämpfer unverwundbar mache.

Sie verstanden es, so überzeugend vorzugehen, daß ihr Zweck, die Leute zum Losschlagen zu bringen, völlig erreicht wurde Der unerschütterliche Glaube an die versprochene Wirkung setzte sich fest, fegte die Bedenken gegen das Wagnis hinweg, führte zum Anschluß an die Bewegung und erzielte einen für Neger ebenso ungewohnten Mut wie Todesverachtung im Kampfe. Die Annahme kann als richtig gelten, daß die Mehrzahl der Kämpfer von vornherein für die Bewegung zu haben und völlig einverstanden war, denn sonst wäre der Aufstand in sich zusammengebrochen, als des geweihten Wassers Wunderwirkung ausblieb.

Schien die Ruhe in der Kolonie also gesichert zu sein, so war die Überraschung um so größer.

Ende Juli 1905 brach das Gewitter in den Matumbibergen, wenige Tagemärsche von der bekannten Stadt Kilwa, los. Der Küstenort Ssamanga wurde niedergebrannt und die Inderläden geplündert. Ein weißer Ansiedler erschlagen! Im Nu hatten die Unruhen die ganze Gegend ergriffen. Auf dem Marsche ins Innere wurde der apostolische Präfekt Kassian Spieß von der St. Benediktusmissionsgenossenschaft, welcher — die Warnungen des Bezirksamts Kilwa nicht beachtend — seine Reise angetreten hatte, mit 2 Missionsschwestern und 2 Laienbrüdern von den Eingeborenen ermordet. Dann wurde der im gummireichen Dondeland gelegene



Der Strand bei Lindi.

Haus der D. O. A. G. Zollgebäude.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Der Strand bei Lindi.

Haus der D. O. A. G. Zollgebäude.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Posten Liwale angegriffen und niedergebrannt. Die kleine Besatzung fiel bis auf Wenige. Diese beiden Erfolge nützten der Bewegung sehr. Übertriebene Gerüchte von großen Niederlagen der Weißen gingen mit Windeseile ins Land.

Der Aufstand ergriff nun in rascher Folge das Hinterland von Kilwa und Lindi, den Süden des Bezirks Daressalam, die Bezirke Rufiyi, Mahenge, die Ulangaebene und einen Teil von Iringa, ferner Songea und dann den Bezirk Morogoro-Kisaki. Zuletzt war fast der ganze Süden des Schutzgebietes in die Bewegung eingetreten. Gleich zu Beginn wurden die verfügbaren Truppen nach den bedrohten Gebieten geworfen und hatten viele siegreiche Gefechte gegen die Aufständischen zu bestehen, welche allerseits mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit und Erbitterung fochten.

Die Lage schien dem Gouvernement so ernst, daß drahtlich Hilfe in Berlin erbeten wurde. 2 kleine Kreuzer aus Ostasien und eine Kompagnie Marineinfanterie wurden darauf mit möglichster Beschleunigung nach Daressalam entsandt. Der kleine Kreuzer „Bussard" griff gleich zu Beginn mit ein, landete Mannschaften zum Schutze der Küstenstationen und beteiligte sich durch Streifzüge an der Niederwerfung des Aufstandes. Als die Marineinfanterie eintraf, wurden eine Anzahl von Plätzen an der Küste und Orte nahe derselben besetzt und so die Kriegsschiffe entlastet. Bei Muansa wurden lokale Unruhen schnell unterdrückt; auch hier wurde zur größeren Sicherheit eine Abteilung Seesoldaten, die mit der Ugandabahn zum Nyanza befördert wurde, stationiert. Eine Abteilung wurde nach Morogoro vorgeschoben, da man glaubte, durch die Anwesenheit der weißen Truppe der Unruhen schneller Herr zu werden und ihre weitere Ausbreitung hindern zu können.

Auch nach Mpapua wurden auf die Bitte des englischen Bischofs in Zansibar Marinesoldaten entsandt, da diesem die zahlreichen Missionsangehörigen bedroht erschienen.

In erster Linie war an die ausreichende Verstärkung der Schutztruppe zu denken, da dieser aus selbstverständlichen Gründen alle größeren Unternehmungen und Operationen im Inneren vorbehalten bleiben mußten. Durch die Besatzung der Kriegsschiffe und die Marineinfanterie wurden schwarze Stationstruppen und Polizisten frei und für die notwendigen Züge ins Innere verfügbar. Von den weniger bedrohten Stationen wurden Abteilungen herangezogen, Rekruten schnell ausgebildet und im Verein mit den noch verfügbaren Truppen ein Expeditions-Korps formiert, welches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Kilwa aus gegen Liwale—Mahenge—Songea operieren sollte. Die Stationen Mahenge und Songea, welche eine Zeitlang abgeschnitten waren, erschienen besonders gefährdet. Ihre Lage wurde erst durch Vorstöße von Iringa, Bismarckburg und Langenburg wesentlich erleichtert. Als das unter Besetzung von Etappenposten vorrückende Expeditionskorps unter Major Johannes Songea erreichte, befand sich die Station bereits außer Gefahr. Während der Kämpfe in den verschiedenen Teilen des Aufstandsgebietes gelang die schon erwähnte Anwerbung von etwa 250 Rekruten in Massaua. Diese wurden in Daressalam in Eile einexerziert und in den Aufstandsgebieten verwendet.

In allen genannten Bezirken wurde der Aufruhr erfolgreich bekämpft und der Gegner erlitt schwere Verluste. Viele Rädelsführer wurden eingebracht. Eine große Zahl Aufständischer unterwarf sich unter Ablieferung der Waffen. Die eigenen Verluste sind in den meisten Gefechten dank unserer Waffenüberlegenheit verhältnismäßig gering gewesen. In schneller Folge wurde Schlag auf Schlag gegen andere sich immer wieder sammelnde Haufen geführt, trotzdem die Truppe vielfach mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Mangel an Verpflegung, an Trinkwasser, an Trägern erschwerten ihre Aufgaben in ungeahnter Weise. An anderer Stelle hinderte Hochwasser den Fortgang der Operationen, so konnte Mahenge eine Zeitlang nicht erreicht werden, da es unmöglich war, die stark angeschwollenen krokodilreichen Flüsse zu überschreiten. Die Eingeborenen hatten alle Boote beseitigt.

Nach den bisher eingegangenen Berichten beträgt die Zahl der gefallenen und verwundeten Eingeborenen einige Tausend.

Außer dem Fall des Postens Liwale hat die Truppe 2 größere Verluste zu beklagen.

Anfang Januar d. J. zog Stabsarzt Dr. Wiehe mit nur 12 Mann Bedeckung einem großen Haufen Aufständischer entgegen. Ganz plötzlich wurde er von erdrückender Übermacht angegriffen und fand mit allen Askaris nach tapferster Gegenwehr seinen Tod auf dem Felde der Ehre. —

Ungefähr zur selben Zeit griff eine kleine Abteilung von 19 Mann unter einem Effendi ein feindliches Lager an, wurde dabei von großen Massen Aufständischer eingeschlossen und trotz heldenhaften Widerstandes fast aufgerieben. Der Effendi und 10 Askaris fielen, die übrigen 9 wurden verwundet, konnten sich aber unter fortgesetztem Feuer zurückziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bis zum 1. März d. J. betrugen die Verluste auf unserer Seite:

A. Weiße: Gefallen: 4 Schutztruppenangehörige, 1 Matrose, 1 Bur.
Ermordet: 7 Missionsangehörige, 2 Ansiedler.
Ertrunken: 1 Schutztruppenangehöriger, 1 Marineinfanterist.
Krankheiten erlegen: 6 Marineinfanteristen.
Zusammen 23 Europäer.
Verwundet wurden: 7 Schutztruppenangehörige, 3 Gouvernementsbeamte, 2 Missionsangehörige.

B. Farbige. Gefallen:
66 Askaris, 243 Hilfskrieger, 4 Träger u. 29 andere Farbige
Verwundet: 59 „ , 115 „ , 7 „ „ 20 „ „ .

Nach den aus der Kolonie eintreffenden Nachrichten kann der Aufstand im großen Ganzen zur Zeit als niedergeschlagen gelten. Ein Aufflackern in dieser oder jener Landschaft und die eine oder andere noch notwendige Unternehmung wird daran nichts ändern. Bis zur völligen Wiederherstellung der Ruhe und zum gänzlichen Erlöschen der Bewegung kann noch einige Zeit vergehen.*)

Die Erfolge im Inneren der Kolonie sind in erster Linie der vorzüglichen Haltung der Schutztruppe zu verdanken.

Man kann schließlich auch den ganzen Aufstand trotz der schmerzlichen Opfer an Menschenleben und der tiefgehenden wirtschaftlichen Schädigung des Landes als kein so überaus großes Unglück hinnehmen, weil er bewiesen hat, wie leicht bei der schwachen Truppe ein weit größeres Unheil über die Kolonie hereinbrechen konnte, wenn auch der Norden in die feindliche Bewegung eingetreten wäre, und wie notwendig darum eine starke Truppe ist. Wer den Frieden **will**, muß die Macht haben, ihn **erzwingen** zu können, das gilt auch für Afrika.

V. Kapitel.

Die heutige Truppe.

Die Einstellung von Rekruten erfolgt vorwiegend in Daressalam, doch können von den Kompagnien im Inneren nach Bedarf für etwaige Abgänge ebenfalls geeignete Leute eingestellt werden. Der Einzustellende wird zunächst auf seine Dienstbrauchbarkeit hin ärzt-

*) Die unlängst gemeldeten Unruhen in Iraku stehen mit dem Aufstand in keiner Verbindung, sie sind wohl auf das Erscheinen von weißen Ansiedlern zurückzuführen und zudem bereits beigelegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich untersucht und wenn tauglich befunden, angenommen und eingekleidet. Die Neueingestellten, deren frühere Bekleidung oft nur aus einem serviettengroßen Lappen Zeug bestand, paradieren bald stolz in ihrer Uniform und haben das Anlegen der Bekleidung und Ausrüstung schnell begriffen. Nur die Stiefel sind ihnen äußerst unbequem und veranlassen die jungen Kriegsleute so lange zu unbeholfenem Umherstolpern, bis sie sich an das Tragen derselben gewöhnt haben.

Eigentlich macht sich der Neger aus einer Fußbekleidung garnichts und er würde weit lieber auf dieselbe verzichten, wenn nicht die liebe Eitelkeit ihm dieses Erzeugnis der Kultur begehrenswert erscheinen ließe. Für den feinen Küstenneger wird der Stiefel wohl bald zum guten Ton gehören. Ich bin der Ansicht, daß für die schwarze Truppe Stiefel kaum nötig sind, und daß die hohen Kosten für dieselben größtenteils gespart werden könnten. Die Natur hat den Neger mit einer solch dicken, unempfindlichen Sohle ausgestattet, daß er für die gewöhnlichen Verhältnisse keinen besonderen Fußschutz nötig hat. Die hervorragende Fähigkeit des Negers, keiner Fußbekleidung zu bedürfen, wird ihm durch die bescherten Stiefel eigentlich künstlich wieder abgewöhnt. Der vorher leichtfüßige Mann wird schwerfällig und unbeholfen, und büßt einen Teil seiner Beweglichkeit ein. Der schwere Tritt verrät den Posten schon von weitem und an das Einholen eines barfüßigen Ausreißers ist nicht zu denken. Die farbigen Truppen einiger anderen Kolonialmächte haben kein Schuhzeug, da solches nicht für nötig gehalten wird.

Ganz ohne Schutz kann der Fuß aber nicht bleiben, wenn Gegenden zu passieren sind, in welchen Stacheln oder Dornen den Weg bedecken oder scharfkantiges Steingeröll zu äußeren Fußverletzungen führt, und weil die Verunreinigung solcher Wunden leicht bösartige Entzündungen zur Folge haben kann.

Ganz besonders ist dies dort der Fall, wo — wie z. B. vielfach im Kivugebiet — erkaltete jüngere Lavaströme das Land bedecken und ein Überschreiten mit nackten Füßen zur Qual machen. Hier wird von den Eingeborenen der Fuß in einer Art plumpen Bastschuh befestigt, damit das Passieren der messerscharfen Lavabruch-Kanten und -Blasen ermöglicht wird.

Auch sonst wird von den Negern häufig eine ganz einfache Sandale aus Tierhaut getragen, um Verletzungen durch Dornen zu vermeiden oder dem Fuße bei langen Märschen in dem durch die

Sonnenbestrahlung brennend heißen Sande etwas Schutz zu gewähren. Diese Sandalen trifft man fast immer bei den Wagogo und den Masai an.

Eine einfache starke und dauerhafte Sandale, die nach Bedarf angelegt wird, würde für den Askari völlig genügen. Sie würde ihm lange nicht so hinderlich sein, wie der schwere Schnürstiefel, den er trägt, der kaum je paßt und durch Nässe und dann oft unvermeidlichen Mangel an sachgemäßer Behandlung schnell unbrauchbar wird.

Als Fußschutz gegen den Stich von Scorpionen, Hundertfüßen oder Schlangenbiß ist der Stiefel natürlich vorzuziehen, doch kommen diese Fälle und speziell der Schlangenbiß so selten vor, daß sie garnicht mitsprechen. Jedes dieser Tiere flieht den Menschen, wenn es seine Annäherung rechtzeitig wahrnimmt. —

Der Rekrut, der sich zunächst auf die Dauer von 5 Jahren zum Dienst verpflichten muß, erhält einen neuen Kakeyanzug aus Rock und Hose bestehend und einen ebensolchen alten zum Arbeitsdienst. Die Farbe des Kakeystoffes ähnelt derjenigen gelb-hellbräunlichen Packpapiers am meisten. Weiße Metallknöpfe schließen den Rock. Je 1 Paar Schnürstiefel, Strümpfe und blaue Beinbinden vervollständigen die Bekleidung des Unterkörpers.

Die Hose wird in die Strümpfe gesteckt und dann das Bein von unten herauf mit der blauen Binde fest umwickelt.

Mit der Bindenwickelung wird möglichst tief am Stiefel begonnen, um die Schnürhaken zu bedecken, mit denen man sonst leicht an Gräsern und Schlingpflanzen hängen bleibt.



Sudanesenschauish und mein junger Elefant.

Als Kopfbedeckung dient ein mit Kakey bezogener hoher Strohhut ohne

Krempe, der mit einem den hinteren Hals bedeckenden Nackentuche versehen ist. Dies Nackentuch sieht nicht gut aus und erfüllt seinen Zweck, den Nacken vor der Sonne zu schützen, kaum. Vorn an dem Hut über der Stirn ist die Kompagnienummer aus Messing befestigt. Als Kopfbedeckung zum kleinen Dienst oder zur Arbeit dient ein ebenfalls gelieferter roter Fez.

Unter der Uniform wird in der Regel ein langes arabisches Hemd und eine Art weite Unterhose getragen. Vorschriften hierüber bestehen nicht. Unterzeug wird außer den Strümpfen nicht geliefert, und jeder Mann kann unter der Uniform anziehen, was ihm passend erscheint. An Stelle der Hosenträger wird vielfach eine zusammengelegte Stoffschärpe, die den Leib fest umschließt, benutzt.

Hiermit ist die eigentliche Bekleidung besprochen. Zur Ausrüstung gehört eine Wolldecke zum Einhüllen im Lager, das Seitengewehrkoppel mit 2 vorderen Patronentaschen, Brotbeutel und Feldflasche, Tragegerüst für den leichten Stofftornister oder den Tornisterbeutel; als Zeltausrüstung eine Zeltbahn wie in der Heimat und als Schanzzeug Spaten oder Beilpickel.

Die hinteren Patronentaschen haben sich nicht bewährt, wurden ungern getragen und fallen künftig fort. Auf einigen Innenstationen, die großen Temperaturschwankungen ausgesetzt sind, erhalten die Askaris Litewken geliefert. Die Wachtposten legen in kühlen Nächten Wachtmäntel an.

An Stelle der Litewken wäre die Einführung von Sweatern, die enganliegend unter dem Rock getragen werden können, vorzuziehen. Die Litewken sind teuer, schlottern dem Manne um die Glieder, weil sie zu weit sind, und können daher ihren Zweck — ein besseres Warmhalten des Körpers — nur unvollkommen erfüllen.

Jeder Askari besitzt eine Erkennungsmarke aus Metall mit seiner Nummer und hat diese immer an einer Schnur auf der Brust unter dem Rock bei sich zu tragen.

Der Rekrut, dessen endgültige Einstellung feststeht, — was in der Regel nach 3 monatlicher Ausbildungszeit der Fall ist — erhält dann erst die Erkennungsmarke. Diese hat den Zweck, den Mann im Falle seines Todes mit Sicherheit bestimmen zu können und dient sonst bei der oft schwierigen Namenfeststellung stets als maßgebender Ausweis. Viele Namen wiederholen sich oft. Genau wie bei uns die „Meier" und „Müller" und am Rhein die „Schmitze" zahlreich vertreten sind, gibt es drüben häufig wiederkehrende Namen wie „Hamiß", „Juma", „Sefu" u. s. w. Die Nummer der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erkennungsmarke behebt alle Zweifel und muß bei allen Gelegenheiten zugleich mit dem Namen des Mannes angegeben werden. So im Abrechnungsbuch, in allen namentlichen Listen, bei Beförderungsvorschlägen, bei Gesuchen, kurz sie erscheint immer neben dem Namen.

Jeder Soldat hat ein Abrechnungsbuch, in welchem seine persönlichen Angaben als Name, Stamm, Nr. der Marke, Datum der Einstellung, mitgemachte Expeditionen und Gefechte, erhaltene Auszeichnungen, Führung, Beförderungen, Strafen, Schießleistungen u. s. w. vermerkt werden. Außer dieser kurzen Orientierung enthält das Buch die Lohnabrechnung, die laufend geführt wird. In früheren Jahren war diese Abrechnung eine schwierige und zeitraubende Sache, als an Stelle des Geldes noch mit Tauschartikeln gelöhnt wurde. Man kann sich vorstellen was es hieß diese Bücher immer in Ordnung zu haben, wenn von 100 Askaris jeder Einzelne etwa jeden 10. Tag erhielt: 1—2 Päckchen Tabak, 1 Päckchen Zigarettenpapier, 2 Tassen rote, 1 Tasse blaue Perlen, 1 Stange Seife, 2 Armlängen weißen, 2 blauen Stoff, 2 Weibertücher, 2 Pfund Salz, 1 Ziege, 1 Pfund Draht, u. s. w. Dabei hatte jeder besondere Wünsche. Jetzt erhalten die Leute überall ihre Löhnung in Geld. Das Abrechnungsbuch enthält ferner die Angabe, ob der Mann verheiratet ist und ob er Kinder hat, sowie schließlich die Bestimmung, wer ihn im Falle seines Todes beerben soll. Meist werden die Frauen und Kinder zu Erben eingesetzt, dann Freunde, Verwandte und Stammesgenossen. Einige Askaris vermachten ihr Eigentum dem Gouvernement.

Sogar ich selbst war vor Jahren von einigen meiner Leute zum Erben in Aussicht genommen und erschien als solcher auf ihren ausdrücklichen Wunsch in den Abrechnungsbüchern. Und da gibt es noch Leute, die behaupten, der Neger hätte kein Gemüt!!! . . . . . Möge diesen Menschenfreunden ein langes Leben beschieden sein!

Die Bewaffnung der Truppe besteht aus der Jägerbüchse M/71 und dem kurzen Seitengewehr.

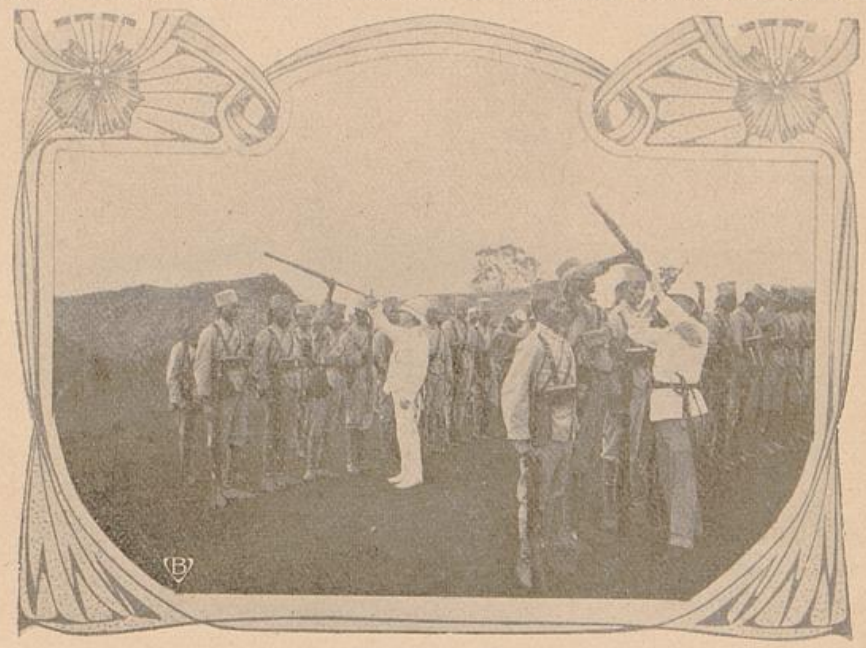
Die Jägerbüchse hat sich nach allgemein übereinstimmender Ansicht als ein hervorragend kriegsbrauchbares Gewehr bewährt, welches jeder Behandlung, jeder Witterung jahrelang trotzend stets gleich vorzüglich in der Schußleistung blieb. Wenn auch der Askari sein Gewehr mit großer Sorgfalt zu behandeln pflegt, so kann man sich doch leicht vorstellen, was diese Schußwaffe auf jahrelangen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Expeditionen, bei monatelangem Regen und starkem Gebrauch trotz der möglichen Sorgfalt in der Behandlung auszuhalten hat. Die Sudanesen, welche früher mit englischen Gewehren verschiedener Konstruktion ausgebildet waren, erklärten, daß das deutsche Gewehr ihnen wegen seiner einfachen Konstruktion und Schußleistung als das beste von allen erschiene und ihre liebste Waffe sei.

Verschiedentlich wurde der Vorschlag erwogen, auch die schwarze Truppe mit dem Mehrlader auszurüsten. Man hatte vorwiegend die natürlich weit größere Überlegenheit dieser Feuerwaffe im Auge, welche ihre Einführung als wünschenswert erscheinen ließ.

Als Grund gegen die Einführung hörte man besonders geltend machen, daß beim Mehrlader die Versuchung zur Munitionsverschwendung zu groß sei. Diese Sorge scheint mir nicht begründet zu sein, es sei denn bei jungen Soldaten, die zum ersten Male fechten sollen. Die alten Askaris kennen den Wert der Patrone



Gewehrappell
Leutnant v. Trzaska. Feldwebel Lemcke.

genau und behalten ihre Ruhe im Gefecht vollkommen. Ich war bei verschiedenen Gelegenheiten überrascht durch den geringen Patronenverbrauch, wenn den Leuten das Feuern selbst überlassen werden mußte. Bei den kriegsgewohnten alten Leuten war zu beobachten, wie sie unter kühler Überlegung nach sorgfältigem Abwägen ihren Schuß wie auf dem Schießstande abgaben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegen die Einführung eines modernen Mehrladers spricht vielmehr der Umstand, daß seine Konstruktion weniger einfach und der Mechanismus leichter Störungen ausgesetzt ist. Bei den primitiven Verhältnissen lange dauernder Expeditionen würde deren Beseitigung durch sachgemäße Reparatur oft nicht ausführbar sein und das betreffende Gewehr ausfallen müssen.

Infolge des kleinen Kalibers würde die Reinhaltung des Laufinnern erschwert und dadurch der Lauf stark mitgenommen werden.

Ein Mehrlader ist zunächst aus dem Grunde nicht nötig, weil der Hinterlader an sich schon den Waffen der Eingeborenen so überlegen ist, daß für eine noch bessere Bewaffnung ein zwingender Grund nicht vorliegt. Für die immerhin denkbare Verwendung der Truppe gegen einen mit Hinterladern versehenen Gegner wäre natürlich das Vorhandensein der überlegenen Waffe d. i. des besten Mehrladers vorzuziehen.

Die Schießausbildung selbst würde eine sehr erheblich einfachere und leichtere sein, wenn eine moderne Schußwaffe mit ihrer gestreckten Flugbahn in Frage käme. Dann würden auf allen in Ostafrika vorläufig in Betracht kommenden Entfernungen Ziel- und Treffpunkt fast zusammenfallen und die Schußleistungen der Truppe sich ganz erheblich steigern müssen. Beim alten Gewehr liegen Haltepunkt und Treffpunkt stets wechselnd je nach der Entfernung weit auseinander und dadurch wird die Ausbildung im Schießen nicht wenig erschwert. In diesem Punkte wäre der Mehrlader von großer Bedeutung. Es ist in Rücksicht auf die Notwendigkeit der Schaffung und Erhaltung einer Truppe von möglichst hohem Gefechtswert nicht ohne weiteres zu entscheiden, ob die an sich vortreffliche Büchse 71 für die Zukunft genügt oder dem „Besseren" weichen muß. Ein kleiner Versuch mit dem Mehrlader würde diese Frage eher lösen als alle theoretischen Erörterungen.

Das kurze Seitengewehr ist als Waffe zunächst weniger in Betracht zu ziehen, da ein Kampf Mann gegen Mann selten ist und es dazu eigentlich nur bei Überfällen auf dem Marsche oder im Lager kommt. Das aufgepflanzte Seitengewehr genügt dann in Verbindung mit der Kugel vollkommen.

Fast unausgesetzt hingegen wird dasselbe zu Arbeiten der verschiedensten Art benutzt und hat sich dabei als ausgezeichnetes Hilfsmittel bewährt. Zum Ausschlagen von Wegen wenn undurchdringliches Gestrüpp passiert werden muß, wie zum schnellen Her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellen von Brücken oder der als Lagerbefestigung nötigen Verhaue war das kleine Seitengewehr wie geschaffen.

Sogar zum Fällen von Bäumen eignete es sich vorzüglich. Ich sah vielfach, wie Bäume härtesten Holzes von $^1/_2$ m Durchmesser von 4—6 Askaris so in $^1/_2$ Stunde gefällt wurden. Im Jahre 1896 wurde sozusagen die ganze Station Idunda mit Pallisaden, Graben und Dornbefestigung mangels anderweitigen Handwerkszeuges fast nur mit Hülfe der Mannschaftsseitengewehre erbaut.

Von der Schutztruppe abgetrennt, aber zu derselben gehörig ist die Polizeitruppe, welche in allen Bezirken mit Zivilverwaltung die Aufgabe hat, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und allen polizeilichen Zwecken allgemeiner und besonderer Art dient. Diese Tätigkeit wird in den Militärbezirken von der Schutztruppe mit versehen.

Die Uniformierung der Polizeiaskaris ist die gleiche wie die der eigentlichen Truppe. Als Abzeichen tragen die Polizisten eine Schärpe aus rotem Tuch und ein dem Ärmel aufgenähtes P. Dazu an der Kopfbedeckung einen Messingadler. Die Polizeisoldaten wurden bisher alle aus der Schutztruppe entnommen. Sie genießen die gleiche militärische Ausbildung wie diese.

Vielfach werden ältere gutgediente Askaris, denen die langen Expeditionsjahre einen Teil ihrer Frische und Elastizität genommen haben, die aber sonst noch vollkommen brauchbar und leistungsfähig sind, zur Polizeitruppe versetzt. Die Schutztruppe ist für den Feld- und Expeditionsdienst, die Polizei für lokale Verwendung und körperlich weniger mitnehmenden Dienst bestimmt. Im Bedarfsfalle hat letztere sich stets an kriegerischen Unternehmungen beteiligt und ist auch im letzten Aufstande mit vollem Erfolge gegen die Rebellen verwendet worden.

Die vollkommene Trennung von Schutz- und Polizeitruppe ist beabsichtigt und dürfte in nächster Zeit zur Durchführung kommen. Die gesamte Landespolizei soll alsdann zwei Polizeiinspekteuren unterstellt werden und ihre militärische Ausbildung durch Polizeiwachtmeister erfolgen.

Die Schutztruppe ist in Kompagnien eingeteilt, deren Garnisonen über das ganze Schutzgebiet verstreut liegen.

Ihre Stärke wurde zu Beginn der letzten Unruhen auf 15 Feldkompagnien, 1 Rekrutendepot, 1 Maschinengewehrabteilung und 1 Signalabteilung mit zusammen 2010 Mann gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Stärke der Kompagnien ist verschieden und nach den Verhältnissen des jeweiligen Garnisonbezirkes bemessen; 120 Mann einschließlich der Chargen ist der Durchschnitt.

Die Führer der Truppe sind Offiziere und Unteroffiziere des Heeres, welche auf Grund freiwilliger Meldung in derselben angestellt werden.

Seit 1896 richtet sich das Dienstalter der Offiziere und Sanitätsoffiziere in der Kolonie ganz nach demjenigen in der Armee. Der Neueingestellte rückt also mit heimischer Anciennität an entsprechender Stelle ein.

Stand ein Militärgouverneur an der Spitze der Kolonie, so war er bisher stets gleichzeitig Kommandeur der Truppe. Bei der bedeutenden Arbeitsmenge, die auf dem Gouverneur lastet, muß die Tätigkeit als Kommandeur naturgemäß zurücktreten. Ein besonderer Kommandeur für die Truppe wird von dieser mit Freuden begrüßt werden. Nachdem soeben ein Zivilgouverneur in der Person des bisherigen Generalkonsuls Freiherrn von Rechenberg ernannt worden ist, wird die Truppe einen eigenen Kommandeur erhalten. —

Der Sanitätsdienst wird durch Sanitäts-Offiziere und -Unteroffiziere wahrgenommen. Die ersteren treten vielfach aus der Reserve über.

Die Bekleidungswirtschaft wie das Verpflegungs- und Kassenwesen für die Truppe untersteht dem Kommando bezw. Gouvernement in Daressalam und wird von einem Zahlmeister geleistet. Die Bearbeitung des gesamten Rechnungswesens auf den Militärstationen im Innern erfolgt durch Zahlmeisteraspiranten.

Die zur Schutztruppe übertretenden Europäer verpflichten sich zu einer Dienstperiode von $2^1/_2$ Jahren, die auf Wunsch verlängert werden kann. Nach 2jährigem Aufenthalt im Schutzgebiet steht jedem ein 4monatlicher Heimatsurlaub — außer der Reise — mit afrikanischen Kompetenzen und freier Reise zu. Weiterer Urlaub kann krankheitshalber genehmigt werden.

Die Stärke der Truppe an Weißen beträgt nach dem Etatsanschlag für 1906:

		Jährl. Gehalt
1	Kommandeur z. Zt. unbesetzt.	— — Mk.
1	Stabsoffizier	14 100 „
7	Hauptleute I. Klasse	10 800 „
12	„ II. „	9 600 „
25	Oberleutnants (darunter 2 Adjutanten)	7 500 „
26	Leutnants	6 300 „

1	Oberstabsarzt	12 400—14 100 Mk.
14	Stabsärzte	9 600—10 800 „
14	Oberärzte	7 500 „
7	Assistenzärzte	6 300 „
1	Zahlmeister	6 000 — 7 500 „
11	Zahlmeisteraspiranten	4 800 — 5 400 „
1	Oberfeuerwerker	4 800 — 5 400 „
1	Oberbüchsenmacher	4 800 „
4	Büchsenmacher	3 000 — 3 600 „
20	Feldwebel (1 für die Musik)	3 600 „
2	Feuerwerker	2 760 „
33	Sergeanten (2 für Kammerverwaltung)	2 760 „
57	Unteroffiziere	2 400 „
2	Sanitätsfeldwebel	3 600 „
17	Sanitätssergeanten	2 760 „
34	Sanitätsunteroffiziere	2 400 „
4	Schreiber (davon 2 Sanitätssergeanten)	3 200 — 4 000 „

Wenn die Zivilverwaltung ganz durchgeführt ist, sollen hiervon fortfallen:

3 Hauptleute II. Klasse, 3 Oberleutnants, 2 Leutnants, 8 Zahlmeisteraspiranten, 3 Feldwebel, 10 Sergeanten, 10 Unteroffiziere.

Es ist beabsichtigt diese entweder wie die Zahlmeisteraspiranten durch Zivil-Beamte zu ersetzen, oder sie treten ihren bisherigen Stellungen entsprechend als Polizeiinspekteure, Bezirksamtmänner, Residenten, Polizeiwachtmeister in die Zivilverwaltung über oder werden zu dieser abkommandiert.

Die farbige Schutztruppe soll stark sein:

2	Offiziere (Effendis)	mit durchschnittl. je	1392	Rupie	Jahres-
160	Unteroffiziere	mit „ „	603	„	Löhnung.
160	Ombascha (Gefreite)	mit je	423	„	„ }
160	Sudanesen	„ „	411	„	„ }
40	„	„ „	363	„	„ } 1 Rp. = 1 1/3 M.
1348	sonstige Farbige	„ „	243	„	„ }
140	Rekruten	„ „	183	„	„ }

= 1848 Köpfe einschl. einer 20 Mann stark. Musikkapelle.
Summe = 2010 Mann.

Sie dient als Feld- und Expeditionstruppe.

Die Landespolizei soll stark sein:

1. An Europäern: 2 Polizeiinspekteure,
   33 Polizeiwachtmeister.
2. An Farbigen: 2 Offiziere (Effendis) } Die Löhne entsprechen
   120 Unteroffiziere } denen der Schutztruppe.
   1578 Askaris.

Sie dient für Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in den einzelnen Bezirken.

Nachdem im letzten Aufstande eine Kompagnie Marineinfanterie in Ostafrika Verwendung gefunden hat, lag es in der Absicht der Kolonialverwaltung, der Schutztruppe zur Erhöhung ihrer Widerstands- und Verwendungsfähigkeit als geschlossene Formation eine weiße Kompagnie anzugliedern. Von diesen sollten 100 Mann in Daressalam, 50 im Hochlande am Kilimandjaro bezw. Meruberg stationiert, letztere dort gleichzeitig als Gendarmerietruppe verwendet werden. Der Reichstag lehnte die Forderung der weißen Kompagnie ab. Hierauf wurden an Stelle der nicht genehmigten weißen Truppe 4 weitere schwarze Kompagnien verlangt, welche notwendig erschienen, um Ruhe und Ordnung dauernd aufrecht erhalten zu können. Auch diese 4 Kompagnien lehnte der Reichstag Ende Mai d. J. ab.

Wahrscheinlich werden nach Durchführung der Zivilverwaltung in der Kolonie an wichtigen Plätzen z. B. Tabora mehrere Kompagnien zu größeren Verbänden vereinigt werden.

Die Europäer einer Kompagnie bestehen bei voller Besetzung in der Regel aus dem Hauptmann als Führer, 1 Oberleutnant, 1—2 Leutnants, 1 Sanitätsoffizier, 1 Zahlmeisteraspirant, 1 Feldwebel, 1 Sergeant, 2 Front- und 1 Sanitätsunteroffizier.

Die Zahl der europäischen Chargen richtet sich nach der Stärke der Kompagnie und den besonderen Verhältnissen.

Von den weißen Unteroffizieren wird in der Regel der schreibgewandteste mit der Erledigung der schriftlichen Arbeiten betraut, während den anderen außer ihrem militärischen Dienste ein Kreis bestimmter Obliegenheiten zugewiesen wird. Diese entsprechen dann soweit es zu machen ist ihren Kenntnissen und Fähigkeiten; wenn möglich auch ihren Neigungen. Ein Unteroffizier beaufsichtigt so z. B. den Arbeitsdienst und die auszuführenden Haus- oder Wegebauten. Ein anderer hat Kammern, Waffen, Geschütze, Munition unter sich und fertigt die durchkommenden Karawanen ab. Gleichzeitig besorgt er die Geschäfte des Postagenten. Ein Dritter führt die Aufsicht über den Stall, die Reittiere, die Eselzucht, die Viehherden

und die Gärten der Station. Die Zuteilung dieser Arbeiten ist Sache des Kompagnieführers und richtet sich ganz nach den Verhältnissen auf der Station. Der Dienst im Innern ist naturgemäß weit vielseitiger und interessanter wie an der Küste, wo mehr rein militärische Betätigung stattfindet. Da das Leben im kühleren Innern auch gesunder und billiger ist, wie an den meisten Küstenplätzen, so zieht jeder Weiße den Aufenthalt und die Tätigkeit dort vor. Abwechselnd versieht ein Europäer den Stationswochendienst. Hierbei hat er immer auf der Station in erreichbarer Nähe anwesend zu sein und trifft die ersten Anordnungen in allen besonderen Fällen. Zu seinem Dienst gehört die Revision der Wachen und Posten, der Kettengefangenen und ihrer Unterkunftsräume, der Magazine, des Kassenraums, und der Bureaus in bezug auf Unversehrtheit der Verschlüsse, Einschreiten bei Feuersgefahr, bei Keilereien und allen anderen unvorhergesehenen Ereignissen.



Militärische Besetzung des Forts in Mpapua.

Es sei bemerkt, daß das Dienstalter der weißen Unteroffiziere sich nach ihrem Eintritt in die Truppe richtet und ein Sergeant der Armee in der Schutztruppe wieder als Unteroffizier anfangen muß und hinten angereiht wird. Das Aufrücken zum Sergeanten und Feldwebel oder den entsprechenden Sanitätschargen erfolgt dann

ganz nach dem afrikanischen Dienstalter. Feldwebel muß also schließlich jeder werden, mit dem kapituliert wird, wenn es auch mit seiner Schreibkunst und Gewandtheit in der Betätigung mit der Feder hapert.

Nichts wäre aber verfehlter, als hieraus etwa zu schließen, daß in Afrika wenig geschrieben wird. Die schöne Zeit ist längst vorüber! Wie mancher, der da auszog auf gewaltige Abenteuer konnte seine Hoffnungen und Träume von aufregenden Löwenjagden und Gefechten begraben, als an Stelle ihrer Verwirklichung das Studium des Terminkalenders auf friedlicher Schreibstube einsetzte!

Die Kompagnie ist in 3 Züge eingeteilt, jeder Zug in Korporalschaften; ganz nach heimischem Muster. Die Zahl der schwarzen Chargen einer Abteilung richtet sich nach ihrer Stärke und dem festgesetzten Etat. Die Chargenbezeichnungen sind von Wißmann bei der Einstellung der Sudanesen aus der egyptischen Armee übernommen worden.

Vom Askari — dem Gemeinen — kann der Mann erst zum Ombasha (Gefreiten) befördert werden. Die Löhnung erhöht sich dann von 20 Rupie beim Suahili pp. Askari und von 30 Rupie beim Sudanesen auf 35 Rp.; der Ombasha ist also für die ersteren ein großer Sprung nach oben. Die „Knöpfe" erhält der Gefreite drüben nicht; ein roter Tuchwinkel auf dem rechten Rockärmel ist sein Abzeichen. Nach ganz verschieden langer Dienstzeit — nur die Tüchtigkeit ist maßgebend — kann der Ombasha zum Schauish (Unteroffizier) befördert werden und erhält dann, gleichgültig welchem Stamme er angehört, 40 Rup. Lohn und als Abzeichen 2 rote Winkel. Von den Schauishen können die besten zu der schon selteneren Charge der Betschauish's gelangen mit 50 Rp. Lohn und 3 Tuchwinkeln. Pro Kompagnie sind 2—3 vorhanden. Über diesen steht der Sol. Für gewöhnlich hat die Kompagnie einen Sol, manchmal 2. Er ist, falls kein Effendi vorhanden ist, die höchste schwarze Charge, erhält 60 Rp. Lohn und ist an 4 Winkeln kenntlich. Altgediente Leute dieser Klasse können bei vorzüglicher Führung bis 80 Rup. Monatslohn erhalten.

An den Geburtstagen Seiner Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin erhält jeder farbige Soldat ein Festgeschenk von 2 resp. 1 Rp.

Aus der Wißmanntruppe wurde die Einrichtung der schwarzen

Offiziere — Effendi — mit übernommen. Diese Effendi's waren meist tüchtige Leute, die diesen Rang teils vorher schon in der egyptischen Armee inne hatten.

Sie waren von besonderem Wert als Bindeglied zwischen den weißen Vorgesetzten und der farbigen Mannschaft. Der Effendi war der Vertrauensmann der letzteren und brachte Wünsche, Gesuche, Klagen und Stammeseigenheiten, deren Berücksichtigung empfehlenswert war, zur Kenntnis des Kompagnieführers. Durch ihn fand gewissermaßen ein Austausch von dienstlichen oder auch außerdienstlichen Ansichten statt, welcher unter Erhaltung der Disziplin ermöglichte der Mannschaft näher zu treten, berechtigte Wünsche prüfen und gegebenenfalls erfüllen zu können, wo sonst eine Ablehnung oder ein schroffer Befehl vielleicht Unzufriedenheit erzeugt hätte.

Besonders die Sudanesen konnten durch diese oder jene unvermeidliche Maßregel leicht mißgestimmt werden und hier setzte die vermittelnde Tätigkeit des Effendi ein. Man darf nicht vergessen, daß wir es mit einer Söldnertruppe zu tun haben, die nicht die Dienstpflicht an die Fahne bindet und unter unbedingten Gehorsam zwingt, sondern welche einen Kontrakt einging und das Recht hatte, die Erfüllung desselben auch von der anderen Seite zu verlangen

Berechtigten Wünschen wurde daher nachgegeben und man muß es zum Lobe der Leute sagen, daß unberechtigte eigentlich nie laut geworden sind.

Die Effendis waren fast alle Sudanesen. Auch ein Sulu namens Plantan, der noch aktiv ist, gelangte zu dieser Charge. Die meisten von ihnen haben sich sehr bewährt und bei vielen Gelegenheiten selbständige Aufträge vorzüglich durchgeführt. Späterhin wurden wegen Mangel geeigneter Leute und aus Ersparnisrücksichten die durch Abgang freiwerdenden Effendistellen nicht mehr besetzt. Heute sind nur noch einige vorhanden. Sie erhielten im Durchschnitt 116 Rp. Monatslohn und reichliche freie Bekleidung. Ihre Leistungen rechtfertigten die Bezahlung vollkommen. Als Abzeichen trugen sie 3 Messingsterne auf der Achselklappe und als Waffe einen Schleppsäbel. Sie rangierten — ohne daß ein direktes Unterordnungsverhältnis bestand — hinter dem weißen Unteroffizier.

Die Bekleidung der weißen Offiziere und Unteroffiziere besteht für Feld und Expedition aus Kakeyuniformen. Die Abzeichen sind für erstere Achselstücke; die letzteren tragen einen bis 3 silberne — die Sanitätsunteroffiziere goldene — Winkeltressen auf dem Oberarm. Als Fußbekleidung werden hohe gelbe Stiefel, Schnürstiefel

mit Gamaschen oder grauen Beinbinden getragen. Den Kopf bedeckt ein Tropenhelm aus Kork oder Gummi. Infolge der intensiven Sonnenbestrahlung ist ein besonders guter Kopfschutz unerläßlich. Am Morgen und Abend ersetzt die Mütze den Helm. Leichte Tropenunterkleidung vervollständigt den Anzug. In der Garnison wird an Stelle der Kakeyuniform eine solche aus leichtem weißen Stoff getragen. Für Deutschland ist eine Heimatsuniform aus grauem



Appell im ausgeflickten Anzug!
Wie meine Kompagnie nach der Expedition gegen Maschemba 1898 aussah.

Tuch vorgeschrieben. Dazu gehören hohe gelbe Stiefel, grauer breitkrempiger Filzhut oder Mütze. Der Waffenrock der Offiziere hat weißen Kragen und Aufschläge mit Silberstickerei. Sanitätsoffiziere haben an Stelle der weißen Teile blau Samt mit Goldstickerei.

Diese Heimatsuniform wird nicht mit in die Kolonie genommen da die dortige Temperatur ihr Tragen für gewöhnlich ausschließt und sie außerdem in wenigen Tagen ruiniert sein würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mitnahme einiger warmer Bekleidungsstücke ist gleichwohl dringend zu empfehlen, da die Temperatur in den hohen Bergländern des Innern fast immer, in tiefer gelegenen Ländern besonders nach der Regenzeit großen Schwankungen ausgesetzt ist und die Abende und Nächte sehr kalt werden können.

Einen großen Mantel, Joppe, Litewka, Sweater oder dergl. auch wollene Strümpfe kann man hier oft recht gut gebrauchen.

Häufig tritt mit Sonnenuntergang eine so starke Abkühlung ein, daß es angebracht ist, wärmere Bekleidung, die dann sehr angenehm empfunden wird, anzulegen.

Nach starken Durchnässungen, bei plötzlichem kalten Regen und Wind sollte der Europäer darauf bedacht sein, sich sofort nach Eintreffen im Lager vollständig trocken und warm umkleiden zu können. —

Der Unteroffizier bekommt Bekleidung und Ausrüstung geliefert. Der Offizier erhält ein jährliches Ausrüstungsgeld von 400 Mk. und hat für Selbstbeschaffung zu sorgen. Nach Eintreffen in Daressalam erhält jeder Europäer noch einen Blechkoffer, 2 Kamelhaardecken, Bettwäsche, 1 wasserdichten Sack und eine Spezial-Karte von Deutsch-Ost-Afrika geliefert. Diese Gegenstände verbleiben bis zur Heimreise in seinem Besitz.

Beim Abmarsch ins Innere oder vor Antritt einer Expedition wird der Europäer vom Truppenmagazin mit Zelt, Bett, Tisch und Stuhl, Kochlast mit Eimer pp. versehen; alles in 5 Lasten à etwa 60 Pfund zusammengestellt. Diese Ausrüstung enthält in praktischer und zweckmäßiger Vereinigung alles zum Reisen Notwendige und hat sich als vollkommen ausreichend bewährt.

Als genügender Beweis für ihre Güte möge angeführt werden, daß die Europäer anderer Kolonialmächte, — so Engländer und Belgier — welche über eine weit größere Erfahrung im tropischen Expeditionsleben verfügten, die deutsche Ausrüstung als vorzüglich und der ihrigen überlegen bezeichneten. Vom Lazaret Daressalam erhält ferner jeder eine kleine Zusammenstellung von wichtigen Medikamenten und Verbandsmitteln mit. Zu nennen sind von ersteren Chinin, Sublimat, Calomel, Jodoform. Die Mitnahme eines kleinen ärztlichen Ratgebers für Tropenkrankheiten, welcher Alles für den Laien Wissenswerte kurz und klar enthält, empfiehlt sich von selbst, da man häufig auf sich allein angewiesen und ärztliche Hilfe zu erlangen unmöglich ist.

Die Europäer werden auf Expeditionen nach Möglichkeit beritten gemacht. Zuständig sind Reittiere nur für die Offiziere vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kompagnieführer aufwärts Man reitet Maultiere, Maskatesel, graue Esel der Eingeborenen und eine Art Halbschlag, hervorgegangen aus Kreuzung von Maskat- und grauem Esel. Pferde gedeihen an der Küste, im Innern nur ausnahmsweise. Mit Zebras werden Reitversuche gemacht.



Unteroffizier Küster auf dem von ihm als ersten in Deutsch-Ostafrika zugerittenen, wildgefangenen Zebra.

Die Mitnahme einer Gummibadewanne als Ergänzung der Reiseausrüstung ist allgemein üblich. Ich empfehle noch, sich mit einer Expeditionslampe für Petroleum — auch als Wärmequelle im Zelt zu verwenden — und besonders mit einer Korkmatratze für das Feldbett zu versehen, damit der Körper gegen Kälte von unten her geschützt ist.

Das Zelt gewährt nicht immer einen genügenden Schutz vor der Sonne, da der Stoff behufs Gewichtsersparnis nicht stark genug ist und man daher auch im Zelte oft eine Mütze aufsetzen muß, will man sich nicht starke Kopfschmerzen oder Schlimmeres zuziehen. Die Empfindlichkeit der Europäer gegen die Sonnenbestrahlung ist übrigens sehr verschieden.

Ein zweites Sonnensegel zum Zelt, welche man sich evtl. in Daressalaam alt kaufen kann, hilft dem beregten Mangel vollkommen ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine entsprechende Stoffverstärkung der oberen Zeltteile, die bei Sonnenhochstand in Frage kommen, bleibt trotzdem erstrebenswert.

Auch sonst kann man ein solches Hilfszelt im Lager gut gebrauchen. Ich erwähne nur das Bedecken wertvoller Lasten bei Regen. —



Hauptmann H. Fonck im Lager an den kleinen Meruseen.

Während an der Küste und heute auch noch auf den meisten Innenstationen die Verpflegung der Europäer ähnlich derjenigen der Heimat erfolgen kann, da Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Reis und Früchte fast überall zu haben sind, ist man bei Reisen und Expeditionen auf die Mitnahme von Konserven angewiesen. Nötig sind: Kaffee, Tee, Kakao, Butter, Gemüse, Mehl, Fleisch-, Fisch- und Fruchtkonserven, Fruchtmarmeladen und getrocknete Früchte.

Bei seiner Abreise ins Innere nimmt der Europäer von diesen Dingen einen je nach der voraussichtlichen Abwesenheitsdauer berechneten Vorrat mit. Die Zusammenstellung dieser Ausrüstung erfolgt nach persönlichem Geschmack und Erfahrung. An Getränken versorgt jeder sich ebenfalls mit dem, was ihm am meisten zusagt. Sekt in halben Flaschen und Rotwein für Krankheitsfälle, Weißwein, Kognak, Rum, viele Fruchtsäfte sind beliebt. Zitronensaft wird

viel verbraucht, auch Flaschenbier wird von Manchem geschätzt. Für Süddeutsche sei bemerkt, daß die Bierverhältnisse drüben noch nicht auf der Höhe der Zeit stehen. Da die Zahl der zuständigen Träger bezw. der Transportunkostenersatz für die persönliche Ausrüstung auf das notwendige bemessen ist, so kann die Menge der mitgeführten Konserven und Getränke nur eine beschränkte sein. Für alles „Mehr" muß der Betreffende die Kosten selbst tragen. Empfehlenswert ist es, in den Tropen nur wenig fettes Fleisch zu essen; noch mehr sich mit einem Mindestmaß an Alkohol abzufinden. Vollständiger Verzicht auf geistige Getränke ist aber gänzlich unnötig. Nach Sonnenuntergang wird ein mäßiger Trunk nichts schaden. Am Tage vermeidet man Spirituosen möglichst ganz, weil deren Genuß sofort müde und abgespannt macht.

Das gleiche Quantum Alkohol hat hier und in den Tropen eine ganz verschiedene Wirkung. An dem frühen Tode manches Weißen hat dieser Stoff sicher weit mehr Schuld als das Klima.

Wer zum ersten Male zur Tropentruppe hinausgeht, nimmt seine Ausrüstung am einfachsten bei einer der erfahrenen Firmen in Berlin, welche ihm alles besorgen und am besten raten und helfen kann.*) Das „Nur auf sich selbst verlassen" ist hier weniger angebracht, da alle sonstige Gewandtheit bei Antritt der ersten großen Auslandsreise nicht gerade selten total versagt.

Proviant und Getränke für den Aufenthalt im Innern kann man in Daressalam bei verschiedenen Firmen stets frisch und gut erhalten. Diese verpacken auch alles sachgemäß in geeigneten Transportkisten zu Lasten à 60 Pfund Inhalt. Man versehe sich in Berlin bereits mit einem guten Sodorapparat nebst Reserveteilen und dem nötigen Quantum Patronen. Mit Hülfe dieser Einrichtung kann das oft wenig schöne Wasser bezw. die als solches anzusehende Flüssigkeit in ein erfrischendes, wohlschmeckendes Getränk verwandelt werden und man kommt dadurch weniger in Versuchung, besser schmeckenden Ersatz aus der Weinkiste zu erstreben.

Wer wiederholt ausreist und seine Erfahrungen gemacht hat, fährt billiger, wenn er seinen Proviant-, Rauch- und Getränkebedarf durch direkten Bezug von Deutschland deckt oder alles mitbringt.

Die Europäer erhalten im Schutzgebiet freie, einfach eingerichtete Wohnung. An Stelle dieser kann Mietsentschädigung gewährt

*) Von solchen Firmen seien genannt: v. Tippelskirch & Co. sowie Richter & Nolle; beide Berlin, Potsdamerstraße.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Letzteres kommt an der Küste in Frage. Im Innern wohnen alle deutschen Militärpersonen in Dienstgebäuden.

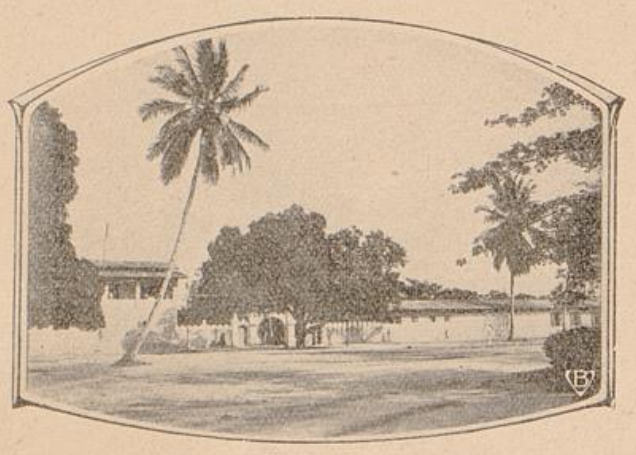


Arabisches Tor des Forts in Lindi.

Die schwarze Truppe ist teils in Kasernen, teils in Einzelstein- oder Lehmhäusern untergebracht. An der Küste entstanden zur Wißmannzeit zuerst eine Anzahl kleiner Forts, die mit Bastionen versehen als feste Stützpunkte dienten und die Europäerwohnungen sowie Räume für die ganze oder einen Teil der Besatzung enthielten. In der Anlage dieser Forts hat sich besonders von Zelewski

hervorgetan. Später wurden an einigen Küstenplätzen, so in Daressalam und Lindi besondere Kasernen für eine größere Mannschaftszahl erbaut. Diese Kasernen sind einfache, luftige Parterrebauten aus massivem Korallenmauerwerk mit Wellblechdach, welche in viereckiger Form einen großen Innenhof umgeben.

Im Innern wohnen die Truppen teils in kasernenartigen Steingebäuden, teils in Einzelhäusern, die zu kleinen Dörfern vereinigt sind. Die Askaridörfer liegen in nächster Nähe des Stationsgebäudes, damit die Truppe im Notfalle sofort zur Stelle ist und weil sie leichter beaufsichtigt werden kann. Geschlossene Kasernenbauten sind vorzuziehen, um dem beliebten nächtlichen Herumtreiben einen Riegel vorzuschieben. Einzelhäuser haben den Vorteil, daß die nicht seltenen Familienstreitereien besser vermieden werden. In der Kaserne erhält jeder Soldat ein leeres Zimmer angewiesen, welches er sich mit Bettstelle und dem nötigen Hausrat einrichtet. Durch Matten und Tücher wird die Schlafstelle abgeteilt. Mehr Platz und kleine abgetrennte Räume bieten natürlich die Einzelhäuser. In seiner Wohnung haust der Askari mit Frau, Kindern und dem evtl. anwesenden Besuch. Der Soldat darf nur eine Frau haben. Vielweiberei ist verboten. Ist der erwähnte Besuch weiblich, so gilt er meist als „shemegi" (Schwägerin) oder „ndugu", was soviel wie Verwandte oder Cousine bedeutet, und ist in Wirklichkeit oft nichts anderes als die nicht erlaubte 2. Frau. Kommt man dahinter, so reist der „Besuch" ab.



Askari-Kaserne in Daressalaam.

Das Essen, welches die Askaris nie gemeinsam mit den Frauen einnehmen, wird zweckmäßig in besonderen großen Kochschuppen mit vielen einzelnen Feuerstellen zubereitet.

Man befolgt als Regel, die Mannschaften in ihren Wohnungen nicht zu stören und ihr Familienleben gänzlich als Privatsache zu betrachten. Eine Einmischung wird nicht gern gesehen und ist ein

heikler Punkt Für eine gewisse Berücksichtigung ihrer Eigentümlichkeiten in dieser Hinsicht sind die Leute dankbar.

Gewissermaßen mit zur Familie gehörig ist der Boy, den der Soldat als eine Art Mädchen für Alles halten darf. Er ist ein so seltsames Wesen, daß wir etwas bei ihm verweilen wollen. Der Boy holt Wasser und Brennholz, kocht, näht, wäscht, geht aufs Land zum Einkauf von Mehl, Ziegen, Hühnern, Zuckerrohr, paßt auf die Kinder auf und trägt sie spazieren, stampft Mais und Negerkorn zu Mehl, reinigt die Wohnung und verrichtet so allerlei Dienste im Haushalt, auf deren Selbstbesorgung die bessere Askarihälfte, die sich lieber putzt und frisieren läßt, keinen großen Wert legt. Der Askari läßt sich oft sogar die Stiefel von ihm aus- und anziehen. Er fühlt sich überhaupt als ein großer Herr und läßt sich bedienen wie mancher Europäer es nicht tut.

Von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Aller wollen die Naturvölker absolut nichts wissen.



Askarifrauen beim Frisieren.

Ein Askariboy bezieht etwa $1^1/_2$—2 Rup. Monatslohn, oder doch wenigstens die Aussicht darauf. Dazu genießt er Familienanschluß und Pension, d. h. er futtert mit durch, ohne dabei in Gefahr zu geraten, nach Entfettungsmitteln Umschau halten zu müssen. Gelegentliche Püffe und ab und zu eine Ohrfeige sorgen dafür, daß es ihm an nichts gebricht. Auf Expeditionen wird es je nach den Verhältnissen

gestattet, die Boys mitzunehmen, so, wenn es auf die Länge der Kolonne nicht ankommt und überall Verpflegung zu haben ist. Bei Versetzungsmärschen trägt der Boy die zu längerem Lagerleben nötigen Habseligkeiten seines Herrn als Zelt, Decke, Schlafmatte, Kochgeschirr und Lebensmittel in Gestalt von Mehl, Brot, getrockneten Fischen, Fleisch, Bananen u. dergl. Wenn auf kürzeren kriegerischen Expeditionen die Kopfzahl der nicht fechtenden Teilnehmer möglichst gering sein soll, bleiben die Boys zurück und alles Gepäck wird auf das Notwendigste beschränkt. Das System der Askariboys hat seine Unzuträglichkeiten, erleichtert und verbilligt aber andererseits die Expeditionen der Truppe, da der Boy dem Askari allerlei Erleichterungen verschafft, welche ihm zur Erhöhung seiner Leistungsfähigkeit unter besonderen Kosten zuletzt doch gewährt werden müßten.

Auch im Lager erleichtern die Boys der Truppe den Dienst und erhalten sie dadurch für eine sofortige Verwendung frischer. Sie schlagen die eigenen kleinen Zelte der Askaris auf und bereiten



Soldatenzelte.

die Nachtlager (die gelieferte Zeltbahn wird weniger gern benutzt), schleppen Brennholz und Wasser heran, kochen das Essen und entlasten so ihren Herrn Die Askaris stellen inzwischen die Europäerzelte auf, bauen die Lagerbefestigung und die Unterstände für die Reittiere. Die Askariboys sind eine besondere Klasse von Menschen. Woher sie kommen ahnt man nicht. Sie sind eben da.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oft sind es Knaben ohne Anhang, als Kind irgend wo geraubt oder verkauft, weggelaufen, aufgegriffen, wieder verhandelt und wieder ausgerissen, bis sie, an einen Garnisonort verschlagen, in den Dienst eines Askari treten. Hier lernen sie Alles, was zum Leben desselben gehört, kennen, machen sich aber auch alle ihre Schliche, Kniffe und Untugenden in früher Zeit zu eigen.

Nach einigen Jahren solchen Dienstes kann sich der Askariboy bedeutend verbessern, wenn er bei einem Europäer Anstellung als Diener findet. Bei diesem stellt er schon erheblich mehr Ansprüche, wird dafür aber um so fauler. Hier dient der Boy weiter, bis er sich nach einer Reihe von Jahren irgendwo als Händler niederläßt oder er meldet sich ebenfalls zum Askaridienst nachdem er herangewachsen ist und sich kräftig genug fühlt. Ältere Boys von 16—20 Jahren legen sich nicht selten wieder einen eigenen Boy von 6—8 Jahren zu. Die Askariboys bedürfen auf Expeditionen hinsichtlich ihres Verhaltens und ihres Dranges nach fremdem Eigentum einer vorbeugenden Obhut.

Der Boy nennt seinen Herrn den „Baba", den Patron, Meister, Herrn, Vater, wie man es übersetzen will. Dieser sorgt für ihn, schützt ihn, gibt ihm Rückhalt und verteidigt ihn. Der Boy fühlt sich solidarisch mit seinem Baba. Er wird nie gegen ihn als Zeuge aussagen, sondern immer nur antworten: „Ich weiß von nichts", „ich habe nichts gesehen", „ich habe nichts gehört". Nur wenn der Askari ihm den ausgemachten Lohn dauernd vorenthält oder ihn erheblich durchprügelt, klagt der Boy gegen seinen Baba.

Die erstere Klage ist nicht gerade selten, da der Askari häufig Schulden hat und seine am 1. jeden Monats nachträglich gezahlte Löhnung für gewöhnlich zur Begleichung dieser draufgeht. Während des Löhnungsappells lauern schon die Dorfhändler, Inder und Wasuahili, und die Pombeweiber auf ihr Opfer, um ihm die blanken Rupiestücke sofort wieder zu entreißen.

Die Pombeverkäuferinnen sind Weiblichkeiten, die sich in einem Alter, in welchem Zuwachs an Liebreiz nicht mehr zu erwarten ist, auf die Palmwein- oder Negerbier-Bereitung werfen und eine Art Animierkneipe aufmachen.

Wie man sich auch bemüht, das Schuldenmachen zu unterdrücken und zum Haushalten oder gar Sparen anzuhalten, der Erfolg ist trotz Ermahnungen und Strafen nicht bedeutend. Der Leichtsinn des Negers ist zu groß. Die farbigen Händler geben immer Kredit und schwatzen dem Askari ihren Plunder auf. Nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenige sparen sich genug, um sich später ein Stück Land mit einem Häuschen und einiges Vieh zu kaufen. Die meisten hängen irgendwo mit Schulden. Die Vorliebe für einen anregenden Trunk, ein Jeuchen und die kleinen schwarzen Mädchen erklären Alles. Merkwürdigerweise werden von den Händlern, die bisweilen lange warten müssen, wenig Klagen wegen Nichtzahlens vorgebracht. Dies hängt damit zusammen, daß diese, da Kreditgeben verboten ist, selbst nie ein ganz reines Gewissen haben. Sie gehen einer Untersuchung, bei welcher sie leicht wegen Wuchers oder irgend einer anderen dunkeln Sache zur Verantwortung gezogen werden könnten, gern aus dem Wege.

Die Angehörigen von Kompagnien, die jahrelang auf Expeditionen waren und nach der Rückkehr zur Küste oft ein Guthaben von mehreren Hundert Rupies ausgezahlt erhielten, hatten das Geld in einigen Wochen für Tand und Kram sicher ausgegeben.



Soldatenfrauen.

Die Sudanesen machen oft eine Ausnahme und sind — wohl mit durch die Frauen ihres Stammes veranlaßt — sparsam, ja geizig und sehr auf den Erwerb bedacht.

Man findet überhaupt, wenn man sich eingelebt hat, die Sprache kennt und beobachtet, daß sich im großen Ganzen bei unseren schwarzen Mannschaften drüben alles wiederholt, was man hier im Soldatenleben kennen gelernt hat. Die Menschen sind eigentlich genau dieselben, in guten Eigenschaften und Schwächen. Neben dem größeren Teil der Durchschnittssoldaten gibt es ganz hervorragend tüchtige Leute, mit denen zu arbeiten eine Freude ist. Ebenso hat jede Kompagnie einige unverbesserliche Schlingel und minderwertige Elemente aufzuweisen, die sich dauernd schlecht führen, sich betrinken und durch ihr Verhalten dem Ansehen der Truppe und der Disziplin schaden. Wenn Strafen nichts fruchten, hat der Kompagnieführer dann das einfache Mittel in der Hand, den Mann vom Fleck weg entlassen zu können. Das ist dem Betroffenen sehr peinlich und die Kompagnie ist die zweifelhafte Zierde los.

Desertionen kommen auch vor. Wem das Soldatenleben und der stramme Dienst nicht paßt, kann sich durch die Flucht demselben leicht entziehen und ist schwer zu fassen, wenn er eine abgelegene, fremde Gegend aufsucht. Häufig ist schlechtes Gewissen und Furcht vor Strafe ein Grund zur Flucht. Wer sich, wie es früher häufig der Fall war, auf unbestimmte Zeit zum Dienst verpflichtete, muß noch ein Jahr dienen, nachdem er um Entlassung gebeten hat. Bei Krankheit und anderen triftigen Gründen wird erbetene Entlassung stets genehmigt. Es hätte ja auch keinen Zweck, Leute zu behalten, die absolut fort wollen und nur mit Unlust weiteren Dienst tun würden. Zu leicht darf man dem Askari das Austreten aus der Truppe aber auch nicht machen, da er mehr seiner Laune wie seinem Verstande folgt und sonst bei jeder mißmutigen Stimmung um Entlassung bitten könnte. Dem Folge zu geben ist natürlich undenkbar.

Viele Askaris bleiben so lange bei der Truppe, als sie es körperlich aushalten können und dienen ihre 10, 12 Jahre bis sie verbraucht sind. Ein Beweis, daß es ihnen gefällt und gut geht, und daß der hohe Lohn sie fest an die deutsche Verwaltung bindet.

Ganz wie zu Hause sind die besten Feldsoldaten oft diejenigen, deren Kraftüberschuß sich im friedlichen Garnisonleben in Dummheiten und losen Streichen Luft macht. Auf Expeditionen zeigen sich diese Soldaten von sonst nicht selten mäßiger Führung als hervorragend brauchbar und sind dann wie umgewandelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergehen und Übertretungen werden disziplinarisch geahndet.

Als Disziplinarstrafen werden verhängt Verweise, Rapport, Strafarbeitsdienst, Strafexerzieren, Strafwachen und Arrest, ganz ähnlich wie bei uns, und außerdem die Prügelstrafe. Letztere wird möglichst wenig angewandt, um das Ehrgefühl zu heben; in der Regel nur dann, wenn die Art des Vergehens eine Prügelstrafe rechtfertigt. So bei Delikten von gemeiner und bösartiger Handlungsweise, als Diebstahl, Mißhandlung, Betrug und dergl., bei welchen zutreffenden Falles auch gerichtliche Aburteilung eintritt.

Diese Strafart kann nicht entbehrt werden und zeitigt als Ahndungs- und Abschreckungsmittel gute Früchte. Die Höchstzahl der als Strafe zulässigen Hiebe beträgt 25 auf einmal. Mehr wie 50 in 2 Raten dürfen nicht verhängt werden. Zwischen der ersten und 2. Rate müssen 8 Tage Pause liegen. Je nach dem Fall beträgt die Strafe natürlich auch nur 5, 10 Hiebe u. s. w. Vollstreckt wird diese Strafe mit einer Art einfachem, runden Stock aus Flußpferdhaut. (Kiboko). An körperlich schwachen Leuten wird Prügelstrafe nicht ausgeübt. Der Sudanese empfängt seine Strafe — auf dem Boden liegend — ohne mit der Wimper zu zucken; er würde es für eine Schande halten einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Er findet diese Standhaftigkeit um so selbstverständlicher, als früher im Sudan eine Strafe von 100—200 Hieben in einer Rate keine Seltenheit war.

Die Landesstämme sind viel weicher und der Deliquent muß von einigen Leuten gehalten werden. Alle Askaris bemühen sich aber, es den Sudanesen gleich zu tun und keinen Schmerz zu äußern. Die Prügelstrafe wird von einer schwarzen Charge vollzogen. Der Europäer darf nie selbst schlagen. Es ist dies unter seiner Würde.

Arreststrafe ist mit Gehaltsabzug und einfacher Kost verbunden. Aus dem Arrest allein macht sich der Neger wegen der ihm immer willkommenen Untätigkeit nicht allzu viel.

Für schwerere Ausschreitungen und Verbrechen werden gerichtliche Strafen verhängt.

Es wird in solchem Falle ein Kriegsgericht abgehalten, an welchem schwarze Chargen und Kameraden des Betreffenden als Richter teilnehmen. Die Strafen sind Gefängnis, Zuchthaus (Kettenhaft) mit Ausstoßung aus der Truppe verbunden und beide evtl. in Verbindung mit der Prügelstrafe.

Jeder zur Schutztruppe übertretende Offizier und Sanitätsoffizier wird als untersuchungsführender Offizier vereidigt. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spruch des Gerichts unterliegt im Falle der Bestrafung der Bestätigung von Seiten des Kommandos in Daressalam. Um bei allen Untersuchungen die Wahrheit durch Vernehmen der Belastungs- und Entlastungszeugen ermitteln zu können, ist die genügende Kenntnis der Kisuahilisprache nötig. Sie ist die Vorbedingung zur „**Recht**"sprechung. —

Für gute Führung und Auszeichnungen treten Erleichterungen im Dienst, bevorzugte Kommandos, Beurlaubungen und Beförderungen ein. Gute Schützen erhalten Schützenschnüre. Für Tapferkeit im Gefecht wird eine Kriegerverdienstmedaille verliehen und voll Stolz getragen. Auf den Besitz einer solchen Auszeichnung wird großer Wert gelegt. Bei einzelnen oder dauernden guten Leistungen tut der Vorgesetzte gut, mit Anerkennung im richtigen Augenblick nicht zu kargen. Die Dankbarkeit der Leute und eine erhöhte Dienstfreudigkeit für ein einfaches lobendes Wort oder einen Scherz mit ihnen, wird ihm beweisen, daß es auch beim Neger viel ausmacht, den „**Menschen an sich**" in ihm zu berücksichtigen.

Zumal bei kriegerischen Expeditionen unter oft knapper Verpflegung und großen Anstrengungen werden die Leute leicht zu besonderen Leistungen aufgemuntert und angespornt, wenn sie wissen, daß der Vorgesetzte Interesse und Wohlwollen für sie besitzt.

VI. Kapitel.

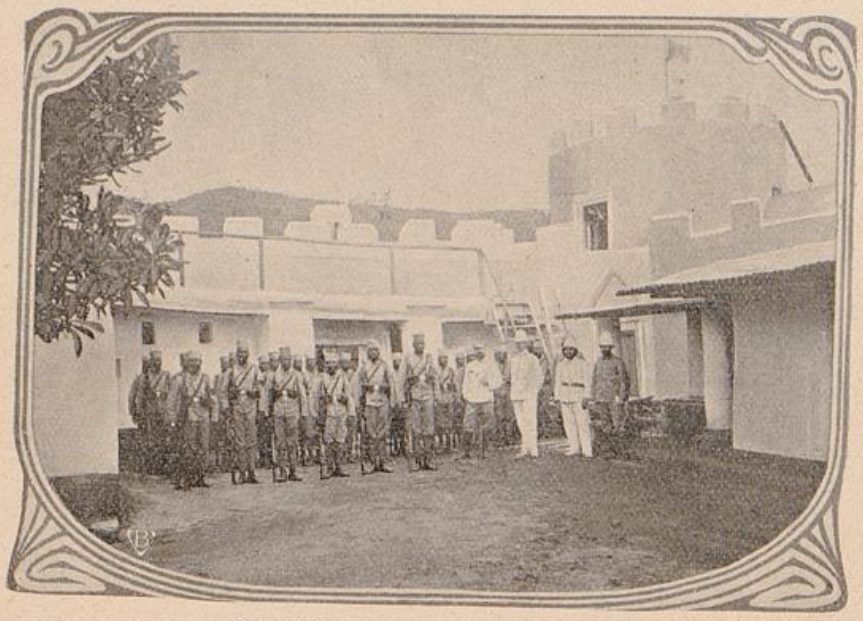
Der Dienst der Truppe.

Was den Dienst der Truppe anbelangt, so steht naturgemäß die militärische Ausbildung oben an. Sie erfolgt nach vereinfachtem heimischen Reglement unter Anwendung der deutschen Kommandosprache. Dem Rekruten werden zuerst genau wie bei uns Stellung, Wendungen, Marsch, Honneurs beigebracht und dann beginnen die Griffe. Mit dem Zug- und Kompagnieexerzieren wird die Ausbildung im Exerzierdienst abgeschlossen.

Heimische Kommandoworte und Signale ertönen, es ist dasselbe Bild, wie auf dem deutschen Exerzierplatz. Die ausbildenden schwarzen Chargen haben schnell einige deutsche Brocken gelernt und wenden diese mit Vorliebe an. Da die deutschen Worte teils nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwer, teils überhaupt nicht richtig von der schwarzen Zunge ausgesprochen werden können, sind scherzhafte Verdrehungen nicht selten. So erregt es jedesmal von neuem Heiterkeit, wenn ein Sudanese richtig berlinert und statt „Augen links" „Aujen links" kommandiert; noch mehr aber wenn es beim Präsentieren statt „Achtung" regelmäßig erschallt: „Anton präsentiert das Gewehr"! Das Wort Achtung richtig auszusprechen ist unmöglich; es wird zu Anton oder Antun!



Die Besatzung der Station Mpapua
Europäer: Hptm. H. Fonck, Oberarzt Dr. Breuer, Unteroffizier Tost, Feldwebel Rehbaum.

Die alten Chargen können meist sehr gut akzentuiert kommandieren. Den Sinn der Worte verstehen sie ebensowenig wie die Soldaten. Da ihnen nur der Klang maßgebend ist, ist ein gutes Kommando drüben noch mehr wie bei uns die halbe Ausführung. Die Leute müssen sich in das Kommando eines neuen Vorgesetzten immer erst hineinhören.

Wie man sich in der Soldatensprache tadelnd ausdrückt, lernen die schwarzen Ausbilder bald genug und so vermischen sich kräftige sudan-arabische Kernflüche mit manchem guten deutschen Kasernenausdruck, der bekanntlich ja auch schlimmer klingt, als er gemeint ist. Übertreibungen werden nicht gestattet. Gewohnheitsmäßiges zweck- und planloses Schimpfen ist zu verbieten, weil es ohne Wirkung verhallt und bei dem hierin nicht unempfindlichen

Askari eher die Unlust, als die Freude am Dienst erweckt. Lachen mußte ich aber doch, als bei einem der ersten Exerzieren, dem ich in Daressalam beiwohnte, ein grimmiger Sudanesenschauish einen total zerlumpt und schmutzig erschienenen Askari zurechtwies und seine Ermahnung mit dem denkwürdigen Wort schloß: „Du Swain".

Ein europäischer Vorgesetzter soll sich übrigens hüten, einen bestimmten Ausdruck, sei es zum Tadel, sei es als Korrektur oder Belehrung sehr häufig anzuwenden, da er diesen selbst leicht als Beinamen behalten kann. Der eigentliche Name des Europäers haftet schlecht im Gedächtnis des Schwarzen, wenn er nicht ganz einfach ist. Statt dessen erhält er gern einen anderen beigelegt, der in gewisser Beziehung zu seiner Persönlichkeit steht. Ein Offizier wurde „Bwana (d. i. Herr) tickiticki" genannt, weil er gelegentlich der Schießausbildung häufig erklärt hatte, daß es beim Druckpunktnehmen klingen müßte wie: tick, tick. Ein anderer heißt: „Tumbo ndani" (Bauch rein), weil er beim Ausrichten diese Worte mit Vorliebe gebrauchte.

Ein Europäer, der seine Leute immer mit den Worten: heia, heia, zur Eile antrieb, hieß bald allgemein der „Herr heia heia". Andere erhalten Namen nach körperlichen Eigenschaften und sonstigen Eigentümlichkeiten. Große Leute mit langen Beinen heißen oft einfach „Kolongo" (Storch), dicke erhalten den Namen „Tumbo" (Bauch), Leute mit fehlenden Zähnen „Mapengo" (Zahnlücke). Brillen- oder Kneiferträger „Malole" (4-Auge). Ein Feldwebel, der immer wie aus dem Ei gepellt angezogen war und eine gewisse Eitelkeit erkennen ließ, hieß „Sungula mardardi" (d. i. der eitle Hase). Ein Weißer, der durch seine ewig getragene Mütze 5. Garnitur aufgefallen war, wurde „Koffia mbaya" (der alte Hut) genannt. Diese Bezeichnungen zeugen davon, daß dem scharf beobachtenden Naturmenschen keine Eigentümlichkeit entgeht.

Alle Eigenheiten der Europäer, mit denen die jeweiligen Askaris, Boys und Träger zu tun haben, werden gern unter schlechten Witzen beklatscht und besprochen, wobei dann der Betreffende zu allgemeiner Heiterkeit in oft vorzüglicher Weise kopiert wird. Es kommt vor, daß Boys und Küstenleute, welche wissen, daß ein Europäer ihre Sprache nicht versteht, diese Spielereien ganz ungeniert in seiner Nähe treiben. Sind diese Scherze auch fast immer ziemlich harmloser Natur, so tragen sie doch nicht grade dazu bei, das Ansehen des Weißen zu erhöhen. Der Europäer sollte daraus die Lehre ziehen, sich nie gehen zu lassen und den Leuten

immer nur so zu zeigen, daß er zu Heiterkeit und Witzen keine Veranlassung gibt. —

Die Namen der Askaris sind wie die Stämme verschiedenartig. Diejenigen der Sudanesen und Abessynier unterscheiden sich in ihrer Art ganz von denen der Sulu, Wanyamwesi und Suahili. Namen der ersteren sind z. B. Surur Mustafa, Fadl mul Makera, Farag Nur. Von den anderen seien herausgegriffen Ferusi, Abdallah, Sudi. Manche Askaris haben unter Aufgabe ihrer Stammesnamen solche angenommen, die in irgend einer Beziehung zum Waffenhandwerk stehen. Wir finden da einen „Baruti" (Pulver), „Bunduki" (Flinte), „Rissassi" (Patrone) und auch ein „Fataki" (Zündhütchen) fehlt nicht. Den einmal gewählten Namen muß der Mann dann während seiner Dienstzeit behalten. Für das Privatleben legt er sich bisweilen noch einen besonderen zu.

Ein witziger Name für einen Mann, dessen Mundwerk nie stille stand, war „Goma mlomo", wörtlich „Trommellippe", was frei übersetzt etwa „Revolverschnauze" bedeuten würde.

Neben der Ausbildung im Exerzieren wird diejenige im Wachtdienst, im Schießen und Felddienst betrieben. Auf diese Ausbildungszweige wird besonderer Wert gelegt. Alle Arten militärischen Dienstes werden gern und mit Eifer geübt.

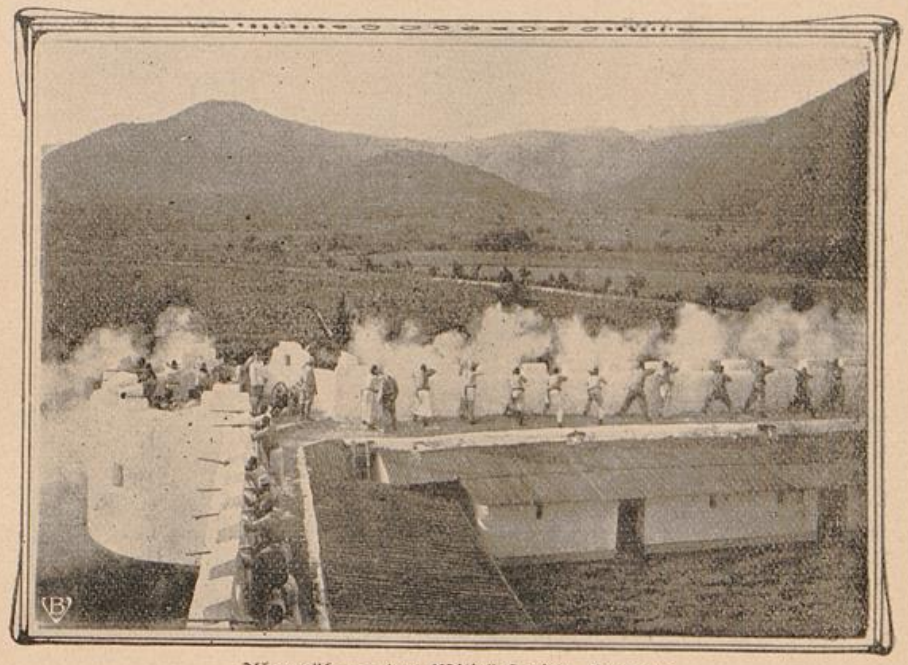
Der Askari bezeichnet das Exerzieren mit „Kucheza tabur" d. i. Exerzieren spielen.

Im Garnisonleben wird der militärische Dienst in den Morgenstunden etwa von 6—8 abgehalten. Früher zu beginnen geht nicht an, weil es erst nach 5 Uhr hell wird. Nach dem Frühdienst ist eine Pause, worauf die Mannschaft entweder Arbeitsdienst verrichtet, Appells abgehalten, Gewehre und Geschütze gereinigt werden, oder sonstiger kleiner Dienst stattfindet.

Von 11—$2^1/_2$ ist wegen der großen Hitze meist kein Dienst. Nachmittags von $3^1/_2$ bis 5 ist wieder Exerzieren, Schießen oder Felddienst. Da nur gradegewachsene, frische, gelenkige Leute eingestellt zu werden brauchen, stößt die Ausbildung nicht auf die Schwierigkeiten, welche man erwarten sollte. Es ist daher auch nicht notwendig, die Askaris erst durch Turnunterricht locker in den Gliedern und geschmeidig zu machen. Bei einigen Kompagnien wurde früher geturnt, so als ich 1895 bei der 9. Kompagnie in Lindi Dienst tat. Wir hatten damals einen ganzen Turnplatz hergerichtet. Während die Leute sich am Querbaum unglaublich ungeschickt anstellten, waren die Leistungen im Springen einfach verblüffend. Mit dem Felddienst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden Nachtübungen verbunden, Lagerbau, Anlage von Befestigungen und Schützengräben. Es werden Alarm- und Bereitschaftsübungen abgehalten. Auf den Innenstationen insbesondere muß die Besatzung geübt sein, auf Signal oder Befehl in kürzester Zeit ihren Platz eingenommen zu haben. Bei plötzlichem Alarm hat jeder Mann, wie er ist und steht sofort mit Gewehr, Seitengewehr und Patronentaschen zu erscheinen. Wie er sonst aussieht ist ganz egal. Äußerste Schnelligkeit ist die Hauptsache.



Alarmübung der Militärstation Mpapua.

Besonders geeignete Mannschaften lernen die Geschütze bedienen und sind als Kanoniere durch ein Abzeichen in Gestalt einer flammenden Granate auf dem Oberarm kenntlich. Seit einigen Jahren hat die Truppe eine Signalabteilung, die aus geweckten Knaben von etwa 12—16 Jahren besteht und Vorzügliches leistet.

In Daressalam befindet sich eine 20 Mann starke farbige Musikkapelle, deren Mitglieder mit vielem Verständnis ihre Blas-Instrumente hand- oder eigentlich richtiger gesagt mundhaben. —

Auf den Innenstationen wird an erster Stelle ebenfalls die militärische Ausbildung gefördert. Nebenher wird die Truppe zu allen Arbeiten herangezogen, die zur Weiterentwickelung von Station und Bezirk notwendig sind. Wird ein Posten oder eine Station neu gegründet, so ist die wichtigste Aufgabe die Wahl eines geeig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neten Platzes. Zahlreiche Rücksichten sprechen hier mit und machen es oft schwer, die Entscheidung zu treffen. Maßgebend ist der Zweck der Anlage überhaupt und ob dauernde oder nur vorübergehende Niederlassung beabsichtigt ist. Politische Rücksichten können zur Wahl eines Platzes zwingen, welchen man sonst auf jeden Fall verwerfen würde. Weist die Politik auf einen Ort bei einem besonders unruhigen Stamm in einer Bezirksecke hin, so macht die leichtere allgemeine Bezirksverwaltung eine mehr zentrale Lage erwünscht; zur Lösung wirtschaftlicher Kulturaufgaben kann wieder ein ganz anderer Platz vorzuziehen sein. Auf kleinere Entfernungen — zu diesen rechnet man in Afrika noch Strecken von 3—6 Tagereisen — kommt es bei der Platzwahl oft nicht sehr an. In gesundheitlichem Interesse gilt heute als erstes Erfordernis, daß der Platz selbst malariafrei ist. Früher glaubte man, daß die Malaria (das Wort bedeutet eigentlich schlechte Luft) von Bodenausdünstungen und besonders von denjenigen der Sümpfe herkäme. Heute wissen wir, daß solche Ausdünstungen nichts mit Malaria zu tun haben, vielmehr daß diese in den Tropen häufige und oft schwere Krankheit an das Vorkommen der Anophelesmücken gebunden ist und durch den Stich dieser von Mensch zu Mensch übertragen wird. Alle Stechmücken, darunter die Anopheles kommen überall im Lande vor wo stagnirende Gewässer, Teiche, Sümpfe und Pfützen vorhanden sind. Hier befinden sich die schlimmsten Malariagegenden, weil diese Gewässer die geeigneten Entwickelungsplätze für die Eier der Moskitos sind und es daher an denselben meist von Stechmücken wimmelt. Eine Station soll also zunächst fern genug von Sümpfen und dauernd feuchten Niederungen frei und hoch liegen, damit keine Malariaerkrankungen die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der Europäer und der Besatzung beeinträchtigen. Der Platz soll luftig, dem Winde von allen Seiten ausgesetzt und zur Nachtzeit kühl sein damit die erschlaffende Wirkung der Tageshitze durch guten Schlaf wieder ausgeglichen wird. Fast ebenso wichtig, wie malariafreie Lage ist das Vorhandensein guten Trinkwassers, um die sehr gefährliche Erkrankung an Dysenterie zu vermeiden. Für den Bau selbst ist es erwünscht, daß Steine und Kalk vorhanden sind oder wenigstens Lehmboden für Luftziegel, und daß geeignetes d. h. termitensicheres Bauholz in der Nähe ist. Alle diese Vorbedingungen zum Bau werden sehr selten vereint vorkommen; irgendwo hapert es immer. Ohne längere Beobachtung ist von keinem Platze zu sagen, ob er gesund ist. Wohl aber kann man von tiefgelegenen, feuchten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auffallend fruchtbaren Orten ohne viel Luftbewegung, immer annehmen, daß sie ungesund sind. Als ungesund kann man die alten Stationsplätze am Ulangafluß, in Kisaki und den ersten für Mahenge in Aussicht genommenen Platz bezeichnen.



Meine Karavane in den Lavafeldern der Kirungavulkane.

Andere Stellen in trockenen, weit weniger fruchtbaren Gebieten sind relativ gesund. So kann man mit Recht von Mpapua als einer gesunden Station sprechen. Ebenso von den hochgelegenen Orten Moschi, Arusha, Neu-Langenburg und anderen, welche an sich ganz malariafrei sein dürften. Kommt es an solchen Stellen doch zu Malariaerkrankungen, so haben sich die Befallenen diese regelmäßig auf der Reise durch Malariagegenden zugezogen. — Es sei noch bemerkt, daß der Neger ebenso an Malaria erkrankt wie der Europäer.

Sehen wir kurz, wie eine Station entsteht!

Ist die Wahl des Platzes getroffen, so wird in deren unmittelbarer Nähe ein Lager bezogen. Zuerst das einfache übliche Reisezeltlager, welches mit einem Ast- oder Dornverhau umgeben wird. Dann werden Grashäuser für Europäer, Askaris und Träger gebaut, die schon etwas größere Bequemlichkeit bieten und vor Regen und Nässe (der Morgentau ist oft sehr stark) schützen. Können vorhandene Baulichkeiten der Eingeborenen, arabische Häuser oder dergl.



Reiselager der Kivuexpedition.

zur Unterkunft benutzt werden, so werden sie erworben oder gemietet und bieten dann noch etwas mehr Annehmlichkeiten und Schutz. Das erste ist dann natürlich eine ausnehmend gründliche Reinigung und Ausräucherung. Hat man sich einigermaßen eingerichtet und so vorbereitet, daß die Regenzeit erwartet werden kann, dann beginnt der eigentliche Stationsbau, bei welchem der Truppe die Hauptarbeit zufällt. Einige Handwerker, Maurer, Tischler, — alles Landeseingeborene oder Inder und Goanesen — werden angeworben. Das nicht an Ort und Stelle zu beschaffende Material und das nötige Handwerkszeug kommt von der Küste an und bald beginnen die einfachen Mauern aus dem Nichts emporzuwachsen. Entweder werden Steine oder Luftziegel zum Bau verwendet oder es entstehen Häuser aus rohem Fachwerk mit Lehmbewurf. Wo es möglich ist werden auch Ziegel gebrannt. In Gegenden, wo unsichere Zustände herrschen, wird zuerst ein einfaches festes Reduit evtl. mit Graben, immer mit starkem Dornverhau angelegt, welches volle Sicherheit gewährt. Ganz allmählich entwickelt sich aus dem Standlager das Stroh- und Laubhüttendorf, dann die Lehmhäuser und zuletzt die feste Steinstation.

Zum fertigen Ausbau sind oft Jahre nötig. — Gleichzeitig mit dem eigentlichen Stationsbau, welcher die Europäerwohnungen, Kammern, Bureaus, Munition- und Materialienmagazine enthält, gehen viele andere Aufgaben Hand in Hand. Da werden Wege und Brücken gebaut, Gärten und Anpflanzungen geschaffen, Brunnen gegraben, Wasserleitungen angelegt. Es wird ein Schießstand eingerichtet, es entstehen Ställe für die Reittiere und das Vieh. Der Stationschef hat alle Hände voll zu tun und kann von früh bis spät überlegen und anordnen. Und doch gibt es kaum eine interessantere und mehr Befriedigung gewährende Aufgabe, wie ganz nach eigenem Plan und Willen aus dem Nichts ein dau-

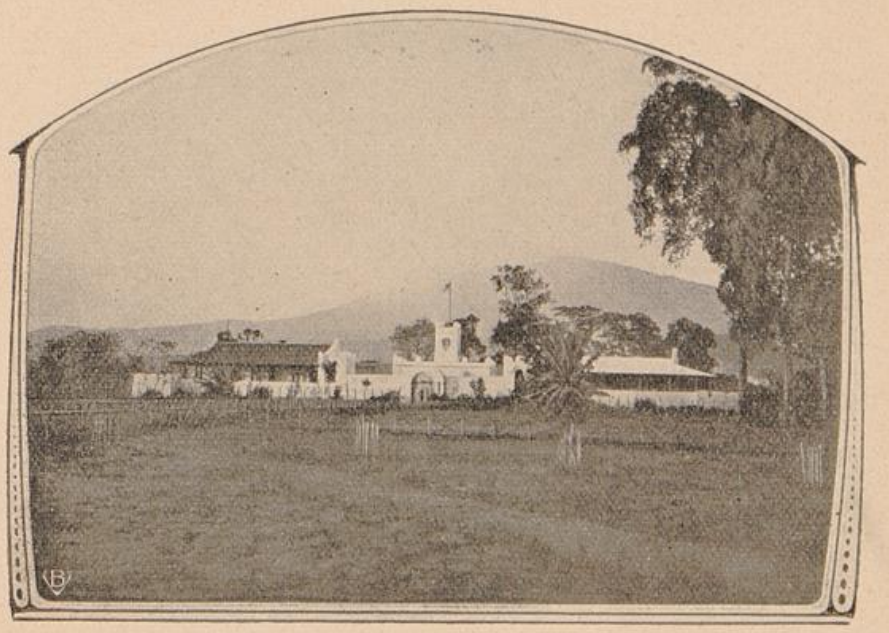


Kompagnie beim Wegebau.

erndes Werk der Kultur zu schaffen. Daß eine solche Tätigkeit, welche die Kräfte der wenigen Europäer, der Besatzungstruppe und der Hülfsarbeiter jahrelang voll in Anspruch nimmt, ein ungewöhnliches Maß von Energie und Arbeit verlangt, umsomehr als Entbehrung und Entsagung den Bau oft bis zur Vollendung begleiten, das kann bei den schwierigen Verhältnissen tropischen Landes nicht überraschen.

Es ist schwer, sich in der Heimat davon eine Vorstellung zu machen, was eine solche Leistung besagen will.

Um so größer ist dafür die Freude und der Genuß für den, dem es vergönnt ist, sein Werk noch fertig zu sehen.



Militärposten Groß-Arusha am Meruberg.
Angelegt von dem in Kamerun durch einen Giftpfeil getöteten Grafen Fugger von Glött.

Nicht alle Stationen im Innern sind befestigt. Man vertraute darauf, daß Erhebungen von Bedeutung nicht zu erwarten waren. Der letzte Aufstand hat gezeigt, daß es nicht angängig ist, auf die Anlage fester Plätze zu verzichten. Jede Station muß über ein so stark verschanztes Reduit verfügen, daß eine Einnahme durch Eingeborene undenkbar ist. Solche Bauten können durch die Truppe ohne große Kosten ausgeführt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist selbstverständlich, daß die Wasserversorgung und die Verpflegung der Besatzung für alle Fälle sicher gestellt sein muß.

Für die Sicherheit in allen Lagen, sei es im Lager oder auf der Station ist ein gut geübter und scharf kontrollierter Wacht- und Postendienst unerläßlich. Die Wichtigkeit dieses Dienstes findet volles Verständnis. Die Wache zieht Abends 6 Uhr mit Sonnenuntergang auf. Die Posten wechseln alle 2 Stunden. In besonderen Fällen und auf kriegerischen Expeditionen wachen abwechselnd Europäer. Aus der egyptischen Armee wurde mit den Sudanesen eine vorzügliche Art Selbstkontrolle übernommen, indem die Posten — gewisse Strecken dabei abpatrouillirend — sich gegenseitig in verschieden langen Zeiträumen anriefen.

Das Anrufen beginnt nach Antritt der Dunkelheit, bezw. nach Zapfenstreich. Posten Nr. 1 beginnt mit mittellautem, langgezogenem Ruf „Wahed" (Eins) Nr. 2 antwortet „Etneen" (zwei) Nr. 3 „Talata" (drei) u. s. w. bis der letzte Posten gerufen hat. Jeder einzelne Posten kann mit seinem Ruf auch zwischendurch beginnen. Es findet also gewissermaßen ein Abzählen der Posten statt. Erfolgt irgendwo keine Antwort und fällt ein Ruf aus, so weiß der zuletzt rufende Posten sofort, daß etwas nicht in Ordnung ist, wiederholt zunächst seinen Ruf lauter und sieht, wenn wieder Antwort ausbleibt, nach was los ist. Auf diese Weise halten sich die Posten gegenseitig sicher wach, da ein Einschlafen sofort bemerkt wird. Einem sich nähernden Gegner kann der Ruf doch nicht viel verraten; er sieht aber, daß gewacht wird. Falls die Posten außerhalb des Lagers patrouilliren müssen, ist ein Heranschleichen an sie doch nicht einfach, da ihr Ruf immer von anderer Stelle ertönt. Damit die Posten ihren jeweiligen Aufenthaltsort nicht durch ihren schweren Tritt verraten, läßt man dieselben barfuß stehen. Bei besonderer Gefahr kann der Ruf unterbleiben, denn dann schläft sicher kein Posten.

Jedes Wachtvergehen, zumal Schlafen auf Posten wird der Bedeutung hoher Wachsamkeit entsprechend streng bestraft.

Die vorzüglichen Augen der Kulturvölker erleichtern die Ausbildung im Schießen. Das scharfe Auge in Verbindung mit ziemlicher Gemütsruhe und geringer Aufregefähigkeit des Negers kommen diesem Dienste sehr zu statten, wenn die Scheu vor Knall und Rückstoß überwunden ist. Schießt ein Mann dauernd schlecht, so hat er wahrscheinlich einen Augenfehler und wird dann am besten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entlassen. Bei älteren Sudanesen findet man häufiger, daß ihre Augen nachlassen. Vielleicht ist dies eine Folge früheren Überstehens der egyptischen Augenkrankheit. Direkt kurz- oder weitsichtig ist in den Einstellungsjahren wohl Niemand.

Weitsichtigkeit in höherem Alter ist auch beim Neger nicht selten.

Früher war es gestattet, einzelne gute Askaris zur Fleischversorgung der Karawane mit wenigen Patronen auf Jagd zu schicken. Dies Verfahren förderte die Schießausbildung und erhöhte und befestigte das Vertrauen zur Waffe in gleicher Weise. Dem Wildstand wurde dadurch nennenswerter Schaden nicht zugefügt.

Für den Felddienst bringt der Eingeborene die besten Eigenschaften bereits mit, da sein Verständnis für die Geländebenutzung zur Deckung gegen und im Anpirschen an den Feind, für Spurenverfolgen u. dergl. von Jugend auf entwickelt wird. Im Orientieren im Gelände, im Zurücklegen weiter Strecken ohne Weg durch Busch und Wildnis wie im Wassersuchen besitzt er genügende Erfahrung. Er begreift daher leicht, worauf es bei diesem Dienste ankommt.



Schützendienst im Palmwald bei Daressalam.

Beim Schützendienst werden die einfachen heimischen Formen gelehrt. Gute Schützen treten zum Zugführer, werden zu Patrouillen

verwandt und erhalten besondere Aufträge. Wenn feindliche Eingeborene in Haufen geschlossen auftreten, wird als Hauptfeuerart die Salve angewandt, um die Truppe in der Hand zu behalten. Bei den vielen Gelegenheiten, wo in bedecktem Gelände nur einzelne Feinde sichtbar werden, kann einer erfahrenen Feldtruppe das Einzelfeuer ruhig überlassen werden, um nicht zu viel Munition zu verbrauchen. Auf einen geschlossenen, in Massen anrückenden Gegner wird man heute schwerlich noch stoßen, wo die Wirkung der Feuerwaffe den Eingeborenen bekannt ist. Einem angebotenen Kampf werden sie immer ausweichen und versuchen die Mängel der eigenen Waffen der Wirkung des Hinterladers gegenüber in gewissem Grade auszugleichen, indem sie durch überraschendes Auftreten, Überfälle auf dem Marsche, auf das Lager zur Nachtzeit oder am frühen Morgen, durch plötzliche Angriffe im Busch und aus dem Hinterhalt Erfolge erringen wollen.

Die Eingeborenen haben richtig erkannt, daß sie nur auf diese Weise nahe genug an uns heran können, um von ihren Waffen wirksamen Gebrauch zu machen und daß diese Kampfesart die einzige ist, die ihnen auf wesentliche Vorteile Aussicht bietet. Wie der letzte Aufstand zeigt, hat sich diese Taktik kleineren Abteilungen gegenüber zu unserem Schaden bewährt. An größere Expeditionen von einer oder mehreren Kompagnien und mit Maximgeschützen werden sie sich kaum noch heranwagen. Kleinere Trupps müssen in Feindesland immer damit rechnen, daß sie überfallen werden können. Die Aufgabe der Führung wird es daher bleiben, jeder solchen Möglichkeit vorbereitet gegenüber zu treten. Während der Ausbildung im Felddienst müssen Überfälle und plötzliche Angriffe aus ganz naher Entfernung häufig geübt werden, damit im Ernstfalle vor Allem die Ruhe nicht verloren geht. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich auch auf Friedensmärschen die Truppe mit geladenem Gewehr marschieren zu lassen, sie überhaupt daran zu gewöhnen stets gefechtsbereit zu sein.

Der Expeditionsdienst.

Auf friedlichen Reisemärschen ist irgendwelche Sicherung nicht nötig. Die Marschformation ist dem Wege entsprechend die Reihe zu einem. Die ganze Kolonne wird dadurch weit auseinandergezogen. Auch auf den jetzigen breiten Straßen behält man meist diese Marsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

formation bei, weil von den Karawanen und vielen einzeln gehenden Leuten auf diesen wieder zuerst ein schmaler Fußpfad festgetreten wird, der am freiesten von Hindernissen und Dornen ist. Zu Übungszwecken kann man der Breite des Weges entsprechend auch in Zweigliederreihen oder Sektionskolonne, die Träger in Haufen, marschieren lassen. Wie die Kolonne eingeteilt wird, richtet sich nach dem jeweiligen Fall und ist Sache des Führers. Häufig marschiert eine Kompagnie etwa in folgender Ordnung:

1 Zug Askaris — die Hälfte der Träger — 1 Zug — der Rest der Träger — 1 Zug. Dahinter folgt der mitreisende Troß, d. s. die Frauen, Kinder, Boys und Träger der Soldaten. Alle diese unter Aufsicht einiger zuverlässiger Chargen. Vorzuziehen ist z. B. folgende Einteilung: 1 Zug — alle Träger — 1 Zug — der ganze Troß — 1 Zug unter einem Europäer. Wenn das ganze Beivolk, welches als notwendiges Übel meist mit muß, auch langsamer marschiert und die letzte Abteilung das Lager später erreicht, so bleibt doch Alles besser zusammen und Unbeaufsichtigte können nicht nach Belieben zurückbleiben und sich mit der Nebenabsicht irgendwo zu stehlen verkrümeln. Der Troß bedarf ganz besonderer Aufsicht, da sonst den am Wege Wohnenden alles Erreichbare fortgeräubert wird. Hier muß scharf aufgepaßt und strenge Zucht gehalten werden, damit die Eingeborenen ihr Vertrauen nicht verlieren und sehen, daß der Europäer der erste ist, der ihre Rechte wahrt.

Unterwegs wird nach Bedarf gerastet, wenn möglich an einem Wasserplatz. Die Marschgeschwindigkeit beträgt auf guten Wegen $4^1/_2$—5 Kilometer pro Stunde, im Busch oft erheblich weniger. Der Durchschnitt des Tagesmarsches beträgt 20—25 Kilom. Das Tagesmarschziel steht auf Reisemärschen meist vorher fest und richtet sich in der Hauptsache nach den Wasserplätzen. Sind größere Durststrecken zu passieren oder ist am Tage besonders starke Hitze zu erwarten, so wird auch gern Nachts marschiert. Ist der Lagerplatz erreicht, so erhalten die Züge ihre Abschnitte angewiesen, die Gewehre werden zusammengesetzt, der Platz flüchtig gesäubert und dann zuerst die Zelte der Europäer aufgeschlagen. Eine Wache von 1 Charge und 3 Mann zieht auf. Der Wachthabende sorgt für Ordnung, bringt kleine Streitigkeiten der Träger auseinander und hält darauf, daß Abends frühzeitig Ruhe im Lager herrscht. Die Unterhaltung und das Geschwätz am Lagerfeuer bis spät in die Nacht hinein würde sonst nicht aufhören. Den nach einigen Marschtagen in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karawane bekannt gewordenen Meisterschaftsschnarchern wird ein Plätzchen abseits angewiesen, wo sie sich gegenseitig etwas vorkonzertieren können.



Lager meiner Expedition in Mgero.

Der Posten patrouilliert im Lager, bewacht die Lasten und paßt auf, daß nichts gestohlen wird. Von den Trägern wird Brennholz und Wasser herangeschafft. Die Askarizelte werden aufgeschlagen und bald sitzt Alles beim Abkochen. Wird an einem Fluß oder Teich gelagert, so ist Männlein wie Weiblein darauf bedacht sein Bad zu nehmen. Bei jeder Gelegenheit wird auch die Bekleidung gewaschen. Dienst findet gewöhnlich nach dem Einrücken in's Lager nicht mehr statt. Bei größerer Truppenzahl ziehen entsprechend mehr Posten auf. Für die Lagerordnung sorgt dann ein Europäer.

Nähert sich die Expedition ihrem Ziel oder geht es zurück zur Garnison, so bekundet der Askari — ebenso wie bei der Rückkehr von kriegerischen Unternehmungen — seine Freude dadurch, daß er sich von einem Freunde die Kopfhaare bis auf einen kleinen Schopf abrasieren läßt. Ist kein Rasiermesser vorhanden, so versteht der Kompagniebarbier mit demselben Erfolge eine Glasscherbe zu handhaben. Einem Negerschädel macht das fast garnichts.

In unbekannten Ländern, wenn bei feindlicher Haltung der Eingeborenen die Gefahr eines Überfalls besteht und auf allen kriegerischen Expeditionen wird mit Sicherheitsmaßregeln marschiert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese richten sich nach den gegebenen Verhältnissen. In ganz freiem offenen Gelände mit Übersicht nach allen Seiten, wie in reinen Steppengebieten und vielfach in waldlosen Bergländern ist eine Seitendeckung meist nicht nötig. Sowie aber Busch und Wald, oder niedrige Höhenrücken seitlich die Aussicht behindern, muß Seitensicherung erfolgen.

Nach vorn wird eine verschieden starke Spitze unter einem Europäer und mit einigen Wegeführern etwa 100 m weit vorgeschoben. Dann kommt eine stärkere Abteilung der Truppe mit dem Expeditionsführer und etwaigen Maximgeschützen und danach die Trägerkolonne. Zwischen die Träger werden einzelne Askaris verteilt, so daß auf 5—10 Träger ein Askari als Bedeckung kommt. Die Träger werden möglichst mit Speeren oder Vorderladern bewaffnet.



Der Kompagniebarbier.

Es folgt eine Abteilung der Truppe und dann der Troß, dem ebenfalls einige Begleitmannschaften mitgegeben werden. Den Schluß der Kolonne bildet wieder ein Askaritrupp unter einem Europäer und eine Nachspitze.

Sind Hilfsvölker vorhanden, so bedient man sich ihrer mit Vorliebe zum Kundschaften, Wassersuchen, Hindernisse beseitigen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viehtreiben u. dergl. Besonderen Gefechtswert haben sie meist nicht und man darf in dieser Hinsicht nie zu viel von ihnen erwarten oder sich gar mit auf sie verlassen; am besten rechnet man mit dieser Eigenschaft garnicht. Bei der Verfolgung eines geschlagenen Gegners, zum Aufspüren und Abtreiben von Vieh und dergl. sind sie ihrer Beweglichkeit halber vorzüglich zu verwenden. Die gewandtesten Anführer der Hilfskrieger marschieren zweckmäßig beim Expeditionschef.

Bei Kriegsmärschen wird der Troß nach Möglichkeit beschränkt; alle überflüssigen Mitläufer und Mitesser sind vom Übel. Die Kolonne marschiert scharf aufgeschlossen. Zurückbleiben darf es nicht geben; wer liegen bleibt, ist meist verloren.



Aufschlagen der Europäerzelte.

Ist das Marschziel erreicht, so erfolgt unter alsbaldiger Aussetzung von Posten und Entsendung von Patrouillen die Einrichtung im Lager. Die Anlage desselben richtet sich ganz nach dem vorhandenen Platz und dessen Gestaltung. An bestimmte Formen bindet man sich nicht. Meist wird eine Kreisform gewählt, auch Rechteck oder Quadrat, je nachdem. Die Askaris werden mit einigen Schritten Abstand aufgestellt, das Gepäck abgelegt und der Platz oberflächlich gereinigt. Die Zelte der Europäer werden in der Mitte aufgebaut, die Lasten zusammengestellt oder in einem besonderen Lastenzelt untergebracht. Das Mitführen eines Lastenzeltes ist bei größeren

Reisen und für die Regenzeit sehr angebracht, um wertvolle Lasten wie wissenschaftliche Instrumente, Munition, Stoffe, sowie Verpflegungsgegenstände, die leichtem Verderben durch Nässe ausgesetzt sind, davor schützen zu können. Ich nenne Mehl, Salz, Reis u. dergl. Auch Diebstählen wird dadurch mehr vorgebeugt.

Vorhandene Geschütze werden zusammengesetzt und nebst Munition bereitgestellt, evtl. bereits geladen. Ein Teil der Träger verläßt sofort unter Bedeckung den Lagerplatz, um Wasser und Brennholz zu holen. Die Zelte der Soldaten und Träger werden aufgeschlagen. Vor dem Eingang wird eine Astgabel in den Boden gesteckt, an welcher Gewehr, Koppel und Patronentaschen zum sofortigen Gebrauch aufgehängt werden. Die weitere Lagereinrichtung richtet sich ganz danach, ob nur eine Nacht, oder längere Zeit an Ort und Stelle verblieben wird. Im letzteren Falle wird das Vorgelände gesäubert, Schußfeld geschaffen und die Lagerbefestigung verstärkt. Gleichzeitig mit dem Beginn der Lagereinrichtung begibt sich ein Kommando von Askaris und Trägern daran, eine einfache Lagerbefestigung — die Boma — zu errichten, die aus einem Astverhau, wenn möglich aus Dorngestrüpp besteht. Auch im Friedenslager ist eine solche „Boma" zum Schutz gegen Raubtiere häufig nötig. Ein um das Lager gelegter Kranz von Dorn- und Stachelbüschen gewährt einen vorzüglichen Schutz, auch wenn das Hindernis nicht sehr hoch ist. Bei längerem Verweilen kann man in Bambusgegenden auf einfache Weise ein nicht zu nehmendes Hindernis herstellen, indem angespitzte Bambusstangen in großer Zahl im Verhau angebracht werden, die dann den Stacheln eines Igels gleich herausstarren.



Lager mit Dorn- und Bambushindernis.

Im Wald- und Buschland findet man jedenfalls immer ausreichendes Material zur Lagerbefestigung. Wo Baum- und Strauchwuchs überhaupt nicht vorhanden ist, ein Verhau also nicht gebaut werden kann, wird ein Angriff auf das Lager schwerlich

vorkommen, da dann eine gedeckte Annäherung ja auch ausgeschlossen ist. Während der Nacht sichern Posten das Lager. Bei kleineren Abteilungen behält man Alles zusammen innerhalb der Boma. In größeren Verbänden können Feldwachen vorgeschoben werden. Üblich ist es nicht. Die Regel ist, die Truppe möglichst wenig zu teilen. Die Zugangswege zum Lager werden bisweilen zweckmäßig durch kleine Verhaue oder einige umgekappte Bäume in etwa $^1/_2$ km Entfernung gesperrt. Bei besonderer Gefahr schläft die Truppe mit Gewehr im Arm und die Europäer wachen selbst abwechselnd.

Zu Zusammenstößen mit dem Gegner kommt es meistens auf dem Marsch, sodaß sich aus der Marschkolonne die Gefechtsformation entwickelt. Nach den Seiten ist letztere durch die einfache Wendung nach rechts oder links hergestellt, da ja gewissermaßen schon in Schützenlinie marschiert wird.

Stößt die Spitze auf den Feind, so schwärmt die vorderste Abteilung aus und die ganze Kolonne rückt auf. Träger und Troß treten dicht zusammen und halten Die Begleitaskaris dieser nehmen Front nach verschiedenen Richtungen. Alles tritt zur Seite, damit der Weg selbst sofort frei wird, um Führer und Truppe nach den gefährdeten Stellen durchzulassen. Beim Angriff von hinten tritt die zuletzt marschierende Abteilung in Tätigkeit. Die Träger pp. rücken schnell nach vorn heran. Bei Angriffen von einer Seite nimmt die marschierende Abteilung die Front nach dem Gegner und die Schützenlinie ist fertig. Die Truppe ist geübt auf das Kommando: „Nach rechts fertig! — Nach links fertig!“ unter sofortigem Halten und Fertigmachen des Gewehres die entsprechende Wendung auszuführen. Bei: „Nach rechts und links fertig!“ macht das erste Glied mit links, das zweite mit rechts um fertig.

Bei langer Kolonne wird es die Regel sein, daß die Kommandoworte die Leute nicht alle erreichen, hier übernehmen die Europäer und schwarzen Chargen den Befehl oder jeder einzelne handelt nach Ermessen. Erfolgt von allen Seiten ein Angriff bezw. Überfall, so werden Knäuel — sogenannte Igel — gebildet. Die Träger kauern sich in Haufen eng zusammen und die Askaris gruppieren sich im Kreise um dieselben, zum Feuer nach allen Seiten bereit. Um die eigenen Leute nicht zu treffen, darf in der Richtung des Weges nicht geschossen werden. Alle Möglichkeiten müssen geübt und erklärt worden sein.

In unübersichtlichem Gelände ist stets Gefahr vorhanden, wenn

die Vegetation den Ausblick hindert, hohes Gras und Laubmassen, Wald und Busch den Weg einfassen.

In dichterem Busch ist es unmöglich, Patrouillen seitwärts abzuzweigen, da sie nicht in gleicher Höhe mit der noch so langsam marschierenden Kolonne mitzukommen vermögen und ihren Zweck nicht erfüllen können. In der Praxis ist bei kleineren Abteilungen überhaupt an eine besondere Seitendeckung meist nicht zu denken. Grundsatz ist dann: „Alle Leute möglichst zusammen behalten". Nur die unerläßlichen Entsendungen finden statt. Wie man sich in jedem Falle zu verhalten hat, um das Richtige zu treffen, kann nicht reglementiert werden. Es ist das lediglich Erfahrungssache und kann nur durch den Buschkrieg selbst gelehrt werden. Im afrikanischen Dienst macht die eigene Erfahrung alles aus. Ungangbarer Busch ist in Wirklichkeit ein vorzüglicher Schutz, da der Gegner sich in demselben selbst nicht bewegen kann. Man weiß aber nie, wo die Ungangbarkeit aufhört und ob nicht unterbrechende freie Stellen den im Vorteil genauester Geländekenntnis befindlichen Eingeborenen eine Annäherung gestatten. — In Afrika muß man auf Überraschungen stets gefaßt sein. Es kommt immer — und oft sehr plötzlich — anders, als man angenommen hatte. In diesem „Anders" muß man sich dann blitzschnell zurechtzufinden verstehen.

Durch häufigen, unerwarteten Alarm und stetes Üben aller erdenklichen Situationen müssen Soldaten und Träger häufig überrascht werden, so daß sie im Ernstfalle den Kopf nicht verlieren. — —

Im unpassierbaren Busch findet man nicht selten, daß senkrecht zum Wege der Expedition führende ganz schmale Pfade, die nur einzelnen Menschen ein Durchschlüpfen gestatten, angelegt sind. Hier legen sich gute Schützen nahe dem Hauptweg in den Hinterhalt, um möglichst die Europäer abzuschießen und dann im Busch zu verschwinden. Folgen kann dem Schützen niemand, und das ihm nachgesandte Feuer wird nur durch Zufall treffen.

Wenn die Aufklärung nach vorn und den Seiten durch die Bodenbewachsung unmöglich gemacht wird und mit einem Angriff zu rechnen ist, so marschiert man am besten, indem vorwärts u. seitwärts einzelne Schüsse aufs Geratewohl in den Busch abgegeben werden. Hier kann auch das Maschinengewehr von Zeit zu Zeit einige Schüsse feuern. Ein versteckter Gegner wird fast immer glauben, er sei entdeckt und zieht sich zurück oder er wird durch Rufe, Geräusch im Busch, Schüsse oder sonstige Zeichen seine Anwe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

senheit kund tun. Über den Marsch und ungefähren Aufenthaltsort der Kolonne selbst ist der Gegner doch so genau unterrichtet, daß die in den Busch gefeuerten Schüsse ihm nichts mehr verraten können. Nächtliche überraschende Unternehmungen haben Aussicht auf Erfolg, wenn sie mit sehr beweglicher Truppe — Zurücklassung allen Gepäcks, evtl. barfuß — und mit durchaus sicheren eingeborenen Führern unternommen werden. —

In einer festen Stellung erwartet der Neger den Angriff, wenn er sich nicht sehr sicher fühlt, heute nur noch selten. Die Truppe rückt dann möglichst nahe heran, und läßt zunächst die etwa vorhandenen Geschütze in Tätigkeit treten. Nach vorbereitendem Gewehrfeuer erfolgt sodann der Sturm. Angelegte Dorngräben, natürliche Felsspalten, Fallgruben u. dergl. können dabei unangenehme Überraschungen bringen. Sorgfältige vorherige Erkundung durch Spione, Aussagen Verwundeter, Gefangener müssen immer versucht werden. Überhaupt ist es Sache des Leiters, nach allen Richtungen hin Nachrichten einzuziehen und sich daraus ein Bild von der Lage zu machen. Die Wichtigkeit, eine richtige Ansicht zu erhalten, um Mißerfolge auszuschließen, andererseits aber auch Unrecht zu vermeiden und keine Unschuldigen zu bestrafen, leuchtet ohne weiteres ein. Um dies alles zu können, muß der führende Europäer unbedingt die Landessprache ausreichend beherrschen.

Aber selbst dann noch ist es schwer, aus den vielen, oft widersprechenden Nachrichten, direkten Lügen und Versuchen, irre zu führen, die richtigen Schlüsse zu ziehen und ein zutreffendes Urteil zu gewinnen. Auch hier hilft nur Erfahrung.

Niemals darf man auch den eigenen schwarzen Dolmetschern und politischen Agenten, die mit Vorliebe Politik in ihre eigene Tasche treiben, uneingeschränktes Vertrauen schenken. Ein solches ist noch stets gewaltig mißbraucht worden, sowie der Vertrauensmann sicher war, daß der „Bana Kuba", der hohe Herr ihm allein glaubte. —

Ist eine kriegerische Unternehmung als notwendig erkannt, so wird sie — falls nicht sofortiger Beginn geboten — zur Trockenzeit unternommen, weil dann das hohe Gras niedergebrochen oder verbrannt, die Felder abgeerntet, und Wald und Busch blattlos und übersichtlich geworden sind. Die Aufgabe wird dann durch die größere eigene Sicherheit wesentlich erleichtert. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn kriegerische Neger sich nicht in solcher Übermacht befinden, daß sie sich einer kleinen Truppe gegenüber sicher fühlen, gehen sie bei ihren Unternehmungen immer von dem Gesichtspunkt aus, im gegebenen Moment fliehen zu können. Ihre Rückzugslinie legen sie zuerst fest. Vorher schon werden Frauen und Kinder, alles Vieh und sonstige ihnen wertvolle Eigentum in abgelegenen Wald- und Gebirgsverstecken untergebracht. Trifft man unterwegs in derart verlassenen Dörfern nur Männer an, so kann daraus nicht selten geschlossen werden, daß eine feindliche Haltung zu erwarten ist. Oft ist auch nur Furcht der Grund zur Flucht gewesen. Ist die wahrscheinliche Rückzugslinie erkennbar oder irgendwie in Erfahrung gebracht, so kann ein beizeiten abgezweigtes und entsprechend dirigiertes Detachement den fliehenden Gegner bisweilen mit Erfolg fassen.

Wendet sich der aus seiner Stellung herausgeworfene Gegner zur Flucht, so muß wenn möglich die Verfolgung mit noch frischen Leuten sofort einsetzen. Solche werden allerdings meist nicht mehr da sein.



Hülfsvölker (Baraguyu) auf einer Expedition gegen die Masai 1904.

Hier sind leichtfüßige Hülfsvölker am Platze. Eine weitgreifende Verfolgung mit der Truppe hat nur selten Erfolg. Es erklärt sich dies aus der sehr viel größeren Beweglichkeit der Flüchtlinge, die alles irgendwie Hindernde einfach fortwerfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist es mit einer nicht berittenen Truppe überall schwer nachzukommen, so könnten berittene Verfolger nur in ganz offenem Steppengelände oder auf kahlen Gebirgsplateaus Erfolge haben, da die Flüchtlinge sonst sofort unwegsame Wildnis aufzusuchen pflegen und dann auch für Reiter nicht erreichbar sind. Fliehende Masai, z. B. die mit geraubtem Vieh abziehen, sind ohne Berittene überhaupt nur einzuholen, wenn der Zufall hilft oder wenn sie sich vor Freude über den gelungenen Raub irgendwo betrinken und von den verfolgenden Abteilungen nach unglaublichen Märschen überfallen werden können.

Bietet die Verfolgung meist nur wenig Aussicht auf hinreichende Ergebnisse, so muß sie doch stets versucht werden. Befindet sich ein tiefer Fluß nahe dem Gefechtsort, so wird der vertriebene Gegner diesen immer zwischen sich und den Verfolger bringen und dann alle Boote mitnehmen.

Die Verpflegung der Truppe und der Träger erfolgt auf Friedensmärschen in der Regel durch Kauf im Lande. Jeder Soldat und Träger erhält dazu pro Tag ein Verpflegungsgeld in Hellern von etwa 15 bezw. 12 Pfennigen Wert.

Bringen die Landeshäuptlinge viele Lebensmittel zum Geschenk, so werden diese verteilt und das Zehrgeld — posho genannt — entsprechend gekürzt. Die Häuptlinge erhalten den Wert ihrer Geschenke ersetzt. Auf Kriegsexpeditionen kann eigene Verpflegung für einige Tage durch Mitnahme aus der Garnison stattfinden. Diese wird dann durch die Askariboys getragen. In Feindesland wird requiriert; ist voraussichtlich im Lande nichts aufzutreiben, so muß Mitnahme von Vieh, Mehl, Reis pp. erfolgen. Zur Not muß auch Erlegen von Wild aushelfen. Wird Verpflegung in natura ganz geliefert, so fällt das posho fort. Die Europäer erhalten ein Expeditionsverpflegungsgeld von pro Tag 3 Rup. Sie haben für ihre Beköstigung selbst zu sorgen.

Es ist nicht möglich, in dieser kurzen Abhandlung auch nur einen Teil aller Lagen zu besprechen, in welche wir auf kriegerischen Unternehmungen kommen können. Um dem Leser ein flüchtiges Bild zu geben, sind die Hauptmomente ostafrikanischen Kriegslebens herausgegriffen und in großen Zügen angedeutet.

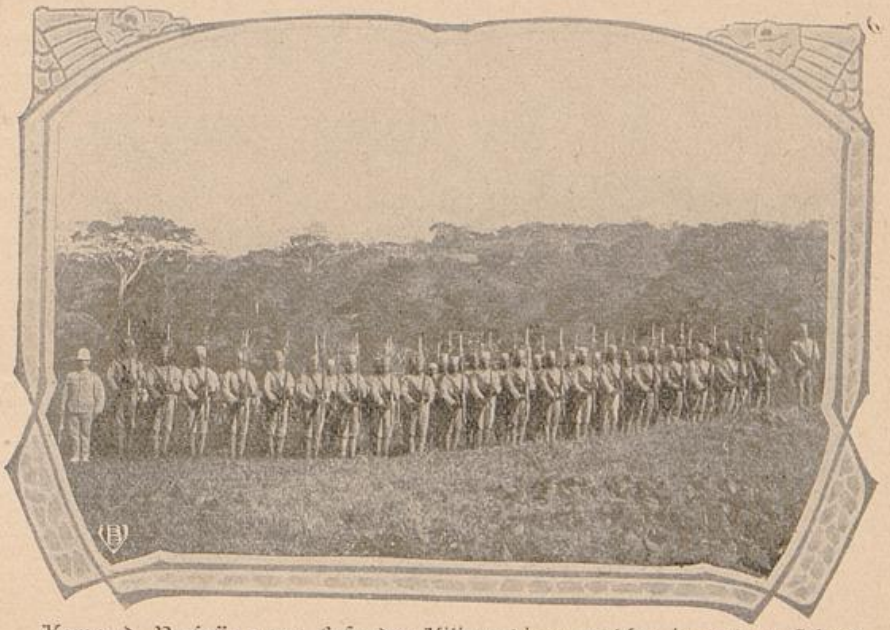
„Im Allgemeinen kann man sagen, daß bei allen Maßnahmen und Formen militärischer Operationen das einfachste, das beste ist. Das jeweilig nötige ergibt sich in der Regel von selbst. Schwierig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keiten macht erst die Ausführung. Mit komplizierten strategischen Künsten ist drüben nicht viel anzufangen."

Die Erwähnung eines Punktes, den zu betonen ich nicht unterlassen möchte, soll diese Betrachtung schließen.

Der Europäer möge es sich bei allen Unternehmungen gegen Eingeborene zum Grundsatz machen, erst alle anderen Mittel zu versuchen, um auf friedlichem Wege den gewollten Zweck zu erreichen. Nur wenn die Verhältnisse ohne Ausweg dazu zwingen, schreite er zum



Komp. d. Verfassers am Fuße des Kilimandjaro, welcher in ewigen Schnee und Eis gehüllt ist.

Waffengebrauch. Dann aber ist die Unternehmung mit Nachdruck und in solcher Stärke durchzuführen, daß der Erfolg gesichert ist. Nach dem Schlage soll stets versucht werden, durch Gefangene oder sonstwie wieder mit dem Gegner Fühlung zu gewinnen, um ihm eine beabsichtigte Unterwerfung leicht zu machen. Als die höhere Aufgabe gelte es immer den Kampf zu vermeiden, besonders aber dann, wenn es sich um einen nicht ebenbürtigen Gegner handelt.

Gerade dem Soldaten, der den Waffengebrauch zum Beruf gewählt hat, wird ruhige Besonnenheit und Mäßigung in solchem Falle zur Ehre gereichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere „schwarzen Jungen" drüben verdienen, daß ihrer gedacht wird und daß sie, die bei uns nicht zeigen können, was sie leisten, bekannt werden in dem Lande, für welches sie fechten. Die Schutztruppe, deren Mannschaft der klimatischen Verhältnisse halber aus Farbigen besteht, ist wert, besonderen Interesses gewürdigt zu werden. Sie hat sich bisher allen Anforderungen, die an sie gestellt wurden und allen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, stets gewachsen gezeigt.

Sie hat nie versagt und sich als eine Söldnertruppe von vollkommener Zuverlässigkeit erwiesen. In genügender Stärke erhalten und durch erfahrene Führer, die ihr Vertrauen besitzen, befehligt, wird sie imstande sein, jeder aufständischen Bewegung in der Kolonie Herr zu werden.

Sie wird, wie bisher, dem Namen einer **„Deutschen"** Truppe alle Ehre machen.

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Rast am Affenbrotbaum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Rast am Affenbrotbaum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II.

Reisen und Expeditionen im Innern

mit einem Titelbilde, 40 in den Text gedruckten Abbildungen nach eigenen photogr. Aufnahmen des Verfassers und einer Uebersichtskarte als Anlage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Am Kraterrand des Kirunga Asha Gongo.
3500 m hoch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einleitung.

Die Zeit der großen Entdeckungen in Afrika ist vorüber. Die letzten Fragen von Bedeutung, die der schwarze Kontinent noch stellte, waren mit der 1894 durch den Grafen Götzen erfolgten Entdeckung des Kivusees und der tätigen Vulkane an der Nordwestgrenze Deutsch-Ostafrikas sowie durch die wenige Jahre später erfolgte Auffindung der Nilquellen durch Dr. R. Kandt entschieden.

Große Probleme, an deren Lösung die gesamte Kulturwelt interessiert ist, liegen nicht mehr vor, es sei denn, daß in den noch unberührten Urwäldern des zentralen Afrika Menschenrassen auftauchen, welche dazu beitragen könnten „die Frage aller Fragen," die nach der Herkunft des Menschen selbst, der Erkenntnis einen Schritt näher zu bringen . . . . .

Um so mehr ist nun der Detailforschung zu tun vorbehalten. Ist die afrikanische Landeskunde in den letzten Jahrzehnten auch so weit vorgeschritten, daß es keinen weißen Fleck auf der Karte mehr gibt, so ist hiermit gleichzeitig eine Fülle neuer Aufgaben für die Kultur- und Forschungstätigkeit entstanden, von denen die Mehrzahl erst in künftiger Zeit in Angriff genommen werden kann. Mit der fortschreitenden Erschließung des Landes durch Verkehrseinrichtungen und besonders Eisenbahnen werden diese Aufgaben in immer schnellerem Tempo ihrer Lösung zugeführt werden.

In Deutsch-Ostafrika gab es vor 10 Jahren noch große Länder, die so gut wie unbekannt und kaum von eines Weißen Fuß betreten waren.

Heute ist die Kolonie bis in die entferntesten Gegenden bereist und erkundet worden und wir wissen, daß sie reich an ausgedehnten und außerordentlich wertvollen, dichtbevölkerten Ländern ist, welche nur ihrer Aufschließung und wirtschaftlichen Ausnutzung harren.

Die vorliegende Schrift handelt von **Reisen** und **Expeditionen** im Landesinnern. Es wird beschrieben, wie der Europäer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Lande reist und welcher Hilfsmittel er sich hierbei zu bedienen hat. Dann kommen einige wesentliche Momente meiner großen Reisen zur Darstellung. Daß dabei die Schilderung der Tätigkeit des Offiziers und Unteroffiziers hervortritt, ergibt sich aus meiner Zugehörigkeit zur Schutztruppe.

Eine Übersichtskarte meiner Expeditionen im Inneren der Kolonie während der Jahre 1895—1905 ist der Schrift beigefügt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



I. Kapitel.

Verkehrsmittel in der Kolonie.

Während die erste kurze Eisenbahnstrecke in der Kolonie von Tanga nach Korogwe zu den Plantagengebieten Usambaras verhältnismäßig früh gebaut wurde, dauerte es lange Zeit, bis in der Heimat die Notwendigkeit klar erkannt war, daß nur Bahnen eine schnellere Entwickelung des Schutzgebietes ermöglichen können. Nicht wenig trug zu dieser Erkenntnis der ungeahnte Aufschwung bei, welchen unsere englische Nachbarkolonie im Norden und unser eigener an diese grenzender Bezirk Muansa nahm, als die ursprünglich aus strategischen Gründen gebaute Bahn von Mombassa zum Viktoria-Nyansa nach Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten fertig gestellt war. Zur Zeit stehen unsere Kolonien im Zeichen des Bahnbaues. In Deutsch-Ostafrika schreitet der Bau der Bahn Daressalam-Morogoro flott voran. Das Projekt der Südbahn Kilwa-Nyassasee scheint seiner Verwirklichung entgegen zu gehen und die Fortführung der Usambarabahn über Mombo zum Kilimandjaro und zum Viktoria-Nyansa wird eifrig befürwortet.

Auch der Weiterbau der Morogorobahn über Tabora zum Tanganika mit ihren Anschlußstrecken wird sich als unerläßlich herausstellen. Unsere aussichtsreichsten und wertvollsten Länder — zumal die für Ansiedelung von Weißen in Betracht kommenden — liegen mit Ausnahme von Usambara der Küste fern. Eine Erschließung und Nutzbarmachung dieser Gebiete ohne Bahnen ist nicht denkbar oder kann nur in einem solchen Schneckentempo vor sich gehen, daß man ebensogut darauf verzichtet.

Mit der Morogorobahn ist ein vielversprechender Anfang gemacht. Vorläufig kommen die bisher gebauten kleinen Bahn-Strecken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für das Reisen im Landesinnern bei uns kaum in Betracht. Der Reisende marschiert oder reitet. Seine Ausrüstung wird von Menschen getragen. —

Wer nach Deutsch-Ostafrika zu reisen beabsichtigt, kann seine Ausreise mit 3 verschiedenen Dampferlinien antreten.

Mit der Deutschen Ostafrikalinie von Hamburg oder Genua bezw. Neapel. Mit den Dampfern der Messageries Maritimes von Marseille bis Zansibar und schließlich mit dem Österreichischen Lloyd von Triest oder Brindisi aus.*)

Als wir die Kolonie erwarben, fanden wir an der Küste einen ausgebildeten Verkehr arabischer Segelfahrzeuge — Dhau's genannt — vor. Konnte diese für unsere Begriffe primitive Schifffahrt, die außer an der Küste ganz von den Monsunzeiten abhängig war, auf das leichteste durch Dampfer ersetzt und so eine Bereisung der ostafrikanischen Küste zu einem bequemen und angenehmen Vergnügen gestaltet werden, so blieb das Reisen im Lande selbst bis heute eine zeitraubende und mühsame Sache. Wir sind auch heute noch auf die umständliche und langsame Vorwärtsbewegung des Gehens oder Reitens und mit einem mehr oder weniger großen Trägertroß angewiesen.

Breite, feste Wege gab es vor 10 Jahren noch nicht. Nur der schmale Fußpfad der Eingeborenen schlängelte sich deren Verkehrsmittel als Wagen oder dergl. waren ebensowenig vorhanden. Alle Handelswaren, die aus dem Inneren kamen oder die in das Innere transportiert wurden, mußten durch Menschen getragen werden. Und so ist auch heute noch der Mensch „der Träger", das sicherste, einfachste und zuverlässigste Transportmittel, welches wir für fast die ganze Kolonie haben. Es gibt in Deutsch-Ostafrika — und ähnlich werden die Verhältnisse auch in anderen reintropischen Kolonien sein — nur 2 Arten Transportmittel, die sich als brauchbar erwiesen haben. Das eine ist das altbewährte und sichere, wenn auch langsame und unzeitgemäße der Lastenbeförderung durch den Menschen und das andere ist der Neuzeit vollkommenstes „die Eisenbahn." Auf Seen und schiffbaren Strömen natürlich Dampfer und andere Fahrzeuge.

Leider ist Deutsch-Ostafrika an schiffbaren Strömen arm, wenn auch bei Wasserhochstand zur Regenzeit und nach derselben weite Strecken befahren werden können. Alle Versuche, den Menschen

*) Der Österreichische Lloyd hat seit 1907 seine Fahrten vorläufig eingestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Transportmittel auszuschalten, ihn durch besseres zu ersetzen und seine Arbeitskraft für andere wirtschaftliche Zwecke frei zu machen, sind nicht geglückt.

Schon vor vielen Jahren haben die Araber Transportversuche mit Kamelen gemacht. Die Tiere konnten das feuchte Klima nicht vertragen und gingen ein.

Die deutsche Verwaltung ließ es an Bemühungen nicht fehlen, durch Versuche mit Wagenverkehr vorwärts zu kommen.



Segeleinbaum im Kivusee.

Dazu mußten zuerst breitere und bessere Wege geschaffen werden und wir sehen, wie etwa seit 1896 in der Kolonie allerorts mit Nachdruck an die Schaffung von geraden und festen Straßen gegangen wird. Merkwürdigerweise geschah in dieser Hinsicht in den Innenbezirken am meisten.

Die Wegeverhältnisse waren hier schon Anfang 1897 auf den meist begangenen Strecken ganz erträgliche geworden, während es in der Nähe der Küste noch wenig erfreulich aussah. Man konnte damals sagen, je näher der Küste, um so schlechter der Weg.

Als ich 1897 vom Tanganika zur Küste ging, hatte ich die ersten wirklichen Marschschwierigkeiten kurz vor Bagamoyo und dann zwischen Bagamoyo und Daressalam zu überwinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über 2 Monate war der Marsch im Innern glatt von statten gegangen, und einen Tag vor Daressalam blieb die ganze Karawane angesichts der Hauptstadt um ein Haar im Sumpfe stecken. . . . . .

Die angestellten Fahrversuche ergaben eigentlich nicht viel neues oder was als neue Erkenntnis bezeichnet werden konnte. Man stellte fest, daß auf gutem Wege ein gut bespannter und gering belasteter, leichter Wagen fahren konnte. Bei schwererer Belastung blieb der Wagen am ersten Hindernis stecken und die Lasten mußten durch Träger weiter befördert werden oder es hieß: Abladen, die Lasten durch Träger den Berg hinauf über den Bach, durch den Sumpf tragen lassen, — den leeren Wagen nachziehen, evtl. auseinandernehmen, die einzelnen Teile über das Hindernis bringen, ihn wieder zusammensetzen und dann wieder aufladen.

Die schönen Brückenbauten stürzten wieder ein, denn die weißen Ameisen zerstörten das Holz. Die Beschaffenheit der Wege war noch nicht so, daß man von Fahrstraßen sprechen konnte. An Arbeit und Mühe ließen es die Behörden nicht fehlen. Was geschehen konnte, das geschah. Zum Herstellen geschotterter fester Straßen mit eisernen Brücken fehlten die Mittel.

Als ich im Januar 1905 wieder einmal auf Buschpfaden aus dem Innern kommend die große Straße (Bara-Bara), die von Wami nach Bagamoyo führt, erreichte, waren die zahlreichen Holzbauten, welche die Wasserläufe überbrückten, fast ausnahmslos eingestürzt und bildeten wüste Haufen von Stangen, Balken und Hölzern, deren Betreten direkt lebensgefährlich war. Die Eingeborenen hatten denn auch alle Brücken hübsch umgangen und ihren Pfad an der Seite vorbeigelegt.

Waren die Wege also noch nicht geeignet, belasteten Wagen ein sicheres Fortkommen zu ermöglichen, so kam andererseits dazu, daß richtiges Material an Zugtieren nicht vorhanden war. Die grauen Esel des Eingeborenen sind zu leicht und werfen kein Gewicht ins Geschirr; bei Maultieren ist das Gleiche der Fall, zudem sind sie zu teuer. Beide arbeiten sich frühzeitig ab und ermüden auf die Dauer zu leicht.

Die Rinder schweren Schlages aus dem Innern wären vermöge ihres Eigengewichts eher geeignet als Zugtiere Verwendung zu finden, wenn es kein Tierseuchen und keine Tsetse gäbe. Diesen Plagen fallen Maultiere und Esel in gleicher Weise zum Opfer. Kurz, die Erfahrungen, die man machte, waren wenig ermutigend und bewiesen, daß an eine rentable Lastenbeförderung größeren Stiles

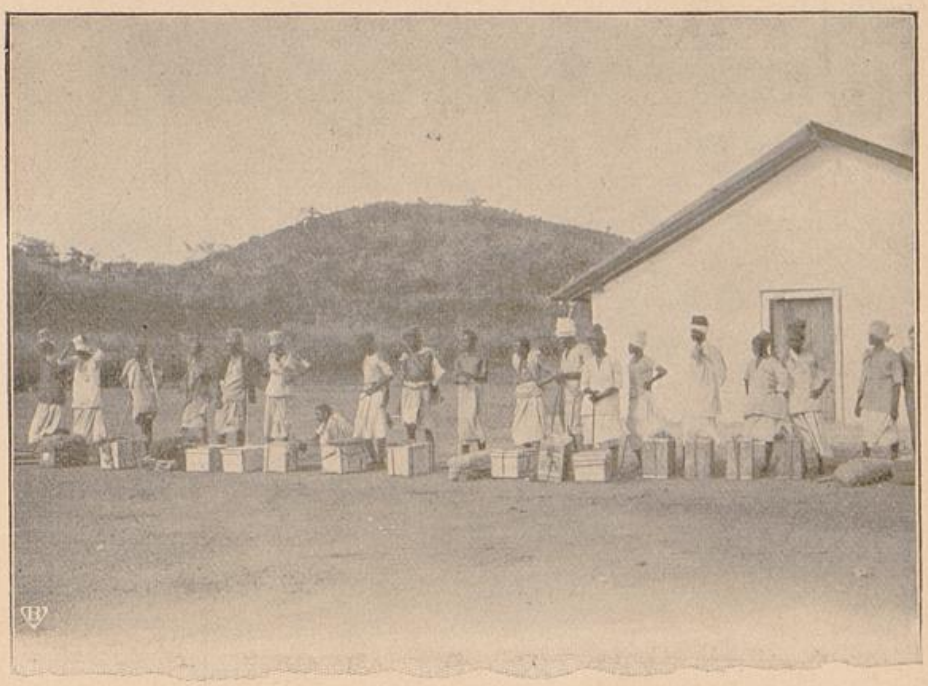
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Fuhrwerk nicht gedacht werden konnte. Gegenteilige Versicherungen werten nicht.

Dann wurde auf die Fahrkunst der Buren hingewiesen, welche von Korogwe aus mit ihren Wagen zum Meruberge hin aufbrachen. Es hieß: „Die Buren haben bewiesen, daß man fahren kann."

Jawohl, die Buren fuhren auch. Aber wie! Es war ihnen ganz gleich, ob sie an einem Tage 2 oder 5 oder 10 Kilometer zurücklegten oder ein paar Tage irgend wo stecken blieben. Sie hatten Zeit. Ein Munitions- oder Lebensmitteltransport z. B. hat aber sehr oft keine Zeit. Der Mensch war als Transportmittel — von wenigen fahrbaren Strecken abgesehen – so nicht zu ersetzen. Es blieb also nur die Bahn übrig.

Wenn nun auch die Kolonie in absehbarer Zeit über einige größere Schienenstränge verfügen wird, so wird für den Reisenden, der die großen Landesteile abseits der Bahn zu durchstreifen beabsich-



Träger zum Abmarsch bereit.

tigt oder hierzu genötigt ist, noch auf lange Zeit hinaus der Träger unentbehrlich sein, wie er es zu Beginn unserer kolonisatorischen Tätigkeit war und wie er es auch heute noch für fast die ganze Kolonie ist.

Wer im Lande reisen will, muß sein Gepäck, seinen Proviant seine Handelsartikel, Maschinen, Boote, wissenschaftlichen Instru-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mente, kurz alles was er mitzuführen beabsichtigt, durch Träger befördern lassen.

Für unsere Schilderung kommt nur das Reisen unter Benutzung von Trägern in Betracht.

Der in der Kolonie eingetroffene Europäer hat zunächst seine ganze Ausrüstung, die er mitnehmen will, in geeignete Kolli zu verpacken, die als Trägerlasten von etwa 60 Pfund Gewicht befördert werden. Proviant und Getränke werden zweckmäßig in kleinen Holzkisten (meist amerikanischen Petroleum-Kisten) mitgeführt. Die Bekleidung, Wäsche, Stiefel, Medikamente, Gewehrmunition pp. kommt in wasserdichte Blechkoffer. Die anderen mitgeführten Stoffe und Handelswaren, werden in Wachstuch und Matten verpackt.

Es gibt an allen Küstenplätzen Firmen, welche die sachgemäße Packung übernehmen.

Fast alles, was der Reisende für seine Expedition braucht, ist ebenfalls an der Küste zu erhalten.

Der Europäer ist vielfach darauf angewiesen, mit seiner Karavane zu Fuß zu reisen.

Rüstige Fußgänger können, wenn sie einmarschiert sind, ihre 5—6 Stunden täglich ohne große Anstrengung zurücklegen. Die Träger leisten mit ihrer Last dasselbe. Frischer und leistungsfähiger bleibt man natürlich, wenn man sich beritten gemacht hat und abwechselnd geht und reitet. In den frühen Morgenstunden wird meist marschiert, damit dem Körper die in den Tropen so notwendige Bewegung verschafft wird.

Reisen in der Hängematte ist nicht üblich und auf Krankheitsfälle beschränkt.

Weiße Frauen machen von dieser Beförderungsart mehr Gebrauch.

Die Beschaffung und Mitnahme eines guten Reittieres ist dem Reisenden, will er sich den Marsch ungemein erleichtern und genußreicher gestalten, nur zu empfehlen.

Geritten werden Maultiere, Maskat- und Halbmaskatesel sowie die grauen Esel der Eingeborenen. Letztere allerdings nur faute de mieux.

Ein Maultier ist das beste Reittier. Mancher zieht den lebhaften, ungestüm vorwärts drängenden edlen Maskatvollbluteſel vor.

Solche sind in wunderschönen Exemplaren zu eben solchen Preisen zu haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein gutes Maultier kostet 300—600 Rupie (1 Rp. = 1,33⅓ Mk.). Ein tadelfreier starker Maskatesel desgleichen. Gute Halbschlageesel sind für 150—200 Rp. zu haben und graue Esel schon für 25—50. Der Weiße übernimmt die Sorge für sein Reittier am besten selbst und kontrolliere das Tränken, Futtern, die Unterbringung, das Satteln immer peinlich genau, wenn er sich sein Tier leistungsfähig und gesund erhalten will. Vor den Tierseuchen, speziell dem Stich der Tsetsefliege kann er es leider noch nicht bewahren, wohl aber vor sonstigem Schaden, vor Raubtieren u. dergl. In der Wartung der Reittiere ist der Schwarze unzuverlässig und bedarf unausgesetzter Aufsicht. Für die Pflege und Bedürfnisse derselben geht ihm das Verständnis ab.

Daß selbst Europäer der Reittierpflege gänzlich ahnungslos gegenüberstehen, kommt leider auch vor. So wurde in der Kolonie erzählt, daß ein solcher ein ihm übergebenes Maultier 2 Wochen lang ritt ohne abzusatteln. Das mit Druckstellen und Wunden bedeckte Tier war unbrauchbar geworden. Der biedere Reitersmann hatte nicht gewußt, daß man auch absatteln müßte. Genug mit diesem einen Fall. Gelegenheit zum Staunen über eigenartige Reittierpflege oder besser Nichtpflege wird geboten.

Hotels, Gasthäuser, Wirtschaften gibts im Lande nicht.

Man reist daher mit Haus und Bett, mit Tisch und Stuhl, mit Proviant und Küche.

Das Haus ist ein Zelt, welches aus imprägniertem starken Segelleinen besteht und in 2—3 Trägerlasten transportiert wird.

Vor dem Aufbruch wird es zusammengelegt und verpackt und nach beendetem Tagemarsch an irgend einem beliebigen, geeignet erscheinenden Platze auseinandergenommen und aufgestellt. Mit dieser Arbeit wissen sehr viele Träger und Boys schon ausreichend Bescheid.

Im Zelte findet das Bett Platz, außerdem ein kleiner Tisch mit Stuhl, die Blechkoffer, Waffen und sonstigen wertvollen Sachen des Reisenden.

Das Expeditionsbett besteht am besten aus einem einfachen Holzgestell mit starker Segeltuchliegefläche und einer leichten Stangenvorrichtung, über welche das unentbehrliche Moskitonetz gestülpt wird. Im Landesinnern ist oft ein Moskitoschutz wegen Nichtvorhandenseins dieser Plagegeister unnötig. Das Netz schützt aber auch vor vielen anderen Insekten, die wie Ameisen und Spinnen nur lästig werden oder die wie z. B. ein Hundertfuß oder ein Skorpion durch ihren sehr schmerzhaften Stich schon peinlichere Empfindungen auslösen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können oder die schließlich wie gewisse Zeckenarten durch ihren Biß nicht unbedenkliche Erkrankungen, wie das gefürchtete — zur Zeit der Behandlung noch spottende — Rückfallfieber verursachen können. Manchmal ist man auch am Tage genötigt, sich unter das Moskitonetz zu flüchten, um den unglaublich zudringlichen, nicht verjagbaren Fliegen zu entgehen. Zum Bett gehören ferner Korkmatratze, 1—2 Decken, Betttücher und Kopfkissen.

Das Bett stellt zusammengelegt eine Trägerlast dar.

Ein besseres Modell als das bei der Truppe gebräuchliche existiert nicht.

Die 4. Last der Reiseausrüstung bilden ein kleiner Tisch, Feldstuhl, langer Liegestuhl, Waschbecken und evtl. Gummibadewanne und Doucheeimer.

Der lange Liegestuhl ist eine sehr bequeme und angenehme Sitzgelegenheit nach ermüdendem Marsche.

Als 5. nicht minder wichtige Last tritt die Kochkiste hinzu.

Der Europäer hat für seine Verpflegung und deren Zubereitung selbst zu sorgen. Eine Zusammenstellung der nötigsten Töpfe, eine Pfanne, Kännchen, Dreifuß, Axt, Eimer, Messer, Zange, Teller und sonstige Küchenutensilien müssen daher immer mitgeführt werden.

Die Kochlast untersteht der Aufsicht des Kochs. Dieser wird an der Küste engagiert. Er ist meist ein früherer Boy irgend eines Stammes, der sich einige Kochkenntnisse angeeignet hat. Oft war er Kochboy bei einem geschickteren schwarzen Kochkünstler, der an der Küste oder in Zansibar in einem Hotel oder bei einer weißen Familie kochen lernte. Hat er seinem Meister die Zubereitung einiger Gerichte abgesehen, so macht er sich selbständig und sucht eine Stelle als „Mpishi" als Koch. Der „Mpishi" ist eine wichtige Persönlichkeit, von dessen Geschick das leibliche Wohlbefinden des zum Genuß seiner Speisen verurteilten Weißen abhängig ist. Als gute Köche gelten die Komorenjungen. Diese verlangen aber hohen Lohn.

Die meisten Neger haben ein gewisses Kochverständnis und man trifft nicht selten einen „Mpishi", der es vortrefflich versteht, eine Anzahl schmackhafter Gerichte zuzubereiten.

Der Lohn eines besseren Kochs schwankt zwischen 20—35 Rupies. Dazu kommt für gewöhnlich Kleidung, kleine Geschenke und Verpflegung.

Es ist durchaus unangebracht, die Reinhaltung der Kochausrüstung ganz allein dem Ermessen des Kochs zu überlassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor einigen Jahren wurde der Versuch gemacht, dem reisenden Europäer auf den großen, am meisten begangenen Straßen vom Zelte unabhängig zu machen, indem an den üblichen Lager- und Wasserplätzen in bestimmten, etwa einem Tagemarsch entsprechenden Abständen Rasthäuser gebaut wurden, die 2—3 Europäern Unterkunft gewähren sollten.



Dorf auf Insel im Kivusee.

Der ohne Zelt Reisende mußte sich dann genau an die Rasthäuser halten, wenn er nicht schutzlos im Freien kampieren wollte.

Diese Rasthäuser waren ganz schön, so lange sie neu waren, konnten aber auch dann schon ihren Zweck nicht erfüllen, sobald zufällig mehrere Europäer zusammentrafen. Andererseits wurde in den Häusern von Indern, Arabern und Eingeborenen unter Hinterlassung ihres ganzen Schmutzes genächtigt, so wie kein Europäer in der Nähe war. Es ist auf der Karavanenstraße ganz genau bekannt, ob Weiße im Anmarsch sind.

Ungeziefer aller Art sammelte sich in den Häusern an. Durch Zecken und andere blutsaugende Insekten wurden Krankheiten, deren Ursache bis vor kurzem im unklaren blieb, auf den Europäer übertragen und so dauerte es nicht lange, bis die Rasthäuser gemieden und in großem Bogen umgangen wurden. An ihre Stelle traten an den Lagerplätzen ganz einfache, große offene Hallen mit auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Steinpfeilern oder Holzgerüsten ruhenden Strohdächern, die einen vollkommenen Schutz vor Sonne und Regen gewährten.

Die besten und größten Rasthallen hat der Bezirk Mpapua aufzuweisen. Diese Hallen, die leicht reinzuhalten sind, genügen vollkommen und gewähren dem Reisenden eine ungemeine Annehmlichkeit. Sie erleichtern ihm und den Trägern den schweren Dienst.

Meist ist ein Kochraum, einige Nebenräume für die Träger und ein Reittierstall vorhanden.

Der Dorfälteste hat die Aufsicht über die Halle und läßt dieselbe reinhalten. Der Reisende hat für diese Mühe pro Nacht etwa 25 Pf. Mietsgebühr an ihn zu entrichten.

Das Zelt wird ohne Sonnensegel unter dem Dach der Halle aufgeschlagen. Im Zelte ist für eine Person ausreichend Platz.

Die Proviantlasten und was sonst in Kisten oder Matten mitgeführt wird, werden meist an den Zeltseiten unter dem Sonnensegel aufgestapelt, damit kein Regenschaden entsteht.

Vor einigen Jahren wurde mir in einer stürmischen Regennacht eine circa 2 Trägerlasten schwere Krokodilhaut von einer Hyäne aus solchem Reise-Magazin fortgeschleppt.

Die eigentliche Expeditionsausrüstung besteht also aus 5 Lasten (bei größeren Zelten 6). Für Reisen von wenigen Tagen hat man dann höchstens noch einen Blechkoffer oder einen wasserdichten Sack mit einem Reserve-Kakeyanzug, Wäsche, Stiefeln, Waschzeug pp. und ½—1 Last Proviant aus Getränken, Brot, Früchten, Fleisch, Reis, Eiern und einigen Konserven bestehend mitzunehmen.

Für solche kleinen Reisen genügen pro Europäer 7 Träger im Durchschnitt vollkommen.

Zur Mitnahme von wissenschaftlichen Instrumenten, Sammelgeräten, Büchern, Munition pp. sind entsprechend mehr Träger nötig.

Der Reisende hat bei einem kurzen Marsche also etwa bei sich: 2 Boys, 1 Koch, 7 Träger und den evtl. immer wechselnden Wegeführer. Das ist dann eine kleine „Safari".

Die im kolonialen Dienst befindlichen Europäer erhalten die Reiseausrüstung vor dem Abmarsch in Daressalam geliefert, ebenso auch soweit möglich und zuständig ein Reittier nebst Sattelzeug.

Privatleute, Kaufleute, Händler, Prospektoren usw. bringen ihre Ausrüstung meist von Europa mit, oder können diese auch in Daressalam oder anderen Küstenplätzen kaufen.

Doch ist hier nicht immer alles erforderliche zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für längeren Aufenthalt im Innern, für eine Reise von Monaten oder gar Jahren muß man natürlich ganz anders ausgerüstet sein, da auf Ersatz der verbrauchten Sachen im Lande oft nicht gerechnet werden kann.

Der Reisende führt dann seinen ganzen Bedarf an Proviant, Bekleidung, Wäsche, Stiefeln, Munition und dergl. mit sich.

So gehören zu einer längeren Reise von 1—2 Jahren etwa:

2—3 weiße Anzüge für Festtage und besondere Gelegenheiten,
3—4 Kakeyröcke,
4—5 Kakeyhosen,
12 leichte, ärmellose Hemden,
6—8 Unterhosen,
12 Paar Strümpfe,
2—3 Paar derbe, feste Schnürstiefel, evtl. hohe Stiefel,
1 Paar leichte Lagerschuhe und
1 Paar leichte weiche Lagerstiefel mit halbhohem Schaft, um die Beinkleider hineinstecken zu können (Moskitostiefel),
Lodenmantel, großer fester Regenschirm, einige warme Bekleidungsstücke für kühle Tage und Nächte,
Genügend Munition, evtl. photographische Platten, Briefpapier, Nähzeug, Seife und alle kleinen Bedürfnisse, welche auf jeder Reise mitzunehmen sind,
Nicht zu vergessen einige Bücher, doch diese in sorgfältiger Auswahl, da sie das Gepäck sehr erschweren.
Europäer, die auf einer Station bleiben, haben 6—8 weiße Anzüge nötig. Als Haupt-Fußbekleidung dienen hier weiße Segeltuchschuhe.

Vorzuziehen sind halbhohe weiße Tuchschnürstiefel, da sonst der Fuß am ungeschützten Knöchel mit Vorliebe von Moskitos zerstochen wird.

Ledergamaschen mit vielen Schnallen, die drüben lange Zeit üblich waren, taugen garnichts.

Im großen ganzen hat man zur Reise außer dem Zelt pp. dasselbe nötig wie bei Wanderungen zu Hause, nur Ober- und Unterkleidung aus anderem Stoff und alles in größerer Menge.

Als Kopfbedeckung ist der Tropenhelm wegen der intensiven Sonnenbestrahlung unerläßlich. Es empfiehlt sich, möglichst dieselben Bekleidungsstücke hintereinander vollständig aufzutragen und dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abzustoßen, damit man nicht zu viel davon aufzubewahren und immer mitzunehmen hat.

Nicht weniger wichtig wie die besprochene Reiseausrüstung ist die Lebensmittelfrage, d. h. was an Proviant und Getränken mitgenommen werden soll.



Zur Küste gehende Elfenbeinträger.

Bei der Auswahl und Zusammenstellung dieses Teils der Ausrüstung kommt das Land, welches die Expedition aufzusuchen gedenkt oder die Station, welche dem Europäer als Aufenthalt angewiesen wird, in Betracht. So hat man in Gegenden, wo viel Vieh vorhanden ist, wo es Hühner, Tauben, Kartoffeln, Mehl und Reis gibt, nur wenig heimischen Proviant nötig, während man in anderen Ländern fast nur auf den Genuß mitgeführter Konserven angewiesen sein kann.

Alle diese verschiedenen Verhältnisse können hier nicht besprochen werden. An der Küste ist alles nötige leicht in Erfahrung zu bringen. Dem drüben ankommenden Neuling wird in den meisten Fällen schon so viel gutgemeinter Rat verzapft, ehe er darum bat, daß er bald gar nicht mehr weiß, was als das richtige herauszuschälen und mit Vorteil zu verwenden ist.

Er tut gut, sich an den Rat eines erfahrenen und ihm vertrauenswürdig erscheinenden „alten Afrikaners" zu halten und nicht zu viel herumzufragen.

In Afrika hat jeder seine eigene Ansicht und jeder hält die seine für die allein richtige. . . . . .

Dem soeben Zugereisten imponiert die Landessprachkenntnis manches Europäers gewaltig. Verzagt fragt er sich beim Anhören dieses „tadellosen Kisuahili", ob er es wohl auch je soweit bringen könne. Noch ahnt er nicht, daß der Wortschatz des Sprachgewaltigen aus einigen Dutzend Ausdrücken mit den geheimnisvollen Begriffen *) „hapana, ndio, lete und baß" als Grundpfeilern besteht, um welche sich in hoffnungslosen Fällen die anderen in zwangloser Weise, fließend und falsch herum zu gruppieren pflegen.

Wer zum ersten Mal ins Innere reist und sich mit der allgemein verstandenen Kisuahilisprache noch nicht befreundet hat, tut wohl daran, wenn er sich einem erfahrenen Reisenden anschließt. Er lernt dann in kurzer Zeit das Reiseleben kennen und wird bald heraus haben, daß es überall hapert, wenn er die Landessprache weder versteht noch sich notdürftig in derselben ausdrücken kann. Er muß lernen, wie er sich mit seinen Boys und Trägern verständigt. Wer sich nicht der Mühe unterzieht, die Grammatik zu lernen und seine Sprachstudien nicht mit Ausdauer betreibt, wird ein radebrechender Stümper bleiben und wenn er ein Dutzend Jahre im Lande weilt. Die Kisuahilisprache ist zudem eine so wohllautende und verhältnismäßig leicht zu lernende, in gewissem Sinne elegante Sprache, daß nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten die Praxis und die Übung an der Hand der vorzüglichen Lehrbücher von Prof. Velten und Herrn von St. Paul-Illaire eine angenehme Unterhaltung bildet.

Der Neuling, der keinen Reiseanschluß findet, steht beim Abmarsch da mit dem Gefühl „verlassen, verlassen, verlassen bin i" und kann nun sehen, wie er weiter kommt. Boys und Träger aber wissen Bescheid. Sie dirigieren ihren Bana (Herrn) und nehmen ihn schon mit. Natürlich wird dann recht langsam marschiert und gelagert, wo es ihnen beliebt. Nach einiger Zeit dämmert dem Neuling die Erkenntnis, daß seine Unerfahrenheit arg ausgenutzt wird, seine Energie erwacht und er beginnt zu befehlen. —

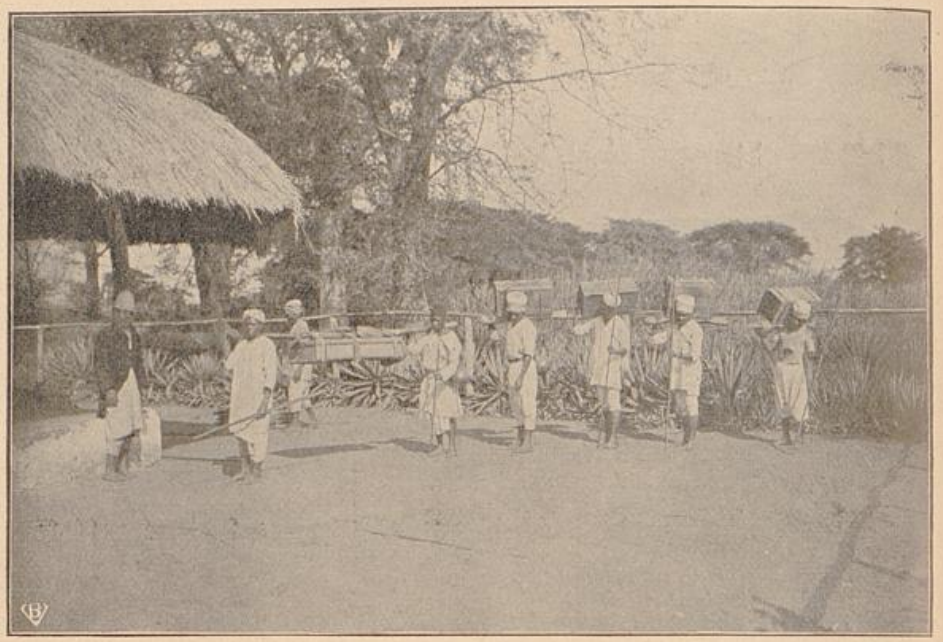
Es gibt eigentlich gar nichts Idealeres, als wie als freier Mann, als sein eigener Herr in einem neuen Lande umherzureisen, seinen Wohnort zu wählen, wo es einem beliebt, zu bleiben, wo man es schön findet, und ungebunden ganz nach seinem Willen und Behagen gehen und weilen zu können, wo man will.

---

*) hapana = nicht, kein.
ndio = ja.
lete = bringe.
baß = genug, es ist gut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist man erst im Lande, so ist kein Fahrplan zu studieren, kein Hôtel mit trinkgeldhungriger Angestelltenschar, keine Zollplackereien, keine verfehlten Anschlüsse, nichts dergleichen beeinträchtigt wie im Kulturland den Reisegenuß.



Träger am Rasthaus Morogoro eintreffend

Kunstschätze gibt es allerdings nicht zu sehen! Dafür ist der Reisende aber inmitten tropischer Urnatur, mit ihrem eigenen, oft ungeahnt großartigen Reiz des Fremden, Unbekannten und angesichts ihrer reichen Tierwelt aus der Vorzeit Tagen.

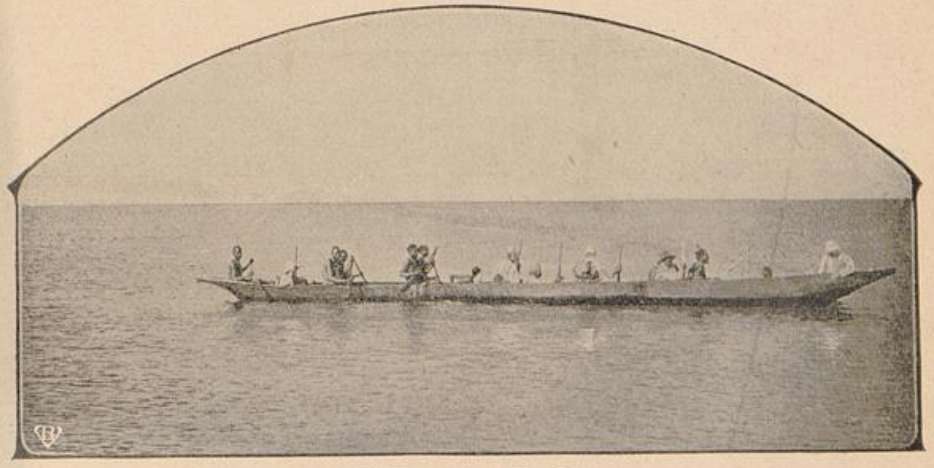
Die einzige Sorge für den Reisekundigen ist die Wasser- und Verpflegungsfrage. Sonst gibt es für den Privatmann, der zu seinem Vergnügen reist und sich ganz nach eigenem Ermessen bewegen kann, keine Schwierigkeiten.

Der dienstlich Reisende hat seinen bestimmten Auftrag und muß jeden persönlichen Wunsch seiner Aufgabe gegenüber zurücktreten lassen. Aber auch er bringt eine Fülle von Anregungen und Erinnerungen mit heim, sofern er es nur versteht, mit offenem Blick als Freund der Natur ihre sich überall bietenden Eigenheiten und intimen Reize in sich aufzunehmen.

In erster Linie ist die Schilderung geschrieben, um in der Heimat ein Bild davon zu geben, wie sich das Reiseleben drüben gestaltet, und um die so unklaren und verworrenen Vorstellungen, welche

über fast alle Verhältnisse in unseren Kolonien herrschen, klären zu helfen. Vielleicht entschließt sich der eine oder andere Leser dazu, statt der üblichen sonstigen Reise einmal Deutsch-Ostafrika zu durchstreifen, statt des Lodenhuts den Tropenhelm aufs Ohr zu drücken. Er wird es nicht bereuen. Ein Risiko besteht heute nicht mehr dabei und besonders kostspielig ist eine solche Reise auch nicht einmal.

Solche Reisende können gar nicht genug ins Land kommen, um selbst zu sehen, was wir an der Kolonie haben. Auch dadurch werden wir in der Heimat immer mehr erkennen, daß wir mit unseren Kolonien zwar sehr spät, aber nicht zu kurz gekommen sind und alle Ursache haben, recht zufrieden zu sein.



Einbaum im Kivusee.

II. Kapitel.

Unterwegs.

Mit besonderer Sorgfalt muß die Ausrüstung an Lebensmitteln und Getränken zusammengestellt werden. Für jedermann passende Ratschläge lassen sich nicht geben, da jeder andere Liebhabereien hat.

Man erhält von den Firmen an der Küste bereitwilligst jede gewünschte Auskunft und kann bei ihnen alles nötige kaufen.

An Konserven nimmt man gewöhnlich solche mit, die sofort genußfertig sind. Ich nenne Suppen, Fleischgerichte, gemischte Fleisch-

und Gemüse-Konserven, vor allem viele Gemüse und Früchte. Fleisch oder Hühner gibt es fast überall, frische Gemüse aber nur auf Stationen oder Missionen. Dann muß man darauf bedacht sein, daß Gewürze, Salz und Zucker, ferner Mehl, Butter und Reis nie ausgehen.

Meist werden zu viel Konserven mitgenommen. Es ist dies aber immer besser als das Gegenteil. Man kann den Überschuß auf Innenstationen leicht loswerden oder einem grade in Verlegenheit befindlichen Reisenden aushelfen.

Die Mitnahme eines großen Vorrats an Getränken verbietet sich von selbst, da die Transportkosten zu sehr anschwellen würden.

Sekt in halben Flaschen und guten Burgunder für Krankheitsfälle, leichten Moselwein, Cognac, Rum, Arrac als Teezusatz genügen.

Wie früher schon bemerkt, empfiehlt es sich in den Tropen, den Alkoholgenuß erheblich einzuschränken. Vollkommener Verzicht ist durchaus nicht nötig. Jedenfalls ist mir kein Fall bekannt, daß ein Weißer durch ausschließlichen Genuß von Limonaden seine Gesundheit bis zur Höhe völliger Urlaubsbedürfnislosigkeit gesteigert hätte. Beliebt sind auch die Weine, welche die Mission des Pères blancs in Algier baut. Von diesen können zwei große Flaschen (Demijohns) à 13—14 gewöhnliche Flaschen Inhalt auf eine Trägerlast gerechnet werden. Eine solche Last reicht dann für 2—3 Monate aus.

Sonst faßt eine Trägerlast nur 14—16 Flaschen Wein in der üblichen Petroleumkiste verpackt. Man muß dabei zuviel Glas mitschleppen und kann die leeren Flaschen nur noch fortwerfen. Die Zeit, zu welcher es im fernen Inneren für eine leere Flasche eine Ziege oder 30 Hühner gab, liegt nun auch 10 Jahre zurück und kehrt sicher nicht wieder.

Rechnet man pro Tag ½ Flasche Wein, so reicht der Inhalt einer gewöhnlichen Trägerlast à 15 Flaschen grade einen Monat.

Rum, Cognac, Arrac, müssen pro Flasche für 10—12 Tage genügen. Man kann sich hiernach den voraussichtlichen Bedarf berechnen. Nach besonderen Anstrengungen, bei Fiebererkrankungen ist Sekt in kleinen Mengen ein ausgezeichnetes Stärkungsmittel.

Früher wurden für alle Gouvernementsangehörigen die Träger vom betreffenden Bezirksamt oder in Daressalam vom Hauptmagazin angeworben und dem Europäer zugewiesen. Jetzt er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hält er nur noch die für die Expeditionsausrüstung und 2—4 persönliche Lasten nötigen Leute gestellt und muß sich die übrigen selbst suchen.

Die Trägerberechnung gestaltet sich für längere Reisen folgendermaßen:

Für die Expeditionsausrüstung, Zelt, Bett pp.	5	Träger
Für die persönliche Ausrüstung und Bekleidung	4	„
Proviant und Getränke pro Monat	2	„
Ersatz für Bekleidung und kleine persönliche Bedürfnisse pro Vierteljahr	1	„

Für eine Reise im Inneren von der Dauer eines Jahres benötigt man also im Durchschnitt etwa 37 Träger.

Man kommt in Ländern, in welchen geeignete Lebensmittel zu erhalten sind, mit erheblich weniger Proviantlasten aus.

An Stelle der früher vom Gouvernement gestellten zuständigen Trägerzahl ist seit einigen Jahren eine entsprechende Geldentschädigung getreten.

Für die Verwaltung fiel damit eine bedeutende Mehrarbeit fort.

Man wirbt heute seine Träger selbst an, indem man seine Boys auf Suche schickt oder einer Handelsfirma die Besorgung derselben überträgt. Diese Firmen haben mit Ausnahme der Felderbestellung- und Erntezeiten meist genügendes Trägermaterial an der Hand.

Sind die Träger zusammengebracht, so wird eine namentliche Liste und eine solche über die Verpflegungsgeld- und Lohnanzahlungen angelegt.

Den Trägern wird vom Tage der Anwerbung ab Verpflegungsgeld, das „Posho" gezahlt. Dieses „Posho" beträgt pro Tag etwa 10—15 Pfennige, genügt zur Beschaffung der Beköstigung und wird meist auf eine Reihe von Tagen im Voraus gezahlt. Die öftere Ausgabe des Poshos in kleineren Raten ist angebracht, weil der leichtsinnige Träger oft am 3. 4. Tage mit seinem Zehrgeld für 8 schon zu Ende ist.

Beim Abmarsch von der Küste ist es üblich, den Leuten eine Lohnanzahlung zu geben, damit sie sich Bekleidungsstoffe, leichtes Zelt, Seife, Tabak pp. kaufen können. Hiervon werden zunächst die immer vorhandenen „alten Schulden" bezahlt. Was dann übrig bleibt, erhält die evtl. zurückbleibende jeweilige Frau des Trägers als Lebensunterhalt.

Die Höhe der Lohnanzahlung richtet sich nach der voraussichtlichen Reisedauer und schwankt zwischen 1—2 und 15, ja 20 Rupie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Will man nur eine bestimmte Strecke zurücklegen, z. B. Daressalam-Tabora oder Kilwa-Songea, so wird ein bestimmter Lohn ausgemacht. Die Träger werden am Ankunftsort ausbezahlt und entlassen. Sie gehen nun entweder leer wieder fort oder sie warten, bis sich ihnen Gelegenheit bietet, mit Lasten zur Küste zurückzukehren.

Die Trägerlöhne waren in früheren Jahren für die damalige Zeit ziemlich hoch, sind in letzter Zeit stark gesunken, dürften aber wieder steigen, da die Leute ihre Arbeitsleistung höher bewertet sehen wollen und das Angebot nicht mehr so groß ist als früher.

Die vor Jahren in großen Scharen aus den Nyansaländern zur Küste gehenden Wanyamwesi sind infolge des Einflusses der englischen Ugandabahn, welche ihnen alle Schätze Indiens nahe bringt, seßhafter geworden und haben nun den beschwerlichen, monatelangen Marsch zum Indischen Ozean nicht mehr nötig.



Araber aus Udjidji.

Für die Beförderung einer Last von Daressalam nach Udjidji am Tanganika zahlte man 1896 z. B. 35 Rup. einschl. 5 Rup. Posho, jetzt 20—25 Rup. Dieser Marsch dauerte 60—65 Tage. Dafür also, daß der Träger eine Last von 60 Pfund (vielfach sind die Lasten weit schwerer) über 2 Monate weit ins Innere schleppt, erhält er die

Verpflegung und im Durchschnitt 20 Rup. Lohn, also pro Tag etwa ca. 1/3 Rup. = etwa 44 Pfennige. Rechnet man den Tag zu nur 4 1/2 Marschstunden, so beträgt der Trägerlohn pro Stunde etwa 10 Pfennige. Genügt ein solcher Lohn für die dortigen Verhältnisse auch, so kann man wohl nicht sagen, daß er zu hoch ist. Der Europäer zahlt die höchsten Löhne. Von ihnen begnügen sich Griechen, Italiener usw. mit der unteren Lohn-Grenze. Noch weniger zahlen Inder, Araber, Beludschen und alle farbigen Händler.

Der übliche Lohn Daressalam-Mpapua für 19—20 Marschtage ist 5 Rp. und 2 Rp. Posho, also pro Tag 1/4 Rp. = 33 Pfg. Ist das Angebot an Trägern groß, so werden die Löhne geringer, da die Leute bald mittellos sind und sich schließlich mit jedem Lohn einverstanden erklären, nur um überhaupt eine Last zu erhalten und wieder in ihre Heimat zurückzukönnen. Die Notlage der Träger ist nicht immer unausgenutzt geblieben. Küstenleute und Träger, deren Beruf es geworden ist, jahraus jahrein Handelslasten ins Innere und Landesprodukte des Inneren zur Küste zu tragen, finden oft zum Rücktransport keine Last und legen den Rückweg leer zurück, liegen also rein auf der Landstraße oder sie tragen, um wenigstens etwas zu verdienen, eine Last für einen minimalen Preis zur Küste. Es hat sich so der Gebrauch herausgebildet, zurückgehende Träger mit sehr geringen Löhnen abzufinden. Tabora-Daressalam, eine Strecke von 45 Tagen Marsch, brachte dem Träger dann etwa 4 Rupie Lohn und 1—2 Rupie „Posho", macht pro Tag noch nicht 12 Pfg. Lohn. Noch niedrigere Löhne sind keineswegs selten.

Wer eine längere Reise macht und etwa 1 Jahr oder länger fortzubleiben beabsichtigt, wirbt seine Träger für die ganze Reise an. Es wird dann ein Monatslohn vereinbart, der zwischen 5 und 10 Rup. ausschließlich der Verpflegung schwankt.

Man tritt dann zu seinen Leuten in ein engeres Verhältnis, die Träger gewöhnen sich ganz an ihren „Bana" (Herrn). Durch das lange Zusammenleben, das gemeinsame Ertragen der Strapazen und Entbehrungen der Reise rücken die Leute dem Europäer näher. Er lernt die Eigentümlichkeiten der Einzelnen kennen und verstehen und es stellt sich mit der Zeit ein hübsches Verhältnis ein, welches beinahe an eine gewisse Vertraulichkeit grenzt. Bei allem Respekt vor dem Weißen — für dessen Nachlassen das ins Land dringende europäische Proletariat leider schon jetzt sorgt — geben sich die Träger als zutrauliche, oft kindlich naive Menschen und fühlen sich bald zu ihrem „Bana" gehörig. Hat man jahrelang

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit denselben Leuten gelebt und gearbeitet und ist mit ihnen bekannt geworden, so weiß man, daß es weit üblere Menschen auf der Welt gibt als diese Wilden, die willig und leicht zu lenken, im Notfalle unermüdlich und genügsam, dabei nicht ohne Anhänglichkeit für ihren Herrn, den sie gern hatten, sind.

Oft bin ich von früheren Trägern, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte, bei einer unvermuteten Karavanenbegegnung inmitten der Wildnis freudig begrüßt worden und bedauerte stets, wenn es vorkam, daß ich mich bei den Hunderten meiner alten Träger nicht gleich erinnerte, wann und wo der betreffende mit mir gereist war. In der enttäuschten Frage: „Kennst Du mich denn nicht?" kam zum Ausdruck, daß er es empfand, vergessen worden zu sein.



Lager in Gédja mit Hilfskriegern der Baraguyu.

Auch bei mancher anderen Gelegenheit kann man beobachten, daß dem Neger eine gewisse feine Empfindung, man kann sogar sagen, natürliches Zartgefühl, nicht abzusprechen ist. Freilich muß man solche verborgenen Eigenschaften suchen und zu erkennen vermögen. Dem oberflächlichen Beobachter werden sie schwerlich auffallen.

Ein Europäer, der als gerecht und ruhig bekannt ist, kann darauf rechnen, immer Leute zur Arbeit oder als Träger zu erhalten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch wenn er nicht den höchsten Lohn zahlt, während andere, die als „Kali" (böse, heftig) gelten, oft lange suchen können und nur gegen höheren Lohn Leute finden.

Wer den Neger zu behandeln versteht — und dazu gehört wirklich nicht viel — wird Schwierigkeiten in der Beschaffung von Boys, Trägern oder Arbeitern kaum haben, falls nicht außergewöhnlicher Mangel an Leuten herrscht. Gewisse Europäer werden geflohen und gemieden. Daran sind sie aber selbst und nicht die „Faulheit" des Negers Schuld.

Sind alle Reisevorbereitungen getroffen, so rückt der große Moment des Abmarsches heran.

Die angeworbenen Träger werden zusammengetrommelt und erhalten die Abmarschzeit mitgeteilt. Es wird ihnen eingeschärft, pünktlich zu sein und sich nicht zu drücken. Diese Ermahnung schließt für gewöhnlich mit einem wohlwollenden Hinweise auf die im Falle des Ausreißens zu gewärtigenden „chamsashrin" i. e. „25". Ein Wort, dessen Deutung Zweifeln nirgends begegnet.

Vorausgesetzt ist hierbei das nicht grade häufige Wiedereinfangen des Kontraktbrüchigen, dessen Laune ihm im letzten Augenblick ein „Verduften" der mühsamen bevorstehenden Trägerarbeit vorzuziehen rätlich erscheinen ließ.

Die Träger erhalten nun ihr Zehrgeld ausbezahlt und werden bis zum Abmarschtermin entlassen. Die fertigen Lasten werden noch einmal nachgesehen und gezählt. Es stimmt!

Der Reisetag ist mittlerweile herangekommen, die Träger versammeln sich zur angegebenen Zeit und die Lasten werden verteilt, d. h., jeder Mann erhält die seinige zugewiesen. Alle Leute hocken sich bei ihrer Last in langer Linie hin und verschnüren ihren Proviant, ihre Schlafmatte, und sonstigen Habseligkeiten auf derselben.

Natürlich fehlen Träger. Es wiederholt sich immer dasselbe Bild: Der Namensaufruf stellt die Säumigen fest. Einige kaufen auf dem Markte noch ein, andere nehmen Abschied von ihren Freunden und Angehörigen; da holt einer seine vergessene Schlafmatte, jener kauft noch schnell ein Fläschchen Schnupftabak, ein dritter kommt mit einen halben getrockneten Haifisch angelaufen. Wieder Andere können sich von den Palmwein- oder Biertöpfen der Küsten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stadt nicht trennen und schwenken sich noch schnell „zum Abgewöhnen" einen ein.

Bis alle da sind, vergeht geraume Zeit.

Jeder hat eine Entschuldigung!

Ein Neger ist nie um eine Ausrede verlegen!

Der Kundige kennt das Alles schon und setzt den Abmarsch 2 Stunden früher an als er in seiner wirklichen Absicht liegt. Er nimmt sich Zeit und weiß, daß er sich Aerger oder Aufregung über die Unpünktlichkeit wegen gänzlicher Zwecklosigkeit ruhig sparen kann. Ist die Karavane erst einige Tage unterwegs, geht alles ganz von selbst.



Auf dem Marsch am Ruvufluß (zum Kilimandjaro).

In der Regel hat sich nun doch der eine oder andere Träger samt seinem „Posho" gedrückt und hält sich in irgend einer Spelunke versteckt, bis der nun mit Recht gefürchtete „Mzungu" (Europäer) abmarschiert ist.

Es müssen also Ersatzträger herangeschafft werden, wobei natürlich wieder einige Zeit vergeht!

Inzwischen ist den zuerst pünktlich erschienenen Trägern die Zeit lange geworden und sie nehmen noch einmal Abschied von ihrer

fest oder lose angetrauten Frau, oder sie haben sich zu sonstigen nicht erkennbaren Unternehmungen wieder in die Büsche gedrückt.

Dem afrikanischen Neuling wirds ganz schwül, wenn er daran denkt, wie er mit dieser Gesellschaft fertig werden soll.

Endlich ist es soweit! Das Aufbruchzeichen ertönt, die Lasten werden auf Kopf oder Schulter genommen, die Stöcke der Träger klopfen in schnellem Tempo auf die Holzkisten und unter großem Geschrei geht die Reise los. Es ist ein Heidenlärm! Tabora! Unjanyembe! Udjidji! schallen laute Rufe je nach dem Reiseziel durcheinander.

Kwaheri (Adieu), Kwa Kuonana! (Auf Wiedersehen) ertönt es überall und in flottem Tempo eilt Alles dem Führer nach.

Von Freunden und Angehörigen begleitet, die die Last ein Stückchen tragen, Wasser, Lebensmittel und kleine Geschenke mitbringen, zieht die Trägerschar unter lebhaftem Geschwatz des Weges, dem ersten nahen Lager zu.

Die nächsten Tage wird noch langsam marschiert, damit die Leute sich eingewöhnen und Ordnung in die Kolonne kommt.

Allmählich legt man zu und am 5., 6. Tage herrscht bereits eine so tadellose Marschdisciplin, daß der Europäer sich kaum noch einzumischen braucht!

Es ist früher Morgen! Noch umhüllt tiefe Dunkelheit das Land und völlige Stille herrscht im Lager!

Da beginnt kurz vor 5 die Morgendämmerung.

Die Träger erwachen und reiben sich den Schlaf aus den Augen. Der Koch zündet sein Feuer an und rüstet zum Frühstück. Es wird schnell heller. Das Lager ist bald mobil. In Gruppen sitzen die Leute um die wieder entfachten Lagerfeuer und wärmen sich.

Leise öffnet der Hauptboy die Zelttür, greift in's Feldbett und drückt sanft den großen Zeh seines Herrn zwischen Daumen und Zeigefinger.

Eine scheußliche Art des Weckens! Man hat die Empfindung dabei, von irgend einem wilden Tiere berührt zu werden und verbittet sich diese Art Reveille energisch, mit der Aufforderung, in Zukunft zu rufen.

Schnell wird Toilette gemacht und in das Kakeygewand geschlüpft. Die Begleitaskaris oder Träger legen das Zelt zusammen, während man mit einer Tasse Kaffee einige Spiegeleier und Biskuits hinunterspült.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ½6 Uhr und schon ganz hell. Ebenso wie Abends ist die Dämmerung in den Tropen nur kurz.*)

Bald ist die letzte Last — die Kochkiste — verschnürt und einige Minuten später ist die Karavane in langer Reihe, immer einer hinter dem anderen, wie es der schmale Negerpfad nur zuläßt, unterwegs. Der unentbehrliche Wasserkürbis hängt auf dem Rücken oder an der Seite jedes Trägers.

Vorn geht der Wegeführer, der „Kirongozi", eine abseits der großen Straßen unentbehrliche Persönlichkeit.

Mit einigem Abstand kommt der Europäer und dann die Träger oder bei Reisen mit einer Truppenabteilung abwechselnd Soldaten und Träger.



Rast meiner Karawane in der Steppe von Ugogo.

Zum Schluß die Soldatenboys, Frauen, Kinder und sonstige Mitläufer.

Der Aufbruch erfolgt meist gegen ½6 Uhr, um während der kühlen Morgenstunden den Hauptteil des Tagesmarsches zu bewältigen.

*) Im äquatorialen Afrika wird es mit geringen Schwankungen das ganze Jahr hindurch Morgens etwa um 5¼ Uhr hell und um 7 Uhr Abends ist völlige Dunkelheit eingetreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der erste kurze Halt wird dazu benutzt, nachzuschnüren, zu prüfen, ob alles noch gut befestigt ist, und unbequeme Lasten besser zu verpacken.

Dann erst gibt man sich der Ruhe hin und die — zumal in den ersten Tagen der Reise — immer vorhandenen Nachzügler haben Zeit heran zukommen.

Wenn Wasser nahe ist, wird getrunken und der Flaschenkürbis nachgefüllt.

Dem afrikanischen Neuling kommt alles wie ein Riesendurcheinander vor, doch löst und ordnet sich der Wirrwarr ganz von selbst und am besten, je weniger von Seiten der Europäer dazwischen geredet und kommandiert wird.

Bald geht es weiter, die Sonne brennt sonst zu sehr und das Lager wird zu spät erreicht. Meist wird die Last auf der Schulter getragen, doch sieht man auch viele Leute, welche dieselbe fast nur auf dem Kopfe transportieren.

Nach etwa 3 Stunden Marsch wird eine längere Pause möglichst an einer Wasserstelle gemacht. Die nach einigen Tagen einmarschierten Träger bleiben dicht hintereinander und die letzte Last wird von dem schließenden Soldaten bald als eingetroffen gemeldet.

Die begleitenden Askaris (Soldaten) haben die Gewehre zusammengesetzt, die Lasten sind auf die Erde gelegt oder an die Büsche gelehnt und eine allgemeine Unterhaltung der immer lustigen und zu Scherzen aufgelegten Träger beginnt.

Während dieser Ruhepausen verhandelt der die Karawane führende Europäer in wenig bereisten und unbekannten Gegenden mit den schwarzen Führern über den Weg, die Wasserplätze, das Lager für den Tag, ob Lebensmittel vorhanden sind, ob Menschen dort wohnen, ja manchmal ist gar die Frage brennend, ob Brennholz vorhanden ist.

Es kommt in einigen waldwarmen Bergländern vor, daß als solche nur getrocknete Papyrusstengel zu haben sind und auch die nicht einmal immer.

Wenig Holz, aber viel Wasser ist immer noch besser wie das umgekehrte Verhältnis, welchem wir zur Trockenzeit in der unendlichen Masaisteppe oder z. B. im Urbusch Südugogos begegnen. Gefürchtet wegen gänzlichen Mangels an Wasser auf Tagereisen weit, bedarf es hier genauer Erkundung und sicherer Führer um die Karawane vor Verlusten an Menschenleben zu bewahren. Muß sich doch jeder Marsch, jede Expedition in diesen Gegenden nach dem lebenspendenden Element richten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch kommt es vor, daß nach vielstündigem Marsch die Wasserstellen, auf deren Vorhandensein mit Sicherheit gerechnet war, ausgetrocknet vorgefunden werden.

In solchem Augenblick erlebt der vom Durst gepeinigte Träger seine größten Enttäuschungen.

Dem Europäer kommt seine Hülflosigkeit und das Schwinden seiner Macht angesichts einer starren, mitleidslosen Einöde, der nach unerbittlichen Naturgesetzen von glühender Sonne der letzte Tropfen Naß ausgesogen wurde, erschreckend zum Bewußtsein. — Hier kann er, der nach der Meinung harmloser Schwarzer Alles kann, nicht helfen.

Vielleicht führt der beim Anbruch der Nacht fortgesetzte Marsch zum Wasser! . . . . .



„Endlich Wasser"! (Tümpel im Kisigobachbett.)

Bisweilen läßt ein glücklicher Zufall noch eine abgelegene Pfütze entdecken oder durch genügend tiefes Nachgraben auf Wasser stoßen. Dann sind alle Anstrengungen mit einem Schlage vergessen. Die Last gleitet zu Boden und alles stürzt sich auf die entdeckte kostbare Flüssigkeit, auch wenn es nur eine grün-schwarze Brühe ist.

Den ermatteten Nachzüglern wird durch ihre Stammesgenossen und Freunde Wasser oft stundenweit entgegengebracht und letztere tragen des Erschöpften Last bis zum Lagerplatz. . . . .

In besonderen Fällen, wenn es feststeht, daß kein Wasser zu

erhalten ist und doch marschiert werden muß, bleibt nichts anderes übrig, als Wasser mitzunehmen; dies kann nur durch besondere Träger geschehen.

Die Kunst des Expeditionsführens besteht nicht zum wenigsten in der Lösung der Wasserfrage, von der oft alles abhängt.

Zum Glück sind in Deutsch-Ostafrika ernste Lagen infolge langer Durststrecken immerhin selten.



Am Papyrussumpf am Bubufluß.

In den Gebirgsländern, an denen die Kolonie reich ist, kennt man keinen Wassermangel. So wird am Kilimandjaro fast jede Stunde ein Bach passiert, der in Regenzeit häufig in ganz kurzer Zeit zum reißenden Strom anschwillt und nicht selten für Tage unpassierbar wird. Dann schlägt man sein Zelt auf und wartet.

Zeit hat man ja in Afrika und wenn nicht, so bleibt einem auch nichts anders übrig.

Ebensowenig tritt in den Ländern Uha, Urundi, Ruanda oder Uhehe jemals Wassermangel ein, so lange man im Gebirge reist.

Hier kann der Wasserüberfluß sogar recht lästig werden. So passierten wir z. B. im April 1897, — dem allerdings regenreichsten Monat des Jahres — während eines 10tägigen Marsches am Tanganikasee nicht weniger als etwa 130 stark angeschwollene Gebirgsbäche. Von diesen waren einige infolge ihrer reißenden Strömung nur zu überschreiten, indem die ganze Karavane von ca. 300 Menschen einen dicht zusammengeschlossenen, festen Klumpen bildete und sich wie ein massiver Keil langsam durch die Flut schob. Ein-

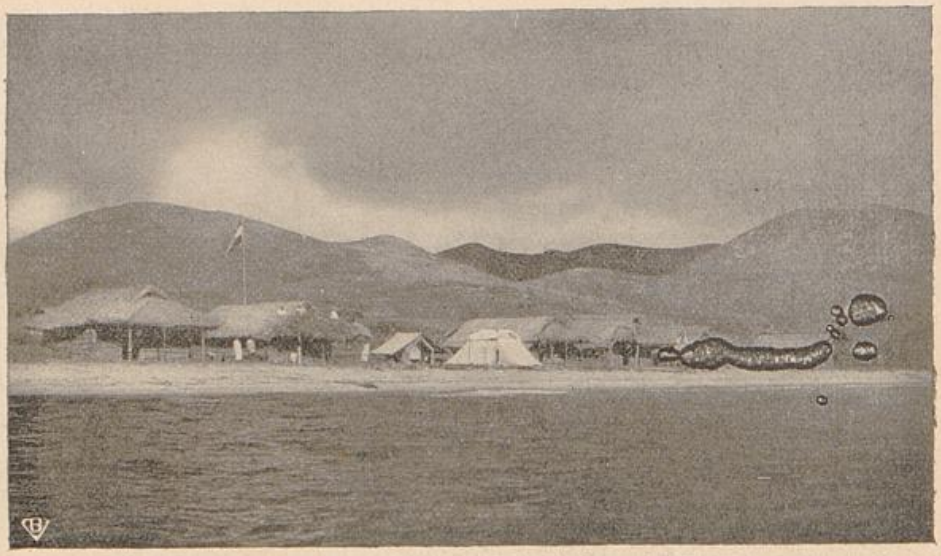
zelne Personen wurden beim Versuche durchzukommen, wie Zündhölzchen fortgerissen. . . . .

Der Reisende muß, wenn er überhaupt durchkommt, an manchen Tagen ein halbes Dutzend mal bis zur Brust oder zum Halse ins Wasser. Von stundenlangem Durchwaten von Papyrus = und Schilfsümpfen wird man mir auch ohne weitere Versicherung glauben, daß es nicht zu den sogenannten Genüssen gehört. . . .

Doch zurück zu unserer rastenden Karavane!

1/2 Stunde Pause hat genügt, die Leute wieder frisch zu machen. Das Lager ist noch 2 Stunden entfernt, um 12 Uhr spätestens wird heute der letzte Mann eingetroffen sein.

Das ist dann ein bequemer Tagemarsch von 5 Stunden, wie er bei normalen Verpflegungs= und Wasserverhältnissen die Regel ist.



Standlager der Kivuexpedition in Kissenye am Nordkivu.

Der Lagerplatz, d. h. der Ort, wo die Nacht verbracht wird, muß, wenn es irgend zu erreichen ist, Wasser in nicht zu weiter Entfernung haben. Dann sind aus gesundheitlichen Gründen erwünscht: trockener Untergrund, Windschutz wo nötig und das Vorhandensein von Schattenbäumen; alles Annehmlichkeiten, welche nicht immer vereint vorkommen.

Bei größeren Karawanen werden die Zelte der Europäer meist in der Mitte des Lagers aufgeschlagen. Die kleineren Zelte der Träger und Soldaten gruppieren sich im Kreise um die ersteren. Trifft man früh im Lager ein und ist das nötige Material leicht zu beschaffen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so werden, wenn kein Rasthaus vorhanden ist, noch einige Strohhütten errichtet, unter denen man während des Tages kühleren Aufenthalt sucht. Die zeltlosen Träger bauen sich Gras- oder Laubhütten für die Nacht.

Manchmal ist es mit Mühe verknüpft, einen ebenen Platz für die Zelte zu finden, so daß mit Kreuzhacke und Spaten vorgearbeitet werden muß. Wohl keinem Reisenden werden schlechte Lager in öder trostloser Landschaft erspart bleiben, die in seiner Erinnerung als unerfreuliche Tage haften bleiben. Meist aber wird, zumal in allen Gebirgsländern und an den großen Seen auch der verwöhnte Naturfreund stets aufs neue entzückt sein von dem eigenartigen Reiz der ihn umgebenden Landschaft.



Die Einbäume meiner Flotte im Kivusee.

Wird heute das leise Rauschen der Palmen im Nachtwind des Reisenden Schlummerlied sein, so sieht der nächste Tag das Zelt des Wanderers schon weit davon in wasserloser Steppe unter dem Schutze einer mächtigen Schirmakazie den kommenden Morgen erwarten. Der stete Wechsel, der Reiz des Neuen, Unerwarteten, gestaltet jeden Tag zu einer reichen Fundgrube neuer Eindrücke und genußreichen Erlebens.

Heute in der Steppe, morgen vielleicht am Fuße hoher Berge lagernd, befindet man sich nach einigen im Fluge vergangenen

Wochen bereits weit im Inneren und so gut wie abgeschnitten von jedem Verkehr der Kultur und dem lärmenden Getriebe der Heimat.

Ich kann nicht sagen, daß man dabei viel vermißt und sich nicht vollkommen wohl fühlt.

Bei längerem Aufenthalt an einem Ort entsteht oft ein ganzes Dorf aus Schilf- und Strohhäusern, damit man kühle und schattige Wohnräume mit größerer Bewegungsfreiheit als sie das kleine Zelt bieten kann, zur Verfügung hat.

An ein gewisses unbehagliches Gefühl wegen Feuersgefahr muß man sich dabei erst gewöhnen.

Auf kriegerischen Expeditionen, bei Gefahr eines Überfalls, muß das Lager gegebenenfalls befestigt werden. Meist umgibt man dasselbe mit einer Art Ast- und Buschverhau aus Dorngestrüpp.

Bei kleineren Lagern ist eine solche sogenannte „Boma" immer zum Schutz gegen Raubtiere für die Träger und die Reittiere nötig. Ich entsinne mich etwa eines Dutzend verbürgter Fälle, daß Nachts Menschen von Löwen aus dem Lager geschleppt wurden. Dies war nur dadurch möglich, daß die Boma von den Trägern aus Bequemlichkeit nicht gebaut worden war.

Gestehen muß ich allerdings, daß ich selbst dergleichen — nach berühmten Mustern — nicht „unzählige" oder „Hunderte von Malen" oder „täglich" erlebt habe. . . . . Mir ist — trotzdem meine Zeltlager nach Hunderten zählen — ein solcher Fall bisher nicht in der Karawane passiert. Andererseits kann ich mich auch weder der Empfindung rühmen, je in „entsetzlichster Lebensgefahr" geschwebt zu haben, noch im nächsten Augenblick von einem reißenden Untier „ergriffen, zermalmt, durchbohrt" oder gar schon „verschluckt" worden zu sein, als im nächtlichen Busch nebenan ein einsames Stachelschwein nieste. . . . . .

Daß Hyänen Nachts ins offene Lager kommen und einen Schläfer fortzuzerren versuchen, kommt in manchen Gegenden so oft vor, daß sich niemand mehr darüber aufregt.

Ein lauter Aufschrei des meist am Fuß Gepackten, Lärm und Gelächter im Lager ertönen, und einige Feuerbrände werden dem Untier nachgeworfen. Bei dem auf so eigenartige Weise aus tiefstem Schlaf Aufgestörten hat sich das volle Bewußtsein erst eingestellt, als er allmählich ganz wach geworden und die Hyäne längst wieder im Dunkel der Nacht verschwunden war. Grollend schimpft er noch ein wenig, lacht schließlich selber mit und schläft bald darauf ruhig weiter, als wäre nichts geschehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In friedlichen Zeiten ist im allgemeinen irgend welche Marschsicherung nicht nötig. Der Europäer tut nur gut, immer für einen wegekundigen Führer zu sorgen und für gewöhnlich nicht als erster an der Spitze der Karawane zu marschieren. Er läßt am besten mindestens einen Eingeborenen vor sich hergehen. Dessen scharfes Auge nimmt alles besondere eher wahr und er kann so den Europäer — zumal den unerfahrenen — vor manchem Unheil bewahren.



Elfenbeinträger in Mpapua.

In Gebieten, wo die Haltung der Eingeborenen verdächtig ist oder sonst unsichere Zustände herrschen, läßt man mit dem Wegeführer einige Soldaten marschieren. Zwischen die Träger werden je nach den Umständen Leute der Truppe in bestimmten Abständen verteilt. Den Schluß der Karawane bildet wieder eine Soldatenabteilung, die wenn möglich von einem Europäer befehligt wird. Dies ist auch deshalb nötig, damit es den Trägern, den Soldatenboys und anderen Elementen, die sich an die Karawane herankryställisierten, unmöglich gemacht wird, zu räubern und zu stehlen.

Hier muß scharf aufgepaßt werden, was der afrikanische Neuling, der eine Karawane führt, zunächst nicht ahnen kann.

Unter den Trägern, die sich aus zahlreichen Stämmen der Kolonie rekrutieren, — ziemlich viele aus dem Kongostaate stam-

mende Manyema trifft man auch — sind die Wanyamwesi unstreitig als die besten zu bezeichnen. Ihr reger Wandertrieb führte sie lange vor den anderen Stämmen mit Lasten zur Küste, die vielfach aus Elfenbein bestanden, welches von den Arabern aus Udjidji und Tabora im heutigen Kongostaate und in den Ländern im Norden und Nordwesten des Viktoria-Nyansa erjagt, erbeutet oder erhandelt war. Die Wanyamwesi sind unermüdlich, zuverlässig, genügsam und immer vergenügt, wenn sie genügend chakulla (Verpflegung an Vegetabilien) mit etwas Kitowelo (Zutat an Fleisch) erhalten können. Die Wanyamwesi sind die geborenen Träger im Gegensatz zu den Massai, Wagogo, Wahehe und anderen.

Bei größeren Karawanen werden die Träger in verschieden großen Gruppen je einem Trägerführer, dem „Mnyampara", unterstellt. Dieser übt die Aufsicht über seine Leute aus und sorgt dafür, daß alle Lasten eintreffen. Er marschiert am Ende der Kolonne, bringt Nachzügler heran, trägt die Last unterwegs Erkrankter, bringt Zurückgebliebenen Wasser entgegen und macht sich überhaupt unterwegs und im Lager in jeder Weise nützlich.

Unter diesen „Wanyamparas" findet man ganz hervorragend pflichteifrige und fleißige Leute.

Auf den großen und vielbereisten Straßen steht das Marschziel meist fest. Man kann den Weg nicht verfehlen und hat keinen „Kirongozi" nötig. Die Entfernungen sind bekannt und man kann das Eintreffen im Lager genau berechnen. Abseits dieser Routen bildet die Erkundung aller in Frage kommenden Verhältnisse die wichtigste Tätigkeit des Expeditionsleiters am Nachmittage im Lager.

In der Nähe befindliche Eingeborene, der Dorfälteste (Jumbe), Jäger oder sonst anwesende landeskundige Leute kommen ins Lager und es beginnt das große „Schauri", die Beratung.

Wo werden wir morgen lagern?
Werden wir diesen oder jenen Platz erreichen?
Wohnen Leute dort?
Gibt es Mehl, Süßkartoffeln, Fleisch, Mais?
Ist Wasser vorhanden?
Ein Fluß oder nur Wasserlöcher?
Genügt das Wasser für viele Menschen?
Führt der Weg durch Wald oder Steppe?
Gibt es Wild unterwegs?
Welche Arten?
Ist ein Europäer in der Nähe? Im Anmarsch?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was macht er? Ein Händler? ein Kumpuni? (kommt von Kompagnie) oder ein Beamter?

Wißt Ihr, wie er genannt wird?

Wieviel Stunden müssen wir gehen bis zum Lager?

So ungefähr lauten die sich immer wiederholenden Fragen, die zuerst gestellt werden. Andere schließen sich je nach den Verhältnissen an!

Die Frage nach der Marschstundenzahl wird von viel mit Europäern in Berührung gekommenen Leuten oft recht genau beantwortet, trotzdem sie keine Uhr besitzen. Die Entfernung wird nach dem Sonnenstande berechnet. Oft erhält man die Antwort: „Hatujui saa, sisi Waschenzi! (Wir kennen die Stundenzahl nicht, wir sind nur Wilde.) Darum fragt man richtiger gleich: Wo steht die Sonne bei unserer Ankunft? Dann erhält man oft mit bemerkenswerter Sicherheit den voraussichtlichen Sonnenstand beim Erreichen des Lagers angegeben. Der Europäer gelangt bald dazu nach dieser Sonnenstandangabe die Entfernung schätzen zu lernen. Die Eingeborenen unterscheiden bei ihren Angaben ganz genau zwischen dem flott voran marschierenden Europäer und der langsamer folgenden Karawane. So heißt es z. B.: Du kommst nach 5, die letzten Lasten nach 6 Stunden an.

Längst hat der Neger gemerkt, daß es dem Weißen erwünscht ist, nach kurzem Marsch ins Lager zu kommen. Um ihm etwas angenehmes zu sagen, — einem an und für sich also ganz löblichen Zweck zufolge — gab er gern eine viel kürzere Marschzeit an, als der Karawane in Wirklichkeit bevorstand, und freute sich über die ob der Aussicht auf einen kleinen Marsch so gute Laune des Europäers.

Jedoch:

„Die Zeit verrinnt, kein Lager naht.
Es keimt heran der Lüge Saat.
Der Weg ist lang, die Sonne sticht,
Das Lager kommt noch immer nicht."

„Mein Freund, Du logst mir ja was vor!"
Tönt's in des Führers schwarzes Ohr.
„Ich sprach die Wahrheit! Noch zu jeder Zeit
Erschien der Weg mir selber höchstens halb so weit.
Doch wenn es heute anders kommen sollt'
Dann hat es eben „Allah" so gewollt."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn also die angegebene Zeit längst verstrichen und das Lager noch immer nicht erreicht war, wurde der Weiße mißvergnügt und der Führer, der es doch so gut meinte, bekam die Schuld oder zog sich sogar wegen Lügens ernstliche Unannehmlichkeiten zu.

Da fand denn der Neger bald heraus, daß es vorzuziehen sei, dem Europäer zu lange Marschzeiten anzugeben und so tat er. Aus einem Marsche von 4 wurden 5 und 6 Stunden und der Bana Kuba (hohe Herr), der sich schon auf einen langen Marsch gefaßt gemacht hatte, war angenehm enttäuscht und den ganzen Tag vergnügt, wenn ihm der Führer nach 4 Stündchen mit pfiffigem Gesicht erklären konnte: Wir sind da! — Sonderbar! Jetzt hatte er nie gelogen!

Da der Eingeborene ein ausgezeichneter Fußgänger ist und für unsere Begriffe sehr große Entfernungen spielend zurücklegt, erscheint ihm eine Wegstrecke noch klein, wenn wir bereits von einem starken Marsch zu sprechen gewohnt sind.

Treffend kommt dies in seinen Entfernungsangaben zum Ausdruck, deren Variationen der Reisende allmählich alle kennen lernt. Ist die zu erreichende Stelle noch etwa eine halbe Stunde weit entfernt, so hören wir die beruhigende Versicherung: „Tu mekwicha fika" (Wir sind schon da).

Für 1 Stunde gilt das tröstliche Wort: „Karibu sana, tu ta fika sasa hivi" (Es ist ganz nahe, wir kommen sofort an).

Die ungefähre Skala ist nun:

2 Stunden ist: Karibu, simbali (Nahe, nicht mehr weit).
3 „ „ Karibu, lakini mbali kidogo (Nahe, aber schon ein wenig weit).
4 „ „ Mbali kidogo, lakini karibu (Etwas weit, aber doch noch nahe).
5 „ „ Mbali kidogo, lakini simbali sana) Etwas weit, aber nicht sehr weit).
6 „ „ Mbali (oder Muendo), jua katikati (Weit — oder ein Tagemarsch, — ein Stück — die Sonne steht im Zenith.)
Heißt es: „Mbali, kipande kikubwa (Weit, ein großes Stück) so kann man sich auf mindestens 7 Stunden gefaßt machen.
Peinlich berührt: Mbali sana! Kweli (Sehr weit, wahrhaftig!)
Unter 8 Stunden kommt man dann nicht davon!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und ganz unerfreulich ist es, wenn man vernehmen muß: Mbali sana! Huwezi kufika leo!

Es ist sehr weit, Du kannst heute nicht mehr ankommen!

Hat man einige Dutzend Märsche hinter sich, dann weiß man ungefähr Bescheid, was einem blüht und kann sich danach mit der Marscheinteilung richten.

Wenn überall Wasser zu haben und man nicht gezwungen ist, wegen Nahrungsmangel schnell zu marschieren, kann man lagern, wo man will. 5—6 Marschstunden pro Tag sind schon eine sehr gute Leistung. Im Durchschnitt dürften 5 Stunden Marsch ohne die Pausen als schnellfördernde Reiseart gelten.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn die Wasserplätze weitauseinanderliegen, also marschiert werden muß.

Ein Marsch von 5—6 Stunden ohne Wasser macht keine Schwierigkeiten, wenn der Aufbruchsort Wasser hatte.

Über 6 Stunden Marsch machen für die Träger, welche den Wasserverlust des Körpers infolge der starken Transpiration nicht ausgleichen können, öfter Ruhepausen nötig.

Bei längeren Märschen über 7, 8 Stunden ohne Wasser muß man mit der Gefahr rechnen, Leute durch Hitzschlag zu verlieren. Man vermeidet solche nach Möglichkeit, marschiert Nachts oder nimmt einige Reserveträger mit Wasser mit.

Man muß immer darauf halten, daß die Flaschenkürbisse der Leute bei jeder Gelegenheit gefüllt werden. Die meisten sorgen schon ganz von selbst dafür, da sie die Durstgefahren- und qualen schon kennen. Sorglose Faulpelze sind aber immer anzutreffen.

Um lange Durststrecken ohne Gefahr und ohne zu große Anstrengung zu überwinden, hat man noch das einfache Mittel, den Marsch zu teilen, d. h. einen sogenannten „Telekesamarsch" zu machen. War der Tagesmarsch klein, etwa 3 oder 4 Stunden, so lagert man am Wasser bis zum Nachmittage, so daß die Karawane 5—6 Stunden Ruhepause hat.

Dann wird, nachdem jeder seinen Durst gestillt, und wenn Gelegenheit dazu vorhanden war, gebadet hat, mit gefüllten Wassergefäßen noch 3—4 Stunden weitermarschiert. Nun wird Lager bezogen und das noch vorhandene wenige Wasser muß für die Nacht genügen.

Die kühle Nacht hat die Leute wieder völlig gestärkt. Am frühen Morgen — noch bei völliger Dunkelheit — wird aufgebrochen und der übrige Teil des Marsches zurückgelegt.

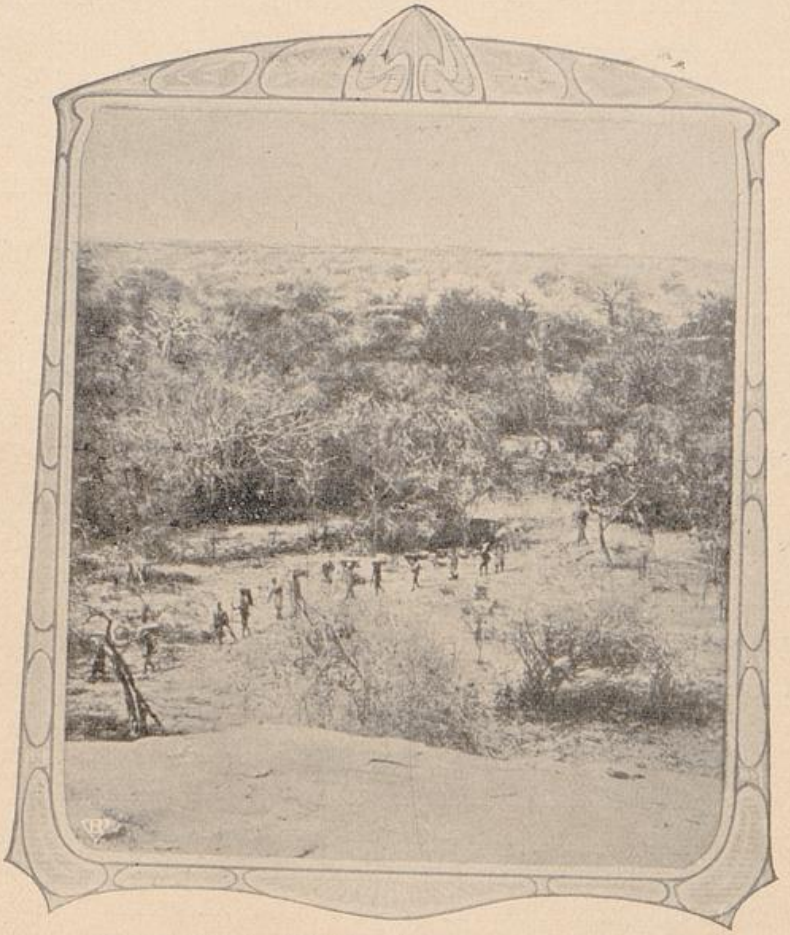
Ein Restchen Wasser befindet sich noch in manchem Kürbis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Durststrecke von 10, 11 Marschstunden kann auf diese Weise ganz bequem zurückgelegt werden.

Völliger Wassermangel auf Strecken von über 9 Stunden ist selten, auf solchen von 8—9 auch keineswegs häufig.

Auf Kriegsmärschen werden oft allerdings ganz außerordentliche Marschleistungen verlangt und geleistet.



Im wasserlosen Urbusch Südugogos zur Trockenzeit.

Hatte die Karawane am Morgen einen längeren Marsch hinter sich und ist nun ein breiter wasserloser Landstrich zu durchqueren, so wird bis zum Nachmittage des kommenden Tages gelagert und dann die gefürchtete Strecke durch Telekesamarsch überwunden. Das Versäumte des verlorenen Tages wird so wieder eingeholt.

Hiermit ist im großen ganzen besprochen, wie der Europäer im tropischen Afrika reist. Wer bis hierhin gefolgt ist, weiß nun

schon einigermaßen Bescheid und kann selbst versuchen, ob, was ich sagte, stimmt.

Von meinen eigenen Wanderungen — es waren allein 1172 Tage im Zelt — sei fortgefahren. . . . . .

III. Kapitel.

Erste Ausreise und Expeditionen.

Am 20. Dezember 1894 verließen wir an Bord des damals als besonders gutes Schiff bekannten R. P. D. „Kaiser" der D. O. A. L. den Hafen von Neapel. Es waren nur wenige Passagiere an Bord. 4 Tage vor Weihnachten reist niemand von Neapel nach Daressalam ab, der nicht einfach muß. Von der Truppe fuhren mit, die alten Afrikaner, Bezirksamtmann Scherner und Leutnant Storch. Neu reisten außer mir heraus: Leutnant Kuhlmann, 3 Unteroffiziere und ein Büchsenmacher. Storch, Kuhlmann und der Büchsenmacher Sauerbrey leben nicht mehr. Die anderen sind bis auf mich nach teils über 10jähriger Dienstzeit aus der Truppe ausgeschieden und dauernd in die Heimat zurückgekehrt. —

Wir alle bedauerten, daß die schöne Fahrt zu Ende war, als wir am 9. Januar 1895 den Hafen von Daressalam erreichten. . . .

Die erste Enttäuschung der Tropen brachte uns das Sternbild des südlichen Kreuzes, von dessen so oft gerühmter Pracht und Großartigkeit wir uns nicht zu überzeugen vermochten.

Storch, der ein großer Astronom war, weihte uns bisweilen in die Geheimnisse des nächtlichen Himmels ein und erklärte uns die Namen der Sterne.

Als er aber den nötigen Ernst vermißte und wir aus seinem geliebten Stern „Aldebaran" bald einen „Alten Baron" gemacht hatten, wurde er traurig und entzog uns ferneren Unterricht. . . . .

In Daressalam standen wir zunächst unter dem Eindruck außerordentlicher Hitze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ersten paar Nächte wäre infolge dieser an Schlaf eher auch dann kaum zu denken gewesen, wenn wir uns nicht damit hätten vergnügen müssen fortgesetzt nach den blutdürstigen Moskitos zu schlagen oder mit einem Kerzenlicht zu versuchen, die in das schlecht schließende Moskitoschutznetz eingedrungenen Plagegeister zu verbrennen. — Vom Dezember bis März ist an der ostafrikanischen Küste die heißeste Zeit.

Einige Tage nach unserer Ankunft trafen 2 von der Wahehe-expedition des Gouverneurs v. Schele zurückkehrende Kompagnien ein und wir neuen Offiziere und Unteroffiziere wurden auf diese verteilt. Die nächsten Wochen wurden durch militärischen Dienst aller Art ausgefüllt. Für uns hieß es zunächst, eifrig Suahilisprachstudien treiben, um bald wie möglich „mitreden" zu können.

Dann kam die 6. Kompagnie mit Kuhlmann und Unteroffizier Grimm nach Pangani, während ich mit der 9. Kompagnie unter Oberleutnant Kielmeyer nach Lindi sollte. Unteroffizier Ullmann kam ebenfalls zur 9. Kompagnie. Die 8. Kompagnie war schon vorher nach Kilwa befördert worden. Die Unsicherheit im Hinterlande von Kilwa und Lindi ließ die Besatzung dieser Orte geboten erscheinen.

Am 20. Februar wurde die 9. Kompagnie auf dem kleinen Gouvernementsdampfer „Rufiji" mit Weib, Kind und Kegel eingeschifft und dampfte nach Lindi ab. Wer eine solche Reise, — bei der einige 150—200 Männer, Frauen und Kinder bei etwas Seegang durcheinanderkugelten und es nicht unterließen, sich auch sonst in der bei solchen Reisen üblichen Art bemerkbar zu machen — einmal mitgemacht hat, vergißt sie niemals wieder.

In Lindi — einem idyllischen Hafenstädtchen von landschaftlich ganz ausnehmend reizvoller Lage — wohnten die Europäer der Kompagnie im unmittelbar am Strande gelegenen Fort — der Boma. — Die Kompagnie fand zum Teil ebenfalls dort Unterkunft. Der größte Teil der Mannschaft lag außerhalb in der Nähe der Ruinen alter portugiesischer Festungsbauten.

Die nächste uns obliegende Aufgabe war die Ausbildung von Rekruten und die neue gründliche Durchbildung der 9. Kompagnie, die während jahrelangen Dienstes im Inneren vorwiegend gebaut hatte.

Am 3. Mai erhielt Lindi den Besuch Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg und seiner Gemahlin, welche nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gescheut hatten, sich einer der kleinen Gouvernementsdampfer-Nußschalen anzuvertrauen, um selbst die deutsche Küste ganz kennen zu lernen. Ein unerwartetes Ereignis für unser kleines Städtchen, welches damals noch so ganz außerhalb des Stroms der Welt lag und noch nicht einmal durch den Telegraphen — den „Sim" der Suahili mit Daressalam verbunden war. Unter eifriger Arbeit mit Kompag-



In Lindi ankommende Elfenbein-Karawane.

nie und Rekruten vergingen die Monate, galt es doch, die Truppe für eine kriegerische Unternehmung im Hinterlande von Kilwa und Lindi vorzubereiten. Es war bekannt, daß gegen Ende 1895 eine größere Expedition gegen die Sultane Hassan bin Omar im Hinterlande von Kilwa und Matschemba auf dem Makondeplateau südwestlich Lindi unternommen werden sollte. Uns sagte man in Daressalam, die Zustände in der Nähe von Lindi seien so unsicher, daß man sich nicht 2 Stunden von der Station entfernen könne.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon seit Jahr und Tag war die Expedition gegen die beiden, jede Unterwerfung verweigernden Häuptlinge geplant, konnte jedoch wegen anderen unaufschiebbaren Unternehmungen bisher nicht zur Ausführung kommen. Bald nach Eintreffen des neuernannten Gouverneurs v. Wißmann wurde die Expedition beschlossen und die Ausführung dem Oberstleutnant v. Trotha übertragen. —

Etwa 10 Wegstunden hinter Kilwa saß Hassan bin Omar in wildzerklüfteter, schwer zugänglicher Gebirgsgegend am Mawudjebache, deren Höhlen und Klippengewirr ihm die besten und sichersten Schlupfwinkel bot.

Hassan hatte mit seinem Anhang und im Verein mit der einverstandenen Küstenbevölkerung im Jahre vorher versucht, Kilwa zu überfallen, war aber zurückgeschlagen worden. Da die späteren Versuche des Gouvernements, ihn friedlich zur Unterwerfung zu bringen scheiterten und die Zustände ebenso wie bei Lindi unhaltbare waren, mußte die Kugel sprechen.

Das Expeditionskorps bestand aus 4 Kompagnien und zwar:

8. Kompagnie Kilwa (Fromm),
6. „ Pangani (Böhmer),
3. „ Daressalam (A. Fonck),
9. „ Lindi (Ramsay).

Zu unser Aller Enttäuschung sollte die 9. Komp. nach einem von Kilwa per Dampfer beförderten Telegramm des Gouverneurs in Lindi bleiben, weil ein Einfall der Mafiti (Wapwangwara) in das Küstengebiet befürchtet wurde. Es hieß, die Mafiti lagerten bereits 3 Tage vor Lindi.

Diese Verfügung des Gouverneurs ist damals nicht zur Kenntnis des Truppenkommandos gekommen und so lief zu unserer Freude — zumal wir an die Mafitigefahr nicht recht glaubten — am 27. Oktober nachmittags 5 Uhr die „Rufiji" im Hafen von Lindi ein mit dem Befehl, die 9. Komp. sofort nach Kilwa zu holen. Während der Nacht wurde die Kompagnie mobil gemacht. Am nächsten Morgen 5 Uhr lichtete der Dampfer bereits den Anker und erreichte am Nachmittage Kilwa.

2 Tage später traten die 6. und 8. Komp. den Vormarsch auf Hassan's Sitz an mit dem allgemeinen Auftrag, aufzuklären, sich jedoch nicht zu engagieren.

Am Vormittage des 1. November folgte Oberstleutnant von Trotha mit der 3. Komp. und am Nachmittage desselben Tages die 9. Komp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Trennung der 4 Kompagnien fand statt, weil zu wenig Träger vorhanden waren und diejenigen der vormarschierten Kompagnien nach Kilwa zurückmußten, um die Lasten der anderen nachzubefördern.

Vom 1. zum 2. November lagerte die 3. Komp. bei Lungu. Die Träger hatten sich außerhalb der Boma zum Schlafe niedergelegt. In der Nacht krachte plötzlich im Lager ein Schuß, welcher zur Folge hatte, daß die Träger erwachten und ins Lager zurückeilten. Die sofort bereiten Askaris griffen in der Erwartung eines Angriffs zum Gewehr und schossen auf die im Dunkel der Nacht heranlaufenden eigenen Träger. . . . . .

Das Unglück war geschehen. 1 Träger hatte einen Schuß in den Oberarm, ein anderer einen in's Ellbogengelenk erhalten. Einem Boy wurde von einem Geschoß aus nächster Nähe der Unterarm zerschmettert. 3 andere Träger kamen mit leichten Verletzungen davon. 1 Askari wurde erschossen.

Wie sich herausstellte, war ein unvorsichtigerweise am Boden liegen gelassener Vorderlader durch einen Schläfer unabsichtlich mit dem Fuße in ein Lagerfeuer gestoßen worden, sodaß die Pulverladung explodierte und den Alarm verursachte.

Der Fall lehrt, daß auf kriegerischen Expeditionen niemand außerhalb des Lagers schlafen soll.

Der Anmarsch der Expedition führte auf das Anraten des vom Bezirksamt Kilwa mitgegebenen Führers Makran durch ein derart von Engpässen und Felsschluchten bedecktes Gelände, daß es einigen Dutzend beherzter Hassanleute ein leichtes gewesen wäre, uns große Verluste beizubringen, wenn nicht gar zur Umkehr zu zwingen. Der zurückgelegte Weg war gradezu die idealste Falle, in die wir gelockt werden konnten. Am 3. Marschtage war das Felsgewirr derart, daß der an einzelnen Stellen nicht mannsbreite Spalt zwischen 7—10 Meter hohen senkrechten Wänden nur durch Seitwärtsdurchzwängen des Körpers zu passieren war.

Wir erwarteten jeden Augenblick beschossen zu werden. Nichts erfolgte.

Gleich hierbei sei bemerkt, daß die spätere Untersuchung gegen den Führer Makran, der früher „Für treue Dienste" eine goldene Uhr vom Gouvernement erhalten hatte, so viel Belastendes ergab, daß er in Haft genommen wurde, wo er sich vergiftete. — Beim Überschreiten einer großartig schönen Felspartie mußten die Maultiere vermittelst gefällter Bäume hochgewunden werden. Leutnant Stentzler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatte hier in 8stündiger Arbeit das Unglaubliche fertiggebracht, die Tiere bis auf eins, welches abstürzte, über die Felsen zu bekommen.

Daß wir nicht schon während dieses ungemein schwierigen Vormarschs auf den Gegner stießen, mag daher gekommen sein, weil 2 Tage vorher die beiden Kompagnien Fromm und Böhmer schon durchgekommen waren und weil in diesem ungeheuren Klippengewirr sich die feindlichen Neger vielleicht selbst nicht mit der nötigen Sicherheit bewegen konnten. Hier hätten wir tatsächlich einfach mit Steinen und herabgeschleuderten Felsblöcken totgeworfen werden können. Nachdem der im Lungulager schwer erkrankte und bald darauf verstorbene Leutnant Link nach Kilwa zurücktransportiert worden war, wurde ich im Lager von Mikomirepi zur 3. Kompagnie, welche mein Bruder Leutnant A. Fonck führte, kommandiert.

Die eingehende Schilderung des ferneren Verlaufs der Expedition würde zu weit führen, sie ist auch deshalb weniger von Interesse, weil es ganz entgegen unserer Annahme zu besonderer kriegerischer Tätigkeit nicht kam. Hassan bin Omar zog sich zurück und wurde später von der Kompagnie Fromm in Luawa ergriffen. Hatte die Expedition nur einige kleinere Gefechte zu bestehen, so waren die Marschleistungen, die von den Kompagnien gefordert und in musterhafter Ordnung vollbracht wurden, um so bemerkenswerter.

Die Mawudjegegend, in welcher sich die Unternehmung abspielte, hat einen wildzerklüfteten Gebirgscharakter von landschaftlich — im Tal des Mawudjebaches an die sächsische Schweiz erinnernder — großer Schönheit.

Die Kompagnien durchstreiften nach der Gefangennahme Hassans das Land, um seine Hauptanhänger und Mitschuldigen zu fassen und zu bestrafen.

Am 2. Dezember sollten 3 Kompagnien in Lindi zum Marsch gegen Matschemba bereit stehen.

Die 3. Komp. marschierte am 16. November vom Mawudjelager zur Insel Kilwa-Kisiwani ab, die durch ihre wundervollen hochinteressanten Ruinen der alten Stadt Kiloa mit Moscheeen und großartigen Befestigungs-Anlagen persisch-arabischen Ursprungs und späterer altportugiesischer Bauten bekannt ist. Leider ist man bis heute noch nicht zu fraglos vielversprechenden systematischen Ausgrabungen geschritten.

In neuerer Zeit ist der Name Kilwa-Kisiwani (d. i. Kilwa auf der Insel) häufiger genannt, weil der zwischen dieser Insel und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Festlande liegende ausgezeichnete Hafen den gegebenen Ausgangspunkt für die projektierte Bahn Kilwa-Nyassasee darstellt.

Am 17. November setzte die Kompagnie in einigen arabischen Segelbooten zur Insel über, um hier Aufenthalt zu nehmen und auf Anhänger Hassans zu fahnden.

Am nächsten Morgen — wir sahen grade die Anzüge der Askaris nach — klappte ich plötzlich infolge eines heftig einsetzenden Malariaanfalles einfach um und mußte ins Zelt gebracht werden. Das erste Fieber! 10 Monate war ich vollkommen gesund und glaubte bereits wie so mancher vor und nach mir, daß es mit der gefürchteten Malaria gar nicht so gefährlich sei. Jetzt wußte ich schon besser Bescheid. Eine hochemporgeschnellte Körpertemperatur und äußerst quälender dauernder Kopfschmerz in Verbindung mit großer Schwäche waren die Symptome. Damals tappte man bei der Malariabehandlung noch völlig im Dunkeln. Man war über die Ursache der Krankheit im Unklaren und wußte nur, daß Chinin — viel Chinin — das einzige wirksame Mittel war. Dementsprechend wurde behandelt bezw. erfolgte die Selbstbehandlung, wenn ärztliche Hilfe nicht zu erreichen war. Ich vergesse den Ausspruch eines sehr erfahrenen damaligen Tropenarztes nicht: „An zu viel Chinin ist noch niemand gestorben."

Heute hat sich die Ansicht hierüber gewaltig geändert. 3 Gramm pro Tag war damals die bei Fieberanfällen übliche Dosis. Also tat auch ich!

2 Europäer, die mehrere Tage lang 8 Gramm nahmen und trotzdem genasen, sind mir später bekannt geworden.

Die Malaria hat durch die Forschungen des letzten Jahrzehnts viel von ihren Schrecken verloren.

Durch vorbeugende Maßregeln bezw. sachgemäße Chininbehandlung läßt sich die Erkrankung fast mit Sicherheit vermeiden und die ausgebrochene zur Heilung bringen. . . . .

Einige Tage nach meiner Erkrankung fuhr Gouverneur von Wißmann von Kilwa nach Lindi und ließ den Dampfer in Kisiwani anlaufen, um mich nach Lindi ins Lazarett mitzunehmen. An Bord angekommen, empfing mich Wißmann, ein Glas Sekt in der Hand, mit den freundlichen Worten: Trinken Sie mal erst einen guten Schluck, dann wird es schon besser werden! Er behielt Recht, denn kurz nach der Ankunft in Lindi erholte ich mich so schnell, daß ich schon am 4. September mit der inzwischen per Fußmarsch in Lindi eingetroffenen 3. Kompagnie mit nach Sudi abmarschieren konnte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von welchem Orte die Unternehmung gegen Matschemba ihren Ausgang nahm. —

Nach Niederwerfung des Araberaufstandes wurden unter dem Reichskommissariat mehrmals erfolglose Kriegszüge gegen den Sultan Matschemba unternommen. Die dorthin entsandten Expeditionen stießen in der breiten Zone dichtesten Busches, durch welche die verschlungenen engen Pfade der Eingeborenen führten, auf hartnäckigen bewaffneten Widerstand. Die Truppe verschoß sich bald und geriet zudem infolge der schauderhaft gewundenen Pfade durch das eigene Feuer derart in Gefahr, daß sie ohne etwas erreicht zu haben, zurück mußte. Infolge dieser Mißerfolge setzte sich bei den Matschembaleuten die Überzeugung fest, daß ihr Busch für uns undurchdringlich sei.

Diesmal sollte daher auf jeden Fall seine Unterwerfung erzwungen werden. Aber der schlaue Matschemba — von der Gefangennahme Hassan's genau unterrichtet — tat uns diesmal nicht den Gefallen, Widerstand zu leisten, sondern kam der Aufforderung des Oberstleutnants v. Trotha folgend, der Expedition entgegen und erklärte seine Bereitwilligkeit zur Unterwerfung.

Dem alten Fuchs schien — auch wohl mit Rücksicht auf den Nahrungsmangel im eigenen Lande — ein scheinbares Eingehen auf die Forderung des Gouvernements als zur Zeit das vorteilhafteste, jedenfalls so lange, bis die 4 Kompagnien wieder aus dem Lande heraus waren.

Wir marschierten mit ihm zu seinem Sitze Luagara auf dem Makondeplateau und lagerten dort einige Tage, während welcher die Bedingungen seiner Unterwerfung festgesetzt wurden. Während dieses Marsches wurde der etwa 4 Kilometer breite Gürtel, dicht verschlungenen Busches passiert, welcher den denkbar besten, natürlichen Schutz darstellte und nur auf einem Fußpfade — der auf das leichteste zu sperren war — durchschritten werden konnte. Abseits dieses noch dazu in künstlichen Windungen angelegten Wegspaltes war ein Eindringen in den Busch auf auch nur Meterbreite gänzlich ausgeschlossen. Im Vertrauen auf seine Riesenbuschboma hatte Matschemba jede sonstige Befestigung seiner Dörfer verschmäht. Angesichts dieses unbeschreiblich ungünstigen und schwierigen Geländes konnten die früheren Mißerfolge — solange dem Pfade gefolgt wurde — nicht überraschen. Schon damals waren unter den alten Afrikanern die Ansichten über den Wert seiner Zusicherungen

geteilt und gewichtige Gründe gegen den Glauben an dieselben wurden geltend gemacht. Matschemba versprach seine völlige Unterwerfung und Frieden mit der Regierung zu halten. Die ihm auferlegte Strafleistung von 10 Elefantenzähnen und 50 Faß Pulver konnte er angeblich nicht erfüllen. Zuletzt überbrachte er als Sühne einen großen Elfenbeinzahn, 5 Faß Pulver und 50 Vorderlader.

Oberstleutnant v. Trotha mußte wohl oder übel den Friedensversicherungen Matschembas glauben und schickte am 13. Dezember die 3., 8. und 6. Kompagnie, sowie einen mittlerweile von Masinde eingetroffenen Zug der 2. zur Küste nach Sudi und marschierte selbst mit der 9. Kompagnie über die Missionen Lukuledi, Massassi und Nevala nach Mikindani.

Wir anderen marschierten also in 3 flotten Märschen nach Sudi zurück, wo Major v. Natzmer die 3. Kompagnie erwartete, um mit ihr von Kilwa aus einen Zug zu den Mparangahäuptlingen zu unternehmen. Hier fahre ich später fort. —

Matschemba hat sich nach dem Abmarsch der Expedition v. Trotha tatsächlich einige Zeit ziemlich ruhig verhalten und ließ sich sogar dazu herbei, einmal dem Gouverneur in Daressalam einen Besuch zu machen. Als er aber hier in Abwesenheit des Gouverneurs v. Wißmann von Major v. Natzmer empfangen wurde, erklärte Matschemba sich nicht befriedigt, denn seiner ebenbürtig sei nur der Gouverneur selber.

Lange dauerte denn auch die friedliche Gesinnung dieses schwarzen Machthabers nicht. Als er wieder in seinem Busch saß, war der Eindruck von Daressalam und der deutschen Macht schnell verblichen. Der alte Trotz und der Drang nach Alleinherrschaft in seinem Lande erwachte wieder und machte sich in zahlreichen Ungehörigkeiten und passivem Widerstand gegen die Regierung geltend.

Schließlich kam es unter gleichzeitiger Zahlungsverweigerung der damals eingeführten Hüttensteuer zu seiner unverblümten Erklärung, er wolle vom deutschen Gouvernement nichts wissen. Zuletzt erlaubte er sich direkte Frechheiten gegen das Bezirksamt Lindi und ödete dieses in nicht witzloser Weise einfach an. In einem seiner Dörfer wurde die deutsche Flagge heruntergerissen und zerfetzt.

Das Gouvernement wollte damals von einer Matschembafrage nichts hören — es war in Daressalam Friede für die Kolonie befohlen — und so kam es, daß bis 1899 dicht hinter der Küste ein unbotmäßiger Häuptling von nicht zu unterschätzender Macht sein Unwesen trieb und regierte, wie es ihm beliebte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich war dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar und schließlich wurde der Bezirksamtmann von Lindi beauftragt, zu Matschemba zu gehen und ihn auf friedlichem Wege zur endgültigen Anerkennung der deutschen Herrschaft zu veranlassen.

Um diesem erneuten Versuche den nötigen Nachdruck zu verleihen, sollte die 3. Kompagnie, mit welcher ich — mittlerweile zu ihrem Führer avanciert — im März 1899 aus Uhehe kommend in Lindi eingetroffen war, ebenfalls gleichzeitig nach Luagara marschieren. Das Gouvernement beurteilte damals die Sachlage — der unrichtigen Auffassung von der geringen Widerstandskraft vieler verhältnismäßig leicht unterworfener Völker entsprechend — zu optimistisch und schien eine Waffenentscheidung für nicht wahrscheinlich zu halten. Auch war eine solche unerwünscht, denn dann wäre es ja in der Kolonie nicht ruhig gewesen.

In Lindi dachten wir anders und wußten besser Bescheid. Ich bereitete daher, — durch meine während der Expedition von 1895 erworbene Geländekenntnis und Erfahrung über Matschemba dazu in Stand gesetzt — den militärischen Teil der Unternehmung planmäßig derart vor, daß wir zur Erledigung mit der Waffe bereit waren. Das Bezirksamt Lindi war genau derselben Ansicht wie die Kompagnie, daß eine friedliche Lösung so gut wie ausgeschlossen war.

Notwendig war gegebenenfalls von verschiedenen Seiten gegen Matschemba vorgehen zu können. Auf meinen Vorschlag entsandte das Bezirksamt Lindi den Feldwebel Wiest mit 20 Polizeiaskaris, reichlicher Munition und 120 Vorderladern für Hilfsleute zu dem Akida Nakaam, um mit dessen Leuten und denen des Jumben Hattia eventuell von Westen her Matschemba zu beunruhigen und abzulenken sowie die Missionen zu schützen. Wiest erzielte hier später tatsächlich einen schönen Erfolg und brachte Matschemba empfindliche Verluste bei. Vom Bezirksamt war der Jumbe Matora beauftragt das Ausweichen Matschembas nach dem Süden zu verhindern

Am 27. Juni trat die 3. Kompagnie — ebenso wie der Bezirksamtmann von Lindi — den Vormarsch auf Utimbe, den Sitz eines Onkels Matschembas Namens Kionda an.

Die Stärke der Kompagnie betrug außer mir als Führer:

Leutnant Styx,
Stabsarzt Dr. Panse,
Unteroffizier Wenninger,
Sanitätsunteroffizier Feddern,
Effendi Mursal Kuku,

91 Askaris, 3. Kompagnie einschl. Chargen,
121 Träger.

Ferner marschierten 18 Askaris der Polizei Lindi mit.

Am 30. Juni wurde Utimbe erreicht und Lager bezogen.

Der weitere Weg über Kiondas Sitz wurde gewählt, weil bei diesem z. Zt. die Deutsche Flagge heruntergerissen wurde und die Leute eine besonders freche und feindselige Haltung an den Tag gelegt hatten.

Außerdem war die Annäherung in friedlichem Gebiet bis auf die kürzeste Entfernung an Luagara möglich. Die Verpflegung für die Expedition war leicht zu beschaffen und gute Wasserplätze nahe. Zudem wurden Kionda und Matschemba von den zweifelhaften Sudileuten abgeschnitten und schließlich sollte der Weg Utimbe — Luagara ziemlich die kürzeste Strecke durch den gefürchteten Busch führen.

Wie erwartet, wollte Matschemba sich überhaupt nicht in Unterhandlungen einlassen, sondern nahm sogar einen Boten des Bezirksamtmanns gefangen und erklärte zum Kriege bereit zu sein.

Damit war die Entscheidung gefallen.

Sofort gingen Eilboten nach Lindi ab mit telegraphischer Meldung an das Gouvernement und der Bitte um Verstärkung, die ich um einen absolut sicheren Erfolg der kriegerischen Durchführung zu gewährleisten für nötig hielt.

Da ein Angriff nicht ausgeschlossen erschien, ließ ich das Lager befestigen und mit einer starken Boma aus Strauchwerk und Dornbüschen mit in Massen dazwischen gesteckten Bambusstangen umgeben.

Nachts wachten abwechselnd Europäer.

Da bei Kionda die Verstärkung aus Daressalam bezw. weiterer Befehl abgewartet werden sollte, begannen am nächsten Morgen die Vorbereitungen für die fernere Durchführung der Unternehmung.

Früheren Anweisungen gemäß hatten Kionda und Matschemba tatsächlich einen Teil des Weges nach Luagara breit ausgeschlagen, seit 2 Jahren jedoch keine Reinigung mehr vorgenommen, so daß dichte Wucherungen von Bambus und anderem Strauchwerk bereits wieder den Weg schlossen.

Außerdem hatten beide absichtlich einen 3 Kilometer breiten Streifen undurchdringlichen Buschwaldes mit schmalem, künstlich in spitzen Winkeln, Haken und fast kreisförmigen Krümmungen geführten Pfad ziemlich in der Mitte zwischen ihren Sitzen stehen gelassen.

Um hier nicht — wie es den früheren Expeditionen gegangen war — in eine die eigene Truppe gefährdende Formation zu geraten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und um den ihrer Sitte gemäß am Wege im Hinterhalt liegenden Schützen Matschembas dadurch weniger ausgesetzt zu sein, daß verdächtige Stellen vorher beschossen werden konnten, beschloß ich zwar dem vorhandenen Pfade zu folgen — das Ausschlagen eines neuen Weges durch den Busch ganz abseits hätte Wochen gedauert — aber diesen plangemäß grade durch zu legen und so zu verbreitern, daß die Maximgeschütze fahren konnten.

Den Gefallen, auf dem alten wohlpräparierten Wege vorwärts zu gehen, wollte ich den Matschembaleuten doch nicht tun. Außerdem versprach diese langsame aber sichere Art des Vorgehens den Erfolg, daß Matschemba begriffe, daß es uns diesmal auf die Zeit gar nicht ankäme und daß er gegen diese Art Vordringen machtlos sei.

Neben den Wegearbeiten wurden Streif- und Fouragierungs-Züge, Erkundigungsmärsche und ein nächtlicher Überfall unternommen, bei welchen es jedesmal unter beiderseitigen Verlusten zu Gefechten in Busch kam, Der Gegner verlor eine Anzahl Toter und Verwundeter. Während der Wegearbeit in Busch wurden die Abteilungen täglich aus nächster Nähe beschossen.

Für den 8. Juli hatte ich eine größere Unternehmung in den dichten Busch geplant, als der Anmarsch der 5. Kompagnie unter Major v. Natzmer gemeldet wurde.

Derselbe traf am Nachmittage des genannten Tages ein und und übernahm den Befehl. Er war mit meiner Einleitung und Vorbereitung der Expedition vollkommen einverstanden und hielt besonders auch das begonnene Ausschlagen und Verbreitern des Buschweges für die aussichtsvollste Art des Vorgehens. Am Abend besprach er mit mir den Plan für den kommenden Tag und sagte dabei:

Es tut mir leid, aber Sie müssen morgen mit Ihrer Kompagnie hinten bleiben und die ganze Sache halten, wenn die 5. vorn versagt. Es sind zum größten Teil unerfahrene Rekruten, die zum ersten Male fechten sollen."

Am nächsten Morgen sagte er aber zu meiner Freude: Sie müssen doch nach vorn und die Sache mit der 3. allein machen, es geht mit der 5. noch nicht. Gleich darauf wurde der Vormarsch auf Luagara angetreten.

Die bereits fertiggestellte Wegestrecke wurde ohne auf den Feind zu stoßen, zurückgelegt. Da ertönten Rufe aus dem Busch heraus. Wir hielten. Matschemba ließ sagen, wenn wir zurückgingen, würde der Bote freigelassen und er sei bereit, die Forderungen der Regierung zu erfüllen. Major v. Natzmer verlangte, daß Matschemba selbst

erscheinen solle und ließ ihm noch ½ Stunde Bedenkzeit. Die nach kurzer Pause gegebene Antwort war: Wenn Ihr nicht sofort zurückgeht, werdet Ihr fortgejagt werden. Die Antwort auf diese Frechheit gab das Maximgeschütz.

Nun wurde in den Busch eingedrungen und im langsamen Vorgehen von beiden Kompagnien mit dem Seitengewehr in der Hand, freie Bahn geschaffen und Verhau auf Verhau beseitigt. Ein Zug der 3. Kompagnie und die beiden Maschinengewehre, von denen eins vom Bezirksamtmann Zache bedient wurde, feuerten nach vorn und den seiten einzelne Schüsse oder ganz kurzes Schnellfeuer abgebend, in den nachtschwarzen, undurchdringlichen Busch. Schritt für Schritt ging es vorwärts, wurde das den Weg versperrende Gestrüpp ausgeschlagen. Die Europäer — das Gewehr in der einen, das Seitengewehr in der anderen Hand — arbeiteten erbittert mit an der Durchbohrung dieser unheimlichen Vegetationsfestung. Da krachten 2 Vorderlader, wie alte Donnerbüchsen auf höchstens 10 Meter Entfernung aus dem Dunkel des Waldes und der zwischen mir und dem dahinter folgenden Major v. Natzmer aufmerksam nach den Seiten spähende Sudanesenschausch Abdallah Scheich brach in Brust und Knie getroffen zusammen. Er hatte die Schüsse, die für uns bestimmt waren, erhalten. Stabsarzt Dr. Panse verband ihn und rettete so vielleicht sein Leben.... Unter langsamem Feuern — erwidert von den mit gehackten Eisenstücken, geschmiedeten Kugeln, Eisenschlacken und Steinen geladenen Gewehren der Eingeborenen — schob sich die Kolonne immer tiefer in den Busch.

Den vordersten Zug ließ ich immer nach einer Stunde ablösen.

Der Askari Osmani erhielt eine ganze Ladung der gefährlichen Geschosse in den Unterleib und wurde zurücktransportiert. 3 Tage noch lebte er trotz der furchtbaren Wunde.

Der Weg ist wieder durch massenhaftes Strauchwerk und gefällte Bäume gesperrt. Mit fieberhafter Hast wird jetzt gearbeitet.

In ausgezeichneter Ruhe und mit großer Gewandtheit beseitigt Büchsenmacher Berstl während des Gefechts die infolge von Hülsenreißern eintretenden Ladehemmungen der Maschinengewehre. Jeden beseelt nur der Gedanke: „Durch den Busch und heran an den Feind." Ein eben verlassenes Lager von ca. 150—200 Matschembakriegern wird passiert.

Es ist ein mühsames Ringen mit dem unsichtbaren Gegner und dessen treusten Verbündeten, dem fürchterlichen Urbusch tropischer Wildnis!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach 7 stündiger harter Arbeit in glühender Hitze und ohne Wasser, war der Weg durch den größten Teil des Busches durchgelegt. Die Askaris benahmen sich hervorragend, keiner wollte zurück ins Lager und die alten Sudanesen erklärten auf dem Platze, ohne Wasser und Verpflegung die Nacht verbringen zu wollen, nur um keinen Schritt zurückzumüssen.

Aber in Rücksicht auf das für den nächsten Tag bevorstehende harte Werk wurde der Befehl zum Rückmarsch ins Lager gegeben, um dann mit frischen Kräften den schwarzen Gewalthaber völlig niederzuzwingen. . . . .

Schon in aller Frühe des 10. Juli trafen die Kompagnien wieder, ohne belästigt zu werden, an den gestern verlassenen Arbeitsstelle ein, und nahmen die Arbeit wieder auf.

Nach einer halben Stunde ging es flotter voran und der dichte Busch war überwunden. Wir standen an der alten, von Matschemba vor Jahren angelegten Bara-bara (d. i. breiter Weg) die mit dichten Bambuswucherungen bedeckt war. Rechts und links Bambuswald. Unter fortwährendem langsamen Feuer ging es nun in Schützenlinie weiter. Die auf dem Wege vorgehenden Askaris mußten häufig halten, damit die Flügel nachkommen konnten. Die Leute drangen unaufhaltsam vor und waren kaum zu bändigen. Einige Salven des Gegners richteten keinen Schaden an. Schließlich wurden die Schüsse der Matschembaleute immer seltener und hörten zuletzt ganz auf.

Wie sich später herausstellte, hatten die Eingeborenen, die es für unmöglich hielten, daß wir durch den Busch dringen könnten und denen unsere Art des Vorgehens völlig überraschend kam, total den Kopf verloren und hielten ihre Sache für aussichtslos, als sie sahen, wie wir uns durch den Busch heranwühlten. . . .

Wir konnten nicht mehr weit von Luagara sein und warteten jeden Augenblick auf den letzten erbitterten Widerstand zu stoßen. Eine Anzahl Verhaue wurden hinweggeräumt. Das Maximgewehr klärte nach vorn und den Seiten mit Einzelfeuer auf. Alles war aufs höchste gespannt, die Truppe zum Sturm bereit! Die Entscheidung mußte jetzt fallen.

Major v. Natzmer rief mir zu: „So Fonck, jetzt nehme ich die 5. Kompagnie nach vorn, damit die auch was zu tun bekommt."

Verzeihen Herr Major! Die 3. hat es bis hierhin gemacht und darf es nun wohl auch ganz machen, war meine Antwort. „Na meinetwegen" klang es zurück und wir blieben vorn. Nur einzelne Schüsse fielen noch auf des Gegners Seite.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber was geschah? Der Busch wurde ganz plötzlich licht und wir standen vor einem geräumigen freien Platz, dessen Mangobäume und nach Küstenart gebaute Häuser uns erkennen ließen, daß Luagara erreicht war. Wenige Minuten später wehte die deutsche Kriegsflagge, von einem schnell von seinen Ästen befreiten Baume neben dem Sultanshause.

Matschemba war am Tage vorher geflohen. Alles deutete auf eiligen Abzug. Ein riesenhafter Neger feuerte noch einmal sein Gewehr auf die Kolonne ab und verschwand unter höhnischem Gelächter im Walde. Dann war es still. . . .

Daß der Busch ihm — wie bisher so oft — diesmal nicht half, hatte den Willen Matschembas gebrochen und er eilte mit seinem Anhang und seinem Besitz nach Süden, um über den Rovuma ins portugiesische Gebiet zu flüchten.

Hier kam der von Major v. Natzmer direkt zum Rovuma dirigierte Leutnant Braun mit einem Zuge Askaris gerade zurecht, um seine Nachhut beim Übersetzen über den Rovuma noch unter Feuer zu nehmen. Leider entkam Matschemba selbst mit dem größten Teil seines Besitzes unbehelligt.

Die Nähe der portugiesischen Grenzkolonie machte seine Gefangennahme im Falle der Flucht von vornherein ziemlich aussichtslos.

Die Matschembafrage war gelöst! Stellte er sich auch zuletzt nicht mehr zum Kampfe, so war er doch aus seinem Lande vertrieben. Dieser Erfolg war um so größer, als die gesamte Küstenbevölkerung des Südens denselben für ganz ausgeschlossen gehalten und sich im Geheimen schon darauf gefreut hatte, die Kompagnien: „Kama thamani" (wie früher) unverrichteter Dinge, aber mit den nötigen Verlusten, wieder zurückkehren zu sehen.

Unsere Verluste betrugen: 5 Tote, 7 Schwer- und 5 Leichtverwundete. Die 3. Kompagnie verblieb in Luagara. Die 5. kehrte nach Daressalam zurück.

Als nicht uninteressant erwähne ich noch, daß Matschemba als einzige Lebewesen eine Anzahl Hühner zurückgelassen hatte, die entweder vergiftet oder zu einem für uns nicht erkennbaren Zauberzweck präpariert waren. Ihr Genuß wurde verboten.*)

---

*) Während diese Zeilen im Druck waren, traf in Daressalam im Dezember 1906 die Nachricht ein, daß eine gegen Matschemba entsandte portugie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bezog mit der Kompagnie ein Standlager im Hauptdorfe und brachte nach und nach die ganze Gegend zur Unterwerfung. — Kionda stellte sich selbst, eine Anzahl aufsässiger Jumben und Freunde Matschembas wurden gefangen, an 600 Vorderlader eingebracht.

Die Kompagnie baute sofort breite Wege nach verschiedenen Seiten. —

Meine eigenen Erkundungen ergaben, daß auf der Südseite eine Annäherung an Luagara erheblich leichter gewesen wäre, weil der Busch dort lange nicht so undurchdringlich war. Erst 1 Kilometer vor Matschembas Sitz wurde derselbe vollkommen unpassierbar und hatte nur 2 leicht zu sperrende Durchlässe.



Nachzügler der Karawane (Soldatenboys).

Um für spätere Zeiten einen ähnlichen Widerstand ein für allemal unmöglich zu machen, ließ ich hier den ganzen Busch in einer Breite von 150 Metern vollkommen niederlegen, so daß eine für alle Fälle genügende Lücke in ihm entstand.

---

fische Expedition von 7 Europäern, 400 Askaris und 200 Trägern von ihm zurückgeworfen sei und schleunigst das Feld geräumt habe. Zur Zeit verwüstet dieser Machthaber den nördlichen Teil der Kolonie Mozambique bis zur Küste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Weg nach Kionda's Sitz — unsere mühevoll errungene Annäherungslinie — wurde ebenfalls auf durchweg 6—8 Meter verbreitert. Streifzüge zum Rovuma und im ganzen Makondeplateau umher nahmen Wochen angestrengter Märsche in Anspruch.

Von sämtlichen zurückgelegten Wegen nahm ich die Route auf.

In der Nähe von Luagara bot die Jagd auf die zahlreichen Warzenschweine unterhaltende Abwechselung. In der Steppe bei Lilimbe gab es noch etwa ½ Dutzend Nashörner, von denen ich jedoch nur eins zu Gesicht bekam, als es auf mich losrannte und 20 Meter vor mir flüchtig in den Busch abschwenkte. Schießen konnte ich nicht, denn ich hatte nur einen hierzu durchaus nicht eingerichteten kleinen Kodak in der Hand und mein Boy mit der Büchse war mal wieder grade nicht da oder hatte sich bereits gedrückt. — Die Pferdeantilope war nicht selten. Am Rovuma kam der Wasserbock häufig vor.

Einzelne Nilpferde und viele Krokodile lockten auch hier zur Jagd. Im Gebiet des Jumben Mschekenge stieß ich auf die frischen Fährten von 7 Büffeln, doch hatte die an zwei Tagen unternommene vielstündige Jagd nicht einmal den Erfolg, ein Stück dieses seltenen Wildes zu Gesicht zu bekommen.

Ende Dezember gab ich die Kompagnie in Lindi an den später in Kamerun einem Giftpfeil erlegenen Grafen Fugger von Glött ab, fuhr am 3. Januar 1900 an Bord der Rovuma nach Daressalam und trat von dort Ende März meinen 2. Heimatsurlaub, wie 2½ Jahre vorher den ersten und Ende 1894 die Ausreise nach der Kolonie wieder mit dem R. P. D. „Kaiser" an. Das waren meine 3 „Kaiserreisen".

IV. Kapitel.

Neue Märsche.

Am 15. Dezember 1895 traf die von der Expedition v. Trotha kommende 3. Kompagnie in Sudi ein und dampfte am nächsten Morgen auf der Rovuma nach Lindi. Hier hatte ich in aller Eile meine Sachen zu packen, denn schon für den kommenden Vormittag war die Weiterfahrt nach Kilwa befohlen.

Am 17. benahm sich die Rovuma auf der Fahrt nach Kilwa gegen den Monsum derart, daß man von „Fahren" schon nicht mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechen konnte. Wohl nicht ein einziger an Bord blieb von der „Meerestrunkenheit" der Neger verschont. Der Dampfer machte eigentlich nur mehr das damals noch nicht erfundene „Looping the Loop" nach allen Seiten. Am 23. Dezember wurde Kilwa verlassen. Beim Übergang über den Kingere fielen gleich 8 Askaris ins Wasser, wurden aber glücklich wieder herausgefischt. Am 24. kamen wir infolge zahlreicher Schlammgruben nur langsam vorwärts. Einen schmalen, sumpfigen Arm des Mto Kiperere überschritten wir einzeln auf unseren als Brücke benutzten Zeltlasten, welche bei dieser Belastung nicht in den Sumpf einsanken. Viele Wildspuren unterwegs. Flußpferd scheint zahlreich vorhanden.

Um 12 Uhr erreichte die Kolonne Samanga — den im letzten Aufstande zuerst von den Eingeborenen eingeäscherten Ort — in glühendem Sonnenbrand.

Um 3 Uhr Lager in Marendego. Abends bei Major v. Ratzmer zur Weihnachtsananasbowle bei einem mit Expeditionskerzen geschmückten Christbaum aus Palmwedeln. Am Sonntag trafen wir in Mohoro ein, wo Major v. Ratzmer dem Leiter der Gouvernementsversuchsplantage John Schröder 3 Maultiere abknöpfte, die dort ein beschauliches Dasein führten und bei uns besserer Verwendung sicher waren. Bei Ngamba (Mtumbe Paria) wurde tags darauf der ca. 180 Meter breite Rufiyi in 23 kleinen Einbäumen überschritten. Beim Durchschwimmen der Maultiere wurde wegen der Krokodile fortgesetzt ins Wasser geschossen. In 50 Minuten war die ganze Kolonne übergesetzt. — Der Zweck der Expedition war, den Anhang des 1894 hingerichteten Sultans von Mparanga und den Kikaleleuten, die sich unbotmäßig gezeigt hatten, die Macht der Regierung vor Augen zu führen und außerdem die nahe der Telegraphenleitung wohnenden Eingeborenen vor Beschädigung derselben — wie mehrfach vorgekommen — zu warnen.

Die Häuptlinge von Mparanga hatten von unseren Anmarsch Wind bekommen und waren entflohen, trotzdem wir durch einen langen Nachtmarsch versuchten, überraschend heranzukommen. Der Wegeführer, der im Dunkel der Nacht plötzlich im Busch verschwunden war, hatte entweder den Weg verfehlt oder die Kompagnie einen großen Umweg geführt, um den Eingeborenen Zeit zur Flucht zu verschaffen. Richtig ist wahrscheinlich die letzte Annahme. Beim Morgengrauen wurde Mparanga erreicht. Die noch anwesenden Leute flohen nach allen Seiten. Einige Schüsse fielen, ohne jemand zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzen. Zunächst wurde Lager bezogen und dann versucht, mit den Eingeborenen in Verbindung zu treten. Dies gelang und bald trafen von allen Seiten Häuptlinge ein, um ihre Friedensliebe und Folgsamkeit zu versichern. Da sich nun auch herausstellte, daß die Gerüchte von der Widersetzlichkeit der Eingeborenen übertrieben waren und zu besonderen Strafmaßregeln kein Grund vorlag, wurde nach einigen Tagen der Weitermarsch auf Daressalam angetreten.



Lager am Djalasee (Kilimandjaro).

Am Rufiyi hatten Major v. Natzmer und ich noch einen Jagdausflug unternommen, um zu versuchen, für die Karawane ein Flußpferd zu erlegen. An dem ungewöhnlich heißem Tage — der weiße, glühende Sand verbrannte fast das Schuhzeug — durchstreiften wir das dichte, scharfe und empfindlich stechende hohe Schilfgras am Fluß auf den Wechseln der ungeschlachten Wasserpferde, als Major v. Natzmer von einem solchen, am hellen Tage hinter ihm herfolgenden Koloß fast umgerannt wurde und nur durch einen schnellen Seitensprung in das messerscharfe, harte Schilfgras ausweichen konnte.

In einem toten Arm des Rufiyi waren die Krokodile nach vielen Dutzenden zu zählen. Merkwürdigerweise konnten wir beide in mehreren Fällen feststellen, daß dieselben hier so wenig scheu waren, daß beim Schuß auf ein im seichten Wasser am Ufer liegendes

Krokodil das 10 Schritt davon ruhende Nachbartier völlig unbeweglich liegen blieb. Zu unserem Erstaunen standen wir so trotz des Knalles der Waffe alle paar Schritt vor einem anderen, welches uns ungewohnte Wesen regungslos mit giftigem Basiliskenblick anstarrte. Nur der Kopf war eben zu sehen, der ganze Körper lag im Wasser. Es bedurfte einiger Übung und scharfen Ausspähens, um die in der Farbe vollkommen mit dem Ufergras und der Wasserpflanzen vorschwimmenden Tiere zu erkennen.

Auf dem Weitermarsch wurde der idyllisch schöne See von Kifumangao berührt und am 6. Januar traf die Kompagnie nach teils sehr langen und anstrengenden Märschen in Daressalam ein.

Lange sollte die Ruhe hier nicht dauern.

Die schon lange geplante Station in Udjidji am Tanganikasee sollte endlich gegründet werden, da die ganzen Handels- und Eingeborenenverhältnisse jener Länder nahe der Grenze des Kongostaates die Ausdehnung der deutschen Verwaltung auf diese Gebiete dringend verlangten. Der Marsch nach Udjidji erforderte damals rund $2^1/_2$ Monate.

Eines Tages fragte mich Oberstleutnant v. Trotha in der Messe ob ich mit an den Tanganika wollte, und ich besann mich nicht lange, sondern erklärte mich sofort bereit, in jene so gut wie unerforschten Gebiete mitzugehen, obschon das Klima der Tanganikagegend damals als direkt mörderisch galt.

Meine alte Kompagnie aus Lindi, die brave 9te, sollte nach Udjidji kommen und wurde per Dampfer nach Daressalam überführt.

Zu derselben traten außer mir

Kompagnieführer Ramsay,
Feldwebel Köhler,
Unteroffizier Ullmann,
Unteroffizier Müller,
Lazarettgehilfe Röhr.

Ein Arzt konnte der Kompagnie damals nicht zugeteilt werden. Was wollen Sie in Udjidji mit einem Arzt?

Es ist dort so ungesund, daß Sie doch sterben, wenn Sie krank werden. — Ein Arzt kann Ihnen dann auch nicht mehr helfen.

So war die — wenn auch im Scherz geäußerte — Ansicht über Udjidji in Daressalam und mit dieser angenehmen Aussicht marschierten wir ab.

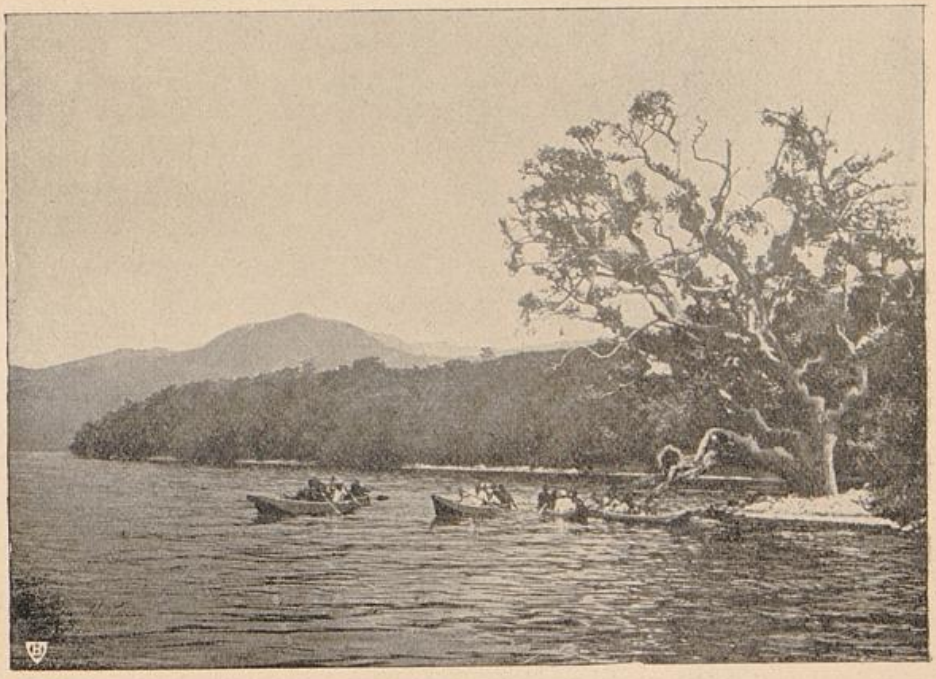
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich weiß wohl, daß damals beim Ausmarsch aus Daressalam die Ansicht nicht vereinzelt war, daß ich nicht wiederkommen würde.

Aber ich kam wieder und war dann noch 2 mal in Udjidji.

Gleich voraus will ich bemerken, daß Udjidji so schlimm nun nicht war. Es ist dort nicht ungesunder als an anderen Orten der Kolonie, die viel Sumpf und dementsprechend Moskitos aufweisen. Man kann weder behaupten, daß der Ort gesund, noch daß er ausnehmend ungesund ist.

Wenn man berücksichtigt, daß Udjidji auf 3 Seiten von ausgedehnten Sümpfen, die Legionen von Stechmücken (darunter die Anopheles) beherbergen, umgeben ist, so kann man sich nur wundern, daß der Ort noch relativ so gesund ist, wie wir ihn vorfanden. Alle Europäer erkrankten bald nach der Ankunft an Malaria und ebenso fast alle Soldaten und Küstenleute.



Fahrt an der Ostküste der Insel Idjwi im Kivu.

Nach Überwindung dieses, den dortigen Arabern wohlbekannten sogenannten „Fremdenfiebers", nachdem wir also gewissermaßen „gesalzen" waren, war der Gesundheitszustand der Kompagnie einschließlich der Europäer ein relativ sogar guter. Und dies, trotzdem wir 1 Jahr lang in der denkbar jämmerlichsten Behausung leben mußten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in alten, verkommenen licht- und luftlosen Araberlehmhäusern, die so feucht waren, daß die Pilze und Schwämme an den Deckenbalken über Nacht um Fingerdicke weiterwuchsen.

Am 1. Februar 1896 begann nach den arbeitsreichen Tagen des Einkleidens und der zahllosen Vorbereitungen die für Kompagnie und Träger nötig waren — ins zeitlich ungewisse ging der Zug — der Ausmarsch aus Daressalam.

Ich hatte die Kompagnie vorzubereiten und mit allen ihren Bedürfnissen, mit Munition und Ausrüstung von Daressalam nach Kilossa zu führen, wo die Vereinigung mit der von Bagamoyo abgehenden Hauptlastenkolonne von ca. 1200 Wassukumaträgern unter der Führung des Chefs Ramsay erfolgen sollte.

Meine Träger hatten in Daressalam, der langen Reise entsprechend, einen Lohnvorschuß von 12 Rup. bekommen. An Verpflegung erhielt jeder Mann einen Sack Reis von 15 Pfund für den Marsch bis Kilossa.

Die der Daressalamer Großstadtluft noch nicht entwöhnten Träger waren zuerst eine ziemlich vorlaute und rüpelhafte Gesellschaft, die sich aber nach und nach in fast vollendete Ordnung und Folgsamkeit eingewöhnte.

Ich entnehme nun der Kürze halber meinem Tagebuche die wichtigsten Notizen über den Marsch nach Udjidji:

2. 2. 12 Träger, 17 Askariboys sind ausgerissen.
Lasten bleiben liegen. Ullmann holt in Daressalam Ersatz.
Askari Mohamed Bernaui ist sinnlos betrunken und weigert sich, abzumarschieren. Wird zurücktransportiert und dem Kommando übergeben.
1 Uhr Lager in Kongolamboto unter schattigen Mangos.

3. 2. 2 Träger fort. Lasten verteilen und Träger ordnen, hält Stunden auf. Lager bei Pugu am schattenlosen Wege, nachdem das hohe Gras niedergetreten ist.

5. 2. 12 Uhr an in Kola. Lager im Dorf. Angenehm und sauber. 1 Betschauish, 1 Ombasha zum Lastensuchen zurück.

6. 2. 11 Uhr an in Mschakenge, wo Dorfoberhaupt gleich nach Cognac schreit. Sehr heiß!

7. 2. 2 Träger entlaufen. Viele Soldatenboys und -träger fehlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. 2. 6 Uhr ab. Öder Marsch, außergewöhnliche Hitze. Alles Laub trocken wie Zunder. 11^{30} Rufufluß an der Mafisifähre erreicht. 1 Taube, 1 Feldhuhn geschossen. Fluß 50 Meter breit, wird von der Karawane durchwatet. Nachmittags badet alles unter vielem Geschrei und Lärm. 100 Meter stromaufwärts sonnt sich ein großes Krokodil auf einer Sandbank. Jumbe Kirumbira erscheint und weist einen von durchreisenden Europäern mit deutschen Tropenversen — die zum Teil die Hitze der Entstehungszeit unschwer erkennen lassen — bedeckten, vermutlich auf dem Wege der Anpassung schwärzlich gewordenen Bogen Papier vor.

Kompagnieführer v. Elpons schreibt darauf:

„Verkauft gern und billig faule Eier."

9. 2. Kirumbira steht mit seinem Hofstaat am Wege und gibt mir noch einen Topf Milch mit auf die Reise. 10 Uhr an in Kiremera. Wasser wenig und schlecht.

12 Reiselasten und 12 Reserveträger kommen von Daressalam an.

Wieder 3 Träger entlaufen.

Die Karawane ist jetzt stark:

4	Europäer
73	Askaris
58	Askarifrauen
9	Kinder
205	Gouvernementsträger
18	Askariträger
10	Europäerboys
46	Askariboys
7	Trägerführer

Summa 4 Weiße, 426 Farbige.

Entlaufen bis jetzt: 29 Gouvernementsträger
10 Askariträger,
17 Askariboys.

Udjidji scheint nicht zu locken!

10. 2. 5^{50} V. ab. Öde Baumsteppe, kein Wasser. Um 12 Uhr Ankunft in Miombo. Wasserlöcher ausgetrocknet. Eine halbe Stunde Rückmarsch zu einem mit übler, brauner Flüssigkeit angefüllten Tümpel im Walde. Die Träger stürzen sich auf das ersehnte Wasser und sind sehr zufrieden. Überall die größte Trockenheit im Lande. Kein

Huhn, kein Ei zu kaufen. Gebe nachmittags Reis und Poscho aus. Zwischen Miombo und Geringere am nächsten Tage zahlreiche Giraffen. Am 13. 2. erfolgte die Vereinigung meiner Kolonne mit der von Bagamoyo abmarschierten riesigen Trägermasse unter dem Kompagnieführer Ramsay. — Der Weitermarsch fand nun in einer Karawane statt, deren Stärke an 1800—2000 Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, betragen mochte. Die Zahl wurde niemals genau festgestellt. Die Folgen, mit einer solchen Menschenmenge zu marschieren, anstatt sie in mehrere Kolonnen zu teilen und jede für sich mit einigen Tagen Abstand folgen zu lassen oder auf verschiedenen Wegen vorzugehen, sollten sich bald zeigen.



Vor dem Aufbruch (Kidete-Lager).

Die Gründe, welche die Zusammenstellung solcher Riesenkarawanen auf alle Fälle völlig verwerfen lassen, sind:

1. Schwierigkeit der Verpflegung und der Wasserversorgung,
2. größter Schmutz und Unsauberkeit,
3. Unmöglichkeit einer Kontrolle in Bezug auf die eigenen Lasten, ebenso wie hinsichtlich der Übergriffe und Diebstähle seitens der Träger den Eingeborenen gegenüber,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Die Kräfte der Europäer und der Träger werden in kürzester Zeit aufgebraucht, da sich die Anstrengungen unnötig verdoppeln.
5. Krankheiten und Seuchen (Dysenterie) brechen zu leicht aus.

Die weitere Reise verlief nun folgendermaßen:

In aller Frühe brachen die Träger zu Hunderten gleichzeitig auf, um sofort am Wege zusammenzuprallen und sich nach langem Warten allmählich in die Kolonne einzufädeln. Rechnet man, daß eine Last auf dem Wege einen Raum von 3 Metern einnimmt, so würde die dicht hintereinander aufgestellte Menschenreihe etwa 6 Kilometer lang gewesen sein. In Wirklichkeit brauchte sie, wenn alles gut ging, eine Strecke von 6—10 Kilometern des schmalen Fußpfades, welcher die große Karawanenstraße darstellte.

Nach einer Stunde Marsch war die Träger- und Troßreihe in viele kleine Einzelkarawanen auseinandergerissen. Noch bei Dunkelheit verließen die ersten vorausmarschierenden Wassukumaträger das Nachtlager; um 7, 8, 9 Uhr Abends kamen oft die letzten Lasten im Lager an. Häufig auch tagelang später. Abwechselnd marschierte einer der Europäer mit seinem Zuge vorn, in der Mitte oder am Ende der Kolonne. Der Schließende erreichte das Lager in der Regel um 3, 4 Uhr nachmittags. Auf alle Nachzügler zu warten, war unmöglich, umsomehr als jeder Träger wenn es ihm paßte nur wenige Meter seitwärts in den Busch gehen konnte und dann nicht mehr zu finden war. Eine Kontrolle war vollkommen ausgeschlossen. Eine Anzahl Lasten ging verloren, aus anderen wurden Draht, Perlen, Stoffe entwendet und statt dessen Steine hineingepackt. Es gab in der sonst durchaus zuverlässigen großen Trägerschar natürlich auch Spitzbuben. Andere erschöpfte Träger gingen mit ihrer Last abseits in den Busch, um sich auszuruhen, schliefen ein, erkrankten, blieben liegen und waren verschollen, wenn die ihnen mit Wasser und Nahrung entgegengeschickte Hülfe auf ihr Rufen keine Antwort aus dem Busch erhielt und zuletzt unverrichteter Dinge zurück mußte.

Weiter, immer weiter zog die Karawane. . . . . .

Über Mkesse, Simbamveni gehend erreichten wir am 15. 2. Morogoro, von Sultan Kingo mit viel Lebensmitteln beschenkt. Ausgedehnte Maisfelder gingen der Reife entgegen. Das Land war lange nicht so ausgetrocknet, wie an der Küste. Nach einem Ruhetag in Morogoro, der zu einem Besuche der katholischen Mission verwendet wird, erfolgte am 17. 2. um 5^{30} früh der Aufbruch in strömendem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regen. Die Passage des Geringere hält lange auf. Heute tritt die unglaubliche Unordnung in der Kolonne so recht zu Tage.

Alles stürmt gleichzeitig los, dann stundenlanges Stocken, bis sich die Menschenmasse geordnet hat. Das kleinste Hindernis vorn bedeutet für die weit hinten marschierenden einen Aufenthalt von Stunden.

Am nächsten Morgen ist der Boden durch die Regengüsse aufgeweicht. In dem schwarzen zähen Lehmboden versinkt der Fuß bei jedem Schritt und muß mit einem Ruck wieder herausgezogen werden, sodaß man ständig mit dem Gefühl geht, als ob ein Stiefelzieher am Fuß an der Arbeit sei.

Viele Wildspuren sind sichtbar, besonders von Zebra und Giraffe. Eine Herde Kuhantilopen (Kongoni) erscheint riesengroß im Nebel, der sich auf das Land herabsenkt. Ullmann schießt ein Kongoni.

Am 19. 2. gehe ich in aller Frühe mit 2 Askaris zur Begleitung voraus, um in der Mkataebene zu jagen. Viele Antilopen und Zebras, einzelne Giraffen und zahllose Perlhühner beleben die Steppe. Das scheue Wild hält sich stets in über 400 Meter Entfernung. 3 Schakale spielen ganz nahe dem Wege, lassen mich auf 50 Schritt herankommen und eine ganze Weile ihren sonderbaren Sprüngen zuschauen.

Am nächsten Tage kriecht mir im Zelt ein Hundertfuß ins Dunkel meines linken Hosenbeins und läßt sich auf meinem Knie nieder. In Unkenntnis über die Eigenart dieser lieben Tierchen will ich es herausschütteln und erhalte einen derart infamen Stich, daß ich zum Gaudium meiner Boys einen kleinen Schuhplattler aufführe. Skorpion und Hundertfuß sind am meisten gefürchtet.

Am 21. wird die in außerordentlich fruchtbarem Lande gelegene Station Kilossa am Mukondokwafluß erreicht, wo wir von Leutnant Engelhardt, Stabsarzt Dr. Körfer und dem Grafen Fugger von Glött empfangen werden.

Der 22. wird — als sogenannter „Ruhetag" — mit Appells, Umpacken von Lasten, Revisionen und tausenderlei anderen Arbeiten in weniger angenehmer als nutzbringender Weise verwendet.

Da 50 Reislasten hinzukommen und viele Leute krank sind, herrscht beim Abmarsch großer Trägermangel. Nachts schnuppert eine Hyäne am Zelt herum. Der Genuß einer Büchse eingemachter Pfirsiche hat fürchterliche Folgen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über den Kirassaberg und Tambi geht es weiter nach Mpapua zu. Wundervolle Gegend mit schönen Waldbeständen und vielen Mimosen. Nachts bereits empfindlich kalt. Bei Tambi wird gegen Mitternacht ein Träger vom Löwen geholt.

Am 28. treffen wir in Mpapua ein. Abends Heidenlärm im Dorfe! Soldaten, Träger und die ganze Dorfbevölkerung stürzen aus den Häusern und beginnen unter Gesängen und Trommellärm einen Umzug. Ursache: Mondfinsternis.

Um 2 Uhr Nachmittags wird am nächsten Tage aufgebrochen. Ich folge zuletzt um 1/25 und erreiche das 2 Stunden entfernte Lager bei Kisokwe um 8 Uhr Abends.

Ein Träger stiehlt Nachts im Felde, wird von dem anrufenden Posten für ein sich näherndes Raubtier gehalten und durch den Oberschenkel geschossen.

In Mpapua werden 10 Ochsen angekauft, da die Lebensmittel voraus spärlich sein sollten und die Schwierigkeiten der Verpflegung bereits beginnen.

Bei Kwa Nyangaro werden von den Wagogo Wassukumaträger angebracht, die Ziegen und Schafe gestohlen, einfach erwürgt und das Fleisch roh hinabgeschlungen hatten.

1 stehlender Träger erhält von einem Mgogo einen Schlag mit der Axt auf den Schädel und kommt blutüberströmt ins Lager gelaufen. Wird verbunden und trägt nach 4 Wochen völlig geheilt seine Last weiter.

Am 4. März Lager bei Ipala. Die Wassukuma haben wieder Vieh geräubert und in ihrer Gier nach Fleisch, Ziegen und Hammel lebendig auseinander gerissen und verspeist. Die Wagogo selber bringen nur wenig Mehl und Feldfrüchte zum Verkauf, da sie selbst kaum genug hatten. Vieh ist ausreichend vorhanden.

Viele Träger sind erschöpft und bleiben zurück.

Ein zum Skelett abgemagerter Knabe wird auf Unteroffizier Müller's Esel gesetzt und kommt so weiter. Die Gegend ist flach, öde Buschwildnis, das Wasser schlecht.

Viele von Unjanjembe kommende Karawanen gehen zur Küste. Der Weg ist stark begangen.

Am 6. März Lager am Mirakasee, der zur Zeit nur ein ganz schmaler, langer und flacher Wasserstreifen ist.

Eine große Elfenbeinkarawane mit vielen sehr schönen Zähnen kommt durch.

Wir haben bis jetzt ca. 27 Träger verloren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. 3. Ein schwerer Tag. Die infolge des Nahrungsmittelmangels im Lande ungenügend ernährten Träger kommen nur langsam vorwärts. 2 Knaben liegen tot am Wege. Ein dritter, der noch Leben zeigt, wird auf Müllers Esel weiter befördert.

Ein vor Erschöpfung zusammengebrochener Träger wird auf meinem Mpapua gekauften grauen Esel mitgenommen. 4 weitere kranke Träger können sich nicht mehr weiter schleppen. Andere werden wahnsinnig.

Lager in Ngombia. 5 Mpapuaochsen werden erschossen und das Fleisch verteilt. Die Nacht ist fürchterlich. Unaufhörlich prasselt der schwere Regen nieder und weicht den Boden auf. Die Zeltpflöcke lockern sich und und beide Offizierzelte fallen zusammen. Die ganze Nacht kommt das Lager nicht zur Ruhe, da jeder Schutz vor dem Regen sucht und fortgesetzt Hyänen verscheucht werden müssen.

Eine Hyäne schleppt unsere Kochkiste, in der ein Stück Ochsenfleisch aufbewahrt wurde aus dem Lager. Am nächsten Morgen finden wir die zerbissene Kiste wieder. Das Fleisch ist fort, Töpfe und Küchengeräte liegen verstreut in den Regenlachen umher!

Nun, wir können wenigstens mal wieder selber lachen.

8. März. Nach dem Wecken Lagerrevision. Ein Dutzend Träger, die vor Kälte steif in ihren Strohhütten liegen, werden ans Feuer gebracht und wieder aufgetaut. 2 sind von Hyänen in die Füße gebissen worden. 2 halbverhungerte Knaben streiten sich um eine tote Taube, die einer dem andern entreißen will.

Um 1/2 9 wird abmarschiert. Der Weg ist mit ermatteten Trägern bedeckt. Von Ngombia biegt der Weg nach Usandaui ab, den die Karawane nun einschlägt, um möglichst bald in dies fruchtbare, an Lebensmitteln reiche Land zu kommen.

Rast in Mtoni.

Mein hervorragender treuer Boy Amdallah hat heute — dem Verbot entgegen — meine Schrotflinte geladen, da sich Perlhühner zeigten und er gleich bei der Hand sein wollte. Am Rastplatz lehnt Amdallah das Gewehr gegen einen Busch und vergißt zu entladen. Ein zum Wasser laufender Träger bleibt mit einem Zipfel seines Hüftschurzes am Hahn hängen, der Schuß geht los und die Schrotladung dem dicht neben mir stehenden Amdallah über dem linken Auge in die Kopfhaut und durch meine Mütze — die er über seinen Fez gezogen trug — gen Himmel. Amdallah liegt auf der Erde und schreit wie verrückt Leillallah, Leillallah! Die zerfetzte Mütze hängt oben im Busch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich reiße eine Verbandkiste auf, die zum Glück gleich das nötige enthält, gieße ihm einige Eimer Wasser über den Kopf, verbinde die Wunde und lege ihn in den Schatten eines Busches nieder. Das linke Auge halte ich für verloren. Sonst scheint die Wunde aus einem langen klaffenden Riß zu bestehen, da die Schrotladung augenscheinlich nur den Schädel gestreift hat. Der Lazarettgehülfe marschiert heute hinten und war erst in Stunden zu erwarten. 2 Stunden später sind wir wieder unterwegs. Amdallah auf meinen grauen Esel und gestützt von einem Askari. 14 Tage später war die Wunde verheilt. Das Augenlicht blieb vollkommen erhalten und nur die lange Narbe, die ihm die Lidspalte etwas schief in die Höhe zog, blieb zurück. Er war mit diesem Schönheitsfehler noch gut davongekommen und ich freute mich aufrichtig seiner völligen Genesung.

Um 6 Uhr wird im Busch gelagert. Der größte Teil der Träger bleibt zurück und erreicht das Lager nicht.

9. 3. Die Karawane bricht vor 5 auf, ich hinten.

Von 7 ab Marsch ganz langsam. Viele Träger versagen, viele Lasten weit zurück. Der Nahrungsmangel der letzten Tage ist bedrohlich. Am Wege sitzen Gruppen von Trägern, die Gras und Wurzeln essen und uns um Hülfe anflehen! — Was in unsern Kräften stand, geschah, um den Leuten Nahrungsmittel zu verschaffen, aber es war eine absolute Unmöglichkeit, genügend zusammenzubringen. Es herrschte „Njaa" (Hunger) im Lande und die spärlichen Einwohner hatten selber nichts. —

Heute erreichen wir zum ersten Mal seit Mpapua wieder bebaute Felder.

Entgegenkommende Leute erzählen, daß es „chakulla ningi" (viel zu essen gäbe) und diese Hoffnung spornt die ermatteten Leute von Neuem an. Es ist auch die höchste Zeit. Sofort werden Lebensmittel zurückgeschickt, soviel nur möglich war. Entkräftet und erkrankt bringen zahlreiche Wassukuma treu und wacker ihre Last heran, so lange sie nur können.

Gradezu zu bewundern sind viele Wanyamparas (Führer) und einzelne gesund und kräftig gebliebene Träger, wie sie ihren Kameraden helfen, indem sie die eigene Last eine Strecke weit vorbringen, dann zurückeilen, die Last eines Ermatteten nehmen und bis zur ersten herantragen usw. bis sie den Weg 2, 3, 4 mal gemacht haben.

Das Pflichtgefühl und die Entsagung vieler dieser schwarzen Menschen war des höchsten Lobes wert.

Lager „Kwa Mhindi" (Beim Inder)"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für den 10. März ist Ruhetag geplant. Der 3. seit dem Abmarsch von der Küste.

Fortgesetzt treffen Lasten und erkrankte Nachzügler (goigoi) ein.

Endlich sind wieder Lebensmittel vorhanden.

Es gibt Rinder, Schafe, Ziegen, Mais, Bataten, Negerkorn, Hirse und Honig!

Am 11. 3. gehe ich mit 100 Trägern auf die Suche nach Lebensmitteln. Die Wassandaui fliehen überall. Ankauf mithin unmöglich. Es wird daher den wohlgefüllten Getreidehäuschen der Eingeborenen ein Teil der vorhandenen Lebensmittel entnommen und die entsprechende Bezahlung in Stoffen dafür in den Häusern deponiert.

Einem Träger wird aus dem Hinterhalt mit einem Pfeile der Arm durchschossen. Das Ergebnis der Fouragierung ist: 15 Lasten Hirse, 1 ca. 80 Pfund schwerer Flaschen-Kürbis mit Honig, 3 Hühner und 2 Tauben.

Die anderen Kommandos bringen Vieh an.

12. 3. 5 Uhr Abmarsch. Weg führt oft durch gutbestellte Felder, die teils den Wassandaui, teils Wanyamwesiansiedlern gehören. Wir kommen durch ein Hügelland mit bedeutenden Granitfelsen.

Um 1 Uhr wird der 60 Meter breite, reißende Bubufluß erreicht und ohne Unfall bis zur Brust im Wasser durchwatet. Gleich darauf schöner Lagerplatz dicht am Wasser. Hohe Schattenbäume, Stechpalmen. 1 Träger erhält Pfeilschuß in die Hüfte.

Am nächsten Morgen von 6—7 Lager säubern.

6 Lasten bleiben liegen, kommen aber alle mit, nachdem Ullmann eine Anzahl Drückeberger abgefaßt hat.

Um 7 Uhr beginnt die Spitze, um 11 das Ende der Kolonne, den steilen Aufstieg zum Ussandauiplateau. Der Weg führt zwischen und über Granitfelsen empor. Oben schöne Felder, viel Wasser.

Stellenweise dichter Dornbusch. Die Karawane ist in viele Abteilungen, die einander mit großen Abständen folgen auseinander gerissen. Die Wassandaui halten dann jedesmal das Ende derselben für gekommen und greifen hinten mit Speer und Bogen an. Oder sie schießen aus dem Busch mit Giftpfeilen auf die Träger. Andere versuchen Träger zu ergreifen und ihrer Last zu berauben. Überall fallen Schüsse zur Abwehr. So geht es heute seit dem Abmarsch. Auf unseren Eseln hängen wieder ein halbes Dutzend Kranke. An einem breiten, sandigen Bachbett raste ich, um die Nachzügler heran-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen zu lassen, als plötzlich aus dem Busch zur Seite ein jämmerliches Geschrei ertönt. Gehe mit 2 Askaris hin und finde einen elend heruntergekommenen Mtussiknaben, den ich schon tagelang gefüttert und mittransportiert hatte. Er ist vom Wege abgekommen und hat von hinten einen Pfeilschuß zwischen die Rippen erhalten. Die eiserne Widerhakenspitze steckt in der Wunde und kann nicht herausgezogen werden.

„Laß ihn liegen, Herr, er stirbt ja doch", erklärte einer der hinzugekommenen Führer lakonisch.

Ich lasse ihn auf einen des Weges kommenden Esel setzen und langsam ins Lager nachbringen, welches ich um ½5 Uhr in Kwa Towera erreiche.

Lazarettgehülfe Röhr schneidet dem Knaben den Pfeil heraus und verbindet die Wunde. Da der Darm durchbohrt ist, haben wir keine Hoffnung.

Das ist heute wieder ein angenehmer Tag gewesen.

Nachts quälender Kopfschmerz infolge des langen Marsches in der glühenden Sonne.

14. 3. Ruhetag.

Der Unterschied zwischen den Wassukumaträgern und den Küstenleuten ist auffallend. Als Träger sind die ersteren ja unübertrefflich, sonst aber stehen sie entschieden unter den Küstenträgern, sind verlogener, unmäßig im Essen, unvernünftig und unreinlich. Die anderen sind gehorsamer, gesittener und vernünftiger, kurz civilisierter. Über Kipilipili geht es weiter nach Kinyanganya. In der tiefen Ebene spärlicher Stachelbusch, viel Wild, darunter Zebra, Straus und Giraffe. Zur Rechten ragt in der Ferne der Guruiberg mächtig empor. Röhr gefällt mir nicht und sieht miserabel aus.

Wir nähern uns dem Grabenrand und klettern auf beschwerlichen, sehr steilen Pfaden zum Turuplateau empor.

Bei Röhr wird Dysenterie festgestellt. Er wird in der Hängematte weitergetragen.

Nach dem Anstieg führt der Weg zwischen mit kahlen Granitblöcken besäeten Höhen leicht bergab. Rechts und links sind kleine Seen sichtbar. Die Leute fliehen.

Seit einigen Tagen leide ich an heftigen Kopf- und Nackenschmerzen, habe aber kein Fieber, dabei fühle ich mich von einer seltsamen Müdigkeit ergriffen.

Heute um 2 Uhr Lager. Die Zeltlasten sind noch weit zurück. Das Warten in der prallen Sonne auf der baum- und strauchlosen

Fläche ist mir fürchterlich. Einige Träger kommen nicht an. Werden wohl nie mehr kommen. Lege mich sofort im Zelte nieder. Am nächsten Morgen nach 1½ Stunde Marsch den Singiddasee passiert, dessen ganz flaches Wasser von Tausenden von Enten bedeckt ist. Ich kann mich kaum auf dem Maultier halten. Endlich erreichen wir Ussure, wo ich erkenne, was mir schon die ganzen Tage in den Gliedern steckte, als die Körpertemperatur plötzlich auf 40° steigt und die nächsten 6 Tage dauernd zwischen 39 und 40° bleibt. Nur am Morgen ist ein geringes Nachlassen zu bemerken. Infolge der Unmöglichkeit, etwas zu genießen, tritt schneller Kräfteverfall ein, so daß ich von Land und Leuten, von Weg und Lager nichts mehr sehe und höre. Bis Tabora muß ich 9 Tage lang vor Schwäche fast bewegungsunfähig, bei glühendem Sonnenbrand und unter ständigem hohen Fieber in der Hängematte getragen werden.

Hinter Ussure betritt die Karawane die Vemberesteppe. Noch erkenne ich eine Unmenge Wild als Zebras, Antilopen, Gnus, Strauße und Giraffen, die sich in ganz naher Entfernung auf der mit jungem Grase bedeckten weiten Ebene tummelnd die Karawane neugierig betrachten. —

Sonst erinnere ich mich an nichts, was während meiner Krankheit passierte.

Dauernder, quälender Kopfschmerz und völlige Schlaflosigkeit vervollständigen das Bild dieses heftigen Malariaanfalls, von dem ich mich erst nach Monaten erholen sollte. —

Die Therapie bestand, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, aus Calomel, Ricinus und 3 Gramm Chinin pro Tag mit dem Resultat, daß Magen und Nerven völlig versagten.

In Uyui stößt der durch Eilboten gerufene Oberarzt Dr. Drewes aus Tabora zu uns, um Röhr und mich zu behandeln. Der arme Röhr ist furchtbar heruntergekommen und erliegt am 10. April in Tabora seinen Leiden.

In Tabora, wo wir am 1. April, von Chef Leue empfangen, eintreffen, werden die Wassukuma entlassen und ziehen gen Norden ihrer Heimat zu. Am 7. April verlassen die Unteroffiziere Tabora, um mit einem Teil der Lasten ganz langsam vorzumarschieren.

Am 15. folgt Kompagnieführer Ramsay und am 23. bin ich wieder so weit, den Marsch nach Udjidji fortsetzen zu können, nachdem der von der Küste kommende Leutnant Passavant mit dem Rest der 9. Kompagnie nebst den nachgekommenen Frauen und Kindern am

18. April eingetroffen war. Am 23. trete ich also den Weitermarsch an, obwohl von Genesung noch nicht die Rede ist.

Am 27. Lager eine Stunde von der Tembe des Sultans Kischimi von Uschischa. Dieser ist ein ruhiger, älterer, etwas ängstlicher Herr und hat außer einem vom kleinen Finger jeder Hand abzweigenden sechsten, verkümmerten Nebenfinger nichts auffallendes an sich.

Ein solches Anhängsel am kleinen Finger beider Hände in Gestalt eines 2—3 cm langen Fingergliedes habe ich im Laufe der Zeit bei 8 Negern gefunden.

28. 4. Lager beim alten Jumben Ngoi, der einige Täublein anbringt. 1 Uramboträger verbrennt sich Nachts im Schlafe am Lagerfeuer und muß verbunden zurückbleiben.

30. 4. Lager in Malui. Großer Ort von düsterem, hochstämmigen Euphorbienwald umgeben.



Lager bei Fopolla (westlich Tabora).

1. 5. Das große Dorf der Mutter des Sultans Fopolla wird passiert. Schöne Schattenbäume einer Fikusart, deren Rinde zur Herstellung von Bekleidungsstoffen benutzt wird und immer nachwächst. Der Ort ist als große, umlaufende Tembe gebaut und hat an allen Ecken überhöhende, flankierende Türmchen. Vor dem Eintritt in das Dorf ausgedehnte sumpfige Wiesen, in denen zahlreiche Enten, Kraniche und Störche vorkommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. 5. Hornist weckt zu früh, daher schon gleich nach 5 Uhr Abmarsch. Nach 2½ stündigem Marsch Fopollas Dorf Ugala erreicht und auf seine Bitte dort gelagert. Fopolla ist ein verständiger netter Häuptling und erklärt, ein Europäer dürfe ihm den Kummer nicht antun, bei ihm vorbeizumarschieren.

Die Einwohner sind überall sehr entgegenkommend und bringen Ziegen, Schafe, Hühner, Eier, Mehl und Feldfrüchte als Gastgeschenk. Jeder erhält das entsprechende Gegengeschenk an Stoffen und Perlen.

Am 3. 5. wird Kassabula's Dorf passiert. Die Landschaft wird baumloser. Hohes Gras vorherrschend. Gleich nach dem Aufbruch ist jedermann infolge des Durchwühlens durch das mannshohe taunasse Gras völlig durchnäßt und wird durch die Strahlen der hochkommenden Sonne so gegen 10 Uhr wieder trocken.

Die Bekleidung der Einwohner besteht vielfach nur aus Fellen. Selbst größere Mädchen tragen als ganze Bekleidung ein briefbogengroßes Läppchen. Kein Mensch findet was dabei.

Bei „Masikini" beteuert der Jumbe sehr betrübt, daß er arm sei und nur ein ganz kleines Gastgeschenk bringen könne. Als ich dankend überhaupt ablehne, versichert er, das ginge nicht, das würde ihn verletzen.

Am 5. Mai werden die sumpfigen Niederungen bei Simbi erreicht und wir merken an den vielen Stechmücken, daß der Malagarassi mit seinem enormen Überschwemmungsgebiet nicht mehr weit sein kann.

6. 5. Früh ab. Ununterbrochener heftiger Regen, dazu am hellen Tage eine wahrhaft entsetzlich Moskitoplage. Es muß die Zeit sein, zu welcher die Stechmücken ihre Entwickelung eben vollendet haben. Die ganze Luft ist angefüllt damit.

Kopf, Hals und Hände schwellen von Stichen bedeckt rot an. Eine Abwehr gibt es nicht. Wir marschieren in Wolken von Moskitos und schlagen ununterbrochen mit Tüchern um uns. Die ganze halbnackte Trägerschaar kann sich noch weniger schützen und tanzt und springt mit Baumzweigen um sich schlagend, eilig vorwärts. Wenn ich mal ein Fegefeuer einzurichten habe, dann weiß ich was ich tue!

Nach 3 Stunden ist der Malagarassi erreicht.

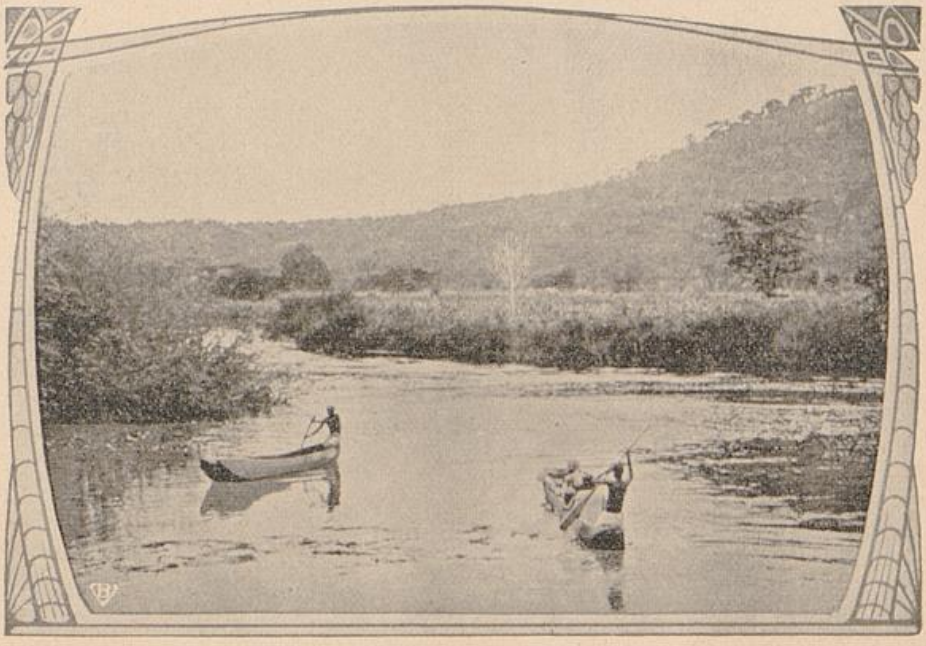
Die Moskitos nehmen ab und summen nur noch zu Dutzenden mit ihrem feinen und doch so durchdringenden Laut um unser Ohr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der 50—60 Meter breite, sehr tiefe Fluß eilt stark angeschwollen und reißend talwärts.

Mein Maultier will nicht durch und reißt und keilt Soldaten und Träger auseinander. Schließlich lasse ich demselben die Augen verbinden. Dann wird es 20 Mal im Kreise herumgedreht und nun mittels einiger um sein Hinterteil gelegter Stricke ins Wasser geworfen.

Sofort feuern einige Askaris fluß auf- und abwärts ins Wasser, um die Krokodile fernzuhalten. Das Maultier klettert nach einigen Minuten wohlbehalten am anderen Ufer in die Höhe und beginnt sofort zu grasen.



Flußübergang (Malagarassi am Berge Kassumbagulu).

Das ist heute das schwierigste Stück des Überganges. An der Fähre treffen nach und nach 3 Holzeinbäume und 13 Rindenboote ein. Die letzteren bestehen aus ca. ½ cm. dicker Baumrinde, die in hinreichend großen Stücken abgeschält, vorn und hinten zusammengenäht werden und durch leichte Längs- und Querspreitzen etwas Halt bekommen.

Sie sind 6—10 Meter lang, haben 1—2 Handbreiten Bordhöhe und gleiten wie eine Schlange über das Wasser hin. Sie fassen etwa 2—4 Menschen und 2—3 Lasten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht ohne einiges Mißbehagen setze ich mich zusammengekauert unter dem freundlichen Grinsen der beiden mein Boot bedienenden Wavinsa hinein und komme mir gar nicht mehr wie ein Bana Kuba (Großer Herr) vor.

In 3 Stunden wird die Karawane dank der erstaunlichen Geschicklichkeit der Fährleute ohne den geringsten Unfall übergesetzt.

Viele Askaris sind fieberkrank.

8. 5. Starker Regen. Wir kommen im aufgeweichten Lehmboden äußerst mühsam vorwärts.

Kurz vor dem Dorfe Kwasumba liegt ein von Hyänen frisch abgenagtes Skelett eines Negers mit eingeschlagenem Schädel.

Am Nachmittage kommt ein eingeborener Elephantenjäger ins Lager mit der Nachricht, daß viele Elephanten in der Nähe seien. Ich möchte seinen Leuten doch einen schießen. Da ich für den kommenden Tag der Kranken wegen doch hier bleiben will, ist mir die Nachricht hochwillkommen. Elephanten einmal in Freiheit zu sehen, ist schon zu verlockend, nun gar die Gelegenheit vielleicht einen zu erlegen. Ich mache alles zurecht, um mit dem Jäger am nächsten Morgen in sein Revier zu gehen, als gegen Abend 2 Boten des vorausmarschierten Kompagnieführers Ramsay eintreffen, die mir einen schriftlichen Befehl überbringen, in das Land der beiden Sultane Tale und Ruhinda zu marschieren und die zwischen ihnen ausgebrochenen Land- und Thronfolgestreitigkeiten zu schlichten.

An die Jagd ist damit nicht mehr zu denken und ich biege am nächsten Morgen mit 25 Soldaten vom Karawanenwege ab nach Norden zu Tale und Ruhinda. Von diesem interessanten Abstecher vielleicht später mehr.

Am 13. Mai erreiche ich wieder die große Straße.

Der etwa 30 Meter breite, reißende Rutschugifluß kann noch eben durchwatet werden.

Am 14. und 15. wird das Land des Sultans Mtau passiert. Die Dörfer sind verlassen. Jenseits des schlammigen Luguvubaches Lager. Über Masungwe, Bomani, Matshaso der gewöhnlichen Route folgend treffe ich am Morgen des 19. Mai am hochangeschwollenen Luitsche ein.

Es ist erreicht. „Tu me kwisha fika! rufen die Träger.

Noch eine Viertelstunde bergauf und dann auf ebener Höhe weiter.

Da senkt sich der Weg unmerklich und wie ein unendliches Meer liegt plötzlich die blaue, strahlende Fläche des Tanganika zu unseren Füßen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tanganika! Tanganika! Jubelnd dringt der Ruf immer wieder aus Hunderten von Kehlen.

Vergessen ist Tod und Verderben hinter uns.

Wir sind in Udjidji!

V. Kapitel.

Auf beschwerlichen Pfaden.

Auf den Bau der neuen Station und das Leben in Udjidji genauer einzugehen, muß ich mir hier versagen. Ich will nur einmal kurz erzählen, welchen Dienst ich und der übrigbleibende Unteroffizier zu versehen hatte, solange weder Arzt noch — nach Röhrs Tod — Lazarettgehülfe noch ein Zahlmeisteraspirant als Verwaltungsbeamter zur Kompagnie gehörte und von den 3 Unteroffizieren, die wir überhaupt hatten, 2 auf entfernte Posten abkommandiert waren.

Früh 6 Uhr begann der Revierdienst, zu welchem die kranken Soldaten, Träger, Arbeiter, Boys usw. mit ihren Angehörigen erschienen. Die gewöhnliche Klage war: „homa" (Fieber) oder: „Kitschwa ki na ni uma" (ich habe solchen Kopfschmerz) oder die Patienten kamen mit der lakonischen Schilderung: „Kifua" (Brustschmerzen) Schingo (Halsschmerzen) und „Tumbo" (Leibweh) und dachten anscheinend voll Vertrauen, daß diese Erklärung meinem unfehlbaren diagnostischen Blick zur Verordnung des richtigen Heilmittels völlig genügen würde.

Andere hatten offene Wunden; besonders Beinschäden waren nicht selten. Bald waren auch die durch den Sandfloh verursachten Fußwunden häufig. So kam jeden Morgen auf des Hornisten-Signal: „Edrup hakim" (Blase den Arzt) der Zug der Kranken und Drückeberger zur „Dawa" (Medizin). Meine Spezialität war die Beseitigung von Zahnschmerzen (natürlich nur in geeigneten Fällen bei hohlen Zähnen) vermittelst reiner Karbolsäure. Einen Augenblick sprang der Patient wie besessen herum. Aber der Schmerz war nach Sekunden wie fortgeblasen und die Dankbarkeit des von seiner Pein Erlösten echt und tiefempfunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

War der letzte Patient abgefertigt, so ging es hinunter an den Strand zum praktischen Dienst mit der Kompagnie. Täglich wurde 1½ Stunden exerziert oder geschossen. Der Exerzierplatz — eine langgestreckte Wiese dicht am Tanganika — war früherer Seeboden und mußte zunächst von einigen Hundert Menschenschädeln, welche die Krokodile von den in den See geworfenen Toten so ziemlich allein übrig gelassen hatten, befreit werden. —

Nach dem Exerzieren wurde gefrühstückt und dann begann für mich die Schreibarbeit auf dem in meiner — na sagen wir Wohnung etablierten Bureau. Unteroffizier Müller leitete dann den Bau und beaufsichtigte den Außendienst.

5 Europäer war das Mindeste, was uns damals fehlte. Ich hatte außer den laufenden schriftlichen Sachen der Station noch die gesamte Bureauarbeit der Kompagnie einschließlich der Schießbücher abzufertigen und die Lohnabrechnungen für einige 120 Askaris und 150 ständige Arbeiter aufzustellen, sowie die Löhne in Raten und Vorschüssen zu zahlen.

Geld gab es damals nicht. Die Leute wurden mit roten, weißen und blauen Perlen, Tabak, Seife, weißen, blauen und gestreiften Stoffen, Salz, Draht und anderen Herrlichkeiten aus dem Magazin der Station gelöhnt, dessen Bestände die vorher geschilderten 1200 Wassukumaträger bis Tabora herangeschleppt hatten.

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, welcher Arbeit es bedurfte, die Abrechnung über alle diese Ausgaben zu führen und genau stimmend zu erhalten. Nicht nur in der Magazinabrechnung und in allen Lohnbüchern hatte ich die Eintragungen zu machen; auch die monatlichen eingehenden Nachweisungen, die ans Gouvernement gingen, fielen in mein Ressort. 14 Tage Arbeit vom Monat erforderten allein diese Lohnabrechnungen. Ich war aber nachher nicht wenig stolz, als die Prüfung der Rechnungsablegung während der 4 Monate meiner alleinigen Arbeit und Verantwortung nur einen Fehler von 4 pesa = 8 Pfennigen ergab. . . . .

Am Nachmittage wurde von ½3—5 oder 6, je nachdem — an Posttagen bis in die Nacht — weiter gerechnet; kalkuliert, revidiert, gezählt — berichtet, gemeldet und journalisiert.

Nebenher wurden Karawanen abgefertigt und angenommen, die Lasten derselben kontrolliert und die zur Küste reisenden darauf revidiert, ob nicht verbotener Sklavenhandel beabsichtigt war. War alles in Ordnung, so wurde der Begleitschein ausgestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erhob Ausfuhrzoll von Ziegen, Salz, Stoffen, Perlen, Draht usw.

Ich wog und stempelte Elfenbein, stellte Bescheinigungen und Certifikate über die Herkunft derselben und im Auslande etwa bereits gezahlten Ausfuhrzoll aus.

Ich hielt „Schauri" ab, d. h. öffentliche Gerichtssitzung, sprach Recht, verurteilte, sprach frei, vermittelte, untersuchte, versöhnte und sperrte ein.

Ich bescheinigte Schuldscheine und zog die Gebühren dafür ein.

Ich stellte Freibriefe an Hörige aus und versuchte die schwierigsten, ehelichen Conflicte wieder einzurenken und wenn es gar nicht mehr gehen wollte, die Trennung in einer beide Teile befriedigenden Weise zu vereinbaren.

Leicht war das meist nicht, wie man mir gern glauben wird.

Ich holte Bauholz mit dem Stationssegelboot, empfing Gesandtschaften der Sultane des Bezirks und fertigte die Postboten ab.

Ich verkaufte aus dem Magazin Pulver, Kugeln, Gewehre und Zündhütchen.

Und einmal tauschte ich sogar beim Kommandanten Debergh der Station Mtoa des Congostaates eine ganze Schiffsladung voll Uvinsasalz gegen Elfenbein ein.

Einseitig war die Tätigkeit auf der Station jedenfalls für uns paar Weiße nicht. Monatelang waren Müller und ich allein auf der Station.

Längst war der Begriff „Ruhetag" bei uns beiden unter die Schwelle des Bewußtseins getaucht.

An den jeweiligen Sonntag wurden wir nur durch die Soldaten und Träger erinnert, die anscheinend genau Buch führten.

Am 12. August trafen endlich Stabsarzt Hösemann und Lazarettgehülfe Pfeuffer von der Küste ein, sodaß wir anderen etwas aufatmen konnten. Als dann am 1. Oktober auch der zur 9. Kompagnie versetzte Zahlmeisteraspirant Fritsch eintraf, hatte die scheußliche Schreiberei endlich aufgehört.

Am 9. September verließ ich Udjidji mit 2 großen Einbäumen, um den unbekannten Unterlauf des Malagarassi zu erforschen und festzustellen, ob derselbe schiffbar sei. An den großartigen Wasserfällen von Gomaitale, welche ich auf dieser Reise entdeckte und deren Anblick mir, als erstem Weißen vergönnt war, endete meine Flußforschung, die in Bezug auf die Schiffbarkeit wegen der zahlreichen

vorgefundenen Katarakte und Schnellen ein vollkommen negatives Ergebnis hatte.

Am 27. 9. traf ich von dieser — später erzählten — Reise, die zu den schönsten Erinnerungen meiner afrikanischen Wanderjahre gehört, wieder in Udjidji ein.

Am 14. November fuhr Unteroffizier Müller nach Kajagga am Nordstrand des Tanganika, um Ullmann abzulösen. Als wir einige Monate später von der Ruandaexpedition zurückkommend in Kajagga eintrafen, lag er bereits unter der Erde. Er war an Fieber erkrankt und hatte, soweit von in der Nähe wohnenden Missionaren festgestellt werden konnte, im Fieber des Nachts durch ein Versehen statt Wasser eine bereitstehende Opiumlösung eingenommen und war daran eingeschlafen. Er war ein braver, pflichttreuer und fleißiger Unteroffizier, der während der Zeit der schweren Arbeit in Udjidji mir stets treu und unverdrossen zur Seite stand. —

Am 31. Oktober traf Oberstleutnant von Trotha auf seiner großen Reise durch das Schutzgebiet in Udjidji ein und marschierte 12 Tage später mit Hauptmann Ramsay zu einer Expedition nach Uha und gegen den Sultan Mtau am Luguvubache ab.

Am 25. November trafen um 2 Uhr Nachmittags im Zustande völliger Erschöpfung 6 von Tabora und dem Rutschugiposten kommende Postboten ein, mit der Nachricht, daß sie im Lande des Sultans Mtau von einer etwa 150 Köpfen starken Bande überfallen und der Post beraubt worden seien. Einer hatte einen Schuß in die Brust und ins Schultergelenk erhalten. Sie versicherten mit größter Bestimmtheit, daß im Postpaket ein Brief des Hauptmanns Ramsay für mich enthalten gewesen sei des Inhalts, daß ich mit möglichst vielen Askaris, Trägern und Munition sofort zum Rutschugi kommen sollte.

3 Stunden später — um 5 Uhr Nachmittags — war ich mit Stabsarzt Höfemann, 30 Askaris der 9. Kompagnie, 16 eben eingestellten Irregulären und 35 Trägern bereits unterwegs.

Ein kranker Stationsträger, der eine große offene Wunde am Bein hatte und trotzdem absolut mitgehen wollte, fing an zu weinen, als er zu Hause bleiben mußte.

Der 4 Tagereisen weite Weg zum Luguvubach wurde in nicht ganz 2 Tagen zurückgelegt, sodaß wir am 27. 11. um 1 Uhr dort abkochten. Um 1/2 5 wurde der Weitermarsch auf Mtaus Sitz Kigonero angetreten, um die Posträuber zu bestrafen. Einen Tagemarsch vor dem Luguvu stieß ich auf zwei nach Tabora reisende Araberkarawanen, welche seit 6 Tagen dort lagerten und nicht weiter zu marschieren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wagten. Um dieselben bis zum Rutschugiposten durchzubringen, reihte ich sie in meine Marschkolonne ein. Als ich zunächst in einigen anscheinend verlassenen Dörfern die Befestigung derselben — die Boma — zerstören ließ, begannen die im Busch versteckten Mtauleute sofort zu feuern, ohne aber jemand zu treffen. Kurz nach 6 Uhr bezog ich Lager in einem kleinen ziemlich freiliegenden — von kreisförmigem, dichten natürlichen Euphorbienkranz umgebenen — Dorfe von wenigen Hütten. Die Askaris lagerten im Kreise dicht an der Hecke, die Träger und die beiden Araberkarawanen in der Mitte. Gegen Mitternacht wurden aus unmittelbarer Nähe eine Anzahl Schüsse in unser Lager abgegeben, welche von den Posten und sofort bereiten Askaris kurz erwidert wurden. Als ich aus dem Zelt heraussprang, lagen sämtliche Karawanenleute lautlos ruhig platt auf der Erde. Die Askaris standen bereit und warteten auf Befehl. Mit weiterem Schlaf war es für diese Nacht vorbei, wir wurden aber nicht mehr gestört.

Beim Morgengrauen traten wir den Weitermarsch an, nachdem ich eine Spitze von 6 Mann 30 Meter weit voraus geschickt hatte, hinter welcher ich — von Hösemann gefolgt — schritt.

An einer dichteren Stelle des Busches — die Spitze war schon vorbei — ließ uns plötzlich der Donner zweier Vorderlader zurückfahren, die aus einer Entfernung von wenigen Schritten auf uns abgeschossen worden waren. Noch wob sich ein feiner blauer Pulverdampf in der feuchten Morgenluft um die Stelle, von welcher die Schüsse gefallen waren, als unsere Geschosse schon den Busch durchpfiffen. Wir waren beide unverletzt und drangen sofort weiter voran. Um 7 Uhr standen wir vor dem großen Ort Kigonero, der 8 Tage vorher von der Expedition v. Trotha-Ramsay zerstört worden war. Auf dem linken Ufer des Luguvu war eine zum größten Teil aus eben gehauenen dicken Stämmen bestehende Boma fast neu fertiggestellt. Die noch glimmenden Lagerfeuer, die Speisereste und die provisorischen Lagerstätten waren eben verlassen. Das sofort auf uns eröffnete Feuer bewies die Nähe der Mtauleute. In 5stündiger ununterbrochener Arbeit wurde die starke Befestigung von Neuem zerstört, während welcher Zeit wir fortgesetzt von kleinen, auf allen Seiten im Busch und im tiefeingeschnittenen Luguvubachbett steckenden Trupps der Mtauleute beschossen wurden.

Um 2 Uhr lagerte ich $1^1/_2$ Stunden von Kigonero nahe dem Malagarassi, der hier in tiefeingeschnittenem Bett zwischen 100 Meter hohen felsigen Wänden zu Tal strömte. Ein Übergang war unmöglich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Nachmittage schlichen sich einige beherzte Mtauleute an unser Lager heran und fingen an, von einem überhöhenden Felsen aus hineinzufeuern, allerdings nur mit dem Erfolge, daß sie das Zelt des gerade Tagebuch schreibenden Stabsarztes Höfemann durchlöcherten.

Die nächsten Tage brachten Erkundungs- und Aufklärungsmärsche. Am 29. wurde die starke Boma eines Medizinmanns des Sultans Mtau zerstört. Während dieser 3stündigen Arbeit hörte das Feuer des Gegners aus dem Walde nicht auf. Aber nur ein Träger wurde durch einen Prellschuß gegen den Leib verletzt. Die Eingeborenen schossen immer zu hoch, konnten dem Pfeifen der Geschosse nach zu urteilen übrigens nicht ohne Hinterlader sein.

Am 2. Dezember lagerten wir auf der steil zum Malagarassi abfallenden Berghöhe mit freiem Ausblick nach dem 150 Meter entfernten gegenüberliegenden felszerklüfteten Ufer, das für uns unerreichbar blieb, da alle Boote beseitigt waren.

Die Askaris waren grade beim Abkochen, als eine vom anderen Ufer kommende Salve über unseren Köpfen in die Bäume unseres Lagers schlug, der nach kurzer Ladepause eine zweite, besser gezielte folgte. Die Geschosse saßen richtig mitten im Lager. Einem Askari streifte ein Geschoß das Gesicht und fuhr ihm durch ein Stück Fleisch, das er grade in den Mund stecken wollte. Unser nach Sekunden erwidertes Feuer schaffte Ruhe. Um während der Nacht kein zu auffallendes Ziel zu bieten, ließ ich die Lagerfeuer auslöschen.

Nach Eintritt der Dunkelheit ertönte vom jenseitigen Ufer der Anruf eines Sprechers, der mit heiserer wütender Stimme rief: „Wir wollen Euch nicht! Wer hat Euch den Weg gezeigt? Hierhin kannst du nicht folgen, Fonka! Über den Fluß kannst Du nicht."

Dann folgte noch ein grobes Geschimpfe, das mit gellendem Hohngelächter abbrach. Ich ließ ihm antworten, Mtau solle selber kommen und die Räuber ausliefern, dann würde Friede gemacht, sonst nicht. Mtau verlor 13 Tote, wir hatten nur 2 Verwundete.

Am 4. 12. vereinigte ich mich am Rutschugiposten mit der von Uha kommenden Kolonne des Hauptmanns Ramsay.

Mit 75 Askaris wurde 2 Tage später der Vormarsch auf Mtaus Felsenfeste Ugaramo angetreten. Trotz der bereits starken Regenfälle der letzten Zeit, gelang es den Malagarassi nahe der Insel Ndole an einer Stelle, an welcher das mit großer Gewalt zu Tal strömende Wasser nur bis zur Brust reichte, zu überschreiten. Sultan Lulengerule, der mit Mtau seit langer Zeit in Feindschaft lebte, hatte etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

100 Hülfsleute gesandt. Nach 2stündigem Marsch auf dem linken Malagarassiufer wurden die Häuser des Dorfes Ugaramo auf senkrecht aufragender Felswarte sichtbar. Die Kompagnie bog vom Wege ab und arbeitete sich durch fast unzugängliches Gestrüpp eine steile Bergwand erklimmend in die Höhe, um durch eine Umgehung von hinten an des Dorf heranzukommen. Hinter einem deckenden Felsgrat versammelte sich die Mannschaft zum Sturm. Totenstille herrschte ringsum bis auf den keuchenden Atem unserer nach und nach den Plateaurand erklimmenden Leute. Selbst die Grillen schwiegen im Walde.

Als sich nach ausreichender Atempause die Pulse beruhigt hatten, trat die Schützenlinie an. Immer näher kamen wir an das wie ausgestorben daliegende Dorf.

Da prallen die vordersten Leute plötzlich wie angenagelt zurück mit dem Rufe „Rudi, rudi“ *). Ein senkrechter Abgrund gähnt uns entgegen, in den die ganze Kompagnie beim Sturmanlauf unfehlbar hineingestürzt wäre. Da wir kein Feuer erhielten, war die Schützenlinie im Schritt herangegangen. Auf ziemlich ebener Fläche waren vielleicht 150 Meter zurückgelegt und nur wenige Sprünge trennten uns noch von den ersten Häusern, als ein um das Dorf herumlaufender Felsspalt von 20 Meter Tiefe und 3 Meter Breite vollkommen senkrecht abfiel. Auf diesen gähnenden Abgrund mußte die Kompagnie losrennen, falls es zum Sturm gekommen wäre. Uns hierzu zu veranlassen, hätten nur einige wenige Schützen im Dorfe genügt. War es nicht wie eine Vorsehung, daß kein Schuß aus dem Dorfe fiel?

Über den Abgrund führte an einer Stelle eine mannsbreite Planke ins Dorf. Ein zweiter Teil des Dorfes war durch einen gleichen Abgrund vom zuerst erreichten getrennt und ebenfalls nur durch eine Holzplanke mit dem ersten verbunden.

Mtau war geflohen!

Gegen 3 Uhr nachmittags war die Zerstörung sämtlicher Baumverschanzungen beendet. Gegen Abend prasselte noch einmal eine Salve des Gegners über unseren Köpfen in die Lagerbäume.

Am 7. 12. traten wir den Weitermarsch auf die als letzten Zufluchtsort Mtaus bezeichnete Insel Muisiba im Malagarassi an. Nach Passieren eines tief eingeschnittenen Tales und etwa 3stündigem Marsch erfolgte ein jäher Abstieg zum Fluß, wo in wundervoller

*) zurück, zurück!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von steilen hohen Waldbergen umgebener Scenerie die kleine Insel Muisiba sichtbar wurde. Ein kleines Dörfchen unter hohen Bäumen wurde uns als der Sitz des Sultans bezeichnet, die Insel war anscheinend verlassen. Vom anderen Ufer her donnerten einige Schüsse zu uns herüber. Nach vielem Suchen entdeckten 2 beherzte Träger einen Holztrog und versuchten damit durch den krokodilreichen Fluß nach der Insel zu kommen. Obschon das Fahrzeug sofort vom Strom umgekippt wurde, gelang es ihnen schwimmend die Insel zu erreichen und festzustellen, daß sie verlassen war. Da eine weitere Verfolgung in das zerklüftete Land Kawende, wohin Mtau nur geflohen sein konnte, ganz aussichtslos war, wurde der Rückmarsch angetreten. Beim Aufstieg zum Plateau wurde die Kolonne von einer in den Klippen seitwärts des Weges und zu unseren Häuptern eingenisteten Bande der Mtauleute mehrfach unter Feuer genommen. Zu sehen bekamen wir auch nicht einen Finger von der Gesellschaft.

Am 15. Dezember trafen wir wieder in Udjidji ein.

2 Tage später war aus dem Kriegsmann ein friedlicher Handelsmann geworden und ich brachte eine Dauladung Salz nach Mtoa am Westufer des Tanganika, wofür ich von dem Kommandanten der congostaatlichen Station ein entsprechendes Quantum Elfenbein einhandelte.

Hösemann begleitete mich auf dieser Fahrt. Da die Bootsleute versicherten, daß Krokodile sehr weit vom Ufer entfernt nie vorkämen, waren wir beide etwa 15 Kilometer vom Lande entfernt leichtsinnig genug, ins Wasser zu springen und einigemale um unser Boot zu schwimmen.

Am 21. fuhren wir von Mtoa weiter und nahmen unseren Kurs am Westufer gen Norden, in dem tiefen Wasser nur wenige Meter von dem steilen, dichtbewaldeten Küstengebirge — welches bis 1500 Meter über dem Seespiegel aufragte — entfernt fahrend. Ich habe nie eine schönere Fahrt mitgemacht, als an diesem Tage. Gegen Abend regte sich kein Lüftchen. In gleichem Takt fielen unter uralten Gesängen der Bootsleute, die 16 Ruder unserer arabischen Dhau ins tiefblaue unergründliche Wasser, dessen blanke, wie polierte Fläche die rosigen Wolken des von der untergehenden Sonne bestrahlten Himmels wiederspiegelte. Auf einem Baume erblicken wir das Nest eines Schimpansen. Neben dem Boot, das in einer verschwiegenen Bucht Anker geworfen hatte, spielten 2 Flußpferde und ließen bei einbrechender Dunkelheit ihre seltsamen, fast jauchzenden gewaltigen Stimmen ertönen. Wer hier bleiben könnte! .... Wir aber mußten weiter und während der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nacht den von den Bergen fallenden Wind benutzen, um über den See zu kommen.

Am Weihnachtsabend trafen wir, nachdem ein heftiger Sturm die Landung lange verhindert hatte, glücklich wieder in Udjidji ein.

Die Regenzeit war jetzt in vollem Gange. An einem der ersten Januartage stürzte infolge eines stundenlangen tropischen Gewitterregens die arabische Tembe, in der ich mein Domizil hatte zusammen, sodaß meines Bleibens dort nicht länger sein konnte und ich mich mit meiner Habe in das eben fertiggestellte Stationsbureau retten mußte.

Während des Januar ging das Leben seinen gewohnten Gang.

Eine große Expedition war nach Urundi und Ruanda geplant mit dem Zwecke, diese größtenteils noch unbekannten, sagenhaften Länder zu erforschen und dem Verkehr zu eröffnen, ferner die Nilquellenfrage zu lösen und schließlich den im November aus Urundi geflohenen Missionaren wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen.

Am Nachmittage des 29. Januar rückte diese Expedition aus Udjidji aus.

Ihre Stärke betrug:

Hauptmann Ramsay, Oberleutnant H. Fonck, Stabsarzt Hoesemann, Sergeant Ullmann, 112 Askaris, 110 Träger, Askariboys, Trägerboys, Troß usw., zusammen etwa 350 Köpfe.

1 Faltboot wurde ebenfalls mitgenommen.

Am 31. führte der Marsch durch ein ausgedehntes Bergland mit vielen Wasserläufen. Das fabelhaft fruchtbare Land ließ uns fortgesetzt die prächtigsten Panoramen erblicken. Bei Lussimbi, dem Sultan der Wadjidji wurde — 470 m. höher als Udjidji gelagert. Etwa 300 Leute des Lussimbi brachten Lebensmittel zum Geschenk.

Am nächsten Morgen genossen wir von einem hohen, flachen Kegel aus einen wunderbaren Fernblick über die Länder Urundi und Uha, das Luitschetal und den gewaltigen Tanganika bis zu den fernen Bergen der Westküste.

Am 3. Februar wurde auf einem Sattel unmittelbar an den Quellen des Malagarassi gelagert. Die Länder Uha, Urindi und Udjidji grenzen hier aneinander. Einer der Quellflüsse des Malagarassi sollte zum Hineinwerfen der Toten dienen.

4. 2. Wir passierten einen Sumpf, in welchem die Maultiere absolut stecken bleiben wollten.

Die Warundi strömten massenhaft ins Lager und brachten Bananen, Mais, und viel Nsoga (ein aus Bananen bereitetes berauschendes Getränk) als Gastgabe und zum Verkauf. Alle Leute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren nur mit Rindenstoffen bekleidet. Als Schmuck dienten vielfach abgeschliffene Flußpferdzähne. Unter fortgesetzten schweren Regengüssen zog die Karawane weiter, traf am 7. am reißenden Regenstrom Logosiri ein und begann gleich mit dem Übersetzen im Faltboot und einem vorgefundenen morschen Einbaum, der nach einigen Fahrten durchbrach.

Nun waren wir allein auf das Faltboot angewiesen, das 2 Menschen und 2—3 Lasten faßte und mittels eines doppelten Taues hin und her gezogen wurde. Infolge des starken Stromes wurde dasselbe zweimal so tief ins Wasser gedrückt, daß es umschlug und Blechkoffer, Proviant und Patronenlasten, Sättel und Decken, vom 3 Meter tiefen Strom fortgerissen wurden. Ein Teil trieb unterhalb wieder an und konnte herausgefischt werden. 1 Sattel, 1 Decke, 3 Gewehre und 2 Patronenlasten blieben verschwunden.

Am nächsten Tage wurde auf einer 20 Meter langen Brücke der Eingeborenen aus Stämmen und Bambusgeflecht der Malagarassi überschritten. Da die Brücke nur einzeln mit größter Vorsicht betreten werden konnte, dauerte der Übergang 3 Stunden. Die Reittiere wurden den steilen Hang hinab ins Wasser gestoßen und gleichzeitig mit Gewalt an einem Seil aufs andere Ufer gezogen. In der Nacht setzte ein wolkenbruchartiger Regen das ganze Lager und die Zelte unter Wasser. Unter fürchterlichen Regengüssen zogen wir weiter. Wir waren mitten in der Regenzeit von Udjidji aufgebrochen und stießen infolgedessen durch die hochangeschwollenen Flüsse und Sümpfe auf solche Schwierigkeiten, daß es eigentlich nur dem Faltboot zu verdanken war, wenn die Expedition nicht gleich in den ersten 14 Tagen scheiterte.

Am 14. 2. wurde der nun 30 Meter breite Malagarassi mit Hülfe des Faltbootes und zweier Rindenboote, von denen eins gleich unterging, überschritten. Von 12 Uhr Mittags bis in die Nacht wolkenbruchartiger Regen.

15. 2. Wir passierten am frühen Morgen ein breites, sumpfiges Tal. Einige Dutzend Träger und Boys versanken bis über den Kopf im Morast, wurden aber — statt schön chokoladenbraun, in grauschwarzer Schiefertönung — wieder herausgeangelt.

Ich zog es vor, beim durchwaten des schwarzen Modders mein Kakeygewand abzulegen.

Am Fuße eines steilen Gebirges wurde gelagert.

Die Eingeborenen kamen unter einem eigenartigen, in den höchsten Tönen gesungenen, langgezogenen „iiiiiihh" zur Begrüßung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am nächsten Morgen erfolgte der Aufstieg zu einem 1700 Meter hohen baumlosen Plateau und bald darauf ein halsbrecherischer Abstieg. Unter strömenden Regen wurde Lager bezogen. Die Warundi traten sehr selbstbewußt auf und erschienen alle mit Speer und Bogen bewaffnet.

17. 2. Mein Maultier bleibt im Sumpfe stecken und zieht mich, beim Versuche es wieder herauszuziehen, ebenfalls hinein.

2 Tage später erreichten wir den 40—50 Meter breiten Ruvuvufluß und lagerten an seinem Zusammenfluß mit dem kleineren Luvironsa. Die nächsten Tage hielten wir uns in der Nähe des tiefeingeschnittenen Ruvuvu, in welchem einzelne Krokodile und Flußpferde sichtbar wurden.

Die Nächte waren sehr kalt.



Bachübergang in Ruanda.

Am 22. hielt die Passage eines Regenbaches so lange auf, daß sein Übergang allein 4 Stunden dauerte.

Am 23. Lager beim Häuptling Lussambiko. Viele Watussi sahen ausgesprochen semitisch aus.

28. Februar. Wir erreichten um 11 Uhr Vormittags den Ruvuvu, dessen Übergang mit Faltboot und einen Einbaum um 12 be-

gann. Da infolge des ewigen Regens unser Tauwerk völlig faul geworden war und immer riß, dauerte das Übersetzen bis in den nächsten Tag hinein. Unaufhörlich niedergehender Regen spielte die monotone Melodie zur mühsamen Fährarbeit, die mit eintretender Dunkelheit aufhören mußte.

Der 3. Zug und der Troß verbrachte die Nacht auf dem anderen Ufer.

An der Ruvanilofähre vorbei ging es weiter.

Wie die Sonne aussah, wußten wir kaum noch. Regen, Regen, Regen!

Am 3. 3. wurde in der Frühe ein breiter Papyrussumpf mit raschfließendem, noch eben durchwatbaren Bach passiert. Die kleinen Leute der Karawane schluckten schon Wasser, trotzdem sie auf den Zehen gingen. Hunderte von Menschen standen am Wege, den zum Zeichen des Friedens mit Gras umwickelten Speer in der Hand. Jeden Tag mußten wir nun Papyrussümpfe passieren, mit denen fast alle tiefen Täler angefüllt waren. Menschenschaaren von vielen Hunderten, alle mit Speer und Bogen, sowie vielfach mit einem gekrümmten Haumesser bewaffnet, begleiteten die Karawane, waren aber ganz friedlich. Viel schönes Vieh war zu sehen. Ein Askariboy der zu stehlen versuchte, erhielt einen Speerstich in den Rücken.

Am 4. 3. überschritten wir einen Sumpf auf einer 3 Meter breiten, aus vielen Hunderten von Papyrusbündeln bestehenden brückenartigen Decke sogar jetzt zur schlimmsten Regenzeit völlig trockenen Fußes. Die Maultiere und das Vieh betraten ebenfalls ohne einzusinken, die schwankende Papyrusbrücke. Die Bekleidung der Leute bestand vereinzelt nur aus einem Lendenschurz von Bananenblättern.

Eine schwarze Schlange von Beinlänge suchte heute in meinem Zelte Schutz vor der Nässe, mußte aber natürlich das Lokal verlassen.

6. 3. Am Morgen empfindliche Kälte!

Nach Überschreiten eines breiten Papyrussumpfes erblickten wir nach weiteren $4^1/_2$ Stunden Marsch zur Linken einen ungeheuren, buchtenreichen Sumpf der von hohen Bergen umgeben war, und in deren Mitte sich nur als etwas dunklerer Streifen erkennbar der Kagera wand.

Am 7. 3. bezogen wir Lager auf einer Höhe in der Gabelung von Kagera und Ruvuvu. Einzelne Nashornspuren waren zu sehen. Auf dem rechten Ruvuvuufer lag das nashornreiche Land Karagwe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der größte Fluß von beiden wurde hier überall nur „Kagera" genannt.

9. 3. Am Zusammenfluß von Kagera und Ruvuvu wurde um 7 Uhr früh mit dem Übergang über den ersteren mit 5 Einbäumen und dem Faltboot begonnen und dauerte den ganzen Tag. Um 6 Uhr Abends erreichte ich das Lager. Wir waren in Ruanda und zwar in der Landschaft Kissaka.

Auffallend war, daß viele Gras- und Schilfinselchen den Kagera abwärts trieben.

Die während des Übersetzens der Karawane von mir vorgenommenen Messungen ergaben mit Bestimmtheit, daß der Kagera der bedeutendere Fluß war. Der Ruvuvu konnte daher nicht länger, wie von Baumann behauptet, als Hauptquellarm des Kageranils in Betracht kommen.

Am nächsten Morgen begann der Weitermarsch. Die friedlichen und zutraulichen Eingeborenen erschienen ohne Waffen.

Am 12. März kamen wir durch ein ausnehmend fruchtbares, ziemlich flaches Land mit ausgedehnten Anpflanzungen. Große Bananenhaine drückten der Landschaft ihr Gepräge auf. Mais und Erdnüsse wurden auch in der Nähe der zahlreichen Dörfer angebaut.

Die dichten Menschenmassen hielten sich zuerst beim Anblick der nie zuvor gesehenen fremdartigen Menschen zurück. Als sie aber sahen, daß wir nichts Böses im Schilde führten, kamen sie heran. Die Männer wohlbewaffnet und ernst. Aber die Frauen und Kinder wurden bei unserem Anblick wie von einem Taumel ergriffen.

Das mußten die weißen Könige sein, von denen uralte Sagen erzählten. Es schien, als ob die lebendig gewordenen Bananenhaine unter seltsamem Gesange ihre Blätter neigten.

Wo die Karawane durchkam, ertönte aus Hunderten von Kehlen ein langgezogenes „iiiiih" im höchsten Ton, welches im Laut wieder zugeben, mit Worten nicht möglich ist.

Während Hunderte und aber Hunderte von Frauen und Kindern zu beiden Seiten des Pfades alles niedertretend uns unter unaufhörlichem „iiiih" begleiteten, wagten andere in dem Dunkel der Bananenstücke steckende Gruppen nicht heranzukommen. In scheuer Ehrfurcht brachten sie von Weitem den großen Königen ihre Huldigung dar.

Wieder andere Haufen begleiteten uns stundenlang unter ununterbrochenen mehrstimmigen Gesängen seltsamer Melodie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter rhythmischem Händeklatschen ertönten wieder andere Landesweisen. Die Eingeborenen, deren Jubel kein Ende nehmen wollte, waren von einer unbeschreiblichen Begeisterung erfaßt, die in immer stärker anschwellendem Gesang und Tanz zur Verehrung von uns in ihren Augen überirdischen Wesen in dieser gewaltigen und zugleich ergreifenden Kundgebung zum Ausdruck kam.

Schweigend standen die Männer dabei; ruhig und gemessen ließen sie ihre Frauen gewähren. Nur wenige beteiligten sich — von der Frauen Begeisterung angesteckt — an den Jubelgesängen.

Ob ein dunkles Gefühl in ihrem Hirn die Ahnung aufsteigen ließ, daß der Weißen Erscheinen ihnen dereinst nicht zum Heile gereichen würde!

Ob ihnen ein Naturinstinkt in diesem Augenblicke sagte, daß es nicht selbstlose Freundschaft sein konnte, welche die Weißen in ihr Land führte?

Wer weiß, was damals in der Seele dieses unberührten Naturvolkes vorging, das harmlos und zutraulich den weißen Gast fast göttlich ehrte! „Heil Dir großer König!" so erschallte auf allen Seiten der Gruß der Leute immer und immer wieder, während aus der Ferne der nicht endende Gesang der Bananenhaine im Winde ersterbend zu uns hinüberklang.

War es ein Märchen, welches wir erlebt?

Noch heute stelle ich mir oft diese Frage.

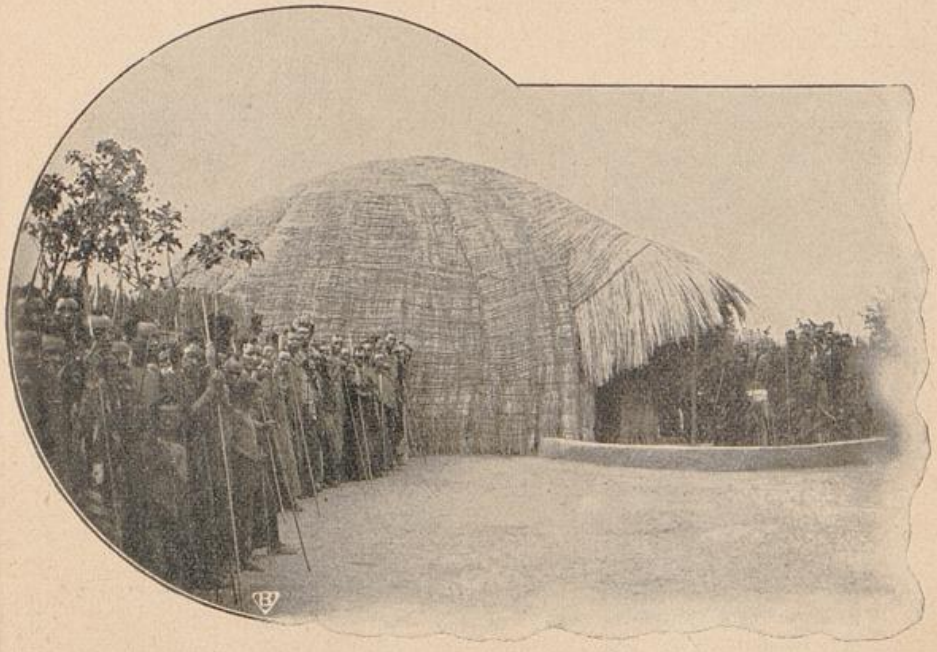
Am 13. März kroch die Karawane einem dünnen Riesenwurm mit 700 Beinen gleich durch menschenreiche Bananenwälder mit vielen Dörfern voran. Wieder wurde — diesmal auch auf guter Papyrusbrücke — ein Sumpf überschritten. Wie gestern ertönte der Gesang, wo wir erschienen. Die friedfertigen, vielfach stark semitisch aussehenden Leute boten Elfenbein billig zum Kaufe an. Am Tage darauf erreichten wir den Sakisee. Hier erschienen die Frauen immer paarweise zum Tanz nur mit einem Schurz aus Rindenstoff oder Fellen um die Hüften bekleidet und mit völlig nacktem Oberkörper. Viele trugen einen handbreiten hellen Baststreifen als Kopfschmuck — eine besondere Zierde junger Mütter — wie man uns sagte.

Unter rytmischem Händeklatschen begannen sie Gesang und Tanz, indem immer 2 in der Mitte zusammen tanzten, während die anderen — im Kreise herumstehend — die Tänzerinnen unter den kostbarsten Körperverrenkungen und dauerndem Armschwenken begleiteten. Mit allgemeinem Aufjauchzen schloß der Tanz jedesmal. Groß und Klein rauchte Pfeife.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

15. 3. Ein Ruhetag, den ich zu einer Jagdfahrt auf dem Sakisee benutzte. Meinem Boote folgten 17 Einbäume der Eingeborenen, deren Insassen jedesmal vor Vergnügen und Bewunderung total aus dem Häuschen waren, wenn ich eine abstreichende Ente oder dergleichen herunterschoß. Wo sich das Boot dem Lande näherte, begann der Gesang und das Händeklatschen der Frauen. . . . . .

Am 16. marschierten wir ohne Weg Kageraaufwärts zunächst 2 Stunden lang in einem Sumpf bis über die Brust im Wasser watend voran. Um 5 Uhr nachmittags erreichten wir erst das Lager am Kagera, der hier auch häufig Nyavarongo genannt wurde.



Haus des Sultans Juhi von Ruanda.

Am 17. wurde der Nyavarongo überschritten. Ein sehr großer Einbaum der Eingeborenen faßte hier auf einmal 15 Soldaten mit Gepäck, oder 12 Träger mit ihren Lasten, oder 16 Boys mit ihren Lasten. In 5 Stunden war der Übergang beendet. Ich maß den Nyavarongo hier mit 41 Meter Breite und 4½ Meter Tiefe.

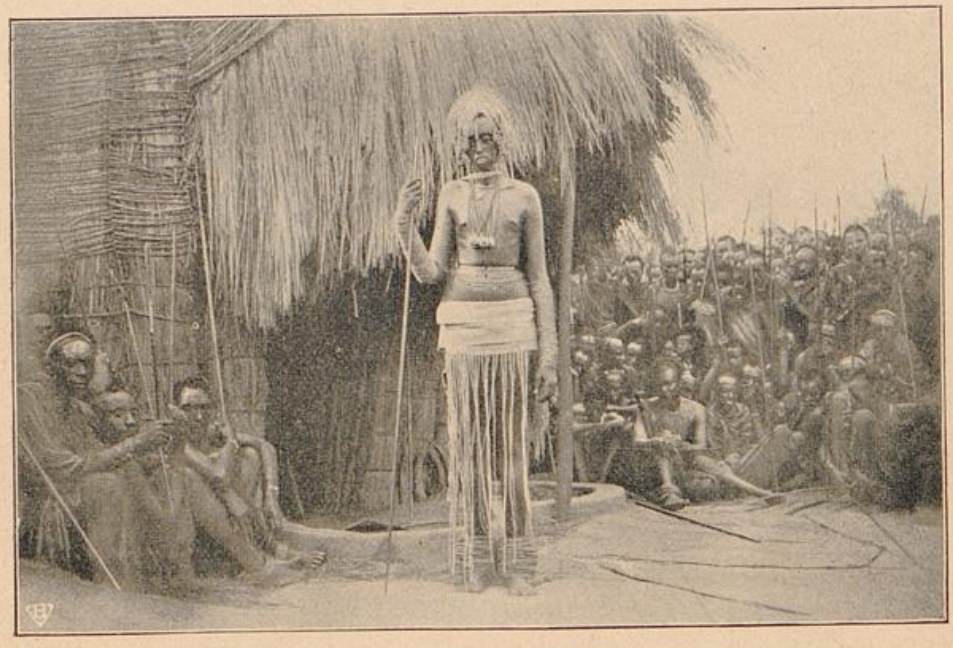
Am 18. wurde nach ungefähr 7stündigem Marsch die Stelle erreicht, an welcher der Nyavarongo und der Akanyaru zusammenfließen. Der Akanyaru wurde auch Kagoma genannt.

Am 19. März begann am frühen Morgen der Übergang über den Akanyaru, während dessen ich durch genaue Messungen feststellte, daß in Übereinstimmung mit den Angaben der Eingeborenen der

Nyavarongo der fraglos bedeutendere Fluß war. Hösemann kam zum gleichen Ergebnis und Dr. Kandt wies später ebenfalls nach, daß der Nyavarongo der größere Fluß war.

Der Expeditionsleiter hielt hingegen den Akanyaru für den Hauptfluß und beschloß, dessen Quellen aufzusuchen.

Über baumlose, grasbedeckte Höhen führte der nächste Marsch uns nach Ischäli im Lande Nirunda, dem Sitz des Sultans Juhi von Ruanda. In etwa 15 Minuten Entfernung von dem Sultansdorfe bezogen wir in nunmehr 1700 Meter Meereshöhe Lager. Die Bevölkerung von Ruanda besteht aus den Wahutu — den niedrig Geborenen und Beherrschten — und den Watussi oder Wahuma, der herrschenden Klasse. Privatbesitz gibt es im Lande eigentlich nicht. Alles Eigentum gehört dem König.



Sultan Juhi von Ruanda.

Viele Hunderte von Menschen strömten in unser Lager, in welchem sich ein eifriger Handel mit Lebensmitteln und allerlei kleinen Erzeugnissen der Eingeborenen abspielte. Besonders auffallend war die Zahl hochgewachsener, großer Menschen unter den Watussi.

Von 24 der größten Leute, die ich maß, war der kleinste 1,80 Meter, 10 über 1,90 groß, 5 zwei und über 2 Meter.

Die genaue Schilderung unseres Besuches beim Sultan über-

gehe ich hier, zumal Juhi es vorzog, unsichtbar zu bleiben und seinen Minister Pambarugamba mit seiner Vertretung zu beauftragen.

Am Tage vorher hatten uns die Watussi gesagt, der Sultan könne nicht ins Lager kommen, weil er noch zu jung wäre. Er sei noch ein Kind. Später erfuhren wir aber, daß er bereit sei, uns zu empfangen.

Wir rückten daher mit 2 Zügen der Kompagnie unter Trommelklang und in festem Tritt zu ihm und waren sehr erstaunt, als wir im Vorraume eines tadellos gebauten geräumigen Schilf- und Bambushauses angekommen, gewahrten, daß das „Kind" sich über Nacht gewaltig entwickelt haben mußte, denn der angebliche Sultan, der vor uns saß, war reichlich 40 Jahre alt und ein hellfarbiger, ziemlich verlebter kranker Mann. Mit ihm schloß der Expeditionsleiter einen Freundschafts- und Verbrüderungsbund in der Weise, daß beide sich gegenseitig einen Baststreifen um den Leib banden.



Vornehme Watussi vom Hofe des Sultans Juhi.

Jahre später erfuhren wir, daß wir nur einen Beauftragten des Sultans gesehen hatten.

Im Vorraume des Hauses war der ganze hohe Rat versammelt. Fast alle groß gewachsen und mit wahrhaft biblischen Charakterköpfen. Auch ihre ganze Art, sich zu benehmen und zu bewegen, ließ fast vergessen, daß wir uns unter Negern befanden ..... Auffallend war, daß wir kein weibliches Wesen zu sehen bekamen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Um Mitternacht wurden im Sultansdorfe einige Trommeln leise, dann immer lauter anschwellend geschlagen, dazwischen klangen klagende, langgezogene Töne elfenbeinerner Flöten. Nach einer halben Stunde hörte die Musik auf, um am frühen Morgen wieder zu beginnen. Am Nachmittage des 22. März besuchte ich mit Unteroffizier Ullmann noch einmal den Sultan, um einige ethnographische Merkwürdigkeiten abzuzeichnen und wieder konnten wir uns dem bedeutenden Eindruck, den die Ratsversammlung der Alten machte, nicht entziehen. Kurz nach unserer Ankunft erschien der Pseudosultan von 4 Leuten geführt und gestützt, gebückt wieder und nahm Platz.



Anmarsch des Sultans Juhi von Ruanda mit 2000 Kriegern zum Besuch.

Er bat um einen Hinterlader und meinen Tropenhelm, für welch letzteren er mir seine Perlfellmütze anbot. Aus dem Handel konnte aber nichts werden, da ein Tropenhelm für mich zur Zeit wichtiger war, als die schönste Königsmütze! —

4 Jahre später bereiste ich als Mitglied der Kivu-Grenzvermessungsexpedition wieder Ruanda und lagerte nahe dem Sultansdorf. Diesmal besuchte mich Juhi selbst mit einem Gefolge von 2000 seiner speerbewaffneten Krieger.

Auf dem Bilde sehen wir die Menge herankommen. Vorn die vornehmen Watussi in ihrer Festtracht. Unter dumpfem Trommel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlag und dem Tuten von Elfenbeinhörnern, deren Klängen sich die wie Wehklagen unirdischer Wesen anmutenden Töne der Elfenbeinflöten beimischten, schob sich die Masse immer näher an mein Zelt heran.

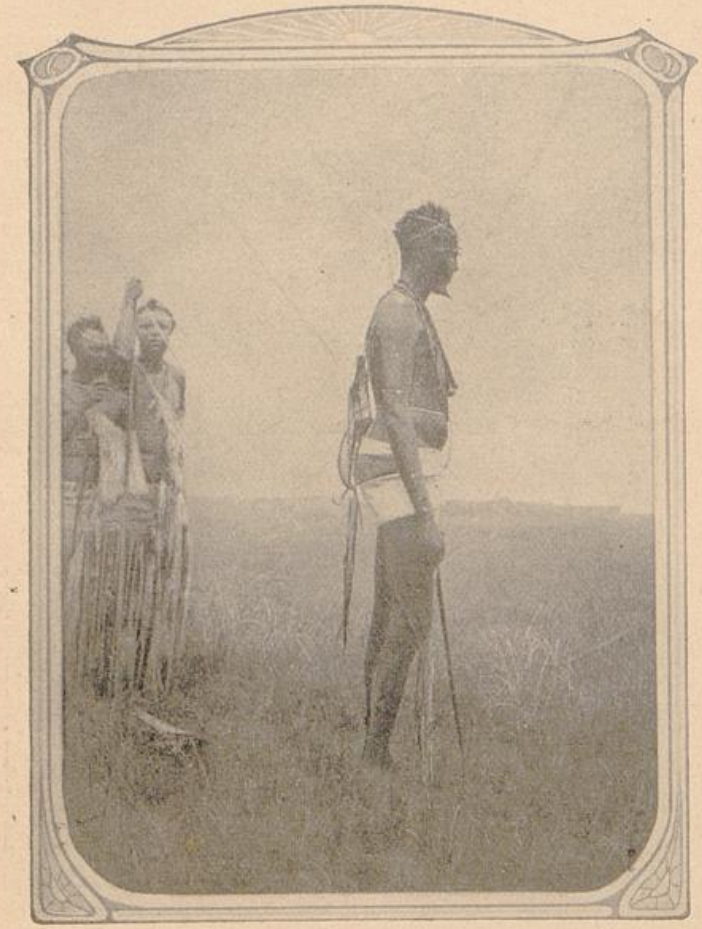
Voran gingen einige Wahuma, in deren Mitte an seiner perlbestickten hohen Mütze kenntlich der Sultan schritt. Diesmal war er es selbst. Noch einige Schritte! ein leichter Druck an der Kamera und ich wußte, daß ich sein Bild besaß. Er nahm in meinem Zelte Platz und nachdem die üblichen Fragen nach unserem gegenseitigem Wohlbefinden ausgetauscht waren, unterhielten wir uns mit Hülfe des Dolmetschers über ihn, seine Familie, sein Land und dann hatte ich seine Fragen nach Deutschland, dem mächtigen Deutschen Kaiser und seinen vielen Kriegerscharen zu beantworten. —



Sultan Juhi von Ruanda bei mir im Lager.

Als Geschenk ließ er mir einen Ochsen, eine Kuh, wohl 100 Ziegen und Schafe sowie einen Berg Bananen und andere Feldfrüchte übergeben und begab sich dann mit seinem Gefolge langsam unter Trommel- und Hörnerklang wieder zurück. Am nächsten Morgen besuchte ich ihn in seinem Hause, ließ ihm die üblichen Gegengeschenke überreichen und nahm Abschied, nicht ohne noch einige wertvolle Aufnahmen gemacht zu haben. Wie beim ersten Besuche fielen mir

die ausdrucksvollen Gesichter vieler Männer, sowie ihre erstaunliche Körpergröße auf.



Ein Minister vom Hofe des Sultans Juhi.
(Vornehmer Mtussi, 2,15 m groß.)

Der größte war ein einflußreicher Verwandter des Sultans, der Minister Ruinankiko, dessen Erscheinung uns sein Bild vor Augen führen möge. Von Missionaren aus Ruanda wurde mir auf dieser Reise berichtet, daß die bejahrten Wahuma mit dem Aufhören der Lebensfreude und Genußfähigkeit sich zu vergiften pflegten, weil das Leben nun keinen Zweck mehr hätte.

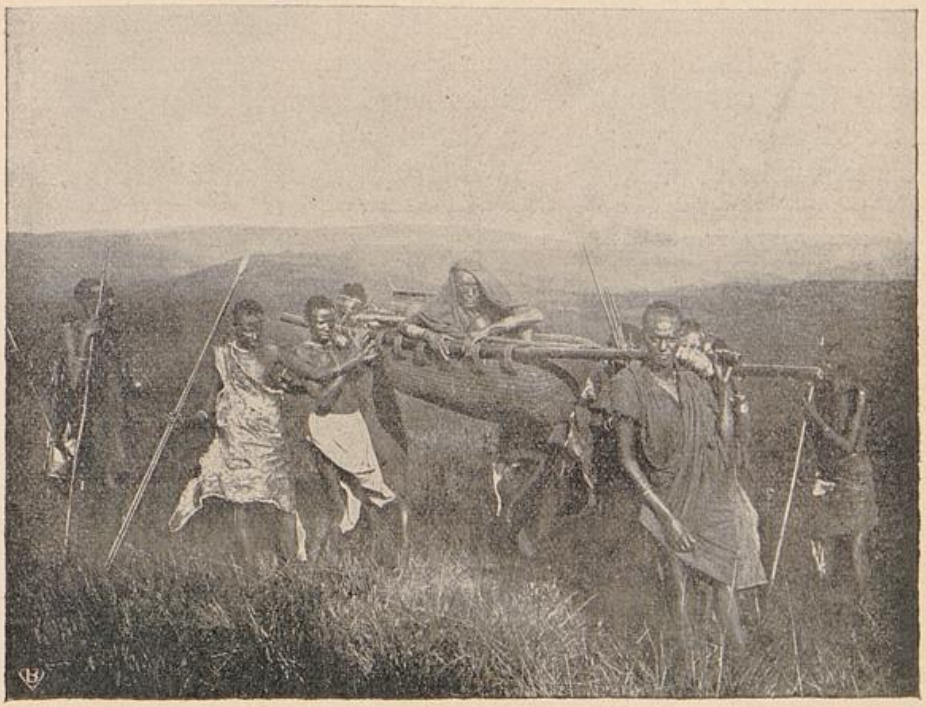
Auf dem Weitermarsch nach Norden, den ich nun einschlagen mußte, erhielt ich eines Tages den Besuch eines kranken Mtussi, der sich im Tragekorb eine Tagereise weit heranbringen ließ. Er wollte gegen seine Krankheit — das Alter — ein Mittel haben, schien sich also nicht vergiften zu wollen. Helfen konnte ich ihm zwar nicht, versuchte aber durch Verabreichung einer kleinen Handvoll harmloser Pillen wenigstens suggestiv zu wirken.

An Ruanda im Nordosten angrenzend liegt das Land Ndòroa oder Mpororo, wo unsere Vermessungsarbeit damals ihren vorläufigen Abschluß fand. Die Bewohner des betretenen Teils von

Mpororo verhielten sich etwas ablehnend und scheu, so daß nur wenige Aufnahmen möglich waren.

Kehren wir zurück zu unserem ersten Besuche am Hofe des Sultans von Ruanda.

Am 23. März trat die Karawane den Weitermarsch in der Richtung auf die Sultansstadt Kisseke an.



Kranker Mtussi im Tragekorb
kommt, um von mir Medizin (Daua) zu erbitten.

Am 26. lagerten wir in der Nähe des Akanyaru, als sich am Nachmittage plötzlich der Himmel verdunkelte und rabenschwarze Wolken heranjagten. Ein schwerer Gewitterregen ging mit elementarer Gewalt hernieder, im Moment das Land unter Wasser setzend. Die in der Nähe stehenden Eingeborenen suchten einfach haufenweise in unseren Zelten Schutz, da vor kaltem Regen Alles ausreißt. Andere liefen wie besessen mit gebeugten Kopf den nächsten Hütten zu. Hierbei rannte ein fortstürzender Speerträger einem unserer Träger seine Lanze in den Leib. Da der Verletzte hinten auch eine Wunde hatte, glaubten wir, er sei durchbohrt worden und würde höchstens noch Stunden zu leben haben.

Da er am nächsten Morgen noch bei Besinnung war, schien es sich indes um 2 verschiedene Wunden zu handeln. An ein Mitnehmen des Mannes war nicht zu denken, da er kaum den Tag überleben konnte. Er wurde daher noch einmal verbunden und mit einigen Stoffen und Perlen für seinen Lebensunterhalt dem Häuptling übergeben, der sich bereit erklärte, ihn bei sich zu behalten und pflegen zu wollen. — Ich gestehe, daß ich kaum überraschter sein konnte, als ich den Totgeglaubten 4 Jahre später als „wohlhabenden Regenmacher" am Kivu wiedersah. Er war mit dem Leben davongekommen, hatte eine Frau aus Ruanda geheiratet und sehnte sich nicht mehr nach der Küste zurück. Wie er sein Talent zum „Regenmacher" entdeckt hatte, verriet er nicht. Jedenfalls glaubte er fest an die Wirksamkeit seines Hokuspokus.

Die Bewohner Ruandas waren augenscheinlich bestrebt, uns jetzt schleunigst wieder nach Urundi abzuschieben. Lange genug schon hatten wir ihr Land durchzogen.

Angeblich sollte der Nyavorongo hier dicht in der Nähe entspringen, der Akanyaru noch 2 Tage weiter aus der Wildnis kommen.

Wieder wurde ein Askariboy angestochen. Der Speer zerschnitt ihm den Oberschenkel dicht über dem Knie, sodaß er innerhalb einer Stunde infolge Verblutung starb. Ein anderer Boy erhielt einen Speerstich in den Kopf.

Am 31. März überstiegen wir mehrere Höhenzüge; immer neue Gebirgsmassen tauchten auf. Die Führer belogen uns augenscheinlich auf höhere Weisung systematisch mit zäher Ausdauer. Sichere Angaben konnten wir weder über den Akanyaru noch den Nyavorongo erhalten. Die Karawane war infolge der unausgesetzten Anstrengungen seit 2 Monaten unter beständigem Regen und außergewöhnlicher Kälte der Erschöpfung nahe und hatte zahlreiche Kranke. Zu einer ungünstigeren Jahreszeit konnte diese Reise nicht unternommen werden!

Der Leiter der Expedition entschloß sich daher nach Urundi abzubiegen und wollte hier dem Lauf des Akanyaru folgen.

Am 1. April zwang ein wolkenbruchartiger Regen nach 4stündigem Marsch zum Lagern.

Askari Said Achmed, der die Last seines erkrankten Boys trug, erhielt dicht beim Lager 9 Speerstiche in Kopf, Rücken und Arme. Sein Gewehr wurde geraubt. Die Täter waren natürlich sofort über alle Berge. 2 Boys erlagen heute der Kälte und dem Regen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. 4. Wegen des Regens konnte erst um 12 Uhr Nachmittags abmarschiert werden.

Wir stiegen zum Akanyaru ab, der hier 3 Meter breit und 30 ctm. tief war. Dann ging es hinauf in ein massiges Bergland, dessen Höhen mit großen Haufen Menschen besetzt waren. Wir waren in der noch zu Ruanda gehörenden Landschaft Uyensi. Immer noch beabsichtigte der Expeditionsleiter an die Akanyaruquellen zu kommen, da er den Akanyaru für den Hauptquellfluß des Kageranils hielt, während die von Hösemann und mir unabhängig von einander vorgenommenen Messungen ergeben hatten, daß der Nyavorongo der bedeutendere, der Akanyaru der kleinere Arm des Kagera war.

Daß es uns damals nicht glückte, wenigstens bis zu den Quellen des Akanyaru vorzudringen, lag in den Verhältnissen, in der Erschöpfung der Karawane und in der fraglos durch Aberglauben und Mißtrauen erzeugten fabelhaften Verlogenheit der Eingeborenen.

Als wir den Zusammenfluß von Kagera und Ruvuvu erreichten, stellte es sich heraus, daß letzterer ein Nebenfluß des Kagera war. Die Unhaltbarkeit der Behauptung Oskar Baumanns, daß durch seine Entdeckung der Ruvuvuquellen die Nilquellenfrage endgültig gelöst sei, war damit erwiesen.

Die Forschungen Dr. Kandt's haben später einwandfrei ergeben, daß in erster Linie nur der Nyavarongo und seine Quellflüsse als Ursprung des Kagera-Nils gelten können.

Die Leute trugen ein eigenartiges Benehmen zur Schau. Einerseits herausfordernd und feindselig, sofort mit dem Speer bei der Hand, unverschämt und zudringlich in dieser Landschaft, kamen sie wenige Kilometer davon. freundlich und hülfsbereit entgegen und benahmen sich friedfertig und zutraulich.

Fast täglich wechselten die Stimmung und die Haltung.

Am 2. März sahen wir die Leute in der Nähe unseres Lagers mit ihrem Eigentum fliehen. Trotzdem kamen Hunderte von Menschen ins Lagers mit Graskränzen auf dem Kopfe zum Zeichen des Friedens.

An einem Tage erhielten wir einen Topf Butter von mindestens Centnerschwere zum Geschenk gebracht. Wir marschierten jetzt unausgesetzt bergauf und bergab. Kaum war in mühsamer Kletterei ein Berg erklommen, so führte der Weg wieder steil bergab. Es war ein ungeheurer Gebirgskomplex in dem wir uns befanden. Nichts als Berge, Gipfel, Kuppen um uns herum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. 4. Wir überschritten die Grenze zwischen Ruanda und Urundi. Links am Wege lagen 2 Watwadörfer. Die Watwa*) selbst waren nicht sonderlich klein und hatten kräftige, untersetzte Gestalten von etwa 1,50 Meter Größe. Von Zwergen konnte man jedenfalls nicht sprechen. Die Warundi waren friedlich gesonnen und kamen uns in Massen entgegen.

Während in Ruanda die Leute immer kleine weiße Perlen verlangt hatten, wollten die Warundi nur rote Perlen haben und wiesen die weißen ausnahmslos zurück.

Am nächsten Tage lagerten wir etwa 6 Kilometer östlich des Nganfokulubergkomplexes. Nach allen Seiten eröffneten sich dem Auge des Beschauers solch wundervolle Panoramen, daß man sich nicht satt sehen konnte an diesem paradiesischen Stück Erde, einem Lande, welches als eines der kostbarsten unserer Kolonie, selbst Ruanda an Wert übertreffen dürfte und für Deutsch-Ostafrika in erster Linie als Land der unbegrenzten Möglichkeiten in dem Augenblicke in Betracht kommt, in welchem eine deutsche Bahn den Tanganika erreicht. —

Am 7. 4. waren alle Leute geflohen und wir mußten ohne Führer aufbrechen. In 6stündiger, mühseliger Kletterei legten wir nur einige Kilometer Luftlinie zurück.

8. 4. Dasselbe Bild. Bergauf, bergab. Unsere Führer versuchten immer wieder uns von dem Sitz des Sultans Kissao (Muesi genannt) abzubringen, was ihnen aber nicht gelang.

Endlose Verhandlungen, um den Sultan zu bewegen sich zu zeigen, führten zu nichts. Er wollte nicht.

Wir hatten etwa 200 Meter von seinem großen Dorfe unser Lager aufgeschlagen, als seine Sendboten uns ersuchten, den Platz zu verlassen und über einen Sumpf weiter zurück zu gehen, dann würde er uns auch Lebensmittel für die Karawane schicken. Wir blieben natürlich, wo wir waren. Während der Nacht durchnäßte ein stundenlanger Regen die Karawane bis auf die Knochen. Am Morgen rückten wir bis dicht an das Sultansdorf Muvukuje heran, an welchem 2—3000 Krieger versammelt waren.

Kein Mensch war in Stoffe gehüllt.

Mehrere lange Stücke Rindenstoff, togaartig umgehängt, bildeten die Bekleidung.

---

*) Galten lange als Zwergvolk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Tausenden neugierigen, schwatzenden Menschen umringt brachen wir auf.

Auch die umliegenden Höhen waren schwarz von Eingeborenen. Alles war in eifrigster Unterhaltung begriffen und trotz des Stimmengewirrs, in dem wir das eigene Wort kaum hören konnten, unterhielten sich viele Warundi mit ihren entfernten Genossen oder den auf den Höhen sitzenden Bekannten in eigentümlich klingender, hoher Fistelstimme.

Es klang schließlich so verrückt, als ob man von einem Riesenhaufen von lauter Narren umgeben sei. —

Auf diese Weise konnten sich die Leute auf ganz bedeutende Entfernungen verständigen. —

Am 11. passierten wir eine Berglandschaft von packender Schönheit. Eine rein tropisch-üppige Vegetation — aus Bambus und hohem Laubwald bestehend — umgab uns. Ganze Vorhänge von langen Moosflechten flatterten Gespensterfahnen gleich im Winde von Baum zu Baum, deren Kronen Scharen grauer Papageien blitzschnellen Fluges streiften.

Nach 2½ stündigem Marsch war der Gebirgskamm, dessen wallende Nebelmassen unserem Auge den angeblich von hier sichtbaren Tanganika verbargen, erreicht.

In wundervollem, taunassen tropischen Urwald ging es nun steil den glatten, mit Steinen, umgestürzten Baumstämmen und Wurzeln bedeckten Pfad bergab.

Da hob sich der Nebel etwas.

Vorn wurden neue, gewaltige Gebirgsmassen sichtbar.

Plötzlich riß ein heftiger Windstoß die Nebelwand auseinander und in strahlendem Sonnenglanz lag die breite Fläche des Tanganika vor uns in weiter Ferne.

Fast 2 Tage kletterten wir abwärts, bis die schwüle, heiße Russisiebene erreicht war.

Am 12. April traf die Karawane am Nordufer des Tanganika auf dem Posten Kajagga ein, wo die gegen den sandigen Strand donnernde Brandung im Verein mit den gewaltigen, den See einschließenden Hochgebirgen unserem wie festgebannten Auge einen Anblick von überwältigender Schönheit bot. —

Nicht alle sollten den Tanganika wiedersehen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Morgen des nächsten Tages unternahm ich einen erfolgreichen Jagdausflug nach dem Russisissifluß, der damals noch unglaublich viele Krokodile beherbergte.

Der Tanganika war in der Nacht mit Hunderten von Fischerbooten bedeckt, deren jedes eine brennende, lange, aus besonderem Strauchwerk gefertigte Riesenfackel ins Wasser leuchten ließ.

Die Einbäume, mit denen die Eingeborenen den Verkehr auf dem See vermitteln, fahren außerordentlich schnell. Es wird — im Gegensatz zum Kivu — fast nur an der Küste entlang gefahren und das Boot mit langen Bambusstangen vorwärts getrieben.

Man kommt in einem solchen Mtumbi (Einbaum) mit 4—6 Mann Bedienung sehr flott voran. Wie auf Kommando fliegen die Bambusstangen (pondo's) hoch, um in der nächsten Sekunde genau gleichzeitig auf den Grund zu schießen und das Boot durch den Druck der kräftigen, geübten Arme der Seewarundi vorwärts zu treiben. Man fliegt nur so dahin. —

Am 15. April trat ich mit der Kompagnie und dem Troß den Rückmarsch nach Udjidji, zunächst dem Seeufer folgend, an.

Prachtvolle Ölpalmenwälder wechselten mit dunkeln Bananenhainen und den Mais- und Bohnenfeldern der Eingeborenen ab. Das ganze Land war ein Garten. Ich habe fast die ganze Kolonie durchstreift, kenne aber kein Land, welches an Schönheit und Fruchtbarkeit die Tanganikaküste von Usumbura bis Udjidji übertrifft.

Auch dieses Gebiet gehört fast ganz zu Urundi, dem Lande, welches nur der Berührung mit der eisernen Schiene Zauberstab, harrt, um von Milch und Honig überzufließen. . . . . .

Bald überschritten wir einen reißenden Gebirgsbach und marschierten etwa 30 Meter über dem Seespiegel am Berghang entlang, bald strebten wir unmittelbar am Strande im tiefem, weißen Sande vorwärts; dann wieder mußten wir bis zum Leibe in den Tanganika hinein, um eine senkrechte Felswand zu umgehen.

Am 22. brachte uns ein 2½ stündiger, steiler Aufstieg zu dem hoch über dem See gelegenen Lussimbiplateau, auf welchem wir uns von dem überwältigend schönen Fernblick nach allen Seiten kaum zu trennen vermochten.

Nach Norden schweift der Blick bis Kajagga und über das Russisital, von wo wir herkamen, nach Westen und Süden lag der Tanganika in seiner imposanten Größe unbewegt vor uns, bis zum Ras Kabogo, während im Osten die gewaltigen Gebirgsländer Urundi,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uha und Udjidji bis zum fernen Horizont im Glanze der strahlenden Sonne vor uns lagen.

2 Tage später rückten wir unter dem Jubel der uns weit entgegeneilenden Bevölkerung in der Stadt Udjidji ein, wo so mancher Bruder oder Sohn von seinen Angehörigen vergeblich zurückerwartet wurde.

Zu meiner Ablösung war Oberleutnant W. v. Grawert eingetroffen und für mich gleichzeitig der Befehl, behufs Urlaubsantritt zur Küste zu marschieren.

Ein heftiges Fieber zwang mich bis zum 1. Mai zu liegen, dann wurde gepackt und die Abreise vorbereitet.

Am 3. Mai verließ mein Boy Mgogo mit 4 Packeseln Udjidji, um über Tabora zur Küste zu gehen.



An der Wasserstelle (Bachbett bei Mpapua).

Ich selbst fuhr mit 2 arabischen Dhaus unter ständigem, heftigen Gegenwind nach Karema.

Statt in 4 Tagen hinzukommen, wie ich gehofft hatte, brauchte ich 10, da ein Wirbelsturm zweimal das große Segel meines Bootes wie eine Seifenblase platzen machte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Karema marschierte ich unter kartographischer Festlegung des seit 12 Jahren nicht mehr aufgenommenen Weges über die Katanziebene nach Tewäle am Ugallafluß, von dort nach Kalula in Ugunda und über das große feste Dorf Gombe des Sultans Muhalule nach Kilimatinde. Von hier schloß sich mir bis Mpapua Leutnant Stadlbaur an, der damals noch nicht ahnte, daß er seine Heimat nicht wiedersehen würde. Dann zog ich weiter über Gairo—Berega—Mfomero und den Wami nach Bagamoyo, wo ich am 19. Juli nach 1½jähriger Abwesenheit von der Küste den indischen Ozean wieder sah.

Als ich am 4. August auf dem R. P. D. Kaiser, heimreisend den Hafen von Daressalam verließ, wußte ich, daß ich bald wiederkommen würde.

VI. Kapitel.

Harte Kämpfe.

Am 2. Februar 1898 erhielt ich gleich bei meiner Wiederankunft in Daressalam den Befehl nach Tabora zu reisen, wo Hauptmann Langheld um mehr Europäer gebeten hatte, da gewisse Anzeichen auf eine unruhige Stimmung im Lande deuteten.

Infolge Trägermangels konnte ich erst am 22. 2. mit 4 Askaris, 40 Trägern und 1 Maschinengewehr abmarschieren.

3 Wasaromoträger rissen mit ihren 15 Pfund Reis sofort aus. Das gleiche tat einer meiner Boys, der, wie mir seine Kollegen versicherten, es im letzten Moment nicht übers Herz brachte, sich von seinem zarten Verhältnis in der Hauptstadt zu trennen.

Am 11. März lagerte ich am malerischen Gombosee, der von Flußpferden und Krokodilen belebt war. Einige Jahre später war der „Gombo" vollständig ausgetrocknet.

Vom Gombosee bis Mpapua führt ein 9stündiger Marsch durch wasserlose Parklandschaft. Die Strecke wurde daher mit Telekesamarsch zurückgelegt. Von Mpapua reiste ich über Handali, Mvumi, Kitalalo und den Mtiwefluß nach Kilimatinde. In den Sümpfen des Mtiwe fingen meine Träger eine Unmasse Welse.

Über die interessanten, wohl 20 Meter senkrecht in die Felsen gearbeiteten Wataturubrunnen, Mihamani, Kungu und Tura gehend, erreichte ich am 6. April Tabora nach 40 Marsch- und 4 Ruhetagen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier wurde ich an der neuen im Bau begriffenen Station von Herrn Friedrich (Bana Jussuf) und 3 Europäern herzlich begrüßt, welche sich in sinniger Weise und um mal etwas neues zu bringen zur Feier des Tages sämtliche Kopfhaare bis auf die Augenbrauen abrasiert hatten. In der Stadt Tabora füllten mindestens 6—7000 Menschen bei meinem Einzug zur Begrüßung die Straßen. Selbst Hauptmann Langheld hatte ähnliches noch nicht gesehen.

In lebhafter Erinnerung erstand der traurige Einzug in Tabora 2 Jahre vorher — am 1. April 1896 — vor meinen Augen!

Meinen Aufzeichnungen nach betrug die Entfernung Daressalam-Tabora damals 192 Marschstunden. Der Durchschnitt des Tagesmarsches war also — ohne die Pausen — rund $4^3/_4$ Stunden.

Von Mitte bis gegen Ende April hatte ich einen heftigen Malariaanfall zu überstehen. Im Bezirk Tabora war alles friedlich geblieben und das — nur durch Chinin ab und zu verbitterte — Leben ging seinen gewohnten ruhigen Gang, als am Nachmittage des 28. April Eilboten aus Udjidji eintrafen, welche die folgende, im Wesentlichen wiedergegebene Requisition an die Station Tabora überbrachten:

„Nach glaubwürdiger Nachricht, berichtet Leutnant Cramer aus Usumbura, haben die congostaatlichen Meuterer die Absicht, Usumbura anzugreifen. Die Truppen des Congostaats unter Kapitain Debergh sind auf deutsches Gebiet übergetreten, da sie Uvira glaubten nicht halten zu können. Von den hiesigen Arabern sollen einige mit den Meuterern in Verbindung stehen. Seitens der Station sind Maßregeln getroffen, die die Araber evtl. zu einer feindseligen Haltung bewegen können. Die Station verfügt über 42 Mann, darunter 20 unausgebildete Rekruten. Aus diesen Gründen bittet die Station um möglichst schleunige Hersendung eines Offiziers und eines Zuges Askaris. gez. Heuermann."

Auf Hauptmann Langheld's Frage, ob ich trotz des eben überstandenen Fiebers nach Udjidji wollte, erklärte ich mich selbstverständlich sofort bereit, die Expedition zu übernehmen.

Am 29. wurden Eilboten nach Udjidji vorausgesandt mit der Nachricht, daß die erbetene Unterstützung sofort von Tabora abgehen würde. Die nötigen Träger wurden in aller Eile angeworben und am 30. früh 6 Uhr marschierte ich mit Unteroffizier Parduhn und 40 Askaris ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit Ausnahme der nötigsten Ruhepausen wurde bis Abends 8 Uhr durchmarschiert. In der Nacht ging ein so kolossaler Regen nieder, daß am nächsten Tage der Weg völlig unter Wasser stand. Nach 7½ stündigem Marsch Lager in Tenge kwa Kissimi. Von nun an marschierten wir unter möglichster Beschleunigung so lange als es eben ging. Die Regenzeit hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Weite Strecken des Landes waren überschwemmt. Der tiefer als das umliegende Land ausgetretene Weg bildete eine Rinne und war selbst zum Bach geworden, in welchem der aufgeweichte schlammige Boden, ausgewaschene Löcher und das freiliegende Wurzelwerk den Marsch in unglaublicher Weise erschwerten. Neben dem Wege sank der Fuß noch tiefer in den weichen Morast ein. Als ich am 3. Tage eben auf der einen Seite in das Dorf des alten Ngoi einrückte, erwischte ich die vorausgesandten Eilboten, wie sie sich grade zum leckeren Reismahle niedersetzten. Bei meinem Anblick waren sie — als ob ein Gespenst erschienen sei — mit einem Satz aus dem anderen Dorftor hinaus und verschwunden.

Lieblich und verlockend dampfte ihr warmer verlassener Reistopf zum Himmel.

Als ich 2 Tage darauf spät Abends in einem Dorfe Lager bezog, hatte ich die im tiefsten Schlafe befindlichen Biedermänner wieder eingeholt.

Jetzt fuhr den Eilboten der Schreck aber doch so in die Glieder, daß sie erkannten, daß „Eile geboten" war und es vorzogen, erst in Udjidji ein Wiedersehen mit mir zu erstreben.

Am 6. Mai erreichten wir den Malagarassi. Die ganze Ebene war unter Wasser. Wir mußten in den Rindenbooten eine Strecke tiefen Wassers von 250 Meter Breite durchfahren.

Einen ausgeschlagenen Weg gab es damals noch nicht. Nur auf dem schmalen, jetzt völlig durch die enormen Grasmassen zugewachsenen und bedeckten Wege konnten wir uns mühsam vorwärts wühlen.

Am 8. wurde in der Frühe der Rutschugiposten passiert.

In der folgenden Nacht verlief sich der Führer und wir machten in rabenschwarzer Finsternis einen Umweg von 4 Stunden durch Tümpel, Sümpfe und Schlammmassen. Über den 2 Meter tiefen reißenden Luguvu rutschten wir im Morgengrauen mit den Beinen im Wasser hängend auf einem schnell umgekippten Baum. Über den dann erreichten Masungwebach mußte unter stundenlangem Aufenthalt mittels gefällter Bäume und Strauchwerks eine Art Unterlage geschaffen werden, so daß wir wenigstens nur bis zur Brust im

Wasser versanken. Unteroffizier Parduhn beteiligte sich mit großem Geschick an der Herstellung dieser Notbrücke.

Betschauish Abdallah Amin, eine vorzügliche Sudanesencharge, war unermüdlich an der Arbeit und schaffte selbst wohl 20 Trägerlasten über den angeschwollenen Bach.

Die Trägerleistungen waren beispiellos. Die Truppe benahm sich hervorragend. Trotz des oft Tag und Nacht niedergehenden Regens, trotz der grundlosen aufgeweichten Wege, trotz des Gewaltmarsches, der nur die notwendigsten Pausen erlaubte, gab jedermann sein letztes her. Kein Murren, keine Unzufriedenheit, keine Unlust zeigte sich auf den Gesichtern der Leute. Es war, als ob jeder genau begriffe, wie nötig es war, und selbst daran interessiert sei, daß wir Udjidji zur rechten Zeit erreichten.

Nur 3 Träger erkrankten infolge der enormen Anstrengung und mußten ersetzt werden. Nur ein Askari blieb zurück, weil seine Herzkraft versagte.

Am 10. rückten wir morgens um 1/4 4 Uhr ab und kamen am Spät-Nachmittage am Luitschethal an. Der Weg war stellenweise zum Gießbach geworden. Tagelang waren wir bis weit über die Knöchel im Wasser marschiert. Alle Augenblicke versank der Fuß bis zum Knie in einem Loch oder im unergründlichen Schlamm des Weges.

Das Luitschethal war in einer Breite von 3 Klm. abwechselnd mit Morast, Sumpf und bis zur Brust reichenden Wasserstrecken angefüllt. Der Fluß selbst wälzte seine gelben Wasser in 5 Armen durch dieses Überschwemmungsgebiet, welches wir bis zu dem — nur mittels Einbaums zu passierenden — Hauptarm des Luitsche zu durchwaten hatten. Bald schwamm er hin — bald lag er drin — (im Sumpf nämlich) konnte man singen! Um 7 Uhr abends erreichten wir nach 11 1/2 stündigem Marsch Udjidji, hatten aber die ganze Strecke trotz der Hindernisse und Verzögerungen in 10 1/2 Tagen zurückgelegt.

Diese Marschleistung der Expedition, die infolge einer abnorm heftigen Regenzeit unter den denkbar ungünstigsten Umständen ausgeführt werden mußte, rief damals in gleicher Weise Erstaunen, wie zunächst Unglauben hervor, da man sie für nicht möglich hielt.

Für kleinere Karawanen rechnete man von Tabora bis Udjidji bei gutem Wetter 16—18 Tage, zur Regenzeit 20—21 und mehr.

Die besten Leistungen der Eilboten waren bisher zur Trockenzeit 11, bei Regen 14 Tage gewesen.

Truppe und Träger konnten stolz auf ihre Leistung sein und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erhielten zunächst als Anerkennung und Belohnung 2 Schlachtochsen und „Pombe“ *) nach Belieben.

Ich selbst hätte diesen Marsch ohne mein vorzügliches Maultier nicht machen können.

Für Udjidji lag zur Zeit direkte Gefahr nicht mehr vor.

Auch aus Usumbura trafen beruhigende Nachrichten ein, sodaß ich schon meinen Rückmarsch nach Tabora ins Auge gefaßt hatte.

Am 19. gingen wieder weniger günstige Meldungen ein, so daß ich — zumal der größte Teil der Udjidji-Kompagnie unter Hauptmann Bethe auf einer Expedition in Ruanda abwesend war — die Verantwortung abzumarschieren nicht übernehmen konnte.

Am 23. Mai erreichten um 5 Uhr nachmittags Eilboten aus Usumbura die Station mit der Meldung des Leutnants Cramer, daß am 18. Mai 5 Stunden südlich Uvira ein Gefecht zwischen Congotruppen und Rebellen stattgefunden habe, in dem die Congolesen geschlagen seien. Capitain-Kommandant Debergh sei tot, Kapitain Tielemanns schwer verwundet, die Lage in Usumbura ernst und umgehende Unterstützung geboten.

Ich ließ unverzüglich 20 Einbäume mit der nötigen Bemannung requirieren und diese die Nacht unter militärischer Bewachung am Strande bei den Booten verbringen. Die Abfahrt am selben Abend war nicht mehr möglich.

Die zum Holzhohlen kurz vorher abgefahrene Stationsdhau wurde durch Eilboten zurückbeordert.

Am 24. früh wurden 40 Askaris und 5000 Patronen eingeschifft, die unter Führung des Unteroffiziers Parduhn um 9 Uhr abfuhren.

Um 11 Uhr folgten Stabsarzt Dr. Heuermann— den ich ebenfalls mitzufahren beauftragte — und ich in der kleinen, wurmstichigen Dhau des Arabers Abdallah bin Hamed bin Belhäd.

Viele Einbäume leckten derart, daß sie alle Augenblicke landen und dichten mußten.

Um 5 Uhr abends wurde am Steilufer des Sees angelaufen und abgekocht.

Nach und nach kamen 9 Einbäume an.

Während der Nacht gelang es der eingeborenen Mannschaft, von 3 Einbäumen zu entfliehen, trotzdem scharfe Wacht gehalten wurde.

Wir nahmen also noch 10 Askaris in unsere Dhau.

---

*) Negerbier.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2 Boote mit 5 Askaris und 2000 Patronen waren noch zurück.

Unsere tiefgehende Dhau — ein uralter, ¾ aus Flicken bestehender Kasten — zog jetzt soviel Wasser, daß wir andauernd mit allen möglichen Gefäßen Wasser schöpfen mußten, um schwimmend zu bleiben.

Weit im See fuhr ein großes Segelboot an uns vorbei gen Norden.

Während der Nächte mußten wir beiden Europäer im winzigen Hinterraum unseres Fahrzeuges auf einigen alten Matten kampieren, doch war von Schlaf natürlich nicht viel die Rede.

Am 26. erreichten wir nach Passieren der Rumongebucht eine große, vor Anker liegende Dhau, die sich beim Näherkommen als das Stationsboot entpuppte, dessen Führer gestern ohne uns zu sehen, vorbeigefahren war. Da dasselbe aber infolge Beschädigung beim Bauholznehmen ebenfalls viel Wasser zog, blieben wir im alten Schiffe, um keine Zeit zu verlieren. Parduhn sollte mit der Dhau folgen.

Am 27. Mai kamen wir um ½6 Uhr in der Frühe in Usumbura an, wo sich Leutnant Cramer — ein alter Bensberger Studiengenosse — bei mir meldete und mit den Worten „Gott sei Dank, daß Du da bist" seiner Freude über unsere prompte Hülfe Ausdruck gab, da er angesichts seiner kleinen Truppe mit größter Besorgnis den Ereignissen entgegen gesehen habe. Der mit zum Strande gekommene congostaatliche Offizier begrüßte mich sogar liebenswürdiger Weise mit den Worten: „Sie haben uns das Leben gerettet."

So gefährlich war es nun wohl nicht, wenn sich auch die Lage in Usumbura mit unserer Ankunft gewaltig geändert hatte.

Als ältester Offizier übernahm ich den Befehl in Usumbura.

Am Abend traf die Stationsdhau mit Parduhn und 25 Askaris ein.

Seit der Abfahrt von Udjidji hatten wir kaum einige Stunden geschlafen und waren alle zum Umsinken ermattet und abgespannt.

Über die Lage in Usumbura sei Folgendes bemerkt:

Nach dem unglücklichen Kampf am 18. Mai hatte die congostaatliche Truppe unter Zurücklassung vielen Eigentums Uvira geräumt und war nach Usumbura abmarschiert, wo der Postenführer Leutnant Cramer sie aufnahm und ihr jede Unterstützung zu Teil werden ließ, nachdem er auf ihr Ansuchen erlaubt hatte, in Usumbura neben dem deutschen Posten Lager zu beziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es waren: Capitän Tielemanns,
Leutnant Chargois,
Unteroffizier Andrews,
147 farbige Soldaten.

Am 18. Mai wurde dem Commandanten Debergh, den ich grade vor Weihnachten 96 besucht hatte, im Gefecht der Fuß so durchschossen, daß er am Knöchel wie abgebrochen war. In hoffnungsloser Lage, tief deprimiert durch die Mißerfolge und das fortgesetzte Unglück seiner Truppe, hatte er sich dann, um nicht lebend in die Hände der Rebellen zu fallen, selbst erschossen.

25 Askaris waren gefallen, 15 verwundet. Die Truppe eilte nach Uvira. Capitän Tielemanns schleppte sich ebenfalls verwundet, allein zurück.

Da die congostaatliche Söldnertruppe durch den Tod des Commandanten und die fortwährenden Fehlschläge entmutigt war, erklärte sie ihren Führern bis auf ein zu kleines Häuflein Tapferer, nicht mehr gegen die Rebellen kämpfen, sondern auf deutsches Gebiet übertreten zu wollen. Diese waren daher gezwungen, die Station Uvira aufzugeben.

Zur Behandlung der Verwundeten stellte ich dem Führer Herrn Stabsarzt Dr. Heuermann zur Verfügung.

Am 29. fuhren die Offiziere und ein Teil der Truppen in Segelbooten nach Mtoa. Die nicht transportfähigen Verwundeten blieben bei uns in Pflege.

Für Usumbura war die Lage insofern bedenklich, als die 6—7 Marschstunden von der Station lagernden Rebellen durch ihre Erfolge ermutigt und in hohem Grade zuversichtlich geworden erklärt hatten, nun auch Usumbura anzugreifen und die Deutschen vernichten zu wollen, weil diese den Congotruppen Schutz gewährt hätten.

Ein Plan, der wahrscheinlich infolge der tagelangen Trinkgelage in der Siegesfreude nur aufgeschoben wurde. Nach glaubwürdigen Nachrichten gaben sie später den Plan des Angriffs auf Usumbura auf, als sie die Kunde von der dort eingetroffenen Verstärkung von 3 Europäern, 40 Askaris erhielten.

Mir stand jetzt eine Truppe von 1 Offizier, 1 Sanitätsoffizier, 1 Unteroffizier und 75 Mann mit reichlicher Munition zur Verfügung.

Capitän Tielemanns bot mir vor seiner Abreise an, 39 seiner besten Soldaten, — eine absolut zuverlässige und ausgezeichnete Kerntruppe — für alle Fälle zu meiner Verfügung in Usumbura

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu belassen, doch glaubte ich das Anerbieten dankend ablehnen zu können, weil ich die jetzige Besatzung von Usumbura für ausreichend hielt, um einen Angriff der bei Uvira stehenden Rebellenabteilung abweisen zu können.

Die bisher ganz unbefestigte Station wurde mit Schützengräben umgeben und zu nachhaltiger Verteidigung eingerichtet, was bei der günstigen Lage derselben in Bezug auf weites, freies Schußfeld nach allen Seiten vollen Erfolg im Ernstfalle versprach.

Interessant ist, daß am 29. Mai von dem Suahili Salim bin Muiniheri ein von dem Rebellenführer Changafu zu ihm geschickter Spion eingeliefert wurde, der den Auftrag hatte, Muiniheri zu veranlassen, Patronen und Stoffe an die Rebellen zu liefern. Zur Bezahlung lägen 34 Elfenbeinzähne bereit. Darauf sollte Muiniheri nach Udjidji abreisen, weil die Rebellen alsbald zum Angriff auf Usumbura schreiten würden.

Der Mann gab die Zahl der Meuterer auf 200, die ihrer Hinterlader auf 300 an. Ihre Munition sei dagegen knapp.

Nach anderen Nachrichten hatten die Rebellen die Absicht, Usumbura von 3 Seiten zugleich anzugreifen.

Unsere Askaris waren voller Zuversicht und wären ihnen am liebsten entgegenmarschiert. Dies lag auch in meiner Absicht, sowie sie versucht hätten, den Russissi zu überschreiten.

Aber die Meuterer schienen sich eines besseren besonnen zu haben und verhielten sich ganz ruhig.

Als am 18. Juni Hauptmann Bethe mit 60 weiteren Askaris aus Udjidji eintraf, war jede weitere Gefahr beseitigt.

Es war eine interessante und spannende Zeit, die wir damals durchmachten, wenn sie auch die Nerven etwas mehr mitnahm wie eine Rekrutenbesichtigung oder eine Vorinstruktion zu Hause. Und doch möchte ich keinen Tag davon in meiner Erinnerung missen.

Wohl wäre noch viel von jenen Tagen zu erzählen, aber ich muß mich kurz fassen, da ich beim Durchblättern meiner Tagebücher auf so viele Erinnerungen stoße, daß mir nur die Wiedergabe des wesentlichsten Teiles einiger Jahre möglich ist.

Am 8. Juli trat ich mit Parduhn und dem Zuge Taboraaskaris die Rückfahrt nach Udjidji an, nachdem ich von meinen alten treuen Bekannten der 9. Kompagnie Abschied genommen hatte.

Am 11. warfen wir auf der Rede von Udjidji Anker, wo mittlerweile Hauptmann Langheld aus Tabora eingetroffen war und gleich an Bord der Dhau kam. Als ihm das Ausboten wegen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hohen See zu lange dauerte, sprang er von Bord und schwamm an Land!

Während der unruhigen Zeiten am Nord-Tanganika hatten die gefürchteten Karawanenräuber in der 4 Tage breiten Wildnis zwischen Udjidji und ded Luguvubach ihr Unwesen wieder derart getrieben, daß hier Abhülfe schleunigst geboten war, wenn anders die Karawanenstraße für Unbewaffnete überhaupt noch gangbar bleiben sollte.

Zudem waren im Bezirksinneren in Uha soviel dringende Angelegenheiten zu erledigen, daß eine Bereisung des Bezirks nicht länger aufgeschoben werden konnte, sollte nicht alles drunter und drüber gehen.

Die Expedition, mit deren Durchführung ich beauftragt wurde, hatte einmal den Zweck in Uha, wo der Sultan Luassa mit seinen Unterhäuptlingen nicht mehr fertig werden konnte, Ordnung zu schaffen. Dann sollte in Uschingo der Häuptling Tendeli, — der für seinen minderjährigen Neffen, den rechtmäßigen Sultan Tale mdogo das Land regierte, diesem aber nach dem Leben trachtete, um selbst Sultan zu werden — festgenommen werden. In Ruguru waren Landstreitigkeiten zwischen dem Sultan Kasua und der Untersultanin Kahalla zu schlichten und zuletzt sollte versucht werden, die Karawanenräuber zu ergreifen. —

Am 15. August verließ ich Udjidji mit

Unteroffizier Parduhn,
40 Askaris,
40 Trägern,
ca. 50 Boys und Troßleuten,

außer einem ganzen Anhang von Eingeborenen aus Uha, die gekommen waren, den Rechtsschutz der Station in Anspruch zu nehmen.

Am 18. wurde auf einem hohen kahlen Plateau im Dorfe Kivimba des infolge schlechten Gewissens entflohenen Häuptlings Kimäna gelagert. Die bienenkorbartigen Hütten waren kleine Meisterwerke der Wahahüttenbaukunst.

Sultan Luassa von Uha ließ mir mitteilen, er sei krank und könne den weiten Weg zu mir nicht zurücklegen. Ich bestand aber darauf, daß er selbst kommen müßte, wenn ich seinen Worten Glauben schenken sollte, daß es ihm mit seinen Beteuerungen von der Anerkennung der deutschen Herrschaft Ernst sei.

Am nächsten Tage sahen wir große Menschenhaufen von Nordwesten her über die Berge steigen. Gegen Mittag war eine tiefer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liegende, breite Kuppe mit über 2000 Menschen besetzt. Luassa kam mit großem Gefolge und ließ um den Dolmetscher bitten, den ich ihm entgegenschickte.

Der Haufe hielt kurze Zeit etwa 2 Klm. von meinem Lager entfernt. Dann kam Luassa näher, die kurze Entfernung unter zahlreichen Ruhepausen in 2 Stunden zurücklegend. Es war derselbe Luassa, den ich 1½ Jahr vorher in Urundi gesehen hatte. Aber der Mann war krank. Groß, hager, abgemagert und vor Schwäche und Kälte zitternd, machte er einen völlig gebrochenen Eindruck. Nun sah ich allerdings, daß er seine Krankheit nicht vorgeschützt hatte, wie dies in der Regel bei ähnlichen Anlässen der Fall ist. Daß er unter diesen Umständen den 5 Stunden weiten Weg zu meinem Lager nicht gescheut hatte, bewies, daß er die Oberhoheit der deutschen Station anerkannte und entschlossen war, ihren Weisungen zu folgen. Er bat mich darum eine Einigung zwischen ihm und seinen Häuptlingen Kigima und Kilensa, welche seiner Herrschaft die Anerkennung versagten, herbeizuführen.

Über die Karawanenräuber aus dem Süden seines Landes befragt, gab er an, es seien Leute aus den Landschaften Usimbani, Ulenda, Rungwe und Ussunussi mit dem Anführer Njamkora. Er habe selbst wenig Einfluß in jenen Ländern und kein Mensch dort gehorche ihm. Ich hatte durchaus den Eindruck, daß Luassa die Wahrheit sprach und selbst für die Karawanenüberfälle kaum verantwortlich gemacht werden konnte. Er nannte außer Njamkora die Namen der Häuptlinge Lukaka, Mpita und Kimäna als die Anstifter der Räubereien an der Karawanenstraße, erklärte aber dabei, daß er außer Stande sei sie zu fangen und nach Udjidji zu bringen.

Meine Aufforderung, in meiner Nähe zu lagern, da es schon spät wurde, lehnte er mit allen Zeichen des Entsetzens ab; nicht weniger Grauen schien es ihm zu bereiten, daß ich ihn zu bewegen versuchte, in Anbetracht der feuchten Witterung wenigstens einen Cognac von mir anzunehmen.

Dann fragte ich ihn noch, weshalb er nie nach Udjidji gekommen sei, trotzdem er seinen Besuch so oft in sichere Aussicht gestellt habe.

Luassa und sein Bruder und präsumtiver Nachfolger Lussohoke gaben an, daß es niemals in ihrer Absicht gelegen hätte, nach Ugoi (Udjidji) zu kommen und daß sie dies zu wollen auch nie vorgegeben hätten. Es müsse ein Mißverständnis vorliegen. Eine ur-

alte Sitte verbiete dem Sultan von Uha jemals die Grenzen seines Landes zu überschreiten.

Außerdem müsse derselbe beim Anblick des Tanganika sterben. Er wollte gern zu jedem Europäer kommen, der sein Land berühre, aber nach Udjidji zu gehen, daß sei ein Verlangen, welches er nie erfüllen könne. Seine Augen dürften nicht einmal Rinder erblicken, die aus Udjidji stammten. Solche müßten sorgfältig vor ihm verborgen gehalten werden, denn er sei unweigerlich dem Tode verfallen, wenn er zufällig ein solches Rind sehen würde. Der Aberglaube spielt eine große Rolle in Afrika und fraglos war Luassa von der unerschütterlichen Überzeugung durchdrungen, daß eine Reise nach Ugoi gleichbedeutend mit seinem Todesurteil sei. Der Mann spielte keine Komödie. —

Am 24. lagerte ich bei Ntätula, einem Untersultan Luassa's. Ein wegen Mordes bei der Station verklagter und vorgeladener Mtussi erschien sofort und gab den Mord ohne weiteres zu, indem er erklärte, einen der Zauberei schuldigen Mann der Stammessitte gemäß getötet zu haben. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Schuldigen zu verhaften und nach Udjidji mitzunehmen, da schon oft bekannt gemacht war, daß niemand mehr das Recht habe, einen anderen zu töten und Klagen gegen vermeintliche Zauberer stets der Station vorzubringen seien. Ich nahm den Täter also fest, was zunächst große Unruhe unter den Hunderten von Eingeborenen, welche das Lager umstanden, erregte, sie dann aber plötzlich veranlaßte, innerhalb weniger Sekunden wie vom Erdboden zu verschwinden. Während der Nacht traf ich besondere Vorsichtsmaßregeln, doch blieben wir ungestört. Als ich am nächsten Morgen in freier und übersichtlicher Gegend talwärts abmarschierte, sah ich auf allen Seiten von den umliegenden Höhen Wahakrieger in vollem Waffenschmuck herabsteigen und sich, im Tale angekommen, vereinen. Es mochten sich nach und nach 1600—1800 Bewaffnete versammelt haben, die meiner Karawane — sich immer mehr nähernd — folgten.

Ich war eben auf einer breiten, freien Fläche angekommen, als die ohne Zweifel einen Angriff zur Befreiung des Gefangenen planende Menge noch etwa 400 Meter entfernt war.

Ich hielt, formierte ein Karree mit 10 Askaris auf jeder Seite und nahm Träger, Troß, Gefangene und die Lasten in die Mitte. Jedes Blutvergießen wollte ich so lange es irgend möglich war vermeiden, obschon ich mir darüber klar war, daß es galt, zu handeln, ehe ich so überrascht werden konnte, daß es zu spät war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Andererseits wollte ich nichts unterlassen, was zu friedlicher Lösung führen konnte und ließ den Waha. meinen Dolmetscher entgegenlaufen und ihnen zurufen, sofort zu halten und mir durch die Ältesten ihre Wünsche mitzuteilen. Wenn die Kriegerschar näher käme, müßte ich sie als Feinde betrachten und feuern. Die Menge war jetzt nur noch 300 Meter entfernt. Der Dolmetscher rief und schrie: Haltet, haltet, sonst ist der Krieg fertig!

Man hörte ein dumpfgrollendes Gemurmel, dann wurde es ganz still und der Haufe stand. Nach einigen Minuten, die mir fast wie eine Stunde vorkamen, löste sich eine Gruppe von 6 alten Männern von der Menge ab und kam auf mich zu. Kurz darauf wurde mir ein Stier, ein Dutzend Ziegen, Honig und Pombe — anscheinend in aller Eile herangeschafft — als Geschenk überbracht. Ich nahm dasselbe an und verteilte ein entsprechendes Gegengeschenk in Tüchern und Perlen. Dann verlangten die Waha ruhig aber bestimmt die Auslieferung des festgenommenen Mtussi, der ein Verwandter ihres Häuptlings Ntätula sei.

Sie seien auch bereit, ihn loszukaufen und ich möchte meine Forderung nennen. Ich machte ihnen klar, daß ein Loskauf nach unserer Sitte undenkbar sei. Der Gefangene habe gemordet und müsse bestraft werden, ihn freizugeben wäre unmöglich. Ferner ermahnte und warnte ich sie eindringlich, keine Gewalt zur Befreiung des Gefangenen anzuwenden und mich nicht anzugreifen, da dann viele Leute umsonst sterben würden, weil ich ja viel stärker sei als sie alle zusammen genommen. Ob es bei einem plötzlichen Ansturm der Massen meinem Häuflein nicht doch zuletzt recht schlecht ergangen wäre, ist eine andere Frage.

Dann ließ ich ihnen etwa sagen: Und nun geht zurück zu Euren Leuten und sagt ihnen: „Bringt die Waffen nach Hause und haltet Frieden. Jedermann im Lande soll sein Recht erhalten, keiner darf den anderen ungestraft töten, deshalb muß Euer Genosse bestraft werden."

Ich schloß mit den vom Dolmetscher übersetzten Worten: „Ihr seid nun entlassen, ich werde nach kurzer Frist meine Fahne hochheben und auf dieses Zeichen sollen alle Leute in ihr Land zurückkehren. Wenn Ihr mir nicht folgt, werde ich sofort anfangen auf Euch zu schießen."

Die Alten entfernten sich. Erregtes Stimmengewirr erschallte. Man konnte deutlich vernehmen, wie alles heftig aufeinander einredete. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jetzt mußte die Entscheidung fallen! . . . . . .
Die Flagge ging hoch! Wilde Rufe ertönten!
Fest umgriff die Hand den Büchsenschaft.
Es war ein Moment höchster Spannung!
Da kommt Leben in die Masse!
Sie setzt sich in Bewegung!
Kein Laut ist mehr zu hören als ein leises metallisches Klingen der Waffen! . . . . . .
Sie gehen zurück!
Wenige Augenblicke später sahen wir die Leute still und ernst nach allen Richtungen auseinandergehen. —
Das war ein Sieg ohne Schuß!

In Uschingo hatte der als Verweser für den rechtmäßigen, minderjährigen Sultan Tale mdogo regierende Häuptling Tendeli seinen Neffen wiederholt verjagt und Boten der Station Udjidji zurückgetrieben. Als die Station erneut durch besondere Boten Tendeli zum Gehorsam auffordern ließ, wollten seine Anhänger die Stationsboten ermorden, doch war Tendeli selbst anständigerweise dagegen.

Ich wollte ihn aufheben und wählte einen durch menschenleeres Gebirge führenden Weg, um in einem großen Nachtmarsch überraschend an sein Dorf zu kommen. Doch wie es so oft kommt; der Zufall führte mir einige seiner Leute entgegen, welche beim Erblicken der Kolonne zurückstürzten und ihn warnten.

3 Stunden nach Tendelis Flucht traf ich an seinem Hause ein. Frauen, Hausrat, Vieh, alles war schon in Sicherheit gebracht und in den Bergen versteckt.

Meine Versuche, mit einigen auf den umliegenden Höhen hinter Büschen und Baumgruppen befindlichen Männern in Verbindung zu treten, wurden unter frechem, höhnischen Lachen mit den Worten zurückgewiesen: „Wir wollen von den Europäern nichts wissen. Sie sollen unser Land verlassen und fortbleiben. Wir wollen überhaupt nichts hören.“ Dabei war im Dorfe zum Hohn eine neue deutsche Flagge aufgezogen.

Trotz einer ganzen Reihe von Frechheiten, die sich Tendeli noch erlaubte, ließ ich zunächst nichts im Lande anrühren; kein Haus wurde betreten, kein Huhn weggenommen.

In der Landschaft Kitanga lagerte ich auf einem 30 Meter überhöhenden Kegel mit freiem Ausblick nach allen Seiten. Jeder Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

such, mit den Leuten in Verbindung zu treten, wurde höhnisch abgewiesen. Zuletzt wurden die in den Bananenstücken und im Busch steckenden Waschingo (auch Waha) so frech, daß sie in der Nähe des Lagers die Wasserholer angriffen und zurückjagten.

Ich ließ daher auf beiden Seiten des Lagers je 14 Askaris vorgehen, um das Gelände in der Nähe des Lagers von Waha zu säubern. Nach 1½ Stunden waren dieselben mit einem Verlust von 19 Toten vertrieben. Ein in der folgenden Nacht unternommener nochmaliger Versuch Tendeli selbst zu fangen, scheiterte an der Wachsamkeit seiner Posten, von denen 5 fielen. Als ich während des Gefechts am Nachmittage vorher das Gelände mit dem Fernglas absuchte, bemerkte ich plötzlich, wie ein unbewaffneter Mensch, der allenthalben fallenden Schüsse nicht achtend, auf das Lager zuhumpelte. Ich ließ das Feuern einstellen und den sonderbaren Ankömmling sich nähern. Ohne jemand eines Blickes zu würdigen, kam die Gestalt, die sich nun als ein steinaltes Weib entpuppte, ins Lager, setzte sich wie zu Hause in meinem Zelte auf die Erde, zog aus dem sozusagen zahnlosen Munde eine erkaltete Tabakspfeife und sprach:

„Meine Pfeife ist aus, gieb mir Feuer!"

Mit diesen denkwürdigen Worten begann und schloß sie die Unterhaltung. Ich beeilte mich natürlich, ihr eine Schachtel Streichhölzer zu dedicieren.

Das anfängliche Erstaunen im Lager machte bald einer allgemeinen Heiterkeit Platz, zumal ich die tapfere Alte — der nur ein Fetzen Rindenstoff um die faltigen, mageren Glieder schlotterte — noch mit einigen schönen Tüchern beschenkte und unter sicherem Geleit zurückgehen ließ mit der Botschaft, wer Frieden haben wollte, sollte ohne Furcht herankommen.

Der Erfolg war großartig.

Am nächsten Tage kamen die Leute von Kitanga mit der Bitte um Frieden und erklärten, daß sie Tendeli nicht länger folgen wollten. Dieser habe ihnen bei Todesstrafe verboten, den Europäern, sei es durch Lieferung von Lebensmitteln, sei es durch Gestellung von Führern irgendwie Vorschub zu leisten. Tendeli habe längst den Plan gehabt, mit den Europäern vita (Krieg) zu machen, weil diese seinen Neffen Tale mdogo in seinen Ansprüchen unterstützten.

Dem Laufe des Malagarassi folgend, führte der Marsch nun unter Schlichtung vieler Streitereien bis zum Rutschugiposten, wo die Sultane Pole, Mtau und Lulengerule zur Begrüßung erschienen. An den Salzquellen waren mindestens 1000 Leute aus allen Gegen-

den mit Salzkochen beschäftigt. Die ohne Unterlaß angestellten Nachforschungen hatten übereinstimmend ergeben, daß die Karawanenräuber Leute aus den von Luassa schon bezeichneten Landschaften Süduhas seien. Diese Wegelagerer, die sich nach den Angaben der Wavinsa „Wakamambogo" oder „Wasomakajagga" (das bedeutet etwa „Menschenblutmelker") nennen, waren so gefürchtet, daß niemand sich getraute, einen der Station zu verraten.

Am 14. September wurde von einigen landeskundigen Leuten einer der Anführer der Räuber Namens Pembamoyo, der sich unter die Salzkocher gemischt hatte, erkannt und nach verzweifeltem Widerstande festgenommen. In den Landschaften Rungwe, Ulenda, Usimbani und Ussunussi wurden die befestigten Dörfer der Wegelagerer abgebrannt und — nachdem es hierbei geglückt war, noch mehrere der Räuber zu ergreifen — nach Udjidji zurückmarschiert. —

Der Gefangene Pembamoyo, ein prächtig entwickelter Mann von athletischem Körperbau und für einen Neger auffallend starker Behaarung, gab ohne Weiteres seine Beteiligung an den Räubereien zu und bezeichnete auch die Mörder eines erschossenen Postboten. Er gab ferner zu, bei dem Überfall einer dem Griechen Michalaridis gehörigen Karawane beteiligt gewesen zu sein. Von den 3 dieser geraubten Stofflasten habe eine der Häuptling Njamkora erhalten, 2 lägen noch uneröffnet versteckt in der Wildnis.

Einen Tag vor Udjidji weigerte sich Pembamoyo, weiter zu gehen, indem er sich fortgesetzt zur Erde warf und verlangte, im „Pori"*) erschossen zu werden.

Er erklärte, daß er weder lebend nach Udjidji kommen wollte noch würde. Er sei dort jedermann als Räuber bekannt und würde nun ausgelacht werden, weil er sich habe fangen lassen. Das könne er nicht ertragen.

Da er nicht weiter vorzubringen war, wurde er fortab getragen.

4 Stunden von Udjidji entfernt verlangte er Wasser zu trinken und war kurz darauf eine Leiche. —

Wahrscheinlich war ihm von einem der anderen Gefangenen die ihn trugen, Gift zugesteckt worden.

Er hatte seinen Willen durchgesetzt und Udjidji lebend nicht erreicht. . . . . .

Während des Marsches nahm ich die Route auf, wodurch der ganze im inneren Malagarassibogen liegende Teil von Uha kartographisch festgelegt wurde.

*) Wildnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Udjidji erhielt ich den Befehl, mit meinem Detachement nach Tabora zurückzukehren und schickte am 26. 9. Parduhn mit 28 Askaris auf der Karawanenstraße zurück. Er war mit Werkzeug und Cement versehen, um die Salzquelle am Rutschugiposten zu fassen, damit das ganze Jahr — auch während des Hochwassers — Salz gekocht werden könne.

Die Quelle erwies sich aber als zu mächtig, so daß es ihm nicht möglich war, ohne andere Hülfsmittel die Arbeit auszuführen.

Ich selbst ging von Udjidji nach Süden bis zum Malagarassi um bei dem Sultan Mrire noch einige schwebende Angelegenheiten aufzuklären. Von Mrire wurde Askari Jabu wegen eben ausgebrochener echter Pocken nach Udjidji zurückgeschickt.

Über die Wasserfälle von Gomaïtale marschierend erreichte ich am 11. Oktober Igwa Manoni. Am 14. lagerte ich bei Mule Chakule in Gulu Kutimba, am 18. kam ich auf der Mission Urambo an.

Die hier vorgefundene Post aus Tabora enthielt einen Dienstbrief mit dem Befehl nach Kalinga zu marschieren und dort die 3. Kompagnie zu übernehmen.

Das war mir eine frohe Botschaft und soweit ganz schön, aber selbst in Tabora konnte mir kein Mensch verraten, wo Kalinga lag.

Einen Telegraphen nach Daressalam behufs Anfrage gab es damals nicht. Als einziger Anhaltspunkt war mir bekannt, daß die 3. Kompagnie irgendwo in Uhehe operieren müßte.

Also „Auf nach Uhehe" war die Parole.

Eigentlich hatte ich das ewige Leben aus Kiste und Koffer — jeden Tag seit April unter einem anderen Baum im Bett — doch etwas satt bekommen und war ziemlich abgespannt geworden.

Am 31. Oktober kam Hauptmann Puder, der den bisherigen Stationschef Langheld abgelöst hatte von einer Expedition zurück.

Am 1. November war ich reisefertig, die Lasten gepackt und die Träger — lauter kräftige, lustige Tabora- und Küstenleute — bereit.

Ich marschierte erst nach Süden, um möglichst auf bisher nicht bekannten Wegen nach Uhehe zu kommen. Nach 5 Tagereisen erzählten mir Eingeborene auf meine Erkundigungen — ich pflegte überall die Leute systematisch auszufragen nach Seen, Höhlen, heißen Quellen, Mineralien, Eisen- und anderen Erzen usw., da kein Neger einem von selbst etwas mitteilt — daß 3 Tage weiter südlich ein großer See „Limäne" genannt läge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es konnte nur der Rikwa gemeint sein, obschon diese Bezeichnung den Leuten hier vollkommen unbekannt war.

Ich beschoß daher zunächst nach Süden weiter zu gehen, da es immerhin möglich war, daß in diesem fast unerforschten, ungeheuren Waldgebiet ein unbekannter See liegen konnte.

Durch pfadlose Wildnis ging es weiter. An 40 Kilometer mußten wir an einer Stelle ohne Weg durch den Wald dringen, da die Führer den selten begangenen, kaum erkennbaren Pfad verloren hatten. Dann trafen wir wieder Ansiedelungen, erreichten am 17. die Rikwaebene, am 19. den bedeutend zurückgegangenen See im Lande Wungu, wo am Dorfe Tshuwi gelagert wurde. Der See wurde hier Rikwa, Ikwa, Käla und Limäne genannt.

Am 20. schob ich den ersten Ruhetag seit dem Abmarsch von Tabora ein. Von 2 aus Uhehe nach Karema zurückkehrenden Postboten erfuhr ich endlich, daß Kalinga in der Nähe des Utschungwegebirges in Uhehe läge.

Am 22. passierte ich Hosjo, am 24. Kipembawe; am 28. lagerte ich in Dunda am Kimbi, während der Nacht von 2 Löwen fortgesetzt umkreist. Die Dornboma war aber hoch und dicht, so daß wir uns wenig darum kümmerten.

Am 29. führte der Weg durch wasserloses, wildreiches Steppengebiet bis Ulanga. Frische Fährten von Elefant, Nashorn, Löwe, Zebra, Giraffe und vielen Antilopen kreuzten unsern Pfad.

Am 1. 12. wurde der große Ruaha überschritten.

Der folgende Tag brachte uns bis Gawiro und am 3. 12. erreichten wir den Posten Malangali, von Leutnant v. d. Marwitz und Pater Ambrosius von der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft — die wie mir schien, ein beneidenswert idyllisches Dasein zusammen führten — gastfrei aufgenommen.

Unterwegs traf ich die Spuren zweier Elefanten, die eine ganze zeitlang unserem Pfade folgend voraus gewandert waren.

Die alte, aufgegebene Station Idunda blieb ziemlich weit rechts liegen.

Durch ein wundervolles Bergland mit schönem Urwald führte der anstrengende Marsch nun bergan. Über Kihuero reisend konnte ich am 8. 12. nicht mehr weit von Kalinga sein. Am Morgen dieses Tages, — wir hatten in einem tief eingeschnittenen, dichtbewaldeten Tal gelagert — war es bitter kalt. Meine Leute klapperten und zitterten am ganzen Leibe. Dann ging es wieder in einer überaus schönen Landschaft mit großen Waldstrecken bergan.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genau um 12 Uhr Mittags wurden die auf kahler Anhöhe gelegenen, sauberen Häuschen meiner neuen Station sichtbar.

1½ Stunde später sprang ich mit aufrichtigem „Jl Hamdu lillahi"*) im Stationshof von meinem braven Maultier.

In Kalinga — die Station lag auf etwa 1650 Meter Meereshöhe in ziemlich menschenleerer Gegend — herrschte allgemeiner Hunger.

Da die Regenzeit in den Bergen schon kräftig eingesetzt hatte, wurde es des Nachts so kalt, daß wir 4 Decken brauchten und inmitten der Zimmer am Tage Holzfeuer anzündeten, um uns warm und die durchnäßten Wände leidlich trocken zu halten.

Kalinga war der politischen Verhältnisse halber dort provisorisch angelegt und bestand aus 7 tembenartigen gefälligen und praktischen Gebäuden mit Lehmbewurf.

Die Dachkonstruktion (erdbedeckt und ganz flach) hielt der Regenzeit nicht stand. Nach 6 Tagen Regen drang das Wasser in allen Häusern durch das Dach in die Zimmer; in meinem Hause derart, daß ich vorzog, wieder ins Zelt zu ziehen, denn ich wollte nicht, daß mir das Lehmdach auf den Kopf fallen sollte. Wozu auch?

Die Verpflegung der Kompagnie war fast unmöglich. Ständig war ein Europäer und die halbe Kompagnie unterwegs, um Lebensmittel heranzuschaffen. Kam der eine zurück, so marschierte der der andere ab. Aus einer von der Küste kommenden Trägerkarawane waren einige Wanyamwesi so hungrig, daß sie ein Paar getrocknete Elefantenohren und Hautstücke, die ich 8 Tage vorher in den Busch hatte werfen lassen, mit Behagen verspeisten. Vortrefflich bekam es ihnen! —

Die meisten Lebensmittel wurden in der 3—4 Tagemärschen entfernten Ulangaebene gekauft, wo viel Reis und Mais zu haben war.

Es war bekannt, daß die Verlegung der 3. Kompagnie wahrscheinlich nach der Ulangaebene geplant war.

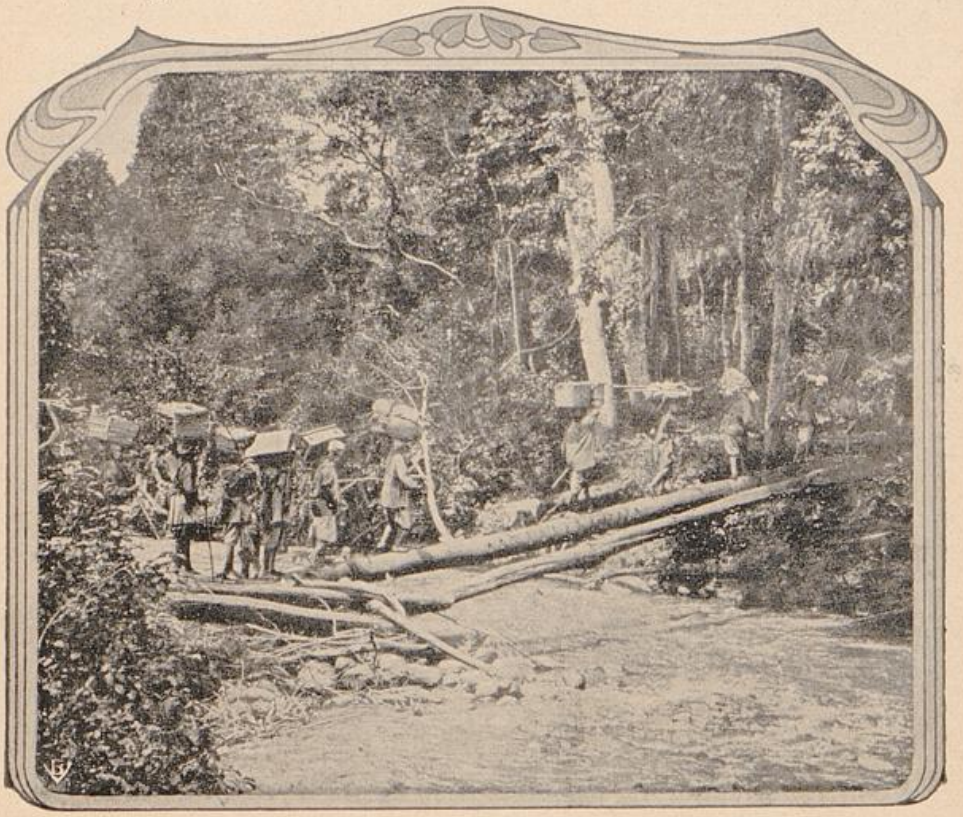
Zum Glück kam dieses dem Gouvernement merkwürdiger Weise vorgeschlagene Experiment aber nicht zur Ausführung.

Zu Weihnachten regnete es sämtliche Feiertage flott durch und wir genossen als einzige Freude einen Cognac und den Anblick der Holzfeuer, mit welchen wir versuchten, unsere Zimmer trocken zu heizen. —

*) Gott sei Dank.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vom 29. 12. bis zum 3. Januar unternahm ich einen Jagdausflug ins Gebirge und hatte das Glück, meinen ersten Elefanten in der Wildnis zu sehen und nach überaus anstrengender Jagd zu erlegen. Davon später, wenn ich an die ostafrikanische Jagd komme. Nach einem Marsch von 8 Uhr Vormittags bis fast 6 Uhr Abends unter strömendem Regen kam ich wieder in Kalinga an, von Leutnant Orthmann mit der Nachricht empfangen, daß mein eben repariertes Häuschen wieder unbewohnbar sei, weil es an an etwa 50 Stellen durchregne. Also ins Zelt!



Bachübergang am Kilimandjaro (über den „Rau"bach).

Am 10. Januar mit der Post große Überraschung!

Befehl von Daressalam:

„Die 3. Kompagnie marschiert über Upogoro — wo ein geeigneter Stationsplatz auszusuchen ist — und dann über Kitschi und Matumbi *) nach Kilwa."

*) Ausbruchsort des jüngsten Aufstandes.

Also auch hier war meines Bleibens nicht. Allerdings hätte die Kompagnie auch sonst bald irgendwohin abmarschieren müssen ohne Befehl, denn die Verpflegung war nicht länger zu beschaffen, die nächste Ernte noch weit von der Reife und mit getrockneten Elefantenohren konnte ich mir auch nicht mehr helfen.

2 Tage später ging ich nach Iringa, um mit Hauptmann Prince das nähere über die Aufgabe der der Station Kalinga zu vereinbaren. Nach 3 guten Märschen à 7 Stunden war ich dort und wurde von Familie Prince gleich zu dem bis um 2 Uhr nachts verlängerten Abendbrot dabehalten. Bei solchen Gelegenheiten redet man sich leider zu leicht einen kleinen Rausch an.

Am 16. ging ich über Alt-Iringa — die frühere Kwawastadt — zurück auf Kalinga zu. In Alt-Iringa, wo ich der kathol. Mission einen Besuch abstattete, waren die Ruinen der alten Kwawabefestigung noch gut erhalten.

Über Rungembe gehend traf ich am 20. wieder in Kalinga ein, wo das gesamte Stationsinventar, die Kammerbestände und die Viehherde dem von Iringa eingetroffenen Zahlmeisteraspiranten Kieferle übergeben wurde.

Am 23. war alles dienstlich-geschäftliche erledigt, die Lasten lagen fertig gepackt und es wurde in Marschbereitschaft übergegangen. Mein Maultier, das mich seit Daressalam unverdrossen durch Wald und Steppe, durch Busch und Sumpf getragen hatte, war vor einigen Tagen an den Folgen des Stiches der Tsetsefliege nach langen Qualen eingegangen. Ich mußte daher zu meinem Kummer das einzige noch vorhandene Leutnant Orthmann abknöpfen und selbst mitnehmen. C'est l'Afrique.

Am 24. Januar donnerten 3 Abschiedssalven, lang in den Bergen wiederhallend über die Station, die Flagge sank vom Mast herab und die Station Kalinga hatte offiziell aufgehört zu existieren.

Dann wurde in 2 Kolonnen — eine zunächst nach Perondo, eine über Sultan Kiwanga's Sitz am Mpangafluß behufs Trägeranwerbung — abmarschiert.

Durch Vermittelung der Station Iringa hatte ich 60 Wahehe zur Lastenbeförderung bis Perondo erhalten, wodurch ich einer großen Sorge enthoben wurde, denn in Kalinga war auch nicht ein Träger aufzutreiben.

Den Abmarsch hatte ich nach Möglichkeit beschleunigt, befürchtend, daß die Ulangaebene bereits überschwemmt sei. Doch während auf den Bergen täglich seit Wochen bereits die Regenmassen

niederströmten, herrschte in der Ebene noch völlige Trockenheit und eine ungemein erschlaffende, auch nicht durch den geringsten Luftzug gemilderte Hitze.

Hielt hier die Trägeranwerbung wieder lange auf, da niemand sich freiwillig meldete, so ging beim übersetzen über den Mgera und den Ruhudjefluß wieder je ein voller Tag verloren, da jedesmal nur ein Einbaum zu erhalten war und an 400 Menschen übergesetzt werden mußten.

Auch am 27. Januar mußte marschiert werden, doch begnügte ich mich an diesem Tage mit 5½ Stunden.

Das Lager wurde beim Sultan Kiwanga, der im weißen Anzuge herumspazierte und im übrigen scheinbar macht- und glanzlos mit seinen Weibern dasaß, bezogen. Am Nachmittage trat die Kompagnie an und brachte ein dreimaliges Hurrah auf Seine Majestät aus, bei dessen Kraft und Frische kein Zuhörer auf die sozusagen vollendet leeren Mägen der Askaris geschlossen haben könnte.

Bei Kiwanga gab es nämlich auch nichts mehr zu essen.

In besonderer Erinnerung blieb mir das Lager bei ihm, weil in der Nacht meine ganze Kochlast ausgeräumt und der Inhalt fortgeschleppt wurde. Die Diebe, 2 kleine halbverhungerte Bengels, konnten aber am nächsten Morgen erwischt werden und gaben an, von ihrer Mutter, einer gräulichen alten Hexe, angestiftet worden zu sein.

Am 29. vereinigten sich die beiden Kolonnen nahe dem alten Stationsplatz Perondo, der unweit des Kihansiwasserfalles lag.

Die Lage von Perondo konnte keine gesunde sein. Eine dauernde Station ist dort erfreulicherweise nicht gegründet worden.

Am 30. Januar wollte ich während des Marsches etwas jagen, da mir die Eingeborenen von fabelhaftem Wildreichtum erzählt hatten. Außer 2 Antilopen bekam ich nichts zu sehen, mußte aber dafür 9 fürchterlich duftende Sümpfe durchwaten. Die anderen Europäer, die Sergeanten Jahn und Schütz und der Sanitätsunteroffizier Leder waren noch zurück und suchten Träger.

Die nächsten Tage führten durch die außerordentlich wildreiche Ulangaebene. Besonders zahlreich waren ganz frische Büffelspuren, die am frühen Morgen unseren Weg gekreuzt hatten.

6. Februar Ankunft in Twangiro. Am 7. früh waren wir reisefertig, indessen 22 Träger ausgerissen. Es mußten also neue gesucht werden.

Dann ging es hinauf in die Berge nach Upogoro, dem Ssesse- und Ssofibach folgend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Nacht vom 8. zum 9. Februar kam bei einer Askarifrau ein junger Weltbürger an. Beide blieben mit dem erfreuten Vater und noch einigen Leuten zurück.

Am folgenden Morgen sahen wir gegen 9 Uhr 3 Elefanten am Wandrande uns den Rücken drehend langsam wie auf Gummisohlen voranschreiten. Trotzdem der Wind schlecht stand, versuchte ich mit Sergeant Schütz heranzukommen. Leider vergebens. Die Tiere hatten uns gewittert und waren nicht mehr zu halten.

Nach 3stündigem Nachjagen in atemloser Hast mußten wir, das Vergebliche unseres Vorhabens einsehend, zum Lager zurückkehren. Ein heftiger Fieberanfall mit rasendem Kopfschmerz zwang mich sofort ins Feldbett. Sergeant Schütz erbat sich am Nachmittage noch einmal Jagderlaubnis und hatte das Glück, einen riesigen Bullen mit Zähnen, deren jeder 90 Pfund wog, zu erlegen. Er selbst entging nur durch ein reines Wunder dem fast sicheren Tode. Seine große Freude über den Jagderfolg war ihm wohl zu gönnen. Wenige Monate später deckte ihn die afrikanische Erde doch! —

Am 12. Februar gingen wir im Tale des Luhombelobaches bis zum kleinen Humbusee. 2 Tage darauf führte unser Weg am Fuße des 800—1000 Meter hohen Muhulustockes durch die niedrigeren Vorberge in nördlicher Richtung dem feuchtheißen und ungesunden Tale des kleinen Ruahabaches entlang. Das Land Upogoro war sehr gut bewässert und außerordentlich fruchtbar.

Am 15. mußte ich einen Ruhetag einschieben, um die Nachzügler herankommen zu lassen. Ich selbst ging mit 25 Askaris voraus, um einen geeigneten Stationsplatz auszusuchen. In den bisher passierten tiefliegenden Tälern war an einen einigermaßen gesunden Ort zum Bau nicht zu denken.

Am nächsten Tage kamen wir rechts an dem in Felsmassen versteckten und eingeschachtelten Dorfe des Häuptlings Timaljassi vorbei, an welchem es tags darauf zu einem erbitterten Gefecht kommen sollte.

Bevor ich zur Schilderung dieses Tages übergehe, seien zum besseren Verständnis der vorgefundenen Verhältnisse einige allgemeine Bemerkungen über Upogoro eingeschoben, die ich nach kleinen Änderungen und Ergänzungen dem dienstlichen Bericht über meine Reise entnehme.

„Im sehr wechselnd breiten Tal des oberen Luhombelo und dessen Seitentälern — einem Gebiete von großer Fruchtbarkeit — hält es schwer, einen unbebauten Platz zu finden. Tagelang führte

der Weg durch Felder aller Art, — meist Reis, Mais, Negerkorn, Erdnüsse aufweisend — deren trefflicher Stand von der Ertragsfähigkeit des Bodens Zeugnis ablegte. Die Gummiliane ist zahlreich in den Wäldern der Berge vorhanden, doch verstehen die Wapogoro die Gewinnung des Gummis meist noch nicht. Dies kommt daher, weil von den Händlern bisher nur das südliche Upogoro besucht wurde. Im Norden, dem von steilen Bergen eingeschlossenen Ruahatal und dem östlich hiervon liegenden, höchst eigentümliche Fels- und Klippenformationen aufweisenden Upogoro der Felsen oder der „Upalla" wurden die Gummikäufer von den jedem fremden Einfluß und Besuch feindlich gegenüberstehenden Wapagoro nicht geduldet und einfach ausgeraubt. Tatsächlich wagte sich zur Zeit kein Händler mehr dorthin.

Eine Landschaft „Upalla" oder einen Bergkomplex dieses Namens gibt es nicht. Upalla heißt „Felsen, Klippen". Das Ruahatal und die Landschaften Issongo und Vigoi weisen besonders schroffe, unzugängliche Formationen auf. Diese bilden für die Wapagoro ideale Schlupfwinkel und sind dementsprechend bei der Anlage der Dörfer sehr geschickt ausgenutzt, um natürliche, für Eingeborene uneinnehmbare Festungen zu schaffen. Felslöcher, Felsgänge, Risse, Höhlen, Schluchten, ausgezackt und mit scharfen Rändern, dazwischen gewirbelte große Blöcke verwitterten Gesteins — an der Bruchstelle schneeweiße Marmorfarbe aufweisend — können Hunderte von Menschen einfach spurlos verschwinden lassen.

Am Luhombelobach waren die Leute zwar scheu, benahmen sich aber bereits ganz verständig! Im Ruahatal hielten sich die Eingeborenen verborgen.

In den Bergen wurden den zum Kornkauf ausgegangenen Leuten der Karawane aus sicherem Versteck überall Giftpfeile nachgeschickt, so daß ich niemand mehr erlaubte, sich ohne Askaris vom Lager zu entfernen.

Östlich der Linie Muhulukopf-Mission Issongo liegt ein räumlich nicht sehr ausgedehntes, mit grotesken Fels- und Klippenpartien bedecktes Plateau der sorgfältig bebauten Landschaften Issongo, Vigoi und Kiduhu.

Das dicht bewohnte Land ist ungemein fruchtbar. Selbst auf Anhöhen, die von Fels und Klippen durchsetzt waren, habe ich vielfach Reis und Mais zusammen auf einem Felde vorzüglich gedeihend angetroffen.

Die erstaunliche Fruchtbarkeit von ganz Upogoro der Berge ist wohl mit auf die eigentümlichen Nebelbildungen zurückzuführen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Nachts entstehen, bis 9,10 Vormittags das Land in einer gigantischen weißen, bis auf die nächsten Entfernungen undurchsichtigen Wolke einhüllen und im Verein mit dem starken Tau eine ausgiebige befruchtende Befeuchtung des Bodens verursachen.

Der Elefant ist noch häufig in dem unbewohnten Bergland zwischen T'wangiro und Upogoro.

Die Wapogoro im Norden sind, was die Upallabewohner anbelangt, scheu und uns feindlich gesinnt. Politisch stehen sie nicht unter einem Oberhaupt. Es gibt eine Anzahl Häuptlinge mit ihren Gefolgschaften, unter denen die bedeutendsten feindlichen Timaljassi oder Mongere und Makunganje sind.

Mloläle und Maganga sind europäerfreundlich gesinnt.



Tanzende Warundi bei der Feier des Geburtstages Seiner Majestät in Usumbura.

Einen Schluß auf die Dichtigkeit der Bevölkerung zu ziehen hält sehr schwer. Den Eindruck hatte ich etwa — es sei mir der Vergleich mit einigen anderen besuchten Ländern gestattet — daß das Verhältnis der Bewohner ist: Uhehe: Ulangaebene und Upogoro: Uha: Ruanda: Urundi wie 5:20:40:60:80. Einer solchen Angabe kann aber nur der Wert einer sehr anfechtbaren Schätzung beigelegt werden, wie ich wohl weiß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicher ist, daß die dichtest bevölkerten Gebiete der Kolonie an deren Westgrenzen liegen.

Für die Anlage einer Station in Upogoro kommt in erster Linie das Gebirgsland in der Nähe des Muhulukopfes in Betracht. Bei der Auswahl des Platzes kann es sich nur um das Land wenige Kilometer im Umkreise dieses Berges handeln, weil diese Gegend in gesundheitlicher Hinsicht die erste Stelle einnimmt.

Politische, wie sanitäre Rücksichten zeigen in selten übereinstimmender Weise auf denselben umgrenzten Landkomplex zum Stationsbau hin.



Rast einer Karawane an den Schirmakazien bei Tschungo.

Später wurde der Bau der Mahengestation zuerst an einer anderen, tiefer gelegenen Stelle begonnen, mußte aber, weil sich der Ort als zu ungesund erwies, eingestellt und in die von mir vorgeschlagene Gegend verlegt werden.

Jetzt gilt „Mahenge" als eine der schönsten und gesundesten Stationen der Kolonie.

Am 16. Februar lagerte ich auf einer Kuppe des Tongaberges, einige Kilometer von Timaljassis Felsfeste entfernt.

Der Häuptling Timaljassi hatte mit seinen Freunden Makun-

ganje, Ukägama und Mpangajao die von der katholischen Mission vorläufig aufgegebene Station Issongo ausgeplündert.

Außerdem schloß Mongere (alias Timaljassi) den Mahengeweg und verjagte oder beraubte die Händler.

Nachdem ich behufs gütlicher Beilegung und Vermeidung seiner Bestrafung anderthalb Tage lang fruchtlose Verhandlungen mit ihm geführt hatte, stellte ich ihm einen letzten Termin, zu erscheinen, oder er würde vertrieben. Seine Antwort war: „Ich komme nicht zum Europäer und lehne jede Verhandlung ab."

Ich hatte gehofft, ihn zum Erscheinen zu bewegen, indem ich ihm im Falle der Weigerung seine Bestrafung androhte und darauf hinwies, daß alle seine Manöver ihm doch nichts mehr nützen würden, da jetzt eine Station in seinem Lande gebaut würde. Seine schroffe Weigerung, die unter Anderem auf das Schuldbewußtsein über die Beteiligung an der Missions-Plünderung zurückzuführen war, machte es mir unmöglich abzumarschieren, ohne die Drohung, ihn aus seinem Felsennest zu vertreiben, zur Ausführung zu bringen. Außerdem wurde eine später sonst doch nötige Straf-Expedition vermieden und besonders wäre angesichts seiner Unbotmäßigkeit ein Abmarsch ohne Tat lediglich als Schwäche und Furcht vor seinen Felslöchern ausgelegt worden.

Ich entschloß mich daher zur Einnahme seiner Stellung und rückte am 17. mit 21 Askaris (5 blieben zur Deckung des Lagers zurück) vor Mongeres Dorf und ließ ihn anrufen, zu mir zu kommen.

Keine Antwort!

Das Dorf lag zerstreut in wildromantischen Felsmassen, war auf beiden Seiten von Bergen überhöht und konnte gut eingesehen werden.

Hinter dem Dorfe erhob sich ein Labyrint von wild durcheinandergeworfenen Felsmassen mit zahlreichen Spalten, Rissen, Höhlen und Felsgängen.

Hier hatte sich Mongere mit seinen Leuten festgesetzt.

Außer einem einsam im Sande scharrenden Huhn war nichts zu sehen. Ab und zu ertönte irgendwo aus der Unterwelt das ängstliche Meckern einer festgebundenen versteckten Ziege.

Nur einmal wurde für Sekunden ein aus einer Felsspalte spähender Mann sichtbar.

Ich teilte nun, um vor Überraschung sicher zu sein, meine Streitmacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3 Askaris besetzten eine dem Dorfe gegenüberliegende Höhe.

1 Schauish (schwarzer Unteroffizier) 2 Askaris gingen im Tale bachaufwärts in nördlicher Richtung.

1 Ombascha (Gefreiter) 5 Mann umgingen, einen Bergrücken hinabsteigend, Mongeres Stellung von Süden, um wenn möglich von hinten einzudringen.

2 Askaris blieben zur Beobachtung auf einem überhöhenden Abhang zurück.

Mit den übrigen 7 Mann — zu denen noch die 3 zuerst erwähnten stießen, als sie uns voreilen sahen, — rannte ich nun auf einem zwischen Felsen und Büschen sichtbaren Wege auf den Eingang des Dorfes zu.

Nach wenigen Sprüngen standen wir vor dem einzigen, stark verbarrikadierten engen Felstor, hinter dem das rings von natürlichem Klippenkranz umgebene Hauptdorf lag. In kurzer Zeit war das Tor eingeschlagen und wir drangen, sofort von einem Hagel von Pfeilen — die aus den 40 bis 50 Meter hinter den Hütten liegenden überhöhenden Felslöchern herausflogen — überschüttet, ein. Der mit mir vorn befindliche Betschauisch erhielt einen Pfeil in die Hand; einem Askariboy wurde ein Pfeil mit solcher Gewalt ins Genick gejagt, daß er sofort tot war.

Mit meinen 10 Askaris, den nun herangekommenen Trägern, Boys und einigen Hülfsleuten drang ich, gleich in alle Löcher und Spalten feuern lassend vor, geriet aber wie sich später herausstellte, zunächst in eine falsche Richtung und so auf die andere Seite des Felsennestes ins freie Feld.

Wie das Gelände hier beschaffen war kann man sich vielleicht vorstellen, wenn ich sage, daß wir zum überklettern und durchkriechen der etwa 60—80 Meter breiten, dicht bewachsenen Felsmassen volle 2 Stunden brauchten.

Glücklich draußen, stieß ich auf die Abteilung des Ombaschas, die sich mittlerweile hinter der Stellung festgesetzt hatte.

Nach kurzer Atempause liefen wir um das Felsengewirr herum zurück zum Eingang und drangen auf dem ersten Wege wieder vor, diesmal genau in der Richtung bleibend aus welcher jetzt die Pfeile kamen. Ab und zu wurde ein Eingeborener halb sichtbar, der einen Pfeil abschoß und wie der Blitz in einem Felsspalt verschwunden war.

Über tiefe Spalten und zackige, scharfe Felsen kletternd, steckten wir bald wieder mitten in einem wüsten Chaos von Felsmassen und folgten den Spuren, die bisweilen im Sande zwischen den Klippen

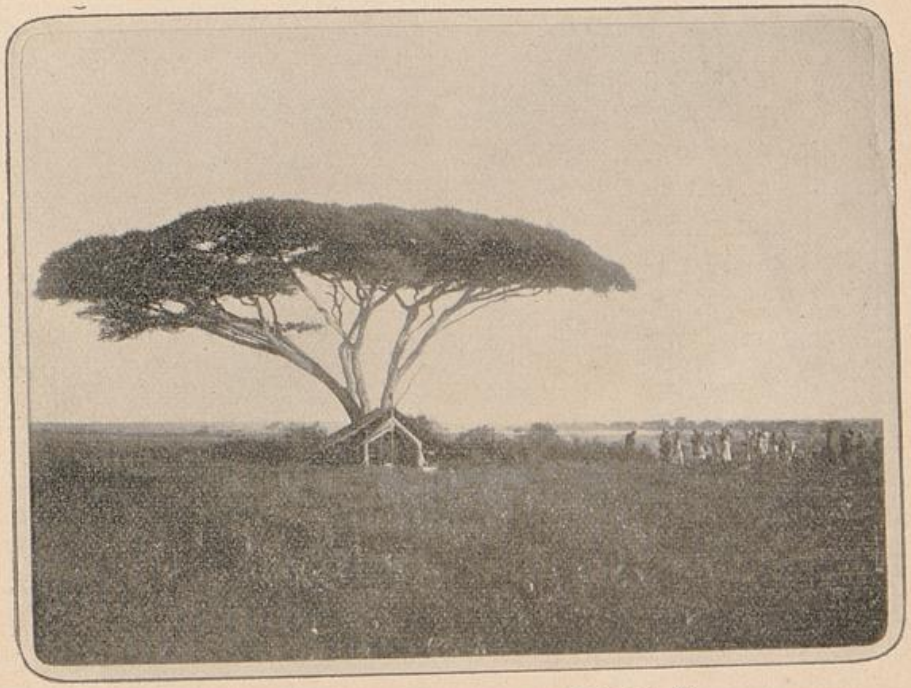
sichtbar wurden und dann in einem etwa 4 Meter tiefen senkrechten Schacht verschwanden.

Schon kletterten 2 beherzte Askaris hinab, mir kaum Zeit zum Folgen lassend. Kaum hatte der erste den Boden berührt, als ihn ein Gewehrschuß in den Kopf niederstreckte.

Der 2. sprang herab. Eine Kugel durchlöcherte seinen Tarbusch*) knapp fingerbreit über dem Schädel.

Gleich darauf stand ich unten, während der Rest der Askaris mir nach so schnell wie möglich hinabstieg.

Kein Laut war mehr zu hören.



Lager in der wildreichen Steppe Tiff-Tiff bei Mpapua unter großer Schirmakazie.

Mit 6 oder 7 Mann drang ich 2 Fußspuren folgend weiter vor, bis diese nach wenigen Schritten wieder verschwunden waren und damit gleichzeitig das Felsgewirr jedem Versuch, weiter einzudringen Halt gebot.

Nur ein Eingeborener, der aus einem Loch mit knapp kopfgroßer Öffnung herausfeuerte, wurde noch gesehen und erschossen.

Sonst hatten sich die anscheinend unbekleideten Wapogoro auf der Flucht durch so enge Spalten und Löcher zu zwängen verstanden, daß an ein Folgen und Erreichen nicht zu denken war.

*) Kopfbedeckung.

Trotzdem wurde das Felsnest noch bis zum Abend nach allen Richtungen hin durchstöbert und durchsucht.

Auf Eingeborene wurde nicht mehr gestoßen, da diese jedenfalls auf nur ihnen bekannten Pfaden entflohen waren oder sich in unauffindbare Löcher verkrochen hatten.

Das gänzlich ausgeräumte Dorf wurde am Abend in Brand gesteckt, wobei sich die umgebenden Felsmassen derart erhitzten, daß eine ganze Wand derselben unter unheimlichem Krach barst und einstürzte.

Die in den Höhlen versteckt gewesene Beute bestand aus vielen Waffen, 30 Ziegen und einer Unmenge von Lebensmitteln; 7 tote Wapogoro wurden gefunden.

Die Haltung und das Vorgehen der Askaris war hervorragend.

Der Mann, welcher als erster im Schacht den Kopfschuß erhalten hatte, wollte, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen und verbunden war, nicht einmal ins Lager zurückkehren. Die Ladung hatte zum Glück nur den Schädel hart gestreift. . . . .

Nach dem in zwiefacher Hinsicht heißen Tage machte sich nun doch allgemein ein lebhaftes Hungergefühl im leeren Magen geltend, weshalb an Ort und Stelle mit den vorgefundenen Vorräten abgekocht wurde, bevor wir zum Lager zurückmarschierten.

Ich selbst hatte auch keinen schlechten Appetit bekommen und briet mir zur Feier des Tages das erste Huhn in meinem Leben an einem Speere selber.

Am nächsten Morgen wurde Mongeres Dachsbau noch einmal gründlich abgesucht, wobei es sich herausstellte, daß die Wapogoro am Nachmittage vorher in einem durch die Felsen führenden Bachbett geflohen waren, nachdem wir den tiefen Schacht erreicht hatten.

Am Nachmittage des 18. erstieg ich die höchste Erhebung des Muhulustockes und lagerte auf seinem Nordabfall.

Eine prachtvolle Rundsicht über die Luvegu- und Ulangaebene, die Landschaften Vigoi, Kiduhu und andere belohnte für den etwas beschwerlichen Aufstieg.

In meinem Tagebuch steht mit Bezug auf dieses Lager:

„In dieser Gegend geeigneter Stationsplatz".

Am 19. wurde nach einer Stunde Marsch das Dorf des Häuptlings Mloläle passiert, welches ebenfalls in den Felsen und von allerhand Höhlen und Irrgängen umgeben, versteckt lag. Die Hauptkarawane war hier mittlerweile zu meiner Überraschung auf einem anderen Wege bereits eingetroffen, nachdem sie im Gebiet des Häupt-

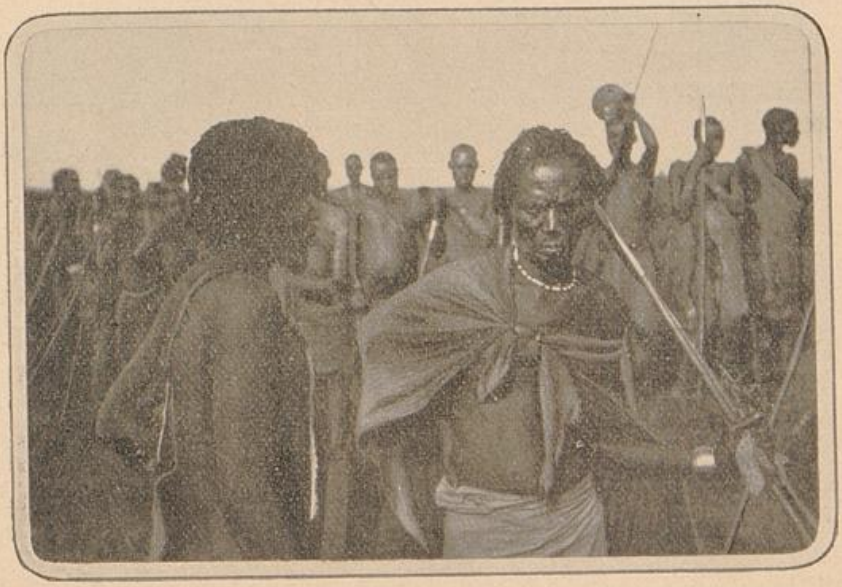
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lings Makunganje ebenfalls ein kleines Renkontre mit den aus den Felsen ihre Giftpfeile in die Kolonne schießenden Eingeborenen gehabt hatte.

Auf Grund dieser feindlichen Haltung im Verein mit seinen früheren Sünden entschloß ich mich daher, gleich noch einmal zurück zu marschieren und mit Makunganje auch abzurechnen.

Am 22. 2. marschierte ich mit Sergeant Schütz, Sanitätsunteroffizier Leder, 60 Askaris und einigen befreundeten Häuptlingen mit ihren Hilfsleuten ab.

Makunganjes Dorf wurde hoch oben auf einem etwa 80 Meter hohen steilen Berg mit wild zerklüfteten Felsformationen verlassen vorgefunden.



Leute aus Udóroa oder Mpóroro. (Zu S. 99.)

Das Absuchen der Höhlen und Felsverstecke, Nachgraben usw. hatte keinen sonderlichen Erfolg, da die Plünderung der Mission schon vor 5 Monaten erfolgt sein sollte. Außer einigen Kochkesseln, Büchsen- und Kistenresten der Mission wurde nichts gefunden.

Die Eingeborenen waren bis auf wenige gleich nach Timaljassis Vertreibung in entfernte Wälder geflohen.

Einer unserer Träger wurde verwundet, 2 Wapogoro fielen.

Bei einbrechender Dunkelheit wurde Lager in der verlassenen Mission Issongo bezogen. Außer einem Filterteil, einem Schleifstein und einigen Dutzend leeren Kisten war nichts mehr zu finden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor dem noch in gutem Zustande befindlichen Hause lagen Papiere und Heiligenbilder in großer Zahl verstreut umher.

Wir zählten bei den Wapogoro zusammen 15 Tote, unsere Verluste betrugen 1 Toten, 10 Verwundete. Die Eingeborenen hatten keine Zeit mehr gehabt, ihre Pfeilspitzen mit frischem Gift zu bestreichen, da sonst ohne Zweifel keiner unserer Verwundeten mit dem Leben davon gekommen wäre. Die alte, eingetrocknete Masse, mit der die Pfeile ausnahmslos präparirt waren wirkte nicht mehr.

Einen Tag wenigstens mußte die Karawane der Verwundeten wegen noch liegen bleiben.

Dann führte ein steiler, beschwerlicher Abstieg uns hinab zur heißen Ebene. Am Fuße des Upallaplateaus herrschte Hunger. Der mir nicht mehr neue Anblick der zum Skelett abgemagerten Menschen war furchtbar.

Von den Wapogoro der „Upalla" wurden ihnen Lebensmittel nicht oder nur zu unerschwinglichen Preisen verkauft, sodaß, während die ersteren in Überfluß lebten, 4—5 Stunden entfernt davon vollkommene Hungersnot war.

Allgemein war bei den Leuten die Freude und Genugtuung über die Vertreibung Timaljassis. Sofort eilten sie hinauf in die Berge, um Lebensmittel zu holen. —

Über Mlungama, wo man übereinstimmend versuchte, mich fürchterlich anzulügen, und den Luhombelofluß reisend kam ich am 24. am Ulanga an. Durch wildreiche Gegend zogen wir weiter über Tete nach Kitope. Die Existenz des Tungesees versuchte man mir gegenüber abzuleugnen, weil dort mit Vorliebe auf Elefanten gewildert wurde. Am 5. März wurde der fast ausgetrocknete Lukulilwa erreicht. Die ganze Gegend schien einen außerordentlichen Bestand der verschiedensten Wildarten zu beherbergen. Der folgende Tag brachte uns nach Balanga.

Einige Dörfer waren von den ängstlichen Eingeborenen in aller Eile verlassen worden.

Da ich meine Brüder schon kannte und wußte, wie sie solche Gelegenheiten auszunutzen beliebten, ließ ich die Karawane weitergehen und versteckte mich mit einigen Askaris in einem Hause, bis der Troß der Karawane herankam, um sofort auseinander zu laufen und in den verlassenen Hütten zu stehlen, was nicht angenagelt war.

Selten sah ich erstauntere — besser entsetztere — Gesichter, als ich nun auftauchte, ein fürchterliches Strafgericht abhielt und 17 in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flagranti ertappten Schuldigen zu teil werden ließ, was ihnen gebührte. —

Durch die sehr gut bebauten Matumbiberge — ein in seiner Fruchtbarkeit ganz an Upogoro erinnerndes Land — ging es weiter. Vielfach versperrten, nicht enden wollende Strauchstrecken den Weg.

Beim ebenso freundlichen und dicken, wie pfiffigen Akida Uledi Mputa hatten wir die Küste nördlich von Kilwa erreicht. Bezirksamtmann v. Rhode schickte mir aus Kilwa in richtiger Erkenntnis des Notstandes bei uns 2 Flaschen Weißwein als eine willkommene Gabe zur Begrüßung; diesen „freundlich-feuchten" Gruß habe ich ihm nicht vergessen.

Am Nachmittage des 13. März rückte die 3. Kompagnie, Spielleute voran, in Kilwa ein und ich meldete mein Eintreffen drahtlich nach Daressalam, mit dem schönen Gefühl, endlich wieder einmal seßhaft geworden zu sein.

Aber ich hatte die Rechnung ohne das Gouvernement gemacht und es kam wieder einmal anders als gedacht.

Als Antwort traf umgehend ein Telegramm ein: „Die 3. Kompagnie marschiert sofort nach Lindi und bezieht dort Garnison." Am 23. März waren wir am Ziel! Am 1. April — Ostersonntag — besichtigte General v. Liebert die Kompagnie, die seit mehreren Jahren im Innern fast nur Expeditionsdienst getan und gefochten hatte. Er wie seine Begleiter waren in gleicher Weise erstaunt und überrascht, wie die Kompagnie, die 5 mal exercirt hatte sich zeigte. Nach der Ankunft in Lindi gab ich den Askaris 2 Tage Ruhe und erlaubte ihnen die Rückkehr zur Küste ganz nach Belieben zu feiern und sich derselben nach Kräften zu erfreuen. —

Ich hatte meine Erlaubnis zu weitgehender Feststimmung nicht zu bereuen, denn ich habe es nicht nötig gehabt auch nur einen Mann wegen einer Ausschreitung zu bestrafen.

Bessere Soldaten brauchte ich mir nicht zu wünschen, als es 2 Monate später gegen Matschemba ging.

Von September 1900—Juli 1902 war ich als Führer der Truppe und Topograph bei der Kivugrenzregulierungsexpedition kommandirt von welcher der 2. Kommissar, Professor der Astronomie Dr. Lamp nicht wieder zurückkehren sollte. Wieder war ich fast 2 Jahre unterwegs und im Zelt.

1903 und 1904 hatte ich die Verwaltung der Bezirke Moschi und Mpapua. Sah ich im oft verkannten Mpapua wieder einmal, daß nicht alles glänzt was Gold ist, so konnte in Moschi selbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das wunderbare Gletscherpanorama des Kilimandjaro im Hintergrunde mich nicht über die Erkenntnis hinwegtäuschen, daß es dort vor Jahren schöner gewesen sein muß.. Von diesen Reisenden, von



Trigonometrisches Signal auf der Insel Wau im Kivusee.

anderen Erlebnissen, von Erfahrungen mit Europäern und von unseren Gästen in Moschi ein ander Mal. Vielleicht auch noch von Giraffen, die mit den Schwänzen reden.*) — — —

*) Nach einer neuen seltsamen Theorie sollen die angeblich stummen Giraffen imstande sein, sich durch ihre Wedelbewegungen zu verständigen.

Der lange, unausgesetzt Insekten abwehrende Schwanz wird danach als Signalapparat anerkannt und sozusagen nachzuweisen versucht (Notabene zum 1. Mal für Deutsch-Ostafrika).

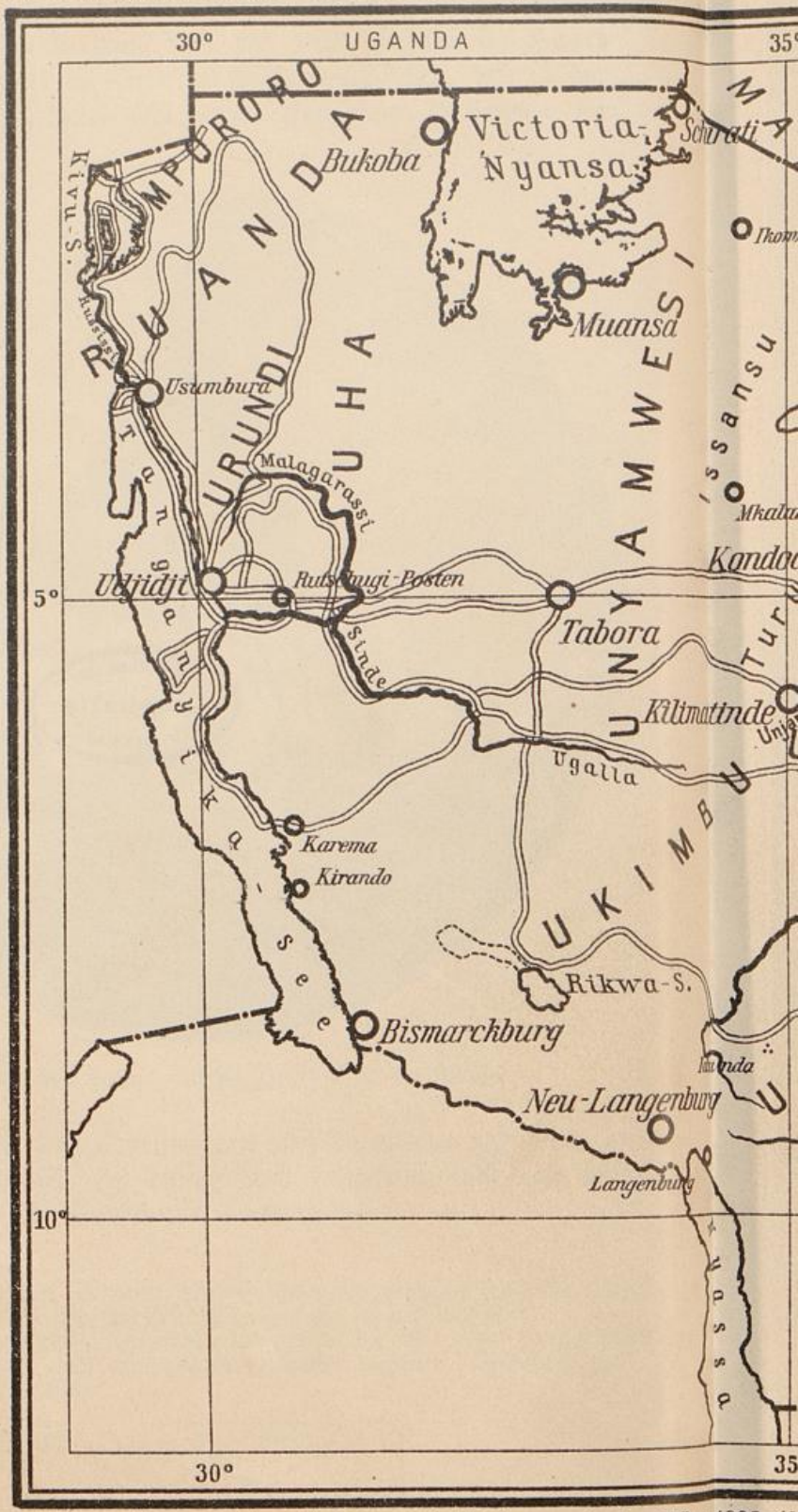
Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

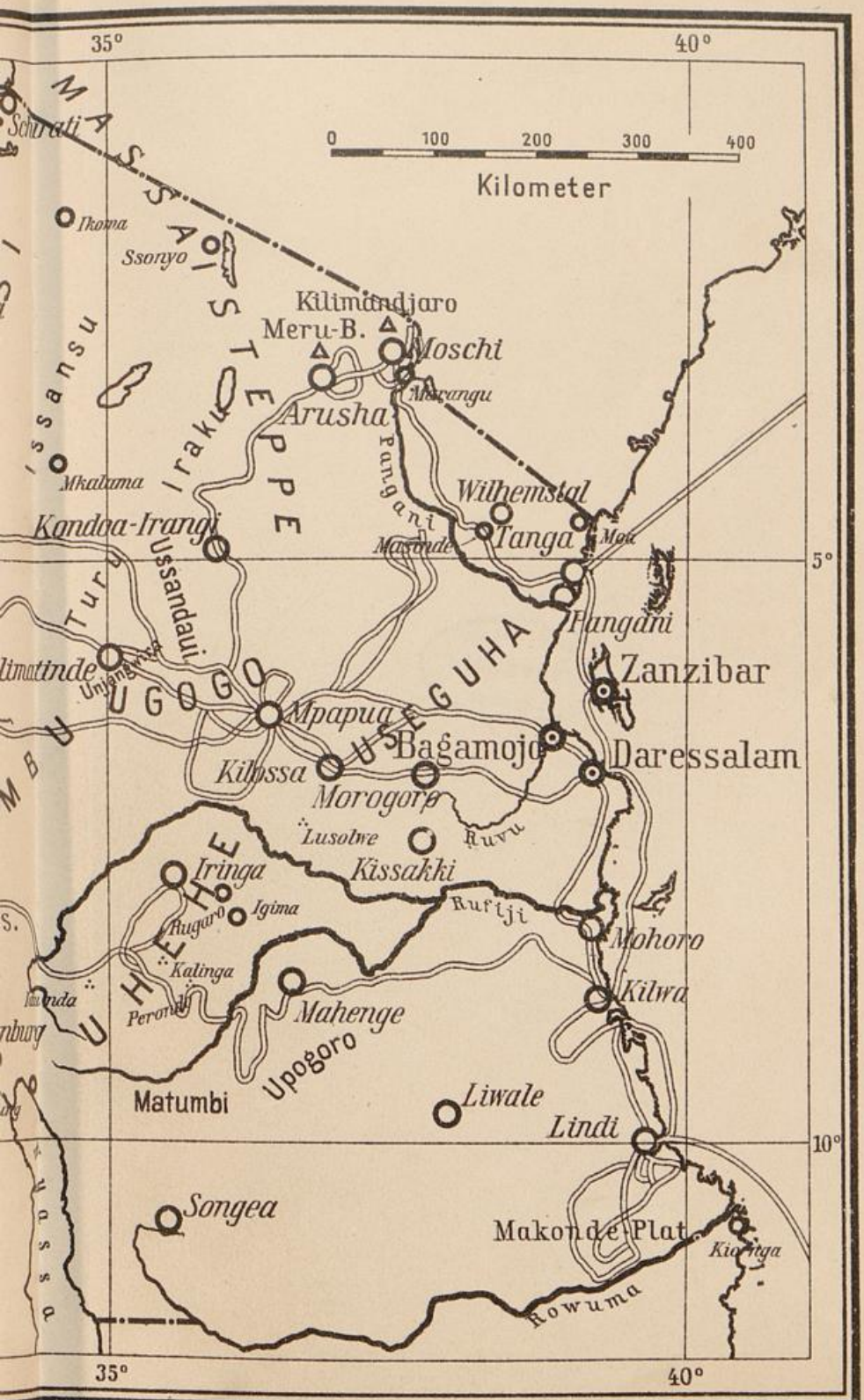
Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

zu: Fonck, Ostafrika — Reisen und Expeditionen.–



Die Doppellinien stellen die Reisen des Verfassers in den Jahren 1895 - 19

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

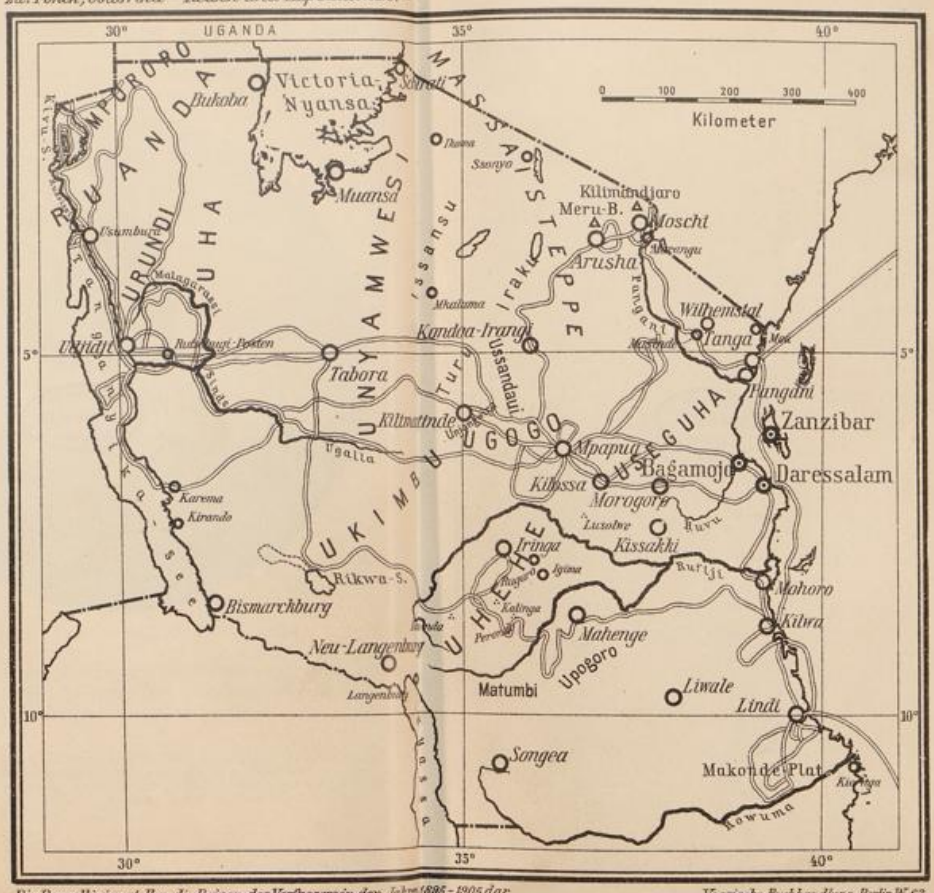


...ahren 1895 - 1905 dar.

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

zu: Fonck, Ostafrika — Reisen und Expeditionen. —



Die Doppellinien stellen die Reisen des Verfassers in den Jahren 1895 - 1905 dar.

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

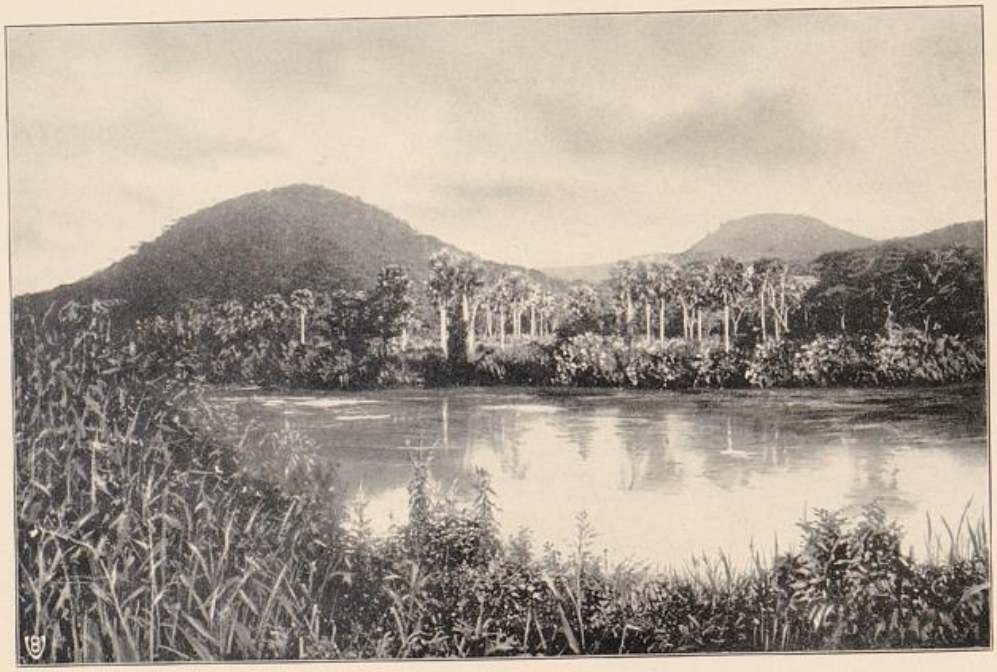
Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Am Malagarassi, Zufluss des Tanganika, Ostafrika.



Am Malagarassi, Zufluss des Tanganika, Ostafrika.

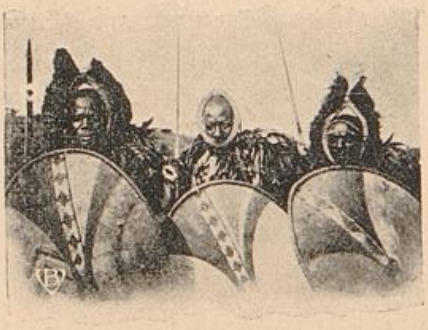
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

III.

Land und Leute

mit einem Titelbilde und 51 in den Text gedruckten Abbildungen
nach eigenen photogr. Aufnahmen des Verfassers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Einleitung.

Es liegt nicht in meiner Absicht, in dieser Abhandlung, welche kurz über das Land und seine Bewohner allgemein orientieren soll, mit wissenschaftlichen Erörterungen hervorzutreten.

Was über das Land Ostafrika zur Zeit gesagt und geschrieben werden kann, ist noch viel zu wenig bekannt. Ich gebe hier eine knappe Beschreibung der Kolonie, welche Eindrücke, die ich auf meinen jahrelangen Wanderungen durch fast alle Teile derselben empfand, wiederspiegeln soll.

In Bezug auf den Landeseinwohner — den Neger schlechtweg — liegt es mir fern, ihn nach Rassen- und Stammeseigentümlichkeiten, nach der Form und Dicke seines Schädels, nach Maß und Gestaltung seiner Knochen und Glieder oder der Unzahl jener einen Jünger der Wissenschaft entzückenden Verschiedenheiten der Stämme und Individuen zu beschreiben. Lassen sich auch Einzelheiten genannter Art nicht vermeiden, so erscheint es mir im Interesse des Verständnisses seiner Eigenart und der in allen kolonialen Fragen so notwendigen richtigen Behandlung der Eingeborenen wichtiger, den Versuch zu machen, den Neger mehr rein als „Menschen" näher zu bringen, ihn als solchen kennen und seiner geistigen Verfassung nach beurteilen zu lernen.

Die vorhergehenden beiden Schilderungen „Die Schutztruppe, ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit", sowie „Reisen und Expeditionen im Innern" werden gewiß manchem Leser der nachstehenden Schilderung eine willkommene Ergänzung gewähren.



I. Kapitel.

Reise-Eindrücke.

Es ist eine wenig erfreuliche Erscheinung, daß auch heute noch in weiteren Kreisen der Heimat als man annehmen sollte und für möglich halten könnte, die einfachsten Begriffe über Afrika und unsere afrikanischen Kolonien völlig unklar durcheinanderlaufen. Wer weiß überhaupt nur einigermaßen Bescheid? Ostafrika, Südwestafrika und Kamerun werden auch heute noch selbst von „Gebildeten" miteinander verwechselt oder für dasselbe gehalten, Daressalam nach Kamerun, Zansibar in den persischen Golf und der Kilimandjaro in den Kongostaat verlegt oder irgendwo in Asien vermutet.

Mit rührender Harmlosigkeit legt man uns täglich in der Heimat Fragen vor, die von einer ebenso betrübenden, wie erstaunlichen Unkenntnis in den elementarsten Begriffen über unsere Kolonien Zeugnis ablegen. Aus eigenen Erfahrungen — ähnliche wird mir ziemlich jeder Afrikaner bestätigen — greife ich ein Gespräch über Ostafrika heraus: Also Sie gehen nach Ostafrika? So so! wie interessant! Ostafrika sagten Sie doch, nicht wahr? — Jawohl! — Ach, sagen Sie mal, könnten Sie mir da nicht einen großen Gefallen tun? — Gern! — Ich habe da nämlich einen guten Freund in Kamerun, den Herrn Müller. Wenn Sie den mal sehen sollten, dann grüßen Sie ihn doch recht herzlich von mir!

„Aber mit dem größten Vergnügen, natürlich! Den sehe ich ganz sicher", lautet die verzweifelte Antwort.

Soll ich nicht vielleicht noch einen anderen Freund von Ihnen in Brasilien grüßen, wenn ich mal nach Sumatra reise? Die Hauptstädte von Kamerun und Deutsch-Ostafrika liegen ja auch „nur" 3400 Kilometer von einander entfernt, etwa wie Madrid von Moskau!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein anderes Geschichtchen passierte einem Schutztruppenoffizier, dem eine Dame sagte: „Ach Herr Leutnant, in Ostafrika ist es doch gar nicht so ungesund! Ich habe einen Vetter in Jerusalem, der immer schreibt, daß er sich recht wohl befindet." — — —

Köstlich ist auch die geistvolle Frage:

„Wie ist es denn so in Afrika?" Die Gründe dieser bedauerlichen Tatsache sollen hier nicht untersucht werden.

Wie anders aber würden zu Hause die Urteile über unsere Kolonien lauten, wenn sie mehr bekannt wären! „Gibt es in Ostafrika auch Berge?" bin ich ebenfalls schon gefragt worden und in wie vielen Köpfen herrscht nicht noch heute über Ostafrika die Ansicht, die sich einst in dem Gesuche eines Unteroffiziers um Einstellung in die frühere Wißmanntruppe kund tat, der da schrieb: „Ich bitte mich in die Schutztruppe einzustellen, ich habe so 'nen Drang nach der Wüste!" —

Den Besitz von Deutsch-Ostafrika verdanken wir in erster Linie dem rücksichtslosen Wagemut des Dr. Karl Peters, welcher uns die Geschichte der Gründung dieser Kolonie in seinem jüngst erschienenen Buche überliefert hat. Das Deutsche Reich gewann damit an Landbesitz rund 941 000 und mit den dazu gehörigen Wasserflächen 995 000 Quadratkilometer. Solche Zahlen sind nun recht ungeeignet, um sich eine Vorstellung von der Ausdehnung eines Landkomplexes der angegebenen Größe zu machen. Klarer wird das Bild schon, wenn wir hören, daß Deutsch-Ostafrika fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich, oder z. B. etwa eben so groß ist wie Deutschland, Italien, die Schweiz, die Niederlande und Dänemark zusammengenommen.

Westlich an Tanganikasee und Kivusee grenzend, im Norden von Britisch-Centralafrika und der portugiesischen Kolonie Mozambique im Süden eingeschlossen, liegt Deutsch-Ostafrika etwas südlich des Aequators in reinen Tropen.

Im Osten brandet der indische Ozean gegen den unter deutscher Flagge im ewigen Sonnenglanze leuchtenden Strand, nachdem die Jahrhunderte lange Herrschaft der Araber und Portugiesen zerfallen war.

Von den 3 dem Festlande vorgelagerten großen Inseln ist Mafia östlich des Rufigideltas deutsch. Die beiden anderen, Zansibar und Pemba, liegen wie ein englischer Doppelposten vor unserer Küste.

Die Ostküste der Kolonie, gemessen in Luftlinie vom Nord- zum Südpunkt, dehnt sich über 640 Kilometer Entfernung aus und entspricht damit etwa der Strecke Berlin—Metz oder Berlin—Tilsit. Nur 50 Kilometer kürzer ist der von den Wogen des Tanganikasees bespülte Teil der West-

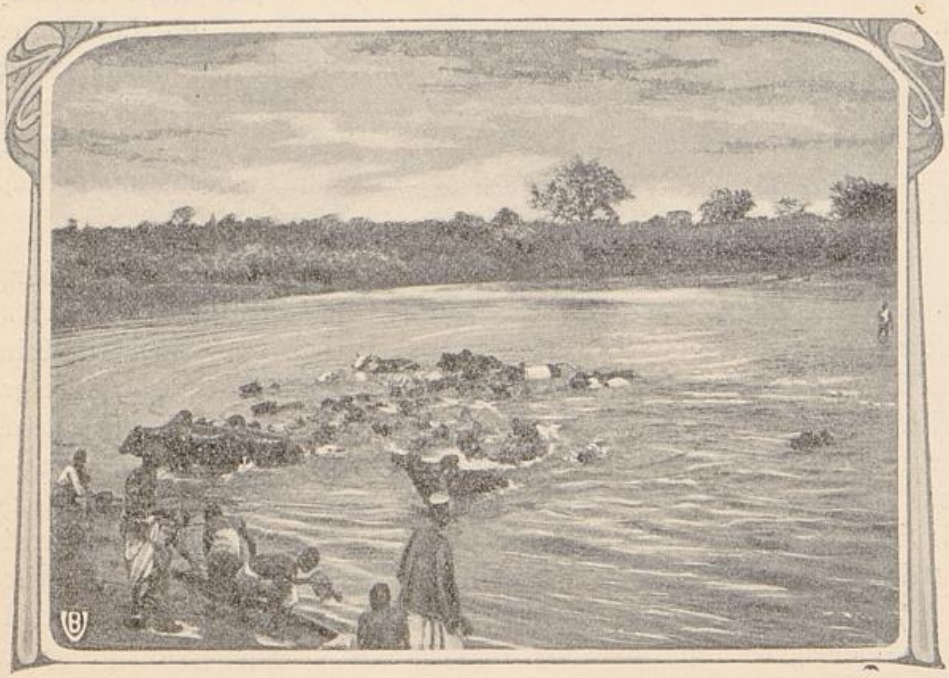
grenze, welche sich nach Norden bis zu den Vulkanen des Kivusseegebietes fortsetzt.

Vom Nordkivu führt die Grenze durch das Land Mpororo nach Osten über den Victoria-Nyansa bis Schirati; von hier in südöstlicher Richtung den Kilimandjaro nördlich umgehend, bis zur Mündung des Umbaflusses in den indischen Ozean. Die Südgrenze der Kolonie läuft etwas südlich von der Station Bismarckburg am Tanganika in ostsüdöstlicher Richtung zum Nyassasee, folgt dessen Nord- und Ostufer bis zur Mambabucht, wendet sich dann östlich dem Laufe des Rovumaflusses folgend und erreicht südlich Kionga unweit des Kaps Delgado das Meer.

Eine quer durch die Kolonie gelegte Diagonale von der Mündung des Umbaflusses bis nach Bismarckburg am Südtanganika ist etwa 930 Kilometer lang; eine solche in der Längsrichtung von der Südostecke beim Kap Delgado bis in die Nordwestecke an den Vulkanen am Nordkivu gemessene Linie 1500 Kilometer. Die erstere kommt somit der Strecke Berlin—London oder Metz—Rom, die letztere der Strecke Königsberg—Rom, Hamburg—Brindisi, oder Warschau—Marseille annähernd gleich. Die Luftlinie von Daressalam nach Udjidji am Tanganika, welche Strecke den alten Karawanenweg über Tabora darstellt, beträgt rund 1000 Kilometer, wird in 60—65 Marschtagen zurückgelegt und entspricht der Strecke Metz—Danzig oder Paris—Wien. Ich glaube, daß solche Vergleiche ein besseres Mittel darstellen, um einen ungefähren Begriff von der räumlichen Ausdehnung unserer größten Kolonie zu geben, als Dutzende trockener Zahlen. Um bei einer allgemeinen Schilderung des Landes dem Leser ein so getreues Bild vor Augen zu führen, daß er sich danach eine halbwegs zutreffende Vorstellung davon machen kann, wie es in Deutsch-Ostafrika aussieht, wie er sich das fruchtbare Land, die Flüsse und Seen, die Berge, die Steppen und Wälder vorzustellen hat, dazu gehört mehr als Worte allein. Eine jede derartige Beschreibung wird immer nur ein dürftiges, unvollkommenes Mittel bleiben können, selbstempfangene Eindrücke wiederzugeben. Ein naturwahres Bild zu entwerfen, wäre nur denkbar, wenn der Traum des Reisenden von vollendet möglicher Farbenphotographie Aussicht hätte, einmal in Erfüllung zu gehen. Wenn dann zu Hause beim Projektionsvortrag Bild auf Bild in natürlichen Farben vor den Augen des staunenden Beschauers vorüberziehen und Wort und Schrift zur greifbaren Wirklichkeit ergänzen könnte, dann erst wäre es möglich, sich von fremden Ländern einen richtigen Begriff zu bilden. Die Wirkung, welche der eigene Anblick bietet, ist natürlich durch nichts zu ersetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Völlig zutreffend kann man von vornherein sagen, daß in Deutsch-Ostafrika Landgebiete von verschiedenster Ausdehnung ihrer ganzen Formation und ihrem Aussehen nach genau Ländern gleichen, wie wir sie in Europa und zum Teil in Deutschland auch haben. Völlig ebenes Land,



Eine Herde Buckelrinder durchschwimmt den Fluß.

sanfte Geländewellen, niedrige Höhenzüge, aufgesetzte Plateaus, wunderliche Fels- und Klippenformationen, vulkanische Gebiete, steile Hochgebirge, wildzerklüftete, massige Bergländer, urwaldbestandene Hochebenen und kahle, felsige Kuppen und Kegel wechseln in bunter Reihenfolge miteinander ab.

Nur die Vegetation ist natürlich eine grundverschiedene. Aus einiger Entfernung betrachtet sieht aber auch Wald und Busch, Feld und Wiese ziemlich genau so aus, wie bei uns zu Hause.

In den höheren Gebirgslagen von 1500 Meter aufwärts trifft man nicht selten auf alte Bekannte aus der Heimat, so die Brombeere, die Himbeere und als Kultur die grüne Erbse. —

Nichts wäre verkehrter, als sich Deutsch-Ostafrika — eine Landesbezeichnung zu deren Ersatz durch ein treffendes kürzeres Wort berufene Grübler hiermit angeregt sein mögen — als ein flaches Steppen- oder Wüstenland vorzustellen. Gegenden, welche vollkommen an Thüringen, den Harz, die Rheinlande, den Schwarzwald oder die Vogesen erinnern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann der Reisende fortgesetzt durchstreifen, während er sich an anderer Stelle inmitten gewaltiger Bergformationen angesichts landschaftlich wunderbarer Panoramen von großartiger Wirkung fast in die Schweiz versetzt denken kann. Wohl mögen ihm da Zweifel aufsteigen, ob er sich wirklich in jenem wüsten, flachen Afrika seiner bisherigen Vorstellung befindet und ob Europas Naturschönheiten hier nicht vielfach noch weit übertroffen werden.

Wie lange wird es noch dauern, bis sich der Strom der Globetrotter den Schneebergen des Ruwenzori oder den Eisfeldern des Kilimandjaro zuwendet? In wenigen Jahren werden die gesunden Hochländer Innerafrikas das Ziel zahlreicher Touristen sein, welche in der angenehmen Lage sind, sich genügend Geld in ihren Beutel tun zu können, um dann bequem und ohne Anstrengung mit Eisenbahn und Wagen afrikanische Gletscherfahrten zu unternehmen, die heute noch nur wenigen Auserwählten unter mühsamer Fußreise möglich sind. Den vielen Deutschen, für die eine solche Reise aber für immer ein frommer Wunsch bleiben muß, schlage ich vor, mich wenigstens in Gedanken einmal nach D.-O.-A. zu begleiten, wo wir uns dann ein wenig genauer umsehen wollen.

Die Ausreise nach der Kolonie werden wir im beschleunigten Tempo machen, umsomehr als ihre Beschreibung in fast allen über Ostafrika erschienenen Büchern einen genügend breiten Raum einnimmt.

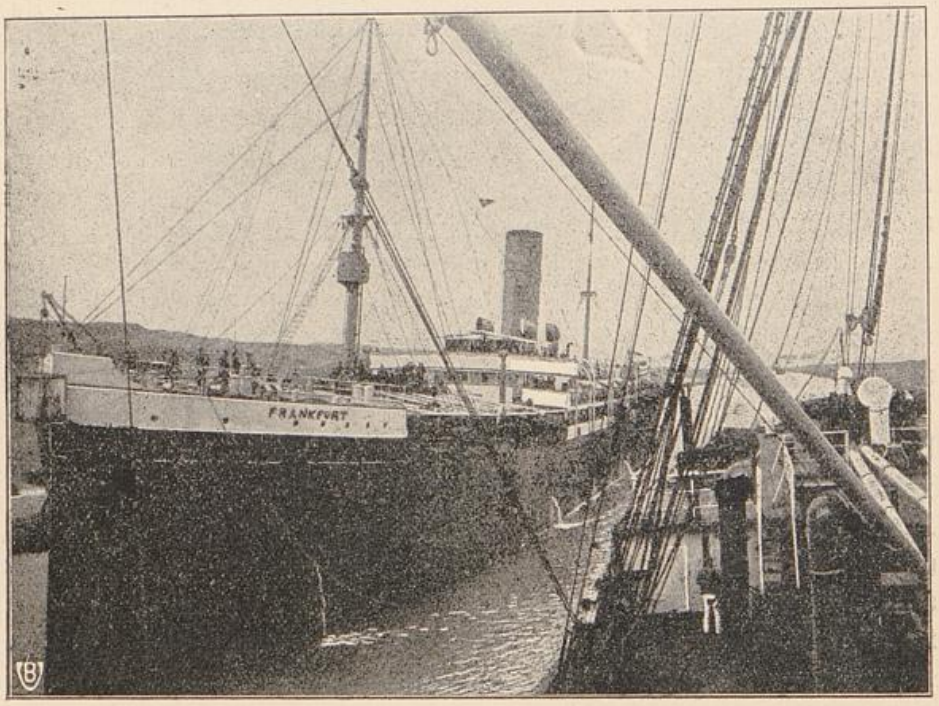
Auf einem der prächtigen neuesten Schnelldampfer der Deutschen Ostafrikalinie treffen wir uns in Neapel — froh dem unglaublich zudringlichen Bettlervolk und allerhand zweifelhaften Existenzen, die den mit verblüffender Sicherheit als Deutschen erkannten Fremden auf Schritt und Tritt belästigen, entronnen zu sein — und steuern im Mittelmeer dem Suezkanal entgegen. Der liebenswürde Kapitän des Schiffes — alle Kapitäne sind stundenlang liebenswürdig! — und seine Offiziere werden nicht müde, die neugierigen Fragen zu beantworten, die es von allen Seiten hagelt. Und was die Frager nicht Alles glauben !!! Schon in Neapel ist die dunklere Hautfarbe der Süditaliener aufgefallen; in Port-Said, wo der Kanal beginnt, sind alle Farbschattierungen vertreten und in Aden herrscht der broncefarbige Ton des Arabers und der schokoladenbraune des Somali vor. Hier sind hellere Hautfarben schon selten.

Während der Fahrt durch den Suezkanal — ganz unterschlagen kann ich ihn nicht, da ich ja auch nicht für Afrikaner, die ihn zur Genüge kennen, schreibe — sieht man vorwiegend Araber mit Erdarbeiten an den Dämmen beschäftigt, den Neger nur ganz vereinzelt. Als erster Eindruck von Afrika fährt einem beim Anblick des Landes am Kanal ein ganz gehöriger Schreck in die Glieder, so trostlos und öde sieht die unendlich er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinende Sandwüste um uns herum aus. . . . . .; an vielen Stellen — enormen gestampften Tennenböden gleich — nur dem Auge des Soldaten den einzig erfreulichen Eindruck idealer Exerzierplätze für alle Waffen bei undenkbarer Flurschadenmöglichkeit hinterlassend.

Mit halber Kraft schraubt sich unser Schiff, leise vibrierend, ruhig und geräuschlos voran. Die Fahrt muß im Kanal verlangsamt werden, um keinen Zug und keinen starken Wellenschlag entstehen zu lassen, damit das Abrutschen der Böschungen und zu schnelle Versanden vermieden wird. Gegen Abend treten auf allen, stets von besonderen Lotsen geführten Dampfern große elektrische Scheinwerfer in Tätigkeit. Erst diese erlauben



Im Suezkanal. Truppentransportdampfer „Frankfurt" auf der Ausreise nach Ostasien.

es, daß der Kanal auch zur Nachtzeit durchfahren werden kann. Riesigen Gespensterschiffen gleich gleiten die Dampfer auf wenige Meter Entfernung lautlos aneinander vorbei, einer Märchenerscheinung aus Zauberland gleich. Ein geheimnisvoller Reiz umpfängt uns beim Anblick der Wüste und mit dem Einatmen der warmen afrikanischen Luft. Wir empfinden die Nähe der Pyramiden und ganz unwillkürlich spinnen sich die Gedanken aus. . . . Zurück in die rätselvollen Jahrtausende hinter uns und voraus in die verschleierte Zukunft. . . . . —

Wir sind im sogenannten roten — in Wirklichkeit tiefblauen — Meer,

bekannt durch den Durchgang der Juden und berüchtigt durch die von Mai bis Oktober dort herrschende abnorme Hitze. Bei Windstille kann die Fahrt hier dann allerdings zur Qual werden. Von November bis Mai ist die Temperatur durchaus nicht unangenehm, im Januar, Februar oft



Kohlenleichter bei Aden.

sogar empfindlich kalt. Nach 5tägiger Fahrt liegt das rote — treffender heiße genannte — Meer hinter uns und wir laufen den englischen stark-befestigten Stützpunkt Aden, oder richtiger Steamerpoint bei Aden an. Schroffe, zackige Felswände starren empor, kein grüner Halm sproßt in der wasserlosen Felswüste und sengender Sonnenbrand strahlt nieder auf einen der wärmsten und zugleich regenärmsten Plätze unseres Planeten. Infolge der trockenen Hitze gilt Aden übrigens als außerordentlich gesund. Wir legen hier an, um die Post zu wechseln, Ladung zu löschen oder zu nehmen und um die Kohlenvorräte zu ergänzen. Bald nachdem der Anker gefallen ist, oder das schon von weitem signalisierte Schiff an der Boje liegt, bringen kleine Schleppdampfer die ungefügen Kohlenleichter, welche gewissermaßen schon auf der Lauer gelegen haben, heran. Ihr Inhalt wird ohne Säumen durch zahlreiche arabische und Somaliarbeiter dem eisernen Bauch des stets kohlenhungrigen Dampfers einverleibt. Wenn irgend möglich, d. h. wenn in Aden nicht grade ein bischen Pest herrscht, was

nicht eben selten vorkommt, verläßt der Reisende das Schiff und fährt an Land, um dem bei der Kohlenübernahme unvermeidlichen, das ganze Schiff bedeckenden schwarzen Staube zu entgehen. Meist wird dann sofort in einem der an der Landungsstelle immer bereitstehenden Wagen ein Ausflug nach der Eingeborenenstadt und den berühmten Wassertanks unternommen. Diese Tanks sind gewaltige, unter großem Kostenaufwand von



Steamerpoint bei Aden mit Feuerschiff.

den Engländern ausgemauerte und zementierte natürliche Felszisternen und als Bauwerk von besonderem Interesse. Sonst ist ihr Zweck wohl als verfehlt zu betrachten, denn Wasser in bemerkenswerter Menge hat sich in ihnen, wenn ich recht berichtet bin, noch nicht befunden.

Von mehr erheiternder als mitleiderregender Wirkung sind an den Tanks und in den Straßen der eigentlichen Stadt Aden die bettelnden Somaliknaben, die unter jämmerlichen Grimassen dem Wagen backschischheischend unverdrossen nachlaufen und unter krampfhaftem Einziehen des Bauches die schmerzliche Leere im Magen eindrucksvoll zur Darstellung zu bringen bemüht sind. Die von sämtlichen Straßenjungen unausgesetzt wiederholte Behauptung, sowohl vater- wie mutterlos zu sein und in nächster Zeit dem sicheren Hungertode zu verfallen, verfehlt denn auch nur selten ihre Wirkung. Um die Gesellschaft loszuwerden, fliegt endlich der ersehnte Backschich aus dem Wagen, um eine gierige Balgerei der zauber-

haft schnell wieder zu Kräften gekommenen, an den Dampfertagen so elternlosen Schar zu entfesseln, fast ehe die ihnen zugeworfenen Geldstücke den Straßenstaub berühren.

In Steamerpoint gibt es einige sogenannte Hotels und eine ganze Anzahl von Läden, in welchen zahlreiche minderwertige Curiositäten aus Indien, China und Japan, europäische Artikel aller Art, Photographien, Straußfedern, Silberschmuck u. a. m. feilgehalten werden. Ein Rundgang durch diese Läden ist recht interessant. Man wird aber warm dabei! Während der Dampfer kohlt, hat der Reisende hier die schönste Gelegenheit, das Bedürfnis seiner weiblichen Verwandt- oder seinem Herzen näherstehenden Bekanntschaft nach Straußfedern zu befriedigen. Wundervolle Federn und Boas sind recht preiswert zu kaufen, doch zahle man höchstens $^1/_3$—$^1/_2$ des geforderten Preises. Einige Händler haben eine gewisse Gewandtheit beim Einpacken, die gekauften Federn mit minderwertigen zu vertauschen. Dieses keineswegs „gentlemanlike" Verfahren wirkt um so unlusterregender, als man dem Schwindler nach der Abfahrt in der Tat gar nichts mehr anhaben kann und noch dazu ganz still sein muß, um nicht auch noch ausgelacht zu werden. In früheren Jahren wurden die Passagierdampfer sofort nach ihrem Eintreffen von Dutzenden winziger Einbäume umschwärmt. Ihre Insassen — oft bildhübsche Somaliknaben von schlanker, magerer Gestalt, die Haare mit Henna rot gefärbt und lachend ihre prachtvollen Gebisse zeigend — erregten durch ihr meisterhaftes Tauchen nach den ihnen in's Wasser zugeworfenen Geldstücken des Reisenden Staunen und heitere Bewunderung. In dem durchsichtig klaren Wasser, in welchem die Geldstücke hin und herpendelnd nur ganz langsam sinken, ging fast keines derselben verloren.

Heute dürfen die Taucher nicht mehr kommen. Ihr helles ununterbrochenes: „have a dive, have a dive, dive, dive dive*) schallt nicht mehr an Bord. Da es zu oft vorkam, daß ein Hai sich einen der Knaben holte, untersagte die englische Verwaltung die fernere Ausübung der Taucherkunststücke.

In Aden erblicken wir lange Reihen von Kamelen, die in philosophischer Ruhe hochbepackt des Weges wandeln oder schwere niedrige Karren langsam nachziehen. In 3—4 Stunden hat man in der Stadt bequem Alles gesehen, was zu sehen ist und folgt gern dem 1. Sammelsignal von Bord, durch welches uns des Schiffes Dampfstimme die Nachricht von der bevorstehenden nahen Abfahrt mit eindringlicher Gewalt in die Ohren dröhnen läßt.

*) Etwa: Laß mich tauchen! tauchen! tauchen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lange noch sind die hohen Berge, welche Steamerpoint einkesseln, sichtbar, wenn wir in östlicher Richtung der weit vorgeschobenen Spitze des Kap's Guardafui zusteuern, um dann den Kurs auf Mombassa zu nehmen. Wird Guardafui bei Tage passiert, so hat man von Süden aus, wenn die hinteren Bergkulissen verschwunden sind, eine geraume Zeit das eigentliche Kap in Gestalt des Kopfes eines schlafenden Löwen vor sich. Die Ähnlichkeit ist direkt verblüffend. Im Oktober 1906 glückte mir trotz der frühen Morgenstunde hier eine Aufnahme, die ich dem Leser zu eigenem Urteil nicht vorenthalten möchte.



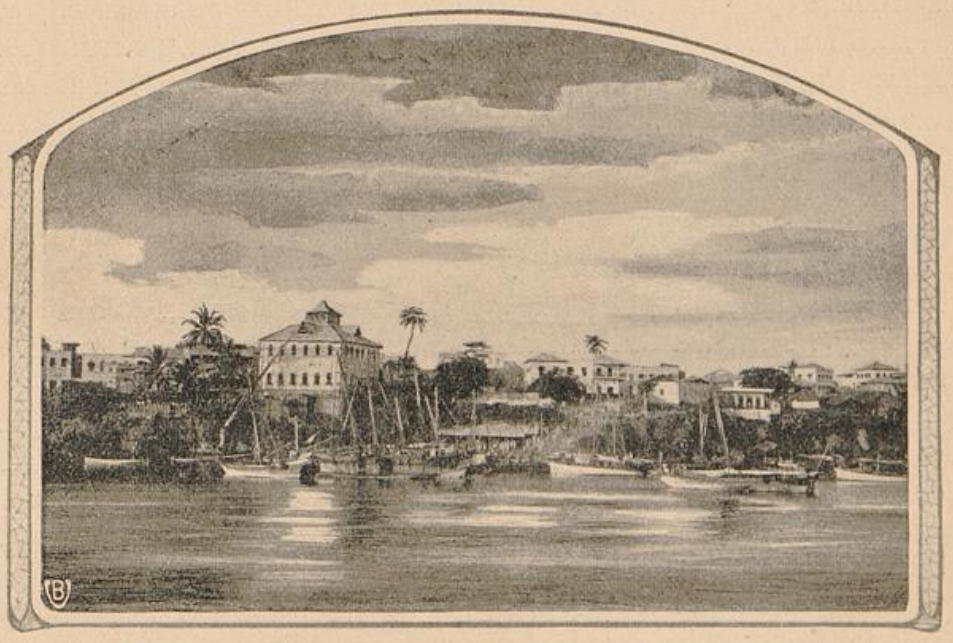
Kap Guardafui. (Schlafender Löwe.)

Nach etwa 6tägiger Fahrt laufen wir in Mombassa, dem Ausgangspunkt der englischen Ugandaeisenbahn, zum ersten Mal seit Suez wieder afrikanischen Boden an.

Im Hafen herrscht geschäftiges Leben und Treiben, da jeder Dampfer eine Menge Güter, die mit der Ugandabahn weiter in's Innere bis zum Victoria-Nyansa zu befördern sind, mitbringt.

Die Stadt Mombassa liegt auf einer Insel, hat schmale leidlich schmutzige Straßen und bietet nichts Anziehendes. Schön ist bei Sonnenschein zur Zeit der Brandung die Einfahrt in den Hafen, wenn das Schiff

unheimlich dicht an den Korallenriffen entlang gleitet, gegen welche unter dem alten arabischen Fort die Wogen donnern. In angenehmstem Gegensatze zu den engen, winkeligen Gäßchen Mombassas — an Regentagen die Betten munter sich ergießender Bächlein bildend — stehen die breiten, wohlgepflegten und sauberen Straßen der Stadt Tanga, wo wir deutsches Land in deutschen Tropen betreten. Eine überaus üppige Vegetation entsprießt dem fruchtbaren Boden und gibt dem ob solcher Farben- und Formenpracht überraschten Auge des eben gelandeten „mtoto Uleia" (Kind Europas) wieder und wieder Gelegenheit zu staunendem Schauen. Über den immergrünen Mangrovenbüschen, die den geräumigen Hafen einschließen, lassen die schlanken hohen Kokospalmen ihre, riesigen Vogelfedern gleichenden, von zitterndem Sonnengold überhauchten Wedel im Winde leise rauschend auf und niederschwanken. Die dichtbelaubten, dunkeln Man-



Mombassa. Ausgangspunkt der englischen Uganda-Eisenbahn.

gobäume, deren grüne Frucht mit dottergelbem Fleische in ganzen Bezirken ein wahres Volksnahrungsmittel geworden ist, bilden in großer Zahl tiefen Schatten spendende Oasen in der schmerzhaft hellen Lichtfülle eines wolkenlos sonnigen Vormittags.

Noch ganz versunken in den Anblick all des Neuen, Fremden, schreitet der Ankommende voran, um plötzlich vor seltsamen Riesengebilden Halt zu machen, deren Größe und Form zunächst etwas unerklärlich anmuten und mit ihrer faltigen Runzelhaut den Eindruck einer aufrechtstehenden, erstarrten, rotsilbergrauen Lavamasse machen könnten, wenn sie nicht Äste, Laub, Blüten und Früchte trügen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist eine Gruppe Affenbrotbäume, deren gewaltiger Umfang auf ein Alter schließen läßt, das wer weiß wie vielen Generationen von Menschen erlaubte, ihre wenig begehrten, ein süßliches Mehl enthaltenden Früchte zu ernten. Sie sind die Riesen unter den Bäumen und in vielen Gegenden als „Einzelgänger" des Pflanzenreichs in wenigen Stämmen in der Landschaft verteilt. In anderen Ländern findet man sie in dichteren Gruppen oder weit auseinandergezogenen Beständen von Hunderten und Tausenden vor. —

Tanga ist der Ausgangspunkt der Usambarabahn, die — in neuerer Zeit bis Mombo fortgeführt — es ermöglicht hat, daß heute in den fruchtbaren, wasserreichen Bergländern Usambara's ausgedehnte Plantagen beginnen ihren Besitzern sicheren Gewinn abzuwerfen, daß dauernd Friede und Ordnung im Lande herrscht, daß die Ausnutzung der nach Millionen an Wert zu schätzenden Waldbestände seltener Edelhölzer in Angriff genommen werden kann und daß die Bedingungen geschaffen wurden, zahlreichen fleißigen und unternehmenden Deutschen eine zweite Heimat auf gesunden Bergen mit der Aussicht zu bieten, zu Ansehen und Wohlstand gelangen zu können. Keinem fliegt natürlich das Geld in den Schoß!

Auch hier haben die Götter vor den Genuß den Schweiß gesetzt. Eine Fortführung der Bahn zum Kilimandjaro würde in gleicher Weise das Paregebirge, die zu Baumwoll- und Agavenkulturen geeigneten tiefgelegenen Ebenen, große Teile der als Weideland wertvollen Masaisteppe und weite Gebiete um den Kilimandjaro und Meruberg in gleicher Weise erschließen.

Vom Kilimandjaro, dessen Südhänge die Quellflüsse des bei Pangani ins Meer mündenden, wegen zahlreicher Schnellen und Felsbarren nur streckenweise schiffbaren Ruvuflusses entsenden, wird schon jetzt ein vortrefflicher Kaffee in bemerkenswerter Menge und mit gutem Gewinn hauptsächlich nach der Türkei exportiert.

Doch zurück zunächst zu einem kurzen Küstenbummel! Fast überall schiebt sich das Festland flach ins Meer hinein, teils als sandiger Strand verlaufend, teils in Steilrändern von 5—15 Meter Höhe senkrecht abfallend. An anderen Stellen, so bei Pangani, Kilwa und Lindi treten Höhenzüge bis nahe an den Ozean heran. Nach dem Innern zu steigt das Land entweder allmählich in mäßig hohen, langgestreckten Hügelbildungen bis zum Übergang in reine Gebirgsformation an, oder wir sehen aus dem niedrigen Vorlande unvermittelt ausgedehnte steile Gebirgskomplexe aufragen. Bei klarem Wetter erscheinen die Konturen der nicht zu küstenfernen Bergländer in greifbarer Plastik am Horizont. Der ganzen Küste vorgelagert sind eine große Zahl von Korallenbildungen, welche die

Führer größerer Schiffe zu besonderer Vorsicht zwingen. Bei tiefem Wasserstande werden in der Nähe der Koralleninseln ergiebige Austernbänke erreichbar, doch sind die Tiere ziemlich klein. Angebliche Kenner behaupten von der Feinheit ihres Geschmackes entzückt zu sein. Eine Ausnutzung in größerem Maßstabe findet nicht statt. Auch die Perlen- und Trepangfischerei, welche nach sachkundigem Urteil die besten Aussichten hätte zu florieren, wird zur Zeit an der deutschen Küste nicht ausgeübt.



Strandpartie bei Daressalam (Küste der Kolonie am Indischen Ozean) mit Booten (Einbäumen) der Eingeborenen.

Außer von der eingeborenen Küstenbevölkerung, welche selbst mit ihren primitiven Fanggeräten der geheimnisvollen Tiefe des indischen Ozeans reiche Beute zu entlocken versteht, wird die Fischerei nicht betrieben. Von einer rationellen Ausbeutung und Nutzbarmachung der gradezu unerschöpflichen Bestände an ausgezeichneten Fischen und Seetieren aller Art kann mangels jeglichen mit modernen Mitteln arbeitenden europäischen Unternehmens nicht gesprochen werden. — Ist die afrikanische Küste des ganzen Kontinents verhältnismäßig wenig gegliedert, so besitzen wir doch eine Anzahl großer Häfen und sind in dieser Hinsicht gegenüber Südwestafrika erheblich bevorzugt. Zumal der sehr geräumige und völlig geschützte Hafen von Daressalam ist für die Entwickelung von Handel und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verkehr von größter Bedeutung. War doch auch seiner Zeit das Vorhandensein dieses vorzüglichen natürlichen Hafenbeckens der Hauptgrund dafür, daß als Hauptstadt der Kolonie Daressalam ausersehen wurde und sich — wie vorauszusehen war — dazu auswachsen mußte, trotzdem Bagamojo noch lange Zeit der bedeutendere Platz blieb und der Entwickelung Daressalam's von den über die Preisgabe jenes historischen Ortes betrübten Bagamojoschwärmern keine günstige Prognose gestellt wurde. Heute ist Daressalam eine aufblühende Stadt, deren Bedeutung sich mit jedem Kilometer Eisenbahn ins Innere heben wird. Wer Daressalam seit 8, 10 Jahren nicht gesehen hat, erkennt die Stadt kaum wieder. Mag sein, daß mancher Bau, manche Anlage des Gouvernements beinahe zu prächtig geraten und vielleicht etwas teuer geworden ist; dafür prägt sich das schmucke, saubere Aussehen dieser schönen deutschen Stadt um so fester dem Gedächtnis der zahlreichen dort passierenden Ausländer aller Nationen ein und wird nicht verfehlen manch Urteil über deutsche Art in vorteilhaftester Weise umwerten zu helfen.

Daressalam imponiert jedem Fremden, und das genügt, um die Mehrausgabe einiger Tausend Mark die bei einfacher, nüchterner Ausführung einer Anzahl fiskalischer Gebäude vielleicht erspart worden wären, nicht zu bereuen.

Eine fast zu rege Geselligkeit bringt die Europäer der verschiedensten Berufskreise einander näher und sorgt dafür, daß tropischem Grillenfang unter den Palmen Daressalams keine gedeihliche Entwickelung beschieden ist.

Der rege Dampferverkehr, der deutsche Klub mit seinen regelmäßigen Konzerten der farbigen Askarikapelle und ein soeben eröffnetes, völlig modernes Hotel muten eigentlich schon gar nicht mehr afrikanisch an und dürften selbst der verwöhnten Salondame aus Berlin W. den Aufenthalt sehr wenig trostlos erscheinen lassen, falls sie einmal hierhin verschlagen würde.

Daß man aber selbst während der heißen Zeit von November bis März nicht aufhört, sich gegenseitig mit formellen Einladungen zu beglücken (fast hätte ich gesagt anzuöden) ist entschieden nicht nach Jedermanns Geschmack. Und doch muß es wohl Menschen geben, denen es ein „Vergnügen" bereitet, an Abenden gänzlicher Windstille, wenn die Quecksilbersäule nicht unter 30° sinken will, sich in's taschenlose Dinnerjakett zu zwängen, stundenlang mit irgendwo untergebrachten Taschentüchern das immerzu perlende Wasser vom Gesicht zu tupfen und dabei in „Konversation" zu machen. Wenn man sich doch wenigstens während der Monate der größten Hitze mit Einladungen verschonen wollte und dafür am dritten Ort zwang-

los zusammenkäme! Wo jeder kommen und gehen kann, wann er will, wobei der Hausfrau eine Menge Mühe und folgende Unordnung, dem Gast eine „Verpflichtung" und die Phrase „furchtbar gern" zu kommen, erspart bliebe. Sonst wäre das Alles ja ganz schön! Aber bei dieser kragenschmelzenden Temperatur!

Es gibt in den Tropen wirklich Menschen, die dem Europäer das Leben erschweren . . . . . aber nicht die schwarzen! —

Von Daressalam geht die Eisenbahn nach Morogoro aus und wird voraussichtlich in diesem Jahre noch Materialzüge dorthin befördern können. Möge der Endpunkt Morogoro bald ein überwundener Standpunkt sein, gleichgültig, ob man sich entschließt, zuerst nach Tabora, oder durch Uhehe zum Nyassasee weiter zu bauen.



Korallenfels bei Ebbe.

Dem Hafen Daressalam sind eine Anzahl Koralleninseln und -felsen vorgelagert, die von dem ewigen Wogenprall zu den wunderlichsten Formen ausgewaschen bei Ebbe weithin sichtbar sind.

An der ganzen Küste finden sich zahlreiche Ansiedelungen der Eingeborenen, die teils dicht am Strande, teils etwas zurück, versteckt im Gebüsch angelegt sind.

Die Kokospalme, die eine Höhe von 25 und mehr Metern erreicht, kommt fast überall vereinzelt wie in Gruppen und ausgedehnten Anpflanzungen vor. Die Nuß ist ebenso wie die erwähnte Frucht des Mangobaumes ein allgemeines Volksnahrungsmittel. Mit diesen Früchten, etwas Reis und Fischen lebt der Küstenneger glücklich und zufrieden in den Tag hinein, vorausgesetzt, daß ihm bisweilen ein Becher Palmwein dazu die vom abendlichen Tanzgesang trocken gewordene Kehle feuchtet.

Während die jungen Palmen gefällig und reizvoll in den Formen sind, bieten die langaufgeschossenen dünnen Stämme eines Palmenwaldes einen monotonen und langweiligen Anblick. Wer übrigens sicher gehen will, ungestraft unter Palmen zu wandeln, halte sich immer so weit vom Stamme entfernt, daß ihm keine Nuß auf den Kopf fallen kann. Diesen Landeseigentümlichkeiten haben sich selbst längst noch nicht alle Negerschädel im Laufe der Zeit anzupassen verstanden. Die Kokosnuß reift während des ganzen Jahres. Derselbe Baum trägt seine Früchte in den verschiedensten Entwicklungsstadien von der Größe einer Kirsche bis zu der eines Straußeneies. —

Von Tanga bringt eine kurze Fahrt den Reisenden nach Pangani an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Pangani und Lindi sind in Bezug auf die Schönheit landschaftlicher Umgebung wohl die bevorzugtesten Küstenplätze. Auch heute noch besteht ein ziemlich reger Karawanenverkehr von Pangani nach der Masaisteppe und dem Kilimandjaro zu. An Bedeutung ist der Ort sonst infolge der Usambarabahn hinter Tanga zurückgetreten. Ertragreiche Kulturen, unter denen ausgedehnte Zuckerrohranpflanzungen hervorzuheben sind, begleiten den Flußlauf. Bei Pangani trieb der Mischlingsaraber Buschiri bin Salim sein Unwesen und organisierte gelegentlich des Araberaufstandes mit zäher Energie den Hauptwiderstand gegen die Deutschen, bis seine von notwendiger Hinrichtung gefolgte Ergreifung im Jahre 1889 gelungen war. An den hervorragenden Gewaltmärschen, welche damals von der Truppe geleitet wurden, nahm der als einziger aus jener Zeit noch heute der Schutztruppe angehörige Major Johannes als Leutnant schon teil. — Von Pangani tritt die Küste nach Westen zurück bis zu dem in früheren Jahren als Ausgangs- und Ankunftspunkt zahlreicher Karawanen wichtigen Sadani. An völlig ungeschütztem, ganz flachem Strande gelegen ist die damalige Bedeutung Sadanis nur durch die leichte Möglichkeit, den immer aufnahmedurstigen Sklavenmarkt Zansibars mit den bis weit westlich vom Tanganika herstammenden, geraubten Menschen zu versorgen, erklärlich. Mit der Unterbindung des Sklavenhandels verlor der Ort seine Bedeutung vollständig. Von Sadani aus wurde bereits im Jahre 1878 der erste kleine englische Dampfer durch den

Missionar Hore unter unglaublichen Schwierigkeiten zum Tanganika gebracht! 6 Monate brauchte damals die Karawane von der Küste bis Mpapua! Eine Strecke, die mit gewöhnlichen Lasten heute in 16 Tagen zurückgelegt wird. Wie haben sich die Zeiten geändert! Während bis vor kurzem noch das Hinterland von Sadani als wirtschaftlich völlig wertlos angesehen wurde und als überaus ungesund verschrieen war, hat es sich herausgestellt, daß gerade die dortige Landschaft alle klimatischen Bedingungen in besonderem Maße vereint, die zur Jetztzeit besonders akut gewordene Frage der Baumwollversorgung unserer heimischen Märkte mit lösen zu helfen. Die großen Baumwollunternehmungen, welche in den verschiedensten Teilen der Kolonie, zuletzt bei Sadani ins Leben gerufen wurden, haben bereits das mehr lebhafte wie selbstlose Interesse der amerikanischen Presse hervorgerufen; war doch bisher Amerika das Land, welches das Baumwollmonopol sozusagen in Händen hatte. Für Ostafrika kommt hauptsächlich die Produktion der egyptischen Baumwolle in Betracht.

Die zu der Handelszentrale Zansibar noch günstigere Lage wie Sadani erklärt vollkommen die Bedeutung, in welcher sich lange Zeit auch die Stadt Bagamoyo trotz ihrer offenen Reede behaupten konnte, bis ihr durch die erwähnten vorzüglichen Hafenverhältnisse von Daressalam der Rang abgelaufen wurde. Bagamoyo war bis zu den großen Seen, bis nach Unyoro und weit in den heutigen Kongostaat hinein jedermann dem Namen nach bekannt und alljährlich das Ziel vieler Tausende von Karawanenleuten, die in gleich mühevoller, wie durch Krankheit, feindliche Stämme, Raubtiere und Entbehrungen gefährlicher, monatelanger Fußwanderung auf schmalem, buchstäblich dornenvollem Pfade die Küste und das große Meer einmal im Leben wenigstens sehen mußten. In weiter Ferne erblickte dann ihr Auge die Konturen der Hügelreihen jener Zauberinsel Zansibar, wohin so mancher Freund oder Anverwandte für immer als Sklave in den Nelkenplantagen der Araber verschwunden war. Dem Hergebrachten folgend und an einer einmal angenommenen Gewohnheit mit zäher Ausdauer hängend, gehen die größten vom Nyansagebiet und Tabora kommenden Karawanen bis auf den heutigen Tag nach Bagamoyo, welches das Ziel ihrer Sehnsucht blieb. Weit draußen muß der Dampfer wegen des flachen Strandes vor Anker gehen, wenn wir zur Stadt wollen, die sich im Laufe der Zeit um die lange, gewundene Hauptstraße gebildet hat.

Weißgekalkte arabische Steinhäuser mit flachem Dach, Suahilihäuser aus Fachflechtwerk mit weit überhängendem Giebeldach von geflochtenen Palmwedeln oder Stroh, bilden bunt durcheinander gewürfelt in ziemlich regelloser Anordnung entstandene Gassen und Gäßchen. Fast in jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hause an den belebten Stadtteilen ist ein Inderladen, in welchem Reis und Früchte, Tücher, Zwirn, Nadeln und Salz, buntes Papier für die Ohrknäuel der Weiblichkeit, Eisenhacken, Zigaretten, Streichhölzer und tausend andere billige Sachen immer feilgehalten, nie aber ohne guten Nutzen abgegeben werden. Ein Allheilmittel, das bei den zahlreichen Hautkrankheiten der Eingeborenen mit Vorliebe angewendet wird, das „Luttuluttu" (d. i. Kupfervitriol in kleinen Stückchen) fehlt in keinem der wie Pilze aus der Erde schießenden indischen Kaufläden, deren dunkle Geschäftsgeheimnisse selbst einem Börsenspekulanten ein Buch mit 7 Siegeln bleiben dürften.

Gleich an die primitiv eingefriedigten Höfe der Häuser und Hütten anschließend, beginnen die Felder, die kleinen Kokospalmen- und Mangobaumbesitzungen. Zuckerrohr, Bananen und zahlreiche Ananaspflanzen gedeihen in den Gärten, denkbar geringster Pflege zum Trotz, in tropischer Fülle. Eine Ananas kostete vor 10 Jahren etwa 4—6 Pfennige nach unserem Gelde, heute schon 20—30, woraus der hoffentlich wenigstens bei dieser Vorstellung freundliche Leser, die zu einer auch heute nicht grade bemerkenswert vereinzelt vorkommenden Ananasbowle gegebenen mildernden Umstände unschwer zu erkennen vermag. So wenig jemand England bereisen wird, ohne sich London anzusehen, ebensowenig kann ein Besuch der ostafrikanischen Küste als voll gelten, wollten wir die Insel Zanzibar, deren Besitz D. O. A. eigentlich erst vollständig machen würde — weil sie politisch der Kolonie fernsteht, übergehen. Über die geographische Zugehörigkeit Zanzibar's zum Festlande kann kein Zweifel sein, tausend und abertausend andere Fäden, die sich in allen Richtungen und Beziehungen bis weit über die Grenzen unserer Kolonie verteilen und auf das engste mit der Geschichte Zanzibar's verknüpfen, spinnen sich von der gleichnamigen Hauptstadt nach diesem hinüber. Von Zanzibar gingen die ersten Handelsunternehmungen nach dem Festlande aus, von hier drang die arabische Kultur mit Feuer und Schwert ins Innere des Landes vor. Von Zanzibar aus wurden die bedeutungsvollsten Entdeckungsreisen unternommen und erfolgte zuletzt die Erwerbung Deutsch-Ostafrika's.

Nach Zanzibar strömten die Erzeugnisse des Innern, deren begehrteste zu allen Zeiten das lebende und tote Elfenbein, die Sklaven und die Stoßzähne des wegen seiner zu kostbaren Kopfzierde dem Tode verfallenen Elefanten waren. Zanzibar, das „Unguja" der Schwarzen war die Wunderstadt, deren Anblick die Sinne gefangen nahm und deren Ruf den Reiz geheimnisvoller Gefahren sowohl wie seltsam beglückende Genüsse verhieß. Wie ein hellleuchtendes Feuer den geblendeten Nachtfalter bis zur Selbstvernichtung immer wieder in seinen Strahlenkreis zurück bannt, so übt „Unguja", die Stadt der Städte, auf jeden Neger, der einmal länger dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelebt hat, jenen rätselhaften Zauber aus, der ihn wie mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zurückzieht, um zu genießen, was das Leben bietet.

Aus einiger Entfernung ist der Anblick der Insel Zanzibar nicht gerade berückend. Aber wie ändert sich das Bild, wenn wir sie zu Pferd oder im Wagen durchstreifen. Sanfte Flügel erheben sich auf den in tropischer Pracht prangenden Fluren. Gärten, Landgüter und Nelkenplantagen wechseln mit reichen Beständen an Kokospalmen und schattigen Mangos, Apfelsinen-, und Citronenbäumen. Wohin das Auge blickt, eine unermüdlich schaffende Natur, die in wunderbarer Freigiebigkeit die kleinste Mühe der Aussaat hundertfach lohnt. Solch Werden und Wachsen muß man sehen, um verstehen zu können, wie ein gesegnetes Klima den Menschen so verwöhnen, ihm das Leben so leicht machen kann, daß ihm harte Arbeit um das tägliche Brot etwas Unfaßbares, Unverständliches bleiben mußte.

Darin liegt die Erklärung für die Vorliebe zum Nichtstun und die Sorglosigkeit der Bewohner üppig fruchtbarer Tropenländer, daß sie nicht genötigt waren, Generation auf Generation den schweren Kampf ums Dasein aufzunehmen. Der Neger solcher Länder, in denen ihn das Klima nicht zwang, für seine Ernährung und seine geringen Bedürfnisse durch entsprechende Arbeit zu sorgen, konnte sich zu einem arbeitssamen, fleißigen Menschen von selbst gar nicht entwickeln. Daraus können wir ihm keinen Vorwurf machen. Die vordringende Kultur, die mit Riesenschritten von allen Seiten ihren Einzug in Afrika hält, wird den Neger schon schnell genug zur Arbeit bringen. So schnell freilich, wie alle diejenigen Europäer wünschen, welche am liebsten aus einem möglichst bald staatlich eingeführten Arbeitszwang für sich die Dukaten hervorzaubern möchten, geht es sicher nicht. Zum Glück haben solche gewagten Experimente zur Zeit keine Aussicht darauf, angestellt zu werden. Sie würden zu ihrer Durchführung auch etwa das zehnfache der jetzigen Machtmittel bedingen. —

Auf der Westküste der Insel liegt die Stadt Zanzibar, vor der die Dampfer aller Nationen auf offener Reede anlegen. Eine große, massige Stadt, deren enganeinandergedrängte hohe Steinhäuser, meist arabischer Bauart, in breiter Front dicht ans Meer herantreten. Unwillkürlich haftet der Blick zunächst an einem großen Gebäude, dessen nie gesehener Baustil in gleicher Weise Anmut der Formen, Geschmack und architektonische Schönheit vermissen läßt. Es ist der Palast des Sultans, der hier wohlbehütet und geleitet von zielbewußtem englischem Einfluß ausreichend Zeit hat, zu der Erkenntnis zu kommen, daß eines Herrschers Macht zwar schön ist, daß man sie aber zuerst haben muß.

Heute ist Zanzibar so gut wie englischer Besitz. Wer sich in die entzückten Tage der Jugend zurückversetzen will, als ihn der Märchen aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Tausend und eine Nacht" glühende Schilderungen voll Sehnsucht in die unerreichbare orientalische Wunderwelt schauen ließen, der muß die Stadt Zansibar zum ersten Mal von Osten her zu erblicken suchen. Von den Anhöhen, den Landhäusern und Villen, welche dort abseits liegen, bietet sich am frühen Morgen, sowie Abends bei Sonnenuntergang ein Bild von unbeschreiblichem Reiz, wenn man durch die offenen Stellen der farbenprächtigen Gärten herniederschaut auf die in der Ferne schimmernde weiße Stadt am Meer mit ihren vielgestaltigen Formen und Bauten, Türmen und Moscheeen.

In der Altstadt Zansibar selbst, bei deren Aufbau außer an der Meeresseite, wo der Strand eine Linie vorschrieb, auf die Berücksichtigung jedes Gebotes der Regelmäßigkeit und Ordnung verzichtet wurde, mutet es den Besucher schon weniger märchenhaft an, wenn er die Augen zumacht und zu einem Urteil nur nach den Empfindungen, die ihm seine Nase vermittelt, kommen sollte. Aber das Auge hat soviel zu sehen, daß wir es lieber wieder öffnen und dafür die Nase schließen, so lange es geht. Eine typische orientalische Stadt — sie ist gar nicht anders zu denken — muß einem regellos durcheinandergeworfenen Häuserhaufen gleichen, muß enge. winkelige Gassen haben und muß ein Bild des Werdens und gleichzeitig des Verfalls sein. Pracht und Überfluß, Armut und Not wohnen dicht zusammen. Die Gassen sind mit Absicht so eng gebaut, damit nur ein schmaler Streifen Himmel zwischen den hohen Häusermauern sichtbar bleibt, der die Straße höchstens einen ganz kurzen Teil des Tages von der Sonne bescheinen läßt, so daß sie fast immer im Schatten liegt. Auch der Orientale und Neger fürchtet die Glut der vollen Mittagssonne und meidet sie nach Möglichkeit.

Mitten in der Stadt sehen wir zwischen gutgehaltenen neuen Gebäuden halbfertige Häuser, an denen seit Jahren nicht weitergebaut wurde und die schon wieder zu Ruinen verfielen, ehe sie vollendet waren. Der Aberglaube verbietet dem Araber den Weiterbau eines Hauses, wenn der Erbauer stirbt, bevor dasselbe fertig geworden. Zahlreiche Inderläden sind in den dumpfen, dunkeln Erdgeschossen der Steinhäuser etabliert, in welchen indische und arabische Kunsterzeugnisse im Verein mit allerlei afrikanischen Kuriositäten feilgehalten werden. Seide, Stickereien, Tücher und Stoffe, zierliche Elfenbeinfiguren, Sandelholzschnitzereien, Kupferschmiedearbeiten, japanische und chinesische Ausschußwaren, vor Allem indischer Silberschmuck in reicher Auswahl und zuletzt kostbare Schmuckgegenstände aus Gold und funkelnden Edelsteinen. Promeniert man an diesen Läden vorbei, so ertönt sofort das „Karibu Bwana" (Tritt näher,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr) des Verkäufers und mit immer ſchöneren Sachen, die er aus Fächern und Kaſten kramt, weiß der ſchlaue Händler geſchickt die Kaufluſt des Fremden ſo lange zu reizen, bis er der Verſuchung erlegen iſt. Es iſt bei den indiſchen Juwelenhändlern Zanſibars — meiſt Singhaleſen aus Ceylon, deren langes, pechſchwarzes, mit Kamm und Knoten aufgeſtecktes Frauenhaar als männlicher Kopfſchmuck ein unnatürlicher, ekliger Anblick iſt — nicht ſelten, daß ſie ſich erbieten, einem Europäer Zanſibars oder der deutſchen Kolonie, von dem ſie wiſſen, daß er ein Offizier oder Angehöriger des Gouvernements iſt, Edelſteine ohne Bezahlung mit nach Europa zu geben, um dieſelben vor dem Kauf dort auf ihre Echtheit prüfen zu laſſen. Der Sachverſtändige kann in Zanſibar ſicher prachtvolle Steine zu Preiſen, die weit unter den heimiſchen bleiben, kaufen.

Der Laie erhält auch echte Steine, wird aber mit fehlerhafter und dadurch minderwertiger Ware gern bedacht. Der neue Stadtteil Zanſibar wird in graden Straßen nach europäiſchem Muſter mit Licht und Luft angelegt und ausgebaut.

Getrennt von dem Stadtteil der Steinhäuſer, in dem ſich außer den europäiſchen Handelsfirmen, die Konſulate, Miſſionen, Hotels auch viele Wohnungen von Arabern, Goaneſen, Beludſchen, Banianen und feueranbetenden indiſchen Parſis befinden, liegt die eigentliche Negerſtadt mit ihren durcheinanderliegenden Fachwerkbauten aus einfachem Stangengerüſt mit Lehmbewurf. Hier iſt am meiſten Leben, iſt es wirklich ſchwarz von Menſchen und ein Trubel ſondergleichen zur Marktzeit und zur Stunde der Tanzgelage, der „Goma's", bei denen, wie ich verſichern kann, auch die Herren mit einer Ausdauer und einem ſo begeiſterten Eifer raſtlos mitwirken, daß ſelbſt die geſchätzteſten Tänzer zu Hauſe hiergegen nur als müde Anfänger gelten können. Auch hier wohnen ſorgloſe, ausgelaſſene Fröhlichkeit und kummervolles Entſagen nebeneinander. Kraftſtrotzende, geſchmeidige Männer- und Frauengeſtalten und jammervolle Krüppel, erblindet, ohne Gliedmaßen oder mit furchtbar entſtellenden Krankheiten behaftet, die ſich ihres darbenden, armſeligen Lebens Bedarf erbetteln oder aus den Abfällen zuſammenſuchen müſſen.

Genau ſüdlich von Zanſibar und in 3—4ſtündiger Dampferfahrt zu erreichen, liegt Dareſſalam. Wenn auch ſicher iſt, daß die von Mombaſſa ausgehende Ugandabahn und ebenſo die von Dareſſalam ins Innere führende deutſche Linie im Verein mit der Abſchaffung der Sklaverei die Bedeutung Zanſibars immer mehr herunterdrücken wird, ſo wird dieſer hiſtoriſchen Handelszentrale noch lange Zeit eine wichtige Rolle im Austauſch der Güter zwiſchen Indien, Europa und Afrika zugewieſen ſein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Häfen der Ostküste südlich Daressalam sind Kilwa—Kisiwani (d. i. Kilwa auf der Insel) Kiswere, Lindi und Mikindani, von denen der erstgenannte vor Jahrhunderten eine Bedeutung gehabt haben muß, die wir uns heute kaum vorstellen könnten, wenn nicht die imposanten Ruinen gewaltiger Bauwerke aus jener Zeit überzeugend zu sprechen vermöchten. In 8—9stündiger Fahrt bringt uns einer der Gouvernementsdampfer, von denen die ältesten trotz aller Achtung vor ihren sonstigen Leistungen und ihrer Lebensfähigkeit, zu längerem Verweilen auf ihnen als unbedingt notwendig, wirklich wenig werbende Kraft besitzen, nach Salale im Rufidjidelta, wo der Bedarf an Heizholz aus trockenen Mangrovestämmen gedeckt wird. Einige Stunden oberhalb Salale traf ich im Januar 1907 im Rufidjiflusse noch auf auffallend zahlreiche Flußpferde, was wohl seine Erklärung darin findet, daß die Eingeborenen dort im Gegensatz zu fast allen anderen Stämmen das Fleisch des Flußpferdes nicht genießen. Der Rufidjimündung gegenüber liegt die fruchtbare Insel Mafia mit einem großen Bestand an Rindvieh.

Eine gleich lange Fahrt läßt am folgenden Tage die Stadt Kilwa erreichen, in deren Hintergrund der Singinoberg das schöne Landschaftsbild abschließt. Früher als Sklavenausfuhrort bedeutend, ist Kilwa jetzt als Handelsplatz noch recht bemerkenswert. Sollte die projektierte Nyassabahn von dem südlich gelegenen Hafen Kilwa—Kisiwani ihren Ausgang nehmen, so wird Kilwa sich nicht halten können und der Sitz des Handels sowohl wie der Verwaltung nach Kisiwani, welchem der historische und im Falle des Bahnbaues auch wirtschaftliche Vorrang gebührt, hinübergezogen werden. In letzter Zeit scheint das Projekt der Südbahn übrigens zurückgetreten zu sein.

Das alte Kilwa oder Quiloa auf der Insel, von dessen Geschichte zu unseren Tagen nur spärliche Kunde drang, muß eine für die damalige Zeit erstaunliche Entwickelung durchgemacht haben. Den Besuch der Ruinen persischer, arabischer und portugiesischer Bauten, von denen nur die festgefügten dicken Mauern großer Befestigungswerke und Moscheen dem in den Tropen doppelt schnell nagenden Zahn der Zeit standgehalten haben, darf sich kein die Küste Bereisender entgehen lassen, so er nur irgendwie Gelegenheit hat, die Insel zu erreichen.

Als ich 1895 gelegentlich einer Expedition auf Kisiwani weilte, waren die Ruinen noch überraschend gut erhalten. In den Höfen der verfallenen Forts lagen durch ihre Schwere allmählich tief in den Boden eingesunkene, eiserne Kanonen herum. Das Mauerwerk barst und riß an vielen Stellen durch die Jahrzehntelang immer mehr zunehmende Dicke des Wurzelwerks, welches den durch der Winde Spiel in die kleinen Fugen des Baues ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlagenen Samenkörnern entsproß, bis zuletzt sich immer stärker entwickelnde Bäume die Mauern sprengte, in denen einst ihr Samen Schutz fand. Ich sah ganze Mauerreste von mehreren Metern Fläche und entsprechendem Gewicht, die auf diese Weise unmerklich langsam losgedrückt und durch das Astwerk der Bäume unterstützt und umklammert mit in die Höhe gewachsen waren.

Ein seltsames Bild der Zerstörung durch die schaffende Natur!

Auf der südlich Kilwa—Kisiwani gelegenen Insel Songa Manara befinden sich ebenfalls höchst interessante Ruinen persischen Ursprungs.

Es ist nur zu bedauern, daß keine Mittel zur Verfügung stehen, diese alten Bauten vor gänzlichem Verfall zu bewahren. Da sie abseits der modernen Verkehrsstraßen liegen, sind sie leider viel zu wenig bekannt, um ihrem historischen Wert nach gewürdigt zu werden. Einen ganz anderen Anblick, wie die bisher besuchten Plätze, bietet Lindi, der nächste Hafenort, in dessen weiter, von grünbewaldeten Bergen umgebener Bucht unseres Schiffes scharfer Bug die Wogen schneidet.

Eine Landschaft von überaus reizvoller Lieblichkeit tritt immer deutlicher hervor, bis wir inmitten der immer enger gewordenen Einfahrt gegenüber dem deutschen Fort vor Anker liegen. Die kleine Stadt beherbergt wie alle Küstenplätze die Niederlassungen einiger Handelshäuser und viele Inderläden. Die massigen Turmreste eines alten portugiesischen Forts liegen unweit des Strandes. Aus dem Innern werden hauptsächlich Körnerfrüchte, Sesam, Wachs und Gummi nach Lindi gebracht. Elfenbein wird immer seltener. Die Kopalgewinnung wird ebenfalls betrieben, lohnt sich aber nicht mehr recht. In neuester Zeit werden in der Nähe Lindis große Gummi- und Sisalagavenplantagen angelegt, deren steigende Rentabilität mit Sicherheit zu erwarten ist.

Für meinen Geschmack ist Lindi der idyllischste Küstenplatz. Ein Aufenthaltsort, geschaffen für Leute, die dem Getriebe der Welt entfliehen wollen, um ihren strapazierten Nerven Erholung zu gönnen. An diesem schönen Fleckchen Erde, auf den von frischer Seebrise ständig umrauschten Höhen, fühlt der Mensch sich losgelöst von allem irdischen Kleinkram und befreit von dem Druck der Niemand fehlenden Alltagssorgen und Verdrießlichkeiten, die so oft die Freude am Sein gänzlich überflüssiger Weise zu beeinträchtigen versuchen. Kommt es dann sogar vor, daß sich die Europäer am Ort vertragen — mit den Schwarzen kommt man wunderbar aus — dann wird es verständlich, wie mancher Weiße das freie Leben hier draußen weit höher einzuschätzen vermag als den europäischen Zwang, trotz Verzicht auf die Genüsse und Annehmlichkeiten, die Kultur und Heimat ihm bieten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Lindi trifft man bisweilen Mädchen und Frauen aus dem Hinterlande vom Makonde- oder dem seiner „Diebesakademien" wegen berüchtigten Muëraplateau, welche als besonderen Schmuck in der durchbohrten Oberlippe eine wagerecht unter der Nase hervorstehende Holzscheibe von einer Größe, die oft dem Umfang einer Taschenuhr entspricht, ständig tragen. Daß angesichts dieser — wie bei uns die feste Manschette zum guten Ton gehöriger — Lippenzierde ein Schnupfen dort etwas Unbekanntes sein muß, ist beinahe anzunehmen. Sicher aber brauchen die holden Trägerinnen des „pelele" sich gar keine Gedanken darüber zu machen, ob „Küssen a Sünd" ist oder nicht, denn das ist ganz undenkbar; wie dem Neger ja überhaupt im Gegensatz zum Weißen die Erkenntnis von der erprobten Annehmlichkeit dieser Beschäftigung — gewisse Pflicht- und Tantenküsse ausgenommen — noch nicht erblüht ist.

Vielleicht wird bei ihm auch diese „Segnung der Kultur" unter den vielen anderen ihm zugedachten dereinst ihren Eingang finden. Zur Zeit macht er sich noch gar nichts draus, trotz seiner umfangreichen in „unerhörter Plastik" dazu einladenden Lippen. —

Über die Wamuëra (d. i. die Leute von Muëra) noch kurz die Bemerkung, daß sie Meister im Stehlen sind. Ihre Spezialität ist das geräuschlose Eindringen in Häuser durch ein von außen gegrabenes Loch, welches unter der Wand durchführt. Intelligente junge Leute werden dazu eigens angelernt und nach erfolgter Ausbildung an die Küste geschickt, um dort „ihr Ding zu drehen". Ihre Gewandtheit, so bei den schlafenden Hausbewohnern die raffiniertesten Diebereien auszuüben, ist in der Tat beinahe unheimlich. Ich entsinne mich eines in Lindi erlebten einfach verblüffenden Falles, in dem diese unbeliebten Wühler so ziemlich das ganze Haus ausgeräumt hatten, ohne daß von den 5 Schlafstelleninhabern auch nur einer erwacht wäre.

An fast kreisrunder Bucht mit ganz schmaler Einfahrt liegt Mikindani, ein von Löwen mit besonderer Vorliebe aufgesuchter Küstenort. Auch hier ist es schwer, von dem wieder in ganz eigenem, neuen Reize strahlenden Bilde tropischer Landschaft Abschied zu nehmen. Der südlichste Ort an der Küste ist Kionga, nahe der portugiesischen Grenze. Die flache Bucht, an welcher das unbedeutende Dorf liegt, beherbergt ganze Scharen von Flußpferden, deren Nähe kleinere Boote infolge mehrfach vorgekommener bösartiger Angriffe zu meiden belieben.

Kionga ist im deutschen Ostafrika der einzige Ort, wo noch heute dicht an der Küste das Nashorn im undurchdringlichen Urbusch zahlreich

vorkommt. Hier erlegte Major von Wißmann als Gouverneur sein einziges Exemplar dieses in weiten Gebieten der Kolonie bereits sehr selten gewordenen Wildes in Gestalt eines ausgewachsenen Bullen.

II. Kapitel.

Kreuz und quer in Ostafrika.

Durch die Forschungen der letzten 15 Jahre ist das Innere der Kolonie so genau bekannt geworden, daß bereits ein zuverlässiges, an Einzelheiten reiches Kartenmaterial von derselben geschaffen werden konnte, dessen Grundlagen in der Hauptsache durch die freiwillige, mühevolle und aufopfernde Landesaufnahme mit Kompaß und Uhr durch zahlreiche Offiziere, Beamte, Missionare und einzelne Privatpersonen gegeben wurden.

Daß Ostafrika überhaupt nicht schon viel früher genauer bekannt geworden ist, liegt in dem Mangel an bis weit in das Innere schiffbaren Flüssen begründet. Wasserstraßen von Wert für die Schiffahrt sind leider alle ostafrikanischen Flüsse nicht, wenn auch einige im Landesinnern selbst zur Trockenzeit große Strecken befahren werden können. Untiefen, überaus wechselnder Wasserstand, Barren, Felsen und Katarakte ließen alle Versuche, die natürlichen Verkehrsstraßen nutzbar zu machen, bisher nicht von Erfolg begleitet sein. So würde der Pangani eine unschätzbare Verbindung von der Küste bis zum Fuße des Kilimandjaromassivs darstellen, wenn nicht zahllose Schnellen und Felsbildungen den Fluß in dieser Hinsicht entwerteten.

Die prachtvollen Bergländer von Usambara — durch die Bahn erst zur Möglichkeit gekommen, der Sitz intensiver Plantagenwirtschaft zu werden — das ganze Paregebirge, der diesem gegenüberliegende Teil der Masaisteppe und schließlich der gewaltige Gebirgskomplex des Kilimandjaro, der alle Klimate der Erde vereinigt und dessen 6000 Meter hoher Gipfel unter ewigem Eise verborgen liegt, wären schon lange zu wirtschaftlicher Ausnutzung reif gewesen, hätte ein Zauberwort die hindernden Felsen aus des Flusses Bett verbannen können. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei den anderen Wasserstraßen, deren Quellflüsse alle küstenfernen Gebieten entströmen.

Von der Küste westwärts steigt das Land allmählich unter Bildung ausgedehnter Hochflächen bis zu Höhen von 1000—1400 Meter an, auf

denen sich eine Anzahl hoher, wasserreicher Bergländer mit klimatischen Vorzügen mannigfacher Art und Bedeutung erheben. Sind diese Gebiete ihrer malariafreien, gesunden und kühlen Lage wegen in erster Linie als Ansiedelungsländer anzusehen, welche sowohl für Viehzucht wie Ackerwirtschaft gleich günstige Bedingungen aufzuweisen haben, so kommen die tiefer gelegenen Steppen- Wald- und Hügelländer nach Maßgabe ihrer Wasseradern und der ihnen beschiedenen jährlichen Regenmengen mehr für den Anbau tropischer Nutzpflanzen, (Negerkorn, Mais, Reis, gummiliefernder Bäume, Agaven, Sesam, Baumwolle u. a. m.) in Betracht. Durch die Einführung speziell der Baumwollkultur in Ostafrika werden ganze Länder, von deren nur sehr geringem Werte man bisher urteilen gehört hatte, ganz erheblich anders eingeschätzt werden können. So gilt z. B. fast der ganze Bezirk Mpapua als unfruchtbar und wenig aussichtsreich. Aber gerade die Eigentümlichkeit, daß dort Trocken- und Regenzeit fast auf den Tag genau zu berechnen sind und wie mit dem Messer abgeschnitten wechseln, berechtigt zu der Hoffnung, daß in normalen Jahren für das Gedeihen der Baumwolle dort besonders gute Bedingungen gegeben sind.

Aber wir wollen nun endlich ins Innere aufbrechen. Lange genug hat der Aufenthalt an der Küste gedauert, welchem — so schön wie er ist — von Jedermann der zwar entbehrungsreiche aber ungleich reizvollere, Erlebnisse und ersehnte Abenteuer verheißende im Inneren vorgezogen wird. „Wenn ich nur nicht an der Küste bleibe", hört man auf der Ausreise schon von allen der Kolonie zu dauerndem Aufenthalte zustrebenden Europäern der Truppe und des Gouvernements. „Die Küste ist schon kein Afrika mehr; Weiße gibt es genug zu Hause; um im steifen Zwang der Küste zu vertrauern, geht man nicht nach Afrika", ähnlich lauten die Urteile, welche kaum je widersprochen wird und sieht jeder zu, daß er möglichst bald auf einen Posten in's Innere verschwindet. Wer Lust hat, schließe sich darum an, wenn auch ich nun bitte, auf gut bekannten Pfaden voranschreiten zu dürfen.

Wir wollen uns in zwangloser Weise bald hierhin, bald dorthin wenden und eine systematische Landesbeschreibung schon aus dem Grunde fallen lassen, weil sie die Arbeit viel zu umfangreich gestalten würde. Sie ist auch unnötig, da für weite Gebiete ungefähr dasselbe immer wiederholt werden müßte. Bevor wir jedoch den sonnigen Strand des indischen Ozeans auf längere Zeit verlassen, sei es gestattet, einige der küstennahen Gebiete kurz zu betrachten.

Durch die Bahn in wenigen Stunden erreichbar, erhebt sich im Hinterlande von Tanga das zwischen Umbasteppe und Pangani- bezw. Mkomasifluß gelegene steile Bergland Usambara — Uschamba der eingesessenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingeborenen —, welches in seinen höchsten Erhebungen bis 2000 Meter ansteigt. Als Gebirge von landschaftlich großer Schönheit ist Usambara kühl, gesund und mit dichten, ausgedehnten Waldungen bestanden, aus deren Dunkel zahlreiche klare Bäche zu Tale eilen. Infolge der Küstennähe und der Bahnverbindung ist — wie schon bemerkt — in Usambara eine ausgedehnte Plantagenwirtschaft entstanden, welcher sich dauernd neue Unternehmungen zugesellen. Wurden in den ersten 10—12 Jahren hauptsächlich Kaffeeplantagen angelegt, deren Produkte sich auf dem Weltmarkt zwar durchaus konkurrenzfähig erwiesen, aber keinen dauernd sicheren Gewinn gewährleisteten, so ist man jetzt dazu übergegangen, Sisalagaven und gummiliefernde Bäume in großen Massen anzupflanzen. Der Erfolg dieser an und für sich unbedingt sehr aussichtsreichen Unternehmungen wird davon abhängen, ob es gelingt, die Arbeiterfrage auf die Dauer zufriedenstellend zu lösen.

In den gesunden Bergen Usambaras erfreut sich das Sanatorium Wugiri steigenden Zuspruchs von Erholungsbedürftigen und „Sommerfrischlern", welche der heißen Zeit an der Küste entgehen wollen. — An Usambara anschließend erstreckt sich das Paregebirge bis zum Jipesee, wo es in einem mächtigen, nach Norden offenen Kessel steil zur Steppe abfällt. Die Eingeborenen verstehen das im nördlichen Teil des Gebirges häufig vorkommende Eisen geschickt zu verarbeiten. Lassen wir an einem günstigen Tage von Nordpare aus das Auge über die Lande schweifen, so haftet der Blick wie gebannt an einem Bilde von überwältigender, erhabener Großartigkeit, welches vor uns liegt.

Es ist der Kilimandjaro, dessen breiter Fuß in der tiefen, glühenden Steppe ruht, während sein eisgepanzertes Haupt hoch über die Wolken ragt, welche seinen Gipfel, den Kibo, fast immer umhüllen und verbergen.

In zahlreichen, langgestreckten Rücken, zwischen denen klare, kalte Bergwasser zu Tale rauschen, steigt das gewaltige Kilimandjaromassiv erst allmählich, dann immer steiler an. Die unteren Hänge sind bis zu etwa 2000 Meter Höhe von der eingeborenen Bevölkerung, den Wadjagga, bewohnt und bebaut. Ihr Hauptnahrungsmittel neben der Milch der Rinder, die im Stalle gefüttert werden und nicht weiden, ist die Banane, deren dichte, dunkle Haine wir stundenlang durchstreifen können. Bemerkenswert ist die überlegte und geschickte Anlage von Berieselungsrinnen, wodurch die Wadjagga großen Landstrecken die Wirkung des befruchtenden Wassers zukommen zu lassen verstehen. Seit dem Aufhören der früheren ewigen Kriege untereinander vermehren sich die Eingeborenen schnell. Viel herrenloses Land für große Europäerfarmen ist daher nicht vorhanden und verkaufen werden die Häuptlinge freiwillig sicher bald nichts mehr.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigenartig berührt, daß am Kilimandjaro so verschiedene Dialekte gesprochen werden, daß oft Nachbarn sich nur schwer verstehen können. Es hängt dies mit der früheren strengen Isolierung einander feindlicher Gebiete zusammen. Der in seiner gesunden Bergeshöhe sitzende Mdjagga ist merkwürdig wenig widerstandsfähig gegen die Malaria, die ihn rettungslos befällt, sowie er einmal in der gefürchteten tiefgelegenen Steppe nächtigen mußte. Viele Eingeborene erliegen dann dem ersten kräftigen Fieberanfall.

Über der bewohnten Region erhebt sich eine ewig feuchte üppige Urwaldzone, welche bis zu etwa 3000 Meter Höhe reicht und noch einen ziemlich ansehnlichen Bestand an Elefanten, deren Jagd verboten ist, aufweist. An der oberen Urwaldgrenze führt ein Eingeborenenpfad entlang. Weiter hinauf wechselt niedriges Strauchwerk und Gestrüpp mit Grasflächen, bis zuletzt jeder Pflanzenwuchs aufhört und die weiten, toten Lavafelder beginnen. Als erster hat Dr. H. Meyer den Gipfel des Kilimandjaro erklommen. Später gelang die wegen der dünnen Luft so überaus mühevolle und anstrengende Besteigung noch einer kleinen Anzahl von Europäern, unter ihnen dem früheren Stationschef von Moschi, Johannes.

Westlich der Linie Pangani—Bagamoyo dehnt sich die große Landschaft Useguha zu beiden Seiten des Wamiflusses bis an die Ungueberge im Westen und die Nordausläufer des Ulugurustockes im Süden aus. Useguha weist weite Ebenen mit vielen lichten Waldbeständen auf und ist dieser Eigenart entsprechend die Heimat zahlreichen Wildes, welches selbst dicht an der Küste angetroffen und gejagt wird. — Am oberen Wami traf ich im Januar 1905 große Borassuspalmenwälder, in denen sich fast alle Bäume infolge der günstigen Wachstumsbedingungen zu riesenhaften Exemplaren entwickeln konnten. Inmitten dieses Palmengebietes stieß ich unvermittelt auf eine Stelle, an welcher Hunderte von abgestorbenen Bäumen ihre schlanken, so eigen nach oben zu einer Anschwellung verdickten Stämme, wie anklagende Finger zum Himmel starren ließen. Sie waren von den Eingeborenen behufs Palmweingewinnung in der Krone angezapft und ihres Lebenssaftes langsam beraubt worden. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise ganze Wälder zum Verschwinden gebracht werden können. — Einige, durch ihre abnorme Höhe besonders auffallende, alle anderen überragende Palmen hatten von den Leuten Namen erhalten, welche ihnen der Aberglaube beilegte. Dieselben wurden heilig gehalten und Niemand würde wagen, sie zu beschädigen oder gar zu fällen. Auf den Reisenden, der Useguha durchquert, macht das Land keinen übermäßig günstigen Eindruck, ebensowenig, wie die im Süden anschließenden Landschaften Ukwere, Udoe — dessen Bewohner vielleicht auch heute noch im Stillen den einen oder anderen schwarzen Mitbruder zu verspeisen belieben —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ukami und Usaramo; immer mit Ausnahme der Berglandschaften, die sich durch ihren Wald, günstigere Bewässerung und dementsprechend größere Fruchtbarkeit auszeichnen. Wir treffen hier übrigens, wie auch sonst fast überall in der afrikanischen Landschaft, auf die denkbar größten Unterschiede im Aussehen des Landes, je nachdem wir während bezw. nach der Regenzeit passieren oder dann durchkommen, wenn die Trockenzeit dem Ende zuneigt. Fast überall ist der Anblick der tiefgelegenen Landschaften Ostafrikas von August bis Dezember überaus trostlos und öde.



Palmwald am Wamifluß.

Zu grellem Gelb sind die Gräser verdorrt. Die Blätter der Bäume haben sich zu mißfarbenen Gebilden zusammengerollt, die allenthalben zu Boden fallen und vom Lufthauche in raschelnder Bewegung hin und her getrieben werden. Eine glühende, brütende Hitze legt sich mit dem Höherkommen der Sonne auf die Erde. Die Tierwelt verstummt. Kein Lebewesen ist zu sehen. Kein klingender Laut durchdringt die großartige Stille des endlosen Busches, in dem es erst zur Nachtzeit wieder lebendig werden wird. Hoch oben in majestätischer Einsamkeit zieht vielleicht ein Adler oder Geier seine Kreise. Längst ist das muntere Geschwätz der Träger in den kühlen Morgenstunden verstummt. Ohne zu denken, rein

automatisch schleppt sich die Karawane weiter dahin auf dem schmalen Pfade durch schattenlose Savanne, ausgetrocknete Wiesen, blattlose Wälder und starres, in feindlicher Bewegungslosigkeit verharrendes Dorngestrüpp. Stunde auf Stunde raschelt der Fuß durch das knisternd-brechende Laub des Weges, bis der Wasserplatz erreicht, das Werk des Tages vollendet ist. Weit verteilen sich die Leute unter den wenigen noch Laub tragenden Sträuchern, um nach Möglichkeit der immer gleich unerbittlich brennenden Sonne solange zu entgehen, bis ihre Kraft am Spätnachmittage zu erlahmen beginnt und ein frischer Lufthauch neues Leben durch die Adern rinnen läßt.

Tag für Tag das gleiche Bild. Wochen und Monate kann so der Marsch sich wiederholen. Aber selbst eine Reisezeit in so einförmiger Landschaft übt auf die Dauer einen eigentümlichen Reiz, einen eigenen Zauber aus, dem noch Niemand, der Jahrelang im Lande weilte, sich entziehen konnte. Es ist die stets gleich großartig bleibende Natur, in der wir uns befinden, die immer neu und immer eindrucksvoll in ihrer Wirkung bleibt, wo es dem Menschen vergönnt ist, in ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Wildheit und ihrer erhabenen Ruhe zu verweilen. Und heute noch — ich habe jetzt an 1200 Tage im Zelt auf Reisen in der Kolonie zugebracht, kann ich immer noch nicht sagen, daß ich genug hätte, trotz aller Anstrengungen und Hindernisse, die oft kaum zu überwinden schienen, trotz aller Entbehrungen, Erkrankungen und Mühen, besonders der ersten Reisejahre. Es ist wohl ein Naturgesetz, daß der Genuß für den Menschen um so größer ist, je mehr Arbeit und Kampf nötig waren, um das Ziel zu erreichen.

Aber auch dann sogar muß man sich der eigenen Wirkung selbst der trostlosesten Landschaft fügen, wenn die großen Brände der Trockenzeit die kümmerlichen Reste der Vegetation vollends vernichtet haben und die schwarzgebrannte weite Fläche mit ihren grauen Aschenresten den hell sich abhebenden Pfad bis weit voraus erkennen läßt. — Scheinbar ist alles Leben erstorben! Wir durchschreiten einen kahlen Wald, dessen Stämme sämtlich bis zu einer Höhe von 2 oder 3 Metern mit einer Sandkruste überzogen sind. Ein ganz feines Knistern ist hörbar, wenn wir lautlos an einem Stamme stehen bleiben. Streicht man nun mit einem Stocke den roten Überguß von der Rinde ab, so suchen unzählige weiße Ameisen schleunigst ins schützende Dunkel zu fliehen, während ihre mit scharfen Zangen bewehrten Soldaten ein wütendes Knipsen nach dem Feinde beginnen. Erst bauen diese Ameisen sich aus Erdteilchen tunnelartig überdachte Gänge, die schließlich zu breiten braunen oder roten Flächen vereinigt, die Stämme ganzer Wälder bedecken. Unter dem Schutze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Kruste vor den zahlreichen Feinden werden dann die Gänge ins Holz gefressen, bis schließlich der Baum zerstört ist. Ich glaube, daß die weiße Ameise, welche nur Metalle verschont, unter den Waldbeständen größere Verheerungen anrichtet, wie die jährlichen Brände, daß durch letztere sogar Millionen jener zerstörungswütigen Insekten vernichtet werden. Läßt man Kisten, Lederzeug, Papier, Stoffe oft nur einige Tage an derselben Stelle lagern, so findet man beim Nachsehen die Sachen bereits angefressen und entwertet. Ich habe einmal gesehen, daß ein Haufen in einem Kammerraum aufgestapelter Patronentaschen innerhalb weniger Monate von den weißen Ameisen vollständig zerfressen und da es ihnen dort gefallen hatte, in einen so kompakten Bau verwandelt worden war, daß er mit der Beilpike auseinandergeschlagen werden mußte. —

Die Regenzeit hat eingesetzt!

Das Naß der ersten Regentage ist von der durchglühten Erde gierig aufgesogen worden. Die unzähligen tiefen Spalten und Risse, welche der berstende Boden aufwies, lassen die immer hastiger niedergehenden Regengüsse bis zu dem Wurzelwerk der abgestorben scheinenden Vegetation dringen. Und wie von einem Zauberstab berührt, beginnt das neue Leben zu erwachen. Zarte Gräser sprießen empor und bedecken die eben noch schwarzverkohlten Flächen mit frischem Grün. Überraschend schnell entwickelt sich das Laub der Bäume und nach wenigen Wochen ist die ganze Landschaft in einen blühenden Garten verwandelt, in welchem die schaffenden Naturkräfte nun mit solch unheimlicher Energie am Werke sind, daß wir uns dort bereits mühsam durch dichte Grasmassen durcharbeiten müssen, wo der Unkundige einen Monat zuvor, prompt dem Lande die Möglichkeit auch nur einen Halm hervorzubringen, mit jener autoritativen Bestimmtheit abgesprochen haben würde, welche den afrikanischen Neuling aller Lebensalter so leicht befähigt ein Buch über die Kolonie zu schreiben, dessen Dicke dann im umgekehrten Verhältnis zu seiner Erfahrung steht.

Wie viel falsche und schiefe Urteile werden nicht durch solche „Landeskenner" am heimischen Biertische, leider aber auch in ernsthaften Publikationen als reine Erkenntnis und unter Aufdeckung der „unbegreiflichsten Mißstände", der unnötigsten Ausgaben nebst Abänderungsvorschlägen als treffend wahres Bild des Landes verzapft, geeignet nunmehr endlich die Kolonie zu retten.

Ein richtiges Bild kann überhaupt nur der gewinnen, der jahrelang die Kolonie in allen ihren Teilen bereist. Allen lange Jahre in der Kolonie tätig gewesenen Europäern, ist es wohl bekannt, wie sehr sich oft ihr Urteil gerade gegen die ersten Eindrücke geändert hat und weiter durch neue Erfahrungen ändern kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur trockenen Zeit ein Bild des Todes gleichsam — dabei dem heimischen Winter nur sehr bedingt zu vergleichen — prangt und glänzt das Land, nachdem der Boden mit Wasser gesättigt ist in üppigster Pracht. Besonders lebendig geworden sind die kleinsten Vertreter der Tierwelt, die Insekten, die in unzähligen Scharen und Arten ihrem Daseinszweck nachzukommen bestrebt sind.

Wer das Land jetzt durchreist, kennt es nicht wieder. Er hält es für fast unmöglich, daß sich eine solch gewaltige Änderung in so kurzer Zeit vollziehen konnte. Aber wir sind ja im Lande der Gegensätze! Wo im September die zu Stein gewordene Erde in metertiefen Rissen klaffte, können wir im April bis zur Brust durch weite Wasserflächen waten. Wo im September der von der Karawane abgekommene Mensch aus Mangel an Wasser rettungslos verdursten mochte, kann im April der Reisende gezwungen sein, tagelang an überhöhender Stelle liegen zu bleiben, bis sich die Wasser einer meilenweiten Überschwemmung soweit verlaufen haben, daß ein Durchkommen möglich ist. Es ist im Großen und Ganzen immer dasselbe Bild und doch ist es immer neu, immer eigenen Reizes voll und läßt nie die Empfindung der Langeweile aufkommen.

Die meisten Flüsse sind zur Regenzeit weit über die Ufer ausgetreten und bilden bisweilen ausgedehnte Überschwemmungsgebiete, durch welche der Marsch für den Europäer dann allerdings scheußlich werden kann. Für den fast unbekleideten Neger, welcher sein leichtes luftiges, nicht aber duftiges, höchstens aus einigen Tüchern bestehendes Gewand durch die Sonne oder das Lagerfeuer schnell wieder trocknen lassen kann, hat das Dauerbad der Reisemärsche durch Sumpf und Wasser keine Schrecken, außer wenn das Feuer zu kalt ist.

Zwischen Rufu und Rufiyi liegt das Land Usaramo, von mäßigen Anhöhen durchsetzt und nach Süden in flache Ebene übergehend. Nach Westen schließt sich Ukanni mit dem bis zu 2400 Metern aufsteigenden Ulugurugebirge an, in welchem der Abbau von Glimmer seit Jahren mit gutem Gewinn fachmännisch betrieben wird.

Das ganze Land zwischen Rufiyi und Rovuma ist — von vereinzelten Höhenzügen abgesehen — mit Ausnahme der Kitschi- und Matumbiberge im Hinterlande von Kilwa und des Muëra- und Makondeplateaus tiefgelegen und größtenteils ebenso spärlich bevölkert wie bewässert. Ausgedehnte Jagdreviere mit noch zahlreichen Elefanten befinden sich am Mandandu- und am Umbekurubach.

Diese ganzen, vor einem Menschenalter noch an vielen Stellen gut bevölkerten und bebauten Gebiete wurden vor Inbesitznahme des Landes

durch uns immer wieder von den Einfällen der östlich des Nyassasees sitzenden Mafiti (eines nach Norden vorgedrungenen Sulustammes) heimgesucht, bei welchen alles Eigentum geraubt oder zerstört, die Bewohner zu Sklaven gemacht wurden.

In diesem ungeheuren Waldgebiet ist jetzt zu gewissen Zeiten der Wassermangel außerordentlich drückend fühlbar, weil die früheren Wohnstätten mit ihren immer offen gehaltenen Wasserlöchern längst, ohne eine Spur zu hinterlassen, verfallen sind. Von Kilwa und Lindi führen die noch jetzt fast allein begangenen alten Straßen bis zu den Nyassaländern; ehemals Wege, auf welchen die geraubten Sklaven zu vielen Hunderten zur Küste geschleppt wurden. Welche Gräuel, welches Elend mag damals nur die verschwiegene Wildnis zu Zeugen gehabt haben! 1895 fand ich im Hinterlande von Kilwa noch mehrfach neue, schwere Sklavengabeln am Wege liegen, deren Träger wohl in ihnen erschöpft zusammenbrachen, den Hyänen willkommene Beute. Ein blendend weißer Schädel und einige verstreute Knochenreste lassen noch jahrelang die Stelle erkennen, wo der Tod sein erlösendes Werk vollbrachte. —

Heute trifft man jenen Wegen folgend eine Reihe von Tagen keine menschliche Ansiedelung an. Zwischen Lindi und dem Nyassasee liegt eine Strecke von 16 Marschtagen durch früher gut bevölkertes, jetzt unbewohntes Gebiet. An einzelnen, längst von dichtester Wildnis überwucherten Stellen kann man noch die regelmäßigen Rinnen erkennen, welche die Felder der Bewohner furchten. Der undurchdringlichste Busch entsteht immer da, wo alte Siedelungen verlassen wurden und verödeten.

Haben wir, von der Küste kommend und der alten großen Karawanenstraße durch Usaramo folgend in etwa 10tägigem Marsch Morogoro erreicht — binnen Jahresfrist wird dies hoffentlich mit der Bahn in ebensoviel Stunden möglich sein — so nähern wir uns dem Berglande Usagara, das nach Westen bis Mpapua reicht, dessen Erhebungen sich nach Norden in den schönen Ngurubergen durch Unguu bis Mgera fortsetzen und welches nach Süden die Ausläufer der Rubehoberge bis an den Ruahafluß entsendet. Ein Land, von dem A. Leue singt:

„Seh ich auf die dunkelblauen Berge Usagara's hin,
Kommen mir die altersgrauen, deutschen Burgen in den Sinn."

4 weitere, zur Trockenzeit bequeme Tagesmärsche, wobei die wildreiche Mkattaebene durchschritten wird, bringen uns nach dem in malerischer Umgebung am Austritt des Mukondokwaflusses aus den Bergen gelegenen Ort Kilossa, von welchem die Straße nach Iringa, der das Hochgebirgsland Uhehe verwaltenden Militärstation abzweigt. Die Entfernung bis Iringa beträgt 12 Tagereisen. Vermöge seiner 1400—1800 Meter hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegenen vollkommen gesunden Plateaus, der vielfach flach verlaufenden Höhenzüge und seiner ausgezeichneten Bewässerung wird Uhehe als Ansiedelungsgebiet zweifellos eine besondere Rolle zu spielen berufen sein.

Steil fällt das wildzerklüftete Udzungwegebirge nach der durch die jährlichen, regelmäßigen Überschwemmungen beispiellos fruchtbaren, aber erstickend heißen und ungesunden Ulangaebene ab, in welcher natürlich nur die dortangesessenen, klimafesten Eingeborenen als Ackerbauer und Arbeiter in Frage kommen können, die aber allein imstande ist, nicht nur die ganze Kolonie mit Reis zu versorgen, sondern ungeschätzte Mengen darüber hinaus für den Export zu produzieren. Von der Lösung der Transportfrage hängt es auch hier, wie überall in der Kolonie, ab, ob eine intensive Ausnützung der schier unerschöpflichen Kräfte einer immer produzierenden Natur mit Gewinn zu ermöglichen ist. Der Ulanga ist übrigens ebenso wie sein Oberlauf, der mit seinen Quellflüssen bis in die gewaltigen Nyassagebirgsketten reichende Ruhudje, so große Strecken schiffbar, daß der spätere Anschluß an eine der künftigen Eisenbahnen notwendiger Weise wird erfolgen müssen.

Zur Regenzeit bildet die Ulangaebene auf Tagereisen weit einen morastigen, unergründlichen Sumpf, der für Menschen an vielen Stellen unpassierbar, dann den von den Bergen hinabgestiegenen Elefanten und sich von Jahr zu Jahr wieder mehrenden Büffelbeständen willkommene Tummelplätze mit „natürlicher" Schonzeit bietet.

Im Süden des Ulanga liegt mit wundervoller Fernsicht über die unendliche Ebene die Station Mahenge hoch oben in den steilen Bergen von Upogoro, deren feuchte Urwälder große Bambusbestände und die begehrte Gummiliane aufweisen.

Durch den sinnlosen Raubbau eines Jahrzehnts, den die sich selbst überlassenen schwarzen Händler im Auftrage sich gegenseitig jede Konkurrenz machender europäischer Firmen ins Werk setzten, sind diese bei vernünftiger Ausnutzung reichen Gewinn auf lange Jahre sichernden Gummiländer natürlich nahezu erschöpft. Gibt dann das Land nichts mehr her, so fällt fix fertig das Urteil: „Die Kolonie ist nichts wert." Daß aber der nach schnellem Gewinn hastende Europäer dem Lande die Werte selbst brutal entriß, um möglichst viel zu erraffen, davon spricht man nicht. Die Bezeichnung Mahenge für den Bezirk der Militärstation ist übrigens nicht ganz richtig; Upogoro wäre zutreffender gewesen.

Im Südwesten schließt sich an Uhehe das zur Viehzucht besonders geeignete Land Ubena mit seinen langgewellten, flachen Höhenzügen in durchschnittlicher Höhenlage von etwa 1500—1600 Meter, die Wasserscheide zwischen Ulanga und dem großen Ruaha bildend, an. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordwestlich des in vielen Zuflüssen aus den Nordnyassabergen kommenden großen Ruaha erstreckt sich weithin die Landschaft Urori oder Ussansu bis zu dem in der trockenen Jahreszeit eine zusammenhanglose, durch lange Sandstrecken unterbrochene Reihe von fischreichen Tümpeln bildenden Kisigo, durch dessen knorrigen Uferwald brechende Nashörner und Büffel ich vor Jahren antraf. Ein reiches Wildleben entfaltet sich während der regenlosen Monate in der Nähe des Ruaha, an dessen menschenarmen Ufern dann die eingeborenen Jäger ihre Hütten errichten.



Landschaft am großen Ruaha.

In merkwürdigem Gegensatz zu dem frischen Grün des von hohen, schattigen Laubbäumen eingefaßten Flußlaufes steht die wenige Schritte davon beginnende absolut verdorrte Buschsteppe.

Das überaus malerische Hochgebirge, welches in wilden Formationen bis zu einer Höhe von 2000 Metern über dem Wasser die deutsche Küste des Nyassasees begleitet, fällt steil und jäh zum Seespiegel ab, der seinerseits etwa 500 Meter über Meereshöhe liegt. Trotzdem der Nyassa schon im 17. Jahrhundert von Portugiesen befahren worden sein soll, durchdrang die Kenntnis davon nicht die Welt und man wußte von seiner Existenz so lange nichts, bis Livingstone ihn im Jahre 1859 von neuem entdeckte. Nur der kleinere Teil der Ostküste des Sees, den die von

Songea kommende, dem Ruhuhudurchbruch folgende Karawanenstraße bei Wildhafen erreicht, ist deutsch. Eine Strecke westlich der Nyassanordspitze befinden sich mächtige Steinkohlenlagerstätten im Gebirge, deren Ausnutzung nur eine Frage der Zeit ist. Die Nyassaberge weisen ebenfalls große Eisenerzlager erster Qualität auf. Im Norden des Sees liegt das ungemein fruchtbare, gesunde und schöne Kondeland, an die bananenreichen Tanganikagebiete erinnernd, mit dem Verwaltungssitz in Neu-Langenburg.



Das Bett des Kisigo zur Trockenzeit. (S. 269.)

Zahlreiche Missionsstationen zeugen davon, daß ihren Gründern die Vorzüge des Landes nicht entgangen sind, wie man überhaupt ganz gut aus dem Vorhandensein vieler oder weniger Missionen einen Schluß auf die Güte und den Wert eines Landes ziehen kann. Die Missionare leben mit Recht auch ganz gern in gesunden und reichen Ländern, die zudem infolge ihrer naturgemäß dichteren Bevölkerung dem Missionszweck am meisten entsprechen. Der in der Entwickelung vorgeschrittene Bezirk Neu-Langenburg gehört von dem Augenblicke an entschieden zu den aussichtsreichsten Teilen der Kolonie, sowie eine Eisenbahn den Nyassa mit dem indischen Ozean verbindet. Dann auch ist der Tag gekommen, wo euro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päische Ansiedler im Bezirk Neu-Langenburg und in Uhehe Fuß fassen können. Nach allem was ich von Konde hörte und in Uhehe sah, muß sogar dem leider nicht sehr umfangreichen Kondeland der Vorzug gegeben werden.

Vom Nordnyassa führen zwei große Verbindungsstraßen — je eine im englischen und deutschen Gebiet — bis zu dem großartigeren Riesen-einbruch des Tanganikasees, dessen Spiegel rund 350 Meter über dem Nyassa liegt. Zwischen diesen beiden Seen, jedoch nach Norden verschoben erstreckt sich die gewaltige Rikwasenkung, die geologisch als Fortsetzung das Nyassagrabens anzusehen ist, bis nach Karema am Tanganika.

Das ganze, ungeheure Gebiet zwischen Rikwagraben und der großen Karawanenstraße Mpapua—Tabora—Udjidji ist — Ukawende ausgenommen — ein flach gewelltes Waldland mit aufgesetzten Höhenzügen von geringer Bedeutung und mit Ausnahme von einigen gut bevölkerten Distrikten nur sehr spärlich bewohnt. Von Tabora auf noch unbekannten Pfaden südlich nach dem Rikwa vordringend, reiste ich 1899 durch einen endlosen, zusammen-hängenden lichten Wald von gleich einförmigem Aussehen wie erhabener Einsamkeit. Auf kaum erkennbaren Pfaden — oft Wildwechseln — die von den Elefantenjägern und wenigen wandernden Eingeborenen in großen Zeiträumen begangen wurden und sich nicht selten vollkommen verloren, ging es tagein, tagaus weiter nach Süden, da ich mir vorgenommen hatte, diesem weißen Fleck von der Karte zum Verschwinden zu verhelfen. Da ich im November, der trockensten Jahreszeit also, marschieren mußte, war der Wassermangel unterwegs um so empfindlicher, als ortskundige Führer, sanfter Überredung nicht mehr zugänglich, an einigen Tagen nur durch gewaltsame Mitnahme zu erlangen waren.

Was soll man machen?

Sahen die Leute — mit Stoffen reichlich entlohnt — nachher ein, daß ihr Mißtrauen ungerechtfertigt war, so traten sie sehr vergnügt den Rückmarsch an; andere wollten überhaupt bei der Karawane bleiben. Dieses ganze Gebiet ist geeignet, das vielfache seiner Bevölkerung zu ernähren. Die Nutzbarmachung der Waldbestände, welche allenthalben ausgezeichnete Nutzhölzer enthalten, muß einer an Verkehrsmitteln reicheren Zeit vor-behalten bleiben.

Im Gebiete des Ugallaflusses, der zu dieser Zeit aus einer Kette von einzelnen Teichen und Flußstrecken bestand, waren saisongemäß ganze Fischerdörfer entstanden, deren männliche Insassen dem leichten und loh-nenden Fange oblagen. Fast ausnahmslos wurde eine Welsart, die sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in unzähligen Scharen in den Teichen zusammengedrängt vorfand, gefangen, sofort geräuchert und dann lastenweise weithin zum Verkauf auf die Märkte von Tabora oder anderer Plätze transportiert. Daß in einem so ausgedehnten Waldgebiet, welches heute größtenteils noch unbewohnte Wildnis darstellt, der Elefant noch nicht ganz verschwunden ist, kann selbst angesichts des Umstandes nicht auffallen, daß ein großer Teil der Bewohner des Waldes aus gewandten und unermüdlichen Jägern besteht. So traf ich am Ugalla überall Männer mit einem aus den Schwanzhaaren des Elefanten verfertigten Hals- oder Handgelenkschmuck als Abzeichen



Landschaft im Mukondokwatal zwischen Kilossa und Mpapua.

ihres Jägerberufes. Sicherer ist der Elefantenjäger jener Gegenden aber an den dicken Armringen zu erkennen, die aus der Hornhaut der Elefantensohle geschnitten und abgerundet in noch feuchtem dehnbarem Zustande umgelegt werden und nach dem Eintrocknen so fest sitzen, daß eine Abnahme meist unmöglich ist. Die Zahl der getragenen Ringe soll derjenigen der erlegten Elefanten entsprechen.

Wenden wir uns wieder zur großen Karawanenstraße, welcher wir bis Kilossa gefolgt waren. Auf dem weiteren Wege haben wir zu beiden

Seiten statt der weiten heißen Ebene ein fruchtbares, bewaldetes Bergland liegen, dessen felsbedeckte, steile Höhen der Landschaft ihr Gepräge verleihen. Überall Ansiedelungen und Felder, Werden und Wachsen, Saat und Ernte!

Sehr geschickt folgt der als Fahrstraße angelegte Weg fast eben dem Flußlauf des Mukondokwa bis zu dem schönen, schattigen Lagerplatz am Kidetebach. Zwischen diesem und dem seit Jahren ausgetrockneten, in malerische Berglandschaft eingelassenen Gombosseebecken ist eine so erhebliche Steigung zu überwinden, daß Lastwagen dort noch nicht passieren können. Auf allen Seiten streckten uns die stacheligen, dornbesetzten Sträucher und knorrigen Hölzer ihre bizarren Formen entgegen. Candelabereuphorbien, Fächerpalmen, Grenadillholzbäume und was da alles in wüstem Durcheinander wächst.



Masai aus Buigiri beim „Schauri".

Vom Gombo bringt uns ein 8—9stündiger Marsch durch lichte, von Antilopen, Giraffen und Feldhühnern belebte Parklandschaft von eigenem Zauber nach der Station Mpapua, deren helleuchtende Mauern sich schon von Weitem klar und scharf von dem dunkeln Grün der Berge im Hintergrunde abheben. Ein von Bagamoyo und Sadani über Mamboya

durch das Nordrubehogebirge kommender Karawanenweg vereinigt sich hier mit unserer Route. Am Kidetebach nahmen wir für lange Zeit vom ständig fließenden Wasser Abschied. Bis zum Malagarassi nach Westen, das sind 42 Tagemärsche, treffen wir außer dem Bubu, der auch nicht immer fließt, während des größten Teils des Jahres nur Wasserlöcher und kleine Teiche, denen der Wasserbedarf entnommen werden muß. Gegen Ende der großen Regenzeit dagegen ist dieses ganze Gebiet oft so reich an uferlosen Wassern, daß man das schnelle Verschwinden derselben nach Aufhören der Regen kaum für möglich zu halten vermag.



Masai aus Buigiri (Bezirk Mpapua.)

Die Kiborianiberge nördlich, das Wotaplateau und die Rubehoberge südlich Mpapua erfreuen sich vermöge ihrer Höhenlage und der ständigen Winde eines erfrischend kühlen und gesunden Klimas, welches sie als gegebene Plätze für die Anlage europäischer Ortschaften nahe der zukünftigen Zentralbahn in engere Wahl kommen läßt. Übersteigt man die hohen Berge nördlich Mpapua, so ist der Südrand der Masaisteppe erreicht, welche sich viele Tagereisen nach Norden, den Kilimandjaro und Meruvulkan umgreifend bis weit ins englische Gebiet und nach Westen bis zu

der goldreichen Landschaft Ikoma nahe dem Victoria-Nyansa erstreckt, im allgemeinen wasserarm und fast unbewohnt, noch großer Wildherden aller Art Heimat ist.

In diesem Riesenareal, welches erst durch die Forschungen der letzten Jahre genauer bekannt wurde, weideten die Masai — einer der interessantesten Volksstämme — ihre gewaltigen Rinder- und Kleinviehherden, bis vor etwa 1½ Jahrzehnt ein großer Teil Afrikas von jener Rinderpest heimgesucht wurde, welche außer vielen Tausenden von Antilopen, Büffeln und anderen Steppenbewohnern auch den Viehbestand des stolzen, freien Masaivolkes zum größten Teil vernichtete.

Lange Zeiträume der Schrecken der Nachbarvölker, war das Sinnen und Trachten der Masai auf Viehraub und blutige Fehde mit den ackerbautreibenden Stämmen an den Grenzen der Steppe gerichtet, bis diese sich immer weiter in die Berge zurückzogen, welche nur auf wenigen, leicht zu beobachtenden und zu sperrenden Wegen eine Annäherung gestatteten. So zogen sich aus Furcht vor den Masaieinfällen auch die Wagogo am Südrand der Steppe zurück in das Bergland und wagten erst wieder ihre Wohntemben (große, viereckige niedrige Hausanlagen mit geräumigem Innenhof für das Vieh) in die Steppe vorzuschieben, ihre Felder ebendort anzulegen und ihre Herden wieder im weiten Grasland der Ebene zu weiden, als die Masai nach Einsetzen der deutschen Verwaltung ihre großen Räubereien aufgeben und mit gelegentlichem Viehdiebstahl zufrieden sein mußten. Lange Zeit hielt man die Masaisteppe für eine wasserlose, sterile und öde Wüste, über deren Unwert eine Meinungsverschiedenheit nicht bestehen könne.

Aber nur einzelne Europäer hatten dieselbe auf den wenigen von Karawanenleuten begangenen Pfaden durchquert. Die Masai wußten geschickt fast alle neugierigen Weißen ihrem Reiche fernzuhalten unter dem Vorgeben, es sei kein Wasser vorhanden und die Karawane müßte verdursten. In Wirklichkeit bestehen sehr große Teile der sogenannten Steppe aus prächtigem Wald und Weideland, welches für die aussichtsreiche Zucht auch der größten Herden von Rindern, Ziegen und Schafen alle Vorbedingungen in sich vereint. Wasser ist durch Anlage von Brunnen und Staudämmen an vielen Stellen reichlich genug zu erhalten. Daß man zur trockenen Jahreszeit auf so wenig Wasser stößt, erklärt sich mit aus der spärlichen Bevölkerung, welche nur die notwendigsten Wasserlöcher genügend tief offen hält und diese höchst ungern Unge- und Unberufenen zeigen. Wer die Masaisteppe kennen gelernt hat, kann es verstehen, daß ihre „Herren", die Masai dort gern allein bleiben möchten und gar keinen Wert auf fremden Zuzug legen. Reine, öde Steppe ist im deutschen Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt selten; den größten Teil des Landes bilden langgestreckte Geländewellen von teils geringer Erhebung mit vorwiegend lichtem Wald und Buschbestand. Einzelne bedeutendere Berge und kleine Plateaus sind aufgesetzt.

Der Stolz der Masai ist ihr Besitz an Rindern; auch halten sie Schafe und Ziegen in großen Mengen. Ihr ganzes Sinnen und Trachten dreht sich um den Erwerb von Kühen und Ochsen und jedermann sucht möglichst viel davon zusammenzubringen. Der Viehdiebstahl gilt als etwas Verdienstliches. Nur wer sich dabei erwischen läßt, büßt an Standesehre ein.

Den leichtesten, einfachsten und beliebtesten Erwerb, bei welchem zudem allerlei Kurzweil für Männer und Gelegenheit zu Heldentaten für die jungen Krieger geboten war, stellte der Viehraub dar und so organisierten die Masai in früherer Zeit — in den letzten Jahren nur noch in entlegenen Gebieten — mit Vorliebe Einfälle in viehreiche Landschaften. Nach unglaublichen Eilmärschen durch menschenleere Gebiete, wobei ihnen Jägernomaden (die Wandorobbo) als Führer dienten, fuhren sie dort plötzlich wie der Blitz aus heiterem Himmel hinein ins Land, trieben die Herden fort, stießen die sich widersetzenden Hirten mit den Speeren nieder und waren mit ihrer Beute ebenso schnell wie gekommen wieder von der Bildfläche verschwunden. Jetzt haben diese Einfälle so gut wie aufgehört. Um die Masai aber noch besser unter Aufsicht zu haben und zu verhindern, daß sie den im Kilimandjarobezirk angesiedelten zahlreichen Burenfamilien durch Viehdiebstähle Schaden zufügen, hat sich das Gouvernement entschlossen, gewissermaßen vorbeugend den Masai des dortigen Bezirks ein Reservat anzuweisen, welches sie nicht verlassen sollen.

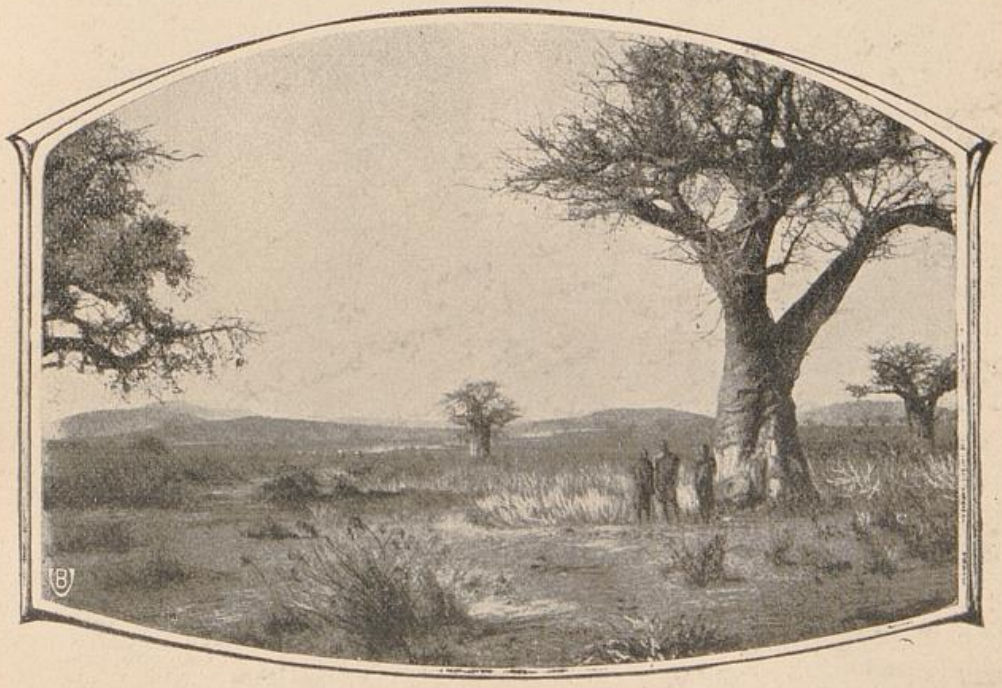
Aber gerade die ins Reservat genötigten Masai haben sich bisher nie so verhalten, daß besondere Schutzmaßregeln nötig waren, wie ich überhaupt so manche in den letzten Jahren über Masaigefahr und Masaiüberfälle berichtete Mär als Gebilde einer überreichen Phantasie zu betrachten geneigt bin. Zu leicht entsteht in pechschwarzer Tropennacht die Illusion einer Gefahr, wenn harmlose Eingeborene zufällig auf ein nicht vermutetes Europäerlager stoßen, dem sie sonst sicher ausgewichen wären. Typisch retten dann die „Wachsamkeit" der „Posten", die „ins Dunkel donnernden Salven", den „schrecklich gefährdeten" Weißen vor dem „sicheren Tode". Zum Glück wird bei diesen Späßen so gut wie nie jemand getroffen.

Ob die Anlage des Masaireservates notwendig und richtig war, dafür wird der Beweis noch erbracht werden müssen. Wurde doch das ganze ungeheure Gebiet der „Steppe" eigentlich nur durch die den Weideplätzen folgenden, immer ihren Wohnsitz wechselnden Masai und die bei ihren Wanderungen und Streifereien entstehenden Wege überhaupt passierbar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehalten. Müssen diese Nomaden den größten Teil der Steppe meiden, so werden die wenigen sie kreuzenden Pfade nebst ihren Wasserstellen bald verschwunden sein.

Von Mpapua nach Westen führt der Weg durch das Land Ugogo, dessen Bewohner in Tracht und Sitten mancherlei Ähnlichkeit mit den Masai aufweisen. Nachdem der Tschunyopaß überschritten ist, teilt sich der Weg. Die Karawanen wählen bald die nördliche Route über Kwa Nyangalo, bald die südliche über die baobabreiche Landschaft Handali, je nachdem die Frage der Wasser- und Lebensmittelversorgung leichter zu lösen ist. Das schwerste Stück kommt zuerst. Es ist die meist wasserlose, mit



Typische Landschaft in Ugogo bei Handali.

Recht gefürchtete Marenga makali, die Bitterwasserwildnis der Wagogo, ein 9—10 Stunden breites, trostloses Wald- und Stachelbuschgelände, in welchem der vielleicht an Pocken oder Dysentrie kranke ermattet hinter der Karawane niedersinkende Träger meist rettungslos verloren ist. Es ist die Regel, die Marenga makali durch den an anderer Stelle geschilderten sogenannten Telekesamarsch zu überwinden, da hierbei die Anstrengung am leichtesten zu ertragen ist. Ich bin auf diese Weise bisher 7 mal glatt und ohne irgendwelchen Verlust an Menschen durchgekommen, auch als es noch keine grade durchgelegten abgekürzten Wage gab. Die Marenga

makali hat viel von ihren Schrecken verloren, seitdem die in früheren Jahren alltäglich vorkommenden Überfälle und Beraubungen der zurückgebliebenen Karawanennachzügler dank der Überwachung und Sicherung der Straßen durch die Militärstationen aufhören mußten.

Selbst hier löst die Landschaft am frühen Morgen und gegen Sonnenuntergang infolge der überraschenden Beleuchtungseffekte das Gefühl eines schwer zu mildernden eigenartigen Genusses aus, den man eben nur empfinden, sich selbst aber nicht einmal beschreibend erklären kann.

Vom Februar bis Mai, Juni einem grünen, frischen Wald mit reichem Tierleben gleichend, vollzieht sich dann innerhalb weniger Wochen in der Bitterwasserwildnis ein packender Wechsel in der Scenerie, die den Beschauer förmlich zu erschrecken vermag. Starr und leblos strecken sich die kantigen entlaubten Äste der mit Dornen und spitzen Höckern gepanzerten Bäume zu beiden Seiten des Weges dem Menschen entgegen, als wollten sie ihm gleichsam höhnend das Eindringen verwehren. Von dem roten Lateritboden werden zur Trockenzeit durch die ständigen Winde mächtige Sandmassen hochgewirbelt, die bald Alles mit einem feinen Staubhauch überziehen und färben. Bäume, Wälder, Wohnstätten, Menschen und Tiere sehen zu gewissen Zeiten rotbraun aus. Haben die ersten Regen dann den Staub abgewaschen und das junge Grün hervorgezaubert, so ist auch der Affenbrotbaum, der vermöge seines Umfanges in Ugogo häufig dazu dient, dem Zelte Windschutz zu gewähren, wieder silbergrau geworden.

Ugogo, — man könnte sagen das Land der Affenbrotbäume, die nicht selten geradezu gigantische Formen annehmen — ist vermöge seiner einförmigen Gestaltung, den größten Teil des Jahres unwirtlichen Charakters und seiner relativen Wasserarmut kein Gebiet, welches zu begeisterter Schilderung verlocken könnte oder den Reisenden so zu fesseln vermöchte, daß er sich jemals dem Ziele seiner Sehnsucht gleich dauernd dort hinwünschen würde.

Ugogo ist übrigens ziemlich reich an schönem, wohlgepflegtem Rindvieh und hat einen großen Bestand an Schafen und Ziegen. Wie die Masai, sind auch die Wagogo vorzügliche Herdenpfleger. Tut die Regenzeit ihre Schuldigkeit, so sind reiche Getreideernten die Regel und die Pombegelage nehmen kein Ende. Im anderen Falle und wenn womöglich noch die Heuschrecken kommen, langen die Lebensmittel knapp dazu, die Zeit bis zur nächsten Ernte durchzuhalten, wenn nicht gar Hungersnot eintritt. Haben wir erst eine Bahn dort, so schrecken kein Hunger und keine Heuschrecken mehr. In die guten Erntejahre werden die großen Feste verlegt, die anläßlich der Mannbarkeitserklärung der herangewachsenen Knaben gefeiert werden. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von der nördlichen Route zweigt bei Kwa Nyangalo die über die Station Kondoa—Irangi am erloschenen Gurnivulkan vorbei durch die wildreiche Bemberesteppe nach Ussukuma und dem Victoriannyansa führende Straße ab, die in neuerer Zeit viel von Karawanen begangen wird. Ein beträchtlicher Teil des Karawanenverkehrs vom Nyansa geht auch von Kondoa—Irangi nach Pangani und Bagamoyo zur Küste.



4 Wagogo (Zopftrachten).

Zwischen Irangi und dem Victoria-Nyansa wechseln eine Reihe viehreicher Hochplateaulandschaften mit Gebirgsformationen von großer Schönheit ab, deren jungfräulichen Urwaldbeständen zahlreiche Wasseradern entquillen. Die Wegstrecke von Mpapua durch Ugogo bis Kilimatinde, die in 8—9 Tagen bequem zurückgelegt wird, bietet nicht viel Bemerkenswertes. Dornbusch und Flötenakaziensteppe, lichter Wald und die Niederlassungen und Felder der Eingeborenen lösen einander in gleichförmiger Reihenfolge ab. Wild ist wenig zu sehen, da dasselbe begreiflicherweise die Nähe der Karawanenstraße mit ihren vielen Schießrohrträgern zu meiden gelernt hat. Im Ilindikessel traf ich bisher jedesmal, wenn ich durchkam, ein Dutzend sofort flüchtig abgehender Strauße, die mit Recht vorsichtig genug waren, sich auf die ihnen behördlich garantierte Sicherheit erheblich weniger zu verlassen, als auf die Kraft ihrer Laufwerkzeuge.

Jede Jagd auf Strauße ist nämlich verboten! Nicht jeder aber kümmert sich um das Verbot, auch wenn er echter Nichtbur ist. Hyäne und Schakal sind häufig. Ein junges Perlhuhn kann man jeden Tag im Topfe haben. Über die Ebenen Ugogo's jagen zur Trockenzeit andauernd Sandstürme, deren plötzliche Böen und Wirbelwinde uns alle Augenblicke in eine Wolke von Sand und Staub hüllen und ganze Händevoll schmerzhaft brennender Erd-, Stroh- und Aschenteilchen der Steppenbrände ins Gesicht werfen. An manchen Tagen sind wir von mehreren Sandhosen umgeben, die von Weitem im Sonnenlichte wie rote Feuersäulen aussehen. Als wir vor einigen Jahren im Lager am Rande des Ilindikessels unsere 4 Europäerzelte in einer Reihe aufgebaut hatten und nachmittags nach 7stündigem, heißem Marsch der wohlverdienten Ruhe pflegten, oder wie man das so hübsch ausdrücken kann: „über den Dienst nachdachten", fand ich mich plötzlich schwerbelastet in völliger Dunkelheit auf der Erde liegen, während ein wüstes Zischen und Brausen jeden anderen Laut verschlang. Eine Windhose war gradewegs von der nahen Anhöhe auf unser Lager losgesaust, hatte in weniger denn 5 Sekunden genau nur mein großes, fest verankertes Zelt wie ein Radieschen vom Erdboden reißend, zusammengeworfen und wirbelte, ohne sonstigen Unfug anzurichten, bereits am Horizont in der Steppe weiter, als ich — zunächst an einen schlechten Scherz meiner Reisegenossen glaubend — in einigermaßen mißvergnügter Stimmung über die gestörten Dienstträume wieder zum Vorschein gekommen war. Außer einer zerschlagenen Flasche Rum war kein weiterer Schaden zu beklagen. — In der Bubuniederung, die später passiert wird, sind weite Strecken mit lichtem Fächerpalmenwald bestanden, welcher gegen Abend unser Auge durch höchst farbenprächtige Bilder entzückt.

Nachdem die zur Regenzeit versumpfte, fieberreiche Mtiweniederung durchschritten ist, führt ein steiler Anstieg zur Militärstation Kilimatinde, die hart am Rande des großen ostafrikanischen Grabens in luftiger, felsiger Höhe gelegen, die weiten Lande zu ihren Füßen beherrscht. Alter guter Sitte folgend wird hier — wie auf allen passierten Stationen — ein Ruhetag eingeschoben, zu dem wir mit bekannter Gastlichkeit von den anwesenden Herren eingeladen werden, die bei der großen Eintönigkeit des Lebens froh sind, mit den neuesten Nachrichten von Küste und Heimat versehen zu werden. Bis tief in die Nacht sitzt man dann, immer neue Anknüpfungspunkte ausspinnend, zusammen, besonders wenn ein Chef wie Freiherr von Reitzenstein, der angesehene „Hambaroni" der Neger (aus der einigemal gehörten Anrede „Herr Baron" entstanden) den nimmermüden Wirt macht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu schnell nur rückt die Abschiedsstunde heran und bald sind wir mit unserer Trägerschar wieder unterwegs nach Westen. Einige Stunden hinter Kilimatinde wird die wasserarme „Mgunda mkali" betreten; ein Teil jenes großen Waldgebietes, welches sich bis zum Tanganika, Nyansa und Rikwasee erstreckt und überall denselben gleichförmigen, langweiligen, lichten Baum- und Buschbestand mit eingestreuten Steppenstücken aufweist. Zeitweise durchdringt hier als einziger Laut das schrille Zirpen Tausender von Grillen die schweigsame Stille des Waldes. Perlhühner und Tauben, ab und zu ein kurzsichtiges Warzenschwein oder ein Rudel Hyänenhunde, selten eine Antilope oder Zebra kreuzen den Weg. In gewissen Monaten wieder werden Hunderte von Giraffen scharfspähendem kundigem Auge sichtbar.

Bis auf das Geräusch der eigenen Karawane ist andererseits oft tagelang kein fremder Laut zu hören. Alles Leben scheint erstorben. Nur die Insektenwelt, Käfer, Fliegen, die unermüdlich bauenden und zugleich zerstörenden Termiten und die langen schwarzbraunen Züge der gefürchteten Beißameisen — die „siafu" der Eingeborenen — sind nimmer rastend unterwegs. Alle 20—30 Kilometer führt der Weg durch die spärlichen, in neuerer Zeit sich ständig mehrenden Ansiedelungen der Eingeborenen, bis einige Tage vor Tabora die Dörfer zahlreicher und größer, die Strecken bebauten Landes immer ausgedehnter werden. Die Schuld an der Entvölkerung des früher dichter bewohnten Landes zwischen Tabora und Kilimatinde muß in der Hauptsache dem enormen Karawanenverkehr beigemessen werden, welcher sich dort in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Die vielen Tausende von Trägern verzehrten eine Masse von Lebensmitteln, zu deren Ankauf sie meist nicht die nötigen Mittel hatten, da sie entweder ihr „Poscho" (Zehrgeld in Stoffen, Perlen, Münze) zu schnell verausgabten — andere diese überhaupt sparen wollten — oder aber gewohnheitsgemäß von ihren Auftraggebern nur mit so wenig Poscho versehen wurden, daß sie auf Diebstahl und Plünderung der Felder bei den Bewohnern des Landes direkt angewiesen waren. Diese wurden so von den Karawanenleuten täglich bestohlen, beraubt, oder um ihre Produkte betrogen, so daß sie, die den vielen vereinten Trägern gegenüber wehrlos waren, zuletzt ihre Ansiedelungen an den großen Verkehrswegen verließen und sich stundenweit davon entfernt wieder anbauten. Ich selbst habe in dieser Art aufgegebene, verfallende große Dörfer oft genug angetroffen und immer die Auskunft erhalten, daß ihre Erbauer wegen der Diebereien und Gewalttätigkeiten der Träger fortgewandert seien. Oft mußten daher meine Träger Nachmittags aus dem Lager noch stundenweit laufen, um sich ihr Mehl, ihren Mais oder was sie suchten an den nun abgelegenen Ort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften zu erhandeln. In den so weit von der Karawanenstraße entfernten und im Lande verstreuten Ansiedelungen wagten die Träger nicht mehr ihre Erpressungen auszuüben, da sie sonst von den erbitterten Dörflern niedergestoßen wurden.

Die große Straße aber lag verödet da, die Brunnen stürzten ein, die Wasserlöcher versiegten. Schon jetzt hat der Karawanenverkehr auf diesen historischen Straßen bedeutend abgenommen, da die englische Ugandabahn einen großen Teil des Lastentransports an diese gezogen hat. Der erste Lokomotivpfiff, der die Stille der Mgunda mkali durchdringend das Grablied der Träger-Karawanen bedeutend, wird gleichzeitig das Signal dazu geben, daß zahlreiche neue Dorfgemeinschaften dort wieder entstehen können, wo sie durch den Karawanenverkehr direkt zu Grunde gerichtet wurden. —

Die letzten Tage in der Mgunda mkali werden die Träger lebhafter, ihr eifriges Geschwätz verkürzt die Marschzeit; am Lagerfeuer verstummen die Erzählungen von den Genüssen der Großstadt Tabora nicht mehr, wo alle Not wieder einmal ihr Ende erreicht hat, wo es für wenig Geld so viel zu essen und zu trinken gibt, daß man es beim besten Willen nicht mehr schaffen kann und wo jeder mindestens einen Freund, einen Verwandten oder Stammesgenossen findet, der ihn gastlich bewirten wird.

Nach dem langen Marsch durch den eintönigen Wald ist auch dem Weißen Tabora, die Hauptstadt des stets gleichbleibend fruchtbaren und Unsummen von Neger-Getreide und anderen Lebensmitteln produzierenden Landes Unyanyembe ein willkommener Anblick, wenn er von dem aus schweren Quadern festgefügten neuen Regierungssitze zum ersten Mal die in einer weiten Senkung gelegene Stadt zu seinen Füßen liegen sieht. Von einer Stadt unserer Vorstellung kann man über Tabora eigentlich nicht sprechen, trotzdem sie aus einigen großen Haufen von arabischen Gehöften, Lehmhäusern, Strohhütten und Fachwerkbauten der Küstenleute besteht, denen sich nach allen Seiten bis weit in die Ferne Gärten, Felder, Landhäuser der Araber und kleine Dörfer anschließen. Für das Innere von Ostafrika ist Tabora aber eine große Stadt und der Mittelpunkt des Handels im Inneren der Kolonie. Von den Arabern hochgebracht und entwickelt, wird Tabora eine immer wachsende Bedeutung zugesprochen werden müssen, wenn unsere Bahnprojekte sich verwirklichen werden. Die Araber haben an Bedeutung und Einfluß verloren, seitdem der Elfenbeinhandel zu Ende geht, die Sklaverei so gut wie nicht mehr besteht und ein großer Teil des Handels in die Hand von indischen Kaufleuten übergegangen ist, die sich mit nie fehlender Sicherheit, ihrem hochgradig entwickelten Erwerbssinn folgend, sofort da einstellen, wo guter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verdienst lockt und wo in raffinierter Ausnutzung der menschlichen Torheit den Eingeborenen ihr Eigentum zu erdrückend niedrigen Preisen abgenommen oder ihre Arbeitsleistung für minimalen Lohn abgelistet werden kann. Schön ist Tabora nicht, weder die Stadt noch ihre Umgebung; daran vermag auch das halbe Dutzend Kokos- und die Handvoll Dattelpalmen, die dort gedeihen, nichts zu ändern.

Da Unyanyembe dicht bevölkert ist, mußte der Wald immer weiter zurückweichen, so daß man jetzt nur noch Felder sieht, soweit das Auge reicht. Niedrige felsige Höhenzüge, mit Gesteinstrümmern bedeckt, schließen die Niederung von allen Seiten ein. Der Anblick, den die Landschaft bietet, ist ziemlich öde und reizlos. Zu einem längeren Aufenthalt in Tabora vermag uns nichts zu verlocken, zumal auch das Klima dort weder angenehm noch gesund genannt werden kann. Das einzig interessante ist eigentlich die immer wechselnde Bevölkerung der Stadt, da die verschiedensten Stämme Afrikas bis weit von Westen aus dem Kongostaat her hier vertreten sind und täglich neue Trägerschaaren kommen, während andere gehen. Tabora wird seiner wenig günstigen klimatischen Verhältnisse wegen als der einstige Sitz der Zentralverwaltung kaum ernsthaft in Frage kommen können, zumal die in Aussicht genommenen Bahnstrecken später genug malariafreie Hochländer mit annähernd so europäischkühlem und gesundem Klima in nicht zu großer Entfernung abseits liegen lassen, daß diese Vorzüge bei der Wahl eines solchen Platzes ausschlaggebend bleiben müssen.

In Tabora muß eine starke Abteilung der Schutztruppe dauernd stationiert bleiben, damit die zahlreiche rauflustige Bevölkerung des Landes immer vor Augen hat, daß eine Erhebung gegen uns nur ein ganz aussichtsloses törichtes Unternehmen sein kann. —

Während des letzten Aufstandes ist es dem diplomatischen Geschick des bisherigen Stationschefs Hauptmann Charisius gelungen, die Bevölkerung des Taborabezirks in Ruhe zu erhalten. —

Besonders schwer wird uns der Abschied von Tabora nicht, wenn wir nach einigen Tagen Pause mit neuer Unternehmungslust, unsere Träger wieder glatt und rund gefuttert, nach Norden weiter wandern wollen. 19 Tage Marsch sind bis zur Station Muansa am Victorianyansa, die genau nördlich Tabora liegt, als Norm vom Gouvernement für die Beamten pp. festgesetzt.

Zwischen Tabora und dem Victorianyansa sind in den letzten Jahren eine ganze Anzahl bemerkenswerter Goldfunde gemacht worden, deren Ausbeutung an einigen Stellen bereits begonnen hat. Die Landschaft nördlich Tabora ist vielfach flach oder leicht gewellt und hat wenig Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

merkenswertes aufzuweisen. Sie bietet im Allgemeinen bis Usukuma das Bild großer Einförmigkeit. Ständig fließende Gewässer gibt es nicht. Dem Gelände sind hier und da niedrige Höhenzüge aufgesetzt, deren Kuppen, wie schon in Ugogo angetroffen, Anhäufungen gewaltiger aufeinandergeschichteter Blöcke krönen.



Ein „Fundi" (Meister) in Unyamwesi (Büchsenmacher).

Das Land wird immer dichter bevölkert, je mehr wir uns den südlichen Zipfeln des Victorianyansa nähern. Der Anbau nimmt zu und wir sehen mit Staunen, einen wie bedeutenden Einfluß auf die rapide Entwickelung der Nyansaländer die englische Ugandabahn ausgeübt hat. Die Eingeborenen haben es längst aufgegeben, nur für ihren eigenen Bedarf zu bauen. Sie haben ganze Länder unter intensive Kultur genommen, da sie eben ihre Erzeugnisse mit Verdienst loswerden können. Das Aufblühen und wirtschaftliche Gedeihen der Nyansaländer ist gradezu ein schlagend überzeugender Beweis für die Notwendigkeit, Eisenbahnen nach Ländern anzulegen, welche man ausnutzen und deren Schätze man heben will und ebenso dafür, daß die Länder unserer Kolonien danach eingeschätzt und beurteilt werden müssen, was sie liefern können und liefern werden, nicht aber, was sie zu einer Zeit hervorbringen, in welcher

keine Verkehrsmittel existieren. — Östlich unserer Marschroute bleiben die Goldfelder von Ussongo liegen, welche an die überaus wildreiche Bemberesteppe heranreichen, deren Regenflüsse dem Eiassisee zustreben.

Am schmalen Smithsund haben wir den meeresgleichen Victoria-nyansa erreicht, der mit seinen Fluten eine Einsenkung des afrikanischen Kontinents ausfüllt, die in ihrer Ausdehnung etwa dem Königreich Bayern gleichkommt. —

Der Nyansa, wie er kurzweg genannt wird, ist das Wasserreservoir des Nils. Ihm verdankt Egypten schließlich die Ernten von Jahrtausenden und ungezählte Millionen werden die Wasser des Nils dem Lande weiterschenken. Der Wasserspiegel des Nyansa liegt 1200 Meter über dem Meer. Seine Ufer sind teils flach und von dichten Papyruswucherungen bestanden, oder von Hügelreihen eingefaßt, die sich mehr oder weniger unvermittelt mit ihren malerischen Felspartien aus dem Wasser erheben. Im Osten des Nyansa ist das Gelände eher als Bergland zu bezeichnen wie im Süden. Im Westen erhebt sich das wasserreiche Land Karagwe bis zu durchschnittlich 300 Meter über dem Nyansa. Wir beenden unseren Marsch in Muansa, der bisherigen Militärstation, seit Anfang 1907 dem Sitze des Bezirksamtes. Östlich von Muansa schneidet der Spekegolf tief in das Land ein, genannt nach dem Entdecker des Nyansa, dem Engländer Speke, welcher von Tabora aus nordwärts reisend im Jahre 1858 den See als erster Europäer erblickte und ihn zu Ehren der Königin von England Victoria-Nyansa nannte. Es ist übrigens als sicher anzunehmen, daß im Altertum die Existenz der centralafrikanischen Seen schon bekannt war.

Die sich zu sanften Anhöhen erhebenden Ufer, an vielen Stellen mit mächtigen Granitblöcken wie besäet, bieten Landschaftsbilder von großer Schönheit, wenn sich auch der Gesamteindruck des Nyansa mit demjenigen des von himmelhohen Bergen eingefaßten Nyassa oder gar Tanganika nicht messen kann. — Zur Schiffahrt auf dem See dienten bis in die neuere Zeit hauptsächlich die langen, seetüchtigen Rindenboote der Waganda, die von 20, 30 und mehr Ruderern mit großer Schnelligkeit vorwärts getrieben werden. Gefürchtet sind die oft ganz plötzlich einsetzenden Stürme auf dem See, welche den glatten Wasserspiegel in wenigen Minuten zu hochgehenden wilden Wogen aufpeitschen, die auch den besten Booten der Eingeborenen leicht verhängnisvoll werden können, wenn keine schützende Bucht mehr zu erreichen ist. Diese Fahrzeuge halten sich daher meist in nicht zu großer Entfernung von der Küste oder den Inseln. Nach Fertigstellung der Ugandabahn war es selbstverständlich, daß die Engländer in kurzer Zeit über einige größere Dampfer auf dem Nyansa verfügten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen andere in Bälde folgen werden. Eine Reise zum Victorianyansa und eine Dampferrundfahrt auf demselben ist heutzutage ein bequemes Vergnügen, während der See vor wenigen Jahren noch nur nach einem 2½ Monate langen Fußmarsch erreicht werden konnte. Der ganze See, von dem etwa die Hälfte ins deutsche Gebiet fällt, ist außerordentlich buchten- und inselreich, sodaß an vorzüglichen Häfen kein Mangel herrscht. Die größte deutsche Insel ist Ukerewe, welche nur durch einen seichten Kanal vom Festlande getrennt ist. Auf ihr lebt noch eine kleine Herde Elefanten, welche sich mit Recht dauernder Schonzeit erfreuen dürfen. —

An der Ostseite des Sees liegt nahe der englischen Grenze die Bezirksnebenstelle Schirati.

Die Gebiete am Nyansa weisen zahlreiche eisenhaltige Landstriche auf. Etwa in 8 Tagemärschen sind die aussichtsreichen Goldfelder von Ikoma sowohl von Muansa wie Schirati aus zu erreichen.

Östlich dieser dehnen sich die fast unbewohnten, daher so wildreichen Masaiberg- und Steppenwaldländer bis zum Kilimandjaro aus.

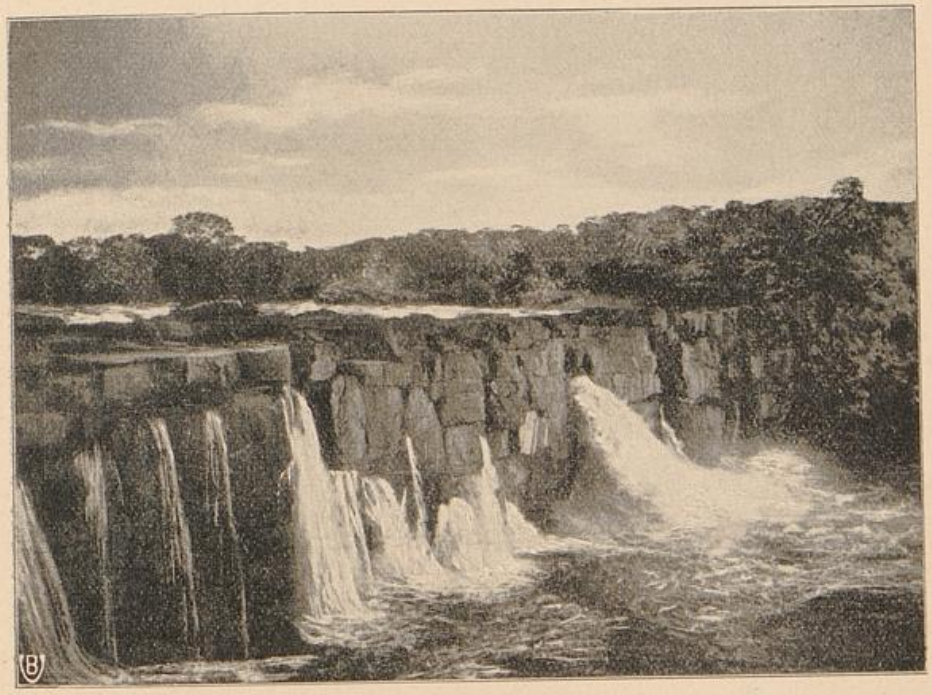
Am Westufer des Nyansa liegt südlich der Kageranilmündung unsere Station Bukoba, deren Hinterland in erster Linie durch seine dichte Bevölkerung wertvoll ist. Zu den bevorzugtesten Ländern am See gehört das jetzt englische, einst mächtige Reich Uganda, dessen Bewohner sich durch Intelligenz in auffallender Weise über das Durchschnittsniveau der meisten Neger erheben und zeigen, daß es auch Angehörige der schwarzen Rasse gibt, welche kulturfähig und kulturbegierig genannt zu werden verdienen. In neuerer Zeit wurde Uganda durch das Vordringen der von Westen gekommenen, lange Zeit rätselhaften Schlafkrankheit viel genannt, welche unter der eingeborenen Bevölkerung in einer unheimlichen Weise um sich griff und bereits eine Zahl von Opfern gefordert hat, gegen welche die Verluste durch andere Seuchen oder durch die blutigsten Kriege vollständig verschwinden.

Man schätzt die Zahl der in Uganda der Schlafkrankheit erlegenen Menschen auf einige Hunderttausende. Durch die Forschungen der letzten Jahre ist festgestellt, daß die Krankheit durch den Stich einer Fliege von Mensch zu Mensch übertragen wird und daß die Verschlimmerung derselben ganz allmählich durch eine Reihe von Jahren stattfinden kann, bis der Kranke so hochgradig hinfällig und stumpf geworden ist, daß er zuletzt bis zu seinem Ende in einen schlafähnlichen Zustand verfällt. An der Bekämpfung dieser Geißel des Landes wird natürlich mit allem Nachdruck gearbeitet; die Behandlung mit Atoxyl hat neuerdings in einigen Fällen zu solcher Besserung der Kranken geführt, daß die Hoffnung besteht, der Krankheit Herr werden zu können, falls sie auch das deutsche Gebiet zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entvölkern drohen sollte. Dauerheilungen sind bisher leider noch nicht bekannt. —

Wenden wir uns von Tabora dem schönsten der afrikanischen Seen, dem Tanganika, zu! Das große Waldgebiet westlich Tabora kann man als Fortsetzung der Mgunda mkali betrachten, welche die Landschaft Unyanyembe südlich umgreifend bis fast zum Malagarassi reicht. Die erste Strecke kommen wir immer durch gut bebaute Felder, an deren Rändern sehr viele kleine Dörfchen auftauchen. Dann umgibt uns wieder der lichte Wald, in dem ab und zu ein scheues Stück Wild sichtbar wird. Nicht selten führt der Weg an große Kreise bildenden, lebenden Euphor-



Die Gomatale Fälle des Malagarassi. Oberer Fall (18 m).

bienhecken vorbei, welche andeuten, daß in ihnen früher Ansiedelungen bestanden haben, die dann verlassen wurden und verfielen. Von den Häusern ist nichts mehr zu sehen als modernde Holzreste und einige rotgebrannte Topfscherben, welche um die durch 3 Steine bezeichneten alten Feuerstellen herumliegen. Einige dieser hochemporgeschossenen Euphorbienkränze müssen früher große Dörfer umschlossen haben. Auch hier wurden die Ansiedelungen an der Karawanenstraße nicht selten wegen der ewigen Räubereien durch die Träger aufgegeben. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziemlich unvermittelt treten wir eines Tages aus dem Walde heraus und stehen am Rande einer breiten Grasebene, welche zur Regenzeit völlig von Wasser bedeckt und dann einer Unmenge Wasservögel aller Art Tummelplatz ist. Wir haben die Malagarassiniederung erreicht, ein weithin ausgedehntes Überschwemmungsgebiet von tropischer Fruchtbarkeit. Der Malagarassi führt dem Tanganikasee ständig große Wassermassen zu, ist aber in seinem Unterlauf infolge großer Katarakte nicht schiffbar, sodaß er als Wasserstraße für den Transportverkehr ohne Belang ist. Die Schiffbarkeit seines Oberlaufes halte ich auf einer langen



Die Gomatalefälle des Malagarassi (untere Fälle).

Strecke für sicher. Der in seinem Laufe fast einen Kreisbogen beschreibende Malagarassi ist bereits dem Kongosystem zuzuzählen, denn der Tanganika hat im Lukuga einen periodisch offenen Abfluß zum Kongo hin.

Ist der Malagarassi überschritten, so ändert sich das Aussehen der Landschaft insofern, als langgestreckte flache Höhenzüge hervortreten, denen einige Berge aufgesetzt sind. Je mehr wir uns dem Tanganika nähern, desto ausgeprägter wird das Bergland, desto reichlicher die Bewässerung. Am Rutschugifluß in der Landschaft Uvinsa hat die zentralafrikanische Seengesellschaft die Ausbeutung der ein erstklassiges, schneeweißes Salz

in unbeschränkter Menge liefernden Solquellen begonnen und macht dabei ein glattes Geschäft. Salz ist bis weit in den Kongostaat hinein ein begehrter und kostbarer Artikel, dessen Verbrauch nie nachläßt. An den Salzquellen von Uvinsa stellten sich seit vielen Generationen mit Beginn der trockenen Jahreszeit, wenn die Quellen nicht mehr von dem hochgehenden Flusse überflutet wurden, regelmäßig Tausende von Leuten aus allen Himmelsrichtungen ein, die oft weit herkamen, große provisorische Dörfer anlegten und ihren Salzbedarf durch Auskochen der Sole gewannen. So entstand ohne fremden Einfluß eine ganze Industrie in den Salzdörfern am Rutschugi und Malagarassi.

Lange Reihen von Menschen trugen täglich das nötige Brennholz heran. Aus dem vieh- und getreidereichen Lande Uha trafen in ununterbrochener Reihenfolge lange Karawanen mit Lebensmitteln ein, die gegen Salz eingetauscht wurden, welches dann zum Teil wieder mit gutem Verdienst weithin nach salzarmen Ländern verhandelt zu werden pflegte. Für eine Ziege bekamen die Leute aus Uha etwa 20 Pfund Salz. 6, 8 Tagereisen entfernt erhielt der Käufer bereits 2 Ziegen für das gleiche Quantum Salz zurück.

Ich habe nie die Gelegenheit versäumt, mit Vergnügen dem emsigen, an das Gewimmel in einem Ameisenhaufen erinnernde Getriebe in den Salzdörfern zuzuschauen und war stets gleich überrascht, wie vorzüglich der ganze komplizierte Apparat, an dem doch Tausende von Menschen unausgesetzt tätig waren, funktionierte. Dabei mußte es auffallen, welche große Arbeitskraft im Neger steckt, wenn er für sich und seinen Vorteill arbeitet, um die kurzen Monate der Trockenzeit nach Möglichkeit auszunutzen. Die Leute waren einfach unermüdlich. Allerdings folgt auf die angespannte Arbeit eine lange Zeit der Ruhe. Solange die eingeborenen Sultane die Aufsicht im Salzgebiet nach ihrer Art führten, waren Streitereien um Eigentum, um das Vorrecht beim Soleschöpfen usw. unter den vielen verschiedenen Stämmen natürlich an der Tagesordnung; Mord und Totschlag nichts seltenes.

Um hier Ordnung zu schaffen und gleichzeitig dem Gouvernement durch Abgabe eines Teiles des gewonnenen Salzes eine Einnahmequelle zu erschließen, wurde 1896 ein Militärposten am Rutschugi eingerichtet. Es muß als Verdienst des verstorbenen Afrikareisenden Oskar Baumann bezeichnet werden, daß er den Wert der Salzquellen in Uvinsa als erster erkannt und darauf hingewiesen hat.

Vom Rutschugiposten aus ist der Tanganika in 4—5 Tagemärschen zu erreichen. Der Weg führt 3 Tage durch einen breiten unbewohnten Waldgürtel, welcher seit jeher durch Wegelagerer und Räuberbanden aus

Uha, die selbst stärkere Karawanen alle Augenblicke belästigten, schwächere einfach beraubten und ausplünderten, unsicher gemacht wurde. Wer nicht schnell genug in den Wald entkam, wurde niedergemacht. Als Sklaven wurden die Träger nicht gern verschleppt, da die Gefahr vorlag, daß sie eines Tages entkommen und die Schlupfwinkel der Räuber verraten konnten. Grade in Uha wurde sonst ein schwunghafter Sklavenhandel getrieben. Mit welcher Unverfrorenheit und Frechheit von den Waha damals verfahren wurde, kann man aus einem Falle, den ich 1896 in Udjidji erlebte, ermessen: „Es wurden von ihnen knapp 2 Stunden von der Station einige auf dem Felde arbeitende Frauen fortgeraubt."

Es ist außerordentlich schwer, diese Banden ausfindig zu machen, ihren verborgenen Spuren zu folgen und die verwegenen Anführer mit ihren Spießgesellen zu fangen, da sie in dem an Schlupfwinkeln reichen Walde zu leicht spurlos verschwinden können und Niemand sie aus Angst vor ihrer Rache zu verraten wagt. In neuerer Zeit beginnt das wasserreiche Gebiet mehr und mehr besiedelt zu werden, so daß die Straße auch dadurch wieder sicherer werden wird. — Bei günstigem Winde vernehmen wir an einzelnen Stellen schon 2 Tagemärsche vom See entfernt, wie die Brandung in gleichmäßigen Zwischenräumen an den Strand donnert.

Einige Stunden vor Udjidji geht es bergab. Das heiße, versumpfte Tal des Luitscheflusses mit seinen dunkeln Bananenwäldchen und dichten Papyrusbeständen wird durchschritten und ¾ Stunden nach dem Übersetzen über den Luitsche blickt das staunende Auge von der Anhöhe der Station herab auf den dicht vor uns als schimmernde Meeresfläche erscheinenden Tanganika. Eingebettet in eine — ziemlich von Nord nach Süd verlaufende — ungeheure Falte der Erdoberfläche begrenzt der Tanganika in einer Länge von 600 Kilometern die Kolonie im Westen. Seine größte Breite beträgt 70 Kilometer, sodaß die Berge des kongostaatlichen Ufers nur bei klarem Wetter zu erkennen sind. Die Tiefe des Sees dürfte mehrere hundert Meter betragen, sodaß die größten Dampfer ihn in seiner ganzen Länge befahren können. Fast überall von hohen Gebirgen eingeschlossen, die teils unmittelbar aus dem Wasser steil bis zu 2500 Meter Höhe aufsteigen, teils weiter von der Küste zurücktreten, ist der Tanganikagraben landschaftlich von packender Schönheit, wie denn auch die Kenner sämtlicher zentralafrikanischen Seen ihm bedingungslos die Palme zuerkennen.

Im Norden des Westufers imponieren die in finstere Wolkenschleier gehüllten gewaltigen Bergmassen in erdrückender Großartigkeit, wenn wir in schwankem Einbaum nur wenige Schritt von ihren im Wasser verschwindenden Felswänden entfernt entlang gleiten. Wo die Berge etwas

weiter zurücktreten ist das Land gut bebaut und dicht bevölkert. Nach Süden zu kann jeglicher Verkehr streckenweise nur zu Wasser erfolgen.

Auf der Ostseite des Sees, dem deutschen Ufer, treten die Berge weiter zurück. Ein reicheres und schöneres Land ist kaum denkbar wie etwa die Gegend von Rumonge der Halbinsel Ubwari gegenüber. Von Usumbura, der deutschen Station am Nordende des Tanganika nach Süden bis fast nach Udjidji dehnen sich trefflich bewässerte, ertragreiche Landschaften vom Seestrand bis hoch hinauf in die Berge aus.

Zahlreiche Ölpalmenwälder von hohem Wert füllen die Niederungen. Die Fruchtbarkeit dieser gesegneten Länder kann nicht übertroffen werden. —

Während der Regenzeit — Dezember bis Mai — hat der Tanganika meist ein düsteres, schwermütiges Aussehen. Tief hängen die Regenwolken herab. Der Himmel ist fast stets bedeckt und läßt nur selten die Sonne durch. Wie geschmolzenes Blei liegt der von keinem Lufthauche bewegte Seespiegel ruhig da. Aber es ist die Ruhe vor dem Sturm! Mit unheimlicher Schnelligkeit brechen die Gewitter los, jagt unter tiefer Finsternis der entfesselte Sturm heran, den See zu wilderregten, hochgehenden Wogen aufwühlend, die so manches Boot mit seiner kostbaren Last an Menschen und Elfenbein hinabzogen. Mußte in früherer Zeit ein vom Sturm überraschtes vollgepfropftes Sklavenschiff erleichtert werden, so flogen natürlich zuerst die gefangenen Menschen über Bord, unnächst dem eigenen Leben wenn möglich das ebenfalls mitgeführte Elfenbein zu retten. Während der trockenen Jahreszeit, d. i. von Mai bis November weht am Tage von etwa 9 Uhr Morgens an starker, ständiger Wind von Südosten her, der gegen 5 Uhr Nachmittags abflaut und während der Nacht ganz einschläft. Dementsprechend beginnt der See von etwa 10 Uhr Vormittags ab unruhig zu werden, bis nach und nach ein starker Seegang mit hohen kurzen Wellen entstanden ist, der zwischen 6 und 7 Uhr Abends wieder in völlige Ruhe übergeht. Auf der Station Udjidji, die 2 Tagemärsche nördlich der Malagarassimündung gelegen, etwa einen Kilometer vom Ufer entfernt erbaut ist, hört sich das Brausen der Brandung wie der Lärm einiger ununterbrochen den Strand entlang rasender Expreßzüge an. — Die alte Araberniederlassung Udjidji ist der frühere Hauptsklavenhandelsplatz. Aus dem heutigen Kongostaate brachten die Händler die auf ihren Zügen erbeuteten Menschen zu Hunderten dorthin. Was davon am Leben blieb, wurde entweder am Orte weiter verkauft oder zur Küste geschickt. Auf dem Markt von Udjidji sieht es jetzt wesentlich anders aus als zu jener Zeit. Es werden nur weniger kostbare Artikel verkauft, zumal auch das Elfenbein so gut wie ganz vom kleinen Markt verschwunden ist. Heute werden Lebensmittel aller Art, wie Fische,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mehl, Früchte, Fleisch, lebendes Kleinvieh, geröstete Heuschrecken usw. feilgehalten, ebenso Schmuckgegenstände, Perlen, Muscheln, Tabak, Hacken, Brennholz, Stoffe, Draht und dergl. — Durch die Araber wurden die ersten Segelboote auf dem Tanganika verwendet.

Erst seit 1900 fährt der deutsche Dampfer „Hedwig von Wißmann" auf diesem See. Der übrige Verkehr wird vorwiegend durch arabische Dhaus und Einbäume vermittelt. Nur wenige Schiffe hiervon sind wirklich gut und von sachkundiger Hand erbaut. Die Mehrzahl besteht aus großen Einbäumen mit angesetzten Planken und ist derart morsch und abgenutzt, daß man nicht begreift, welchem Umstande sie eigentlich ihre Schwimmfähigkeit verdanken. —

Eine eigentümliche Erscheinung verdient noch bemerkt zu werden. Es ist das periodische Steigen und Fallen des Seespiegels um mehrere Meter, welches darauf zurückzuführen ist, daß der Ausfluß nach dem Kongo, der Lukuga sich infolge einer Anzahl von Ursachen, deren Erörterung zu weit führen würde, entsprechend verstopft und öffnet. Diese schon von Paul Reichard gegebene Erklärung ist jedenfalls die einzig richtige. Als ich vor 11 Jahren zum ersten Mal am Tanganika war, erfuhr ich von einem Missionar der weißen Väter, daß er den Lukugaabfluß selbst gesehen habe und zwar sei die Strömung aus dem Tanganika in die Lukugalücke so groß gewesen, daß ein vorbeifahrendes Boot mit hineingezogen wurde. Außer diesem Steigen und Fallen in großen Perioden von einer Reihe von Jahren ändert der See die Höhe seines Wasserspiegels jährlich, je nachdem das Ende der Trockenzeit oder dasjenige der Regenzeit gekommen ist. Ich habe durch eigene Messung in verschiedenen Jahren 2 mal festgestellt, daß der Unterschied im Wasserstande jedesmal etwa 1 Meter betrug. Man kann sich also vorstellen, welche Wassermenge dem See von Dezember bis Mai zufließt und ihm in der Zwischenzeit durch Verdunstung wieder entzogen wird. —

Im Gegensatz zum Nyansa weist der Tanganika nur wenig gute geschützte Häfen auf. Einer der besten ist der Hafen von Kigoma, 1½ Stunden nördlich von Udjidji. — Ziemlich selten geworden im Tanganika ist das Nilpferd, auf welches die Eingeborenen an einigen Orten vom Einbaum aus mit der Harpune Jagd machen. Sehr zahlreich aber, besonders an den Flußmündungen, ist das Nilkrokodil mit seinem breiten Kopf, welches in Exemplaren von bis 6 Meter Länge erlegt wurde. Viel seltener ist der echte Alligator mit seiner langen, ganz schmal nach vorn zulaufenden Schädelform. Daß er vorkommt, ist sicher, denn ich kann auf Wunsch einen 1896 in der Russissimündung selbstgeschossenen vorzeigen. Einen zweiten sah ich in Ntoa erlegt. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Udjidji endete die von der Küste kommende Karawanenstraße, nicht aber die Eroberertätigkeit der Araber, welche von hier aus ihre Raub- und Handelszüge im Westen des Tanganika unternahmen. Viele dunkle Existenzen nach Haut und Seele sammelten sich in Udjidji an, um durch Sklavenhandel reich zu werden. —

Am Südende des Sees liegt die deutsche Station Bismarckburg (früher Kassange genannt). Zwischen Tanganika und Rikwagraben liegt das Land Usipa mit seiner hohen Bergkette, die sich ebenfalls durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit auszeichnet. Die Wasipa, d. s. die Bewohner des Landes, üben zum Teil dauernd den Fischfang im See aus und suchen nacheinander die Buchten nach Beute ab, überall kleine Hüttenhaufen zum Verweilen für einige Wochen errichtend. Viele der gefangenen und sofort geräucherten Fische kommen in Udjidji auf den Markt. —

An Usipa im Norden, etwa bei der großen Missionsstation Karema der weißen Väter anschließend, liegt das dünnbevölkerte malerische Bergland Kawende, welches bis zum Malagarassi reicht; vor der großen Rinderpest von 1892 ein Paradies für den Jäger. Es folgt die verhältnißmäßig kleine Landschaft Udjidji mit ihrer gewandten Schifferbevölkerung am See selbst, während die Bergwadjidji Ackerbau und Viehzucht treiben.

Den Wadjidji gilt das Krokodil als heilig. Wie mir mehrfach versichert wurde, sollen einige große Krokodile von ihnen gefangen gehalten, verehrt und überreich gefüttert werden. Ich halte das aber für Schwindel, denn niemand kann einem verraten, wo ein solches „heiliges" Krokodil, auf dessen Anblick ich natürlich brannte, zu sehen ist.

Als verbindende Wasserstraße für eventuellen Trajektverkehr wird der Tanganika zu größter Bedeutung kommen können, da wegen der Geländeschwierigkeiten ein Bahnbau am See entlang kaum in Aussicht steht. Hat die projektierte Cap—Kairobahn entweder selbst oder mit einer Nebenlinie den Tanganika erreicht — von unserer Zentralbahn rede ich noch nicht —, so braucht nur eine Verbindung vom Victoriansa nach dem Nordende des erstgenannten Sees den Kreis zu schließen, um unsere wertvollsten und am besten bevölkerten Landesteile zu öffnen und zu rapider Entwickelung zu bringen. Es sind dies Udjidji, Uha und vor allem die Länder Urundi und Ruanda. Was hier allein an Großvieh (das langhörnige buckellose Mtussirind) und dann an Schafen und Ziegen produziert werden kann, sichert diesen Ländern allein eine ständig zunehmende Bedeutung, die in ihren Anfängen jetzt schon deutlich zu erkennen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

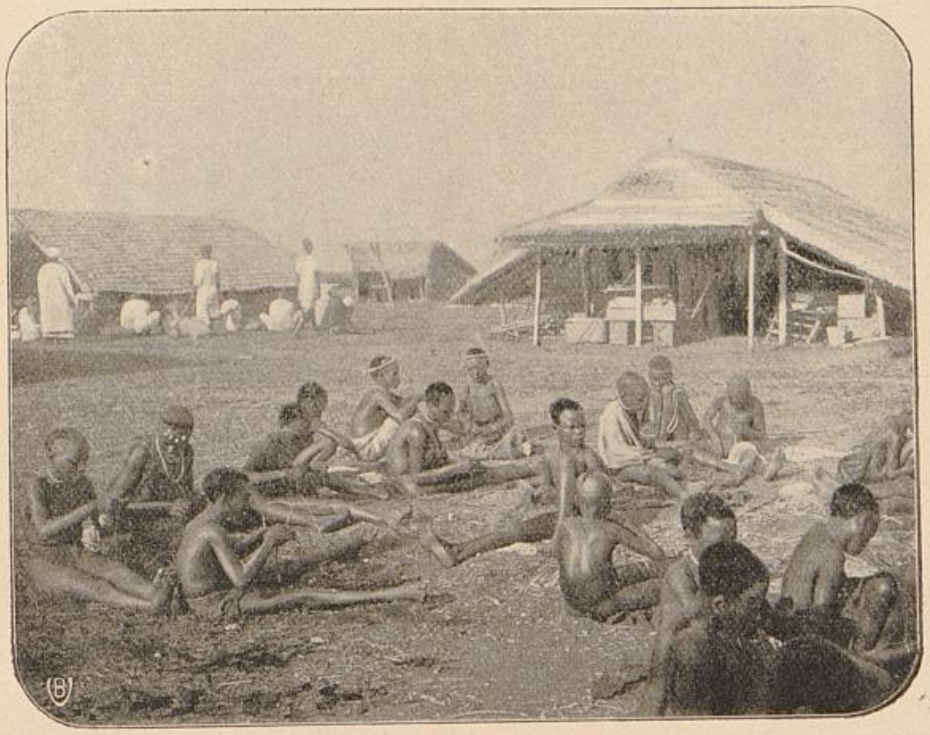
Wasserreiche Bergländer und Hochplateaus in fieberfreien Höhenlagen, zahllose Felder und enorme Bananenhaine in Tälern und Niederungen wechseln miteinander ab. Trotz der relativ dichten Bevölkerung könnte das Land bequem das vielfache seiner Bewohner ernähren und außerdem noch Lebensmittel in Menge zum Export hervorbringen. Nur ein wichtiger Artikel beginnt stellenweise schon recht selten zu werden, nämlich das Bau- und Brennholz. Die dichte Bevölkerung hat sich seit vielen Generationen durch unsinniges Abholzen selbst der nötigen Bau- und Brennmaterialien beraubt, die nun weit hergeholt werden müssen. Vielfach sind nur noch unzugängliche Höhen und Talspalten mit Wald bestanden. Eine Aufforstung jener Länder wird eine der ersten und wichtigsten Aufgaben der dort mit Nachdruck einsetzenden Verwaltung sein. — Urundi grenzt im Westen an den Tanganika und den diesen mit dem Kivusee verbindenden Russisifluß. Verwaltet wird das Land ebenso wie Ruanda von der deutschen Station Usumbura in einer vorsichtigen, die Selbständigkeit der eingeborenen Herrscher vorläufig möglichst wenig störenden Weise. Für Urundi, Ruanda und die Victoriannyanländer im Westen von Bukoba werden in diesem Jahre Residenturen eingerichtet. Dem Residenten fällt die Aufgabe zu, die großen Sultane dort unter Erhaltung ihrer Macht und ihres Ansehens allmählich zu beeinflussen und die Verhältnisse im Lande für die spätere Verwaltung langsam vorzubereiten und umzugestalten. —

Die Bevölkerung am Nordtanganika bilden die Warundi, von denen die am See wohnenden mit den Bergwarundi in steter Fehde leben. Es ist schwer, sich von den Menschenmassen jener Länder eine Vorstellung zu machen. So kommen auf den an bestimmten Orten täglich abgehaltenen großen Märkten in wenigen Stunden oft 5—6000 Menschen zusammen. Gehandelt werden Rindenstoffe zur Bekleidung, Bananen, Perlen, Geflügel, Vieh, Fische, Holz, Töpferwaren, Felle, Matten und andere Dinge, die zum Lebensbedarf des Mrundi gehören. Nicht zu vergessen Negerbier sowie Pfeifen und Tabak zum Rauchen und Schnupfen. Als arge die zum Lebensbedarf der Warundi gehören. Nicht zu vergessen Negerdem der feingeriebene Tabak, meist aber eine Art Tabakslauge eingeschnupft worden — die Nase in eine federnde Holzgabel, damit ja nichts von dem kostbaren Stoff verloren geht, dessen scharfes Beizen die Tränendrüsen so schon zur Tätigkeit anregt.

Als Zahlungsmittel auf dem Markte gelten eigentlich nur Perlen und weiße oder blaue Baumwollstoffe von bestimmten Maßen. Allmählich gewöhnen sich die Leute auch an Geld, wenigstens in der Nähe der Stationen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während der Kivugrenzexpedition von 1900—1902 kauften wir noch Alles für Perlen und Stoffe. In Urundi hatten rote, in Ruanda nur weiße Perlen Wert. Die Scheidemünze bestand aus handspannenlangen Perlenkettchen, von denen immer ein größerer Vorrat aufgezogen bereitgehalten wurde. Das Aufziehen besorgten Warundiknaben, deren Ehrlichkeit bedenklich ins Schwanken geriet, wenn nicht scharf aufgepaßt wurde. Für eine Perlenkette im Werte von 3—5 Pfennigen konnte man z. B. ein Huhn kaufen. Für 10 solche Ketten eine Ziege oder ein Schaf. —



Warundiknaben in Usumbura beim Perlenaufziehen.

Dem breiten Tal des tiefen Russissiflusses aufwärts folgend, erklettern wir nach 4—5 Tagemärschen in der drückend schwülen Ebene in 2½ stündigem steilen Anstieg die ersten Berge von Ruanda, welche sich zwischen Tanganika und Kivusee schieben und durch die sich der Russissi im Lauf der Jahrhunderte sein tief eingeschnittenes Bett in wildem Laufe gesägt hat. Von dem Höhenrücken aus, welchem wir — oben angekommen — auf bequemem Wege folgen, erblicken wir nach einigen Stunden Wanderns die glänzende Fläche des Kivusees vor uns in der Tiefe, dessen Spiegel 650 Meter über dem Tanganika, also 1500 Meter hoch liegt. Der Kivu

ist außerordentlich buchten- und inselreich. Eine Menge tief einschneidender Fjorde bilden ideale Häfen. Die größte Insel im Kivu heißt Idjwi. Sie kann bei gutem Wetter in 5—6 Tagen umfahren werden. Ihre Ostküste zeigt vorwiegend schroffe Formen und weist nur vereinzelte Ansiedelungen auf.

Das Innere ist reich bewaldet; die ganze sich mehr abflachende Westseite auch gut bebaut und bevölkert. An den Felsen der Ostküste zerschellten 1901 mehrere meiner Einbäume, für die es zu spät war, sich bei einem überraschend einsetzenden Sturm in eine sichere Bucht retten zu können.

Im Norden von Idjwi liegen mehrere unbewohnte Inseln, in deren Wäldern wir seltsamerweise eine Antilopenart, den Buschbock antrafen. Mit lautem Schreckton verschwanden die Tiere bei unserer Annäherung im dichten Gehölz. —

Ein häufiger Baum der Kivugegend ist die Candelabereuphorbie, die in mehreren Abarten vorkommt. An Stelle der Blätter sind zu fleischigen, kantigen Wülsten verdickte Auswüchse getreten, die einen milchweißen dicken Saft enthalten. Die grotesk gestalteten Bäume, deren Holz wertlos ist, sind als Geländemerkmale oft willkommen. —

Zur Schiffahrt auf dem Kivu dienen bisher nur die Fahrzeuge der Eingeborenen — lange Einbäume mit spitzem Schnabel — deren größte 12—15 Personen fassen können. Unwillkürlich fühlt man sich Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man sich diesen schmalen, primitiven Fahrzeugen zu wochenlanger Reise anvertrauen muß und ganz und gar auf dieselben angewiesen ist. Trotzdem die Kivuleute sehr gewandt fahren und die kleinen Boote bei richtiger Belastung und einigermaßen ruhigem Wetter ganz sicher sind, ist man jedesmal froh, wenn Leute und Lasten den sicheren Port erreicht haben. Die ganz plötzlich wie vom Himmel gefallen auf dem Kivu einsetzenden Stürme sind so gefürchtet, daß die Ruderer bei dem geringsten Anzeichen eines solchen mit unglaublicher Schnelligkeit eine schützende Bucht zu erreichen versuchen. —

Nilpferd und Krokodil kommen im sehr tiefen Kivusee nicht vor, trotzdem letzteres bis weit hinauf im Russissi angetroffen wird. Der Fischreichtum scheint nur stellenweise bedeutender zu sein. Häufig ist in fischreichen Buchten der Fischotter.

Die Eingeborenen fischen mit Angel und Netz. Der nicht ergiebige Fang erfordert Zeit und Geduld, woran es dem glücklichen Bewohner jener Länder ja nicht gebricht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

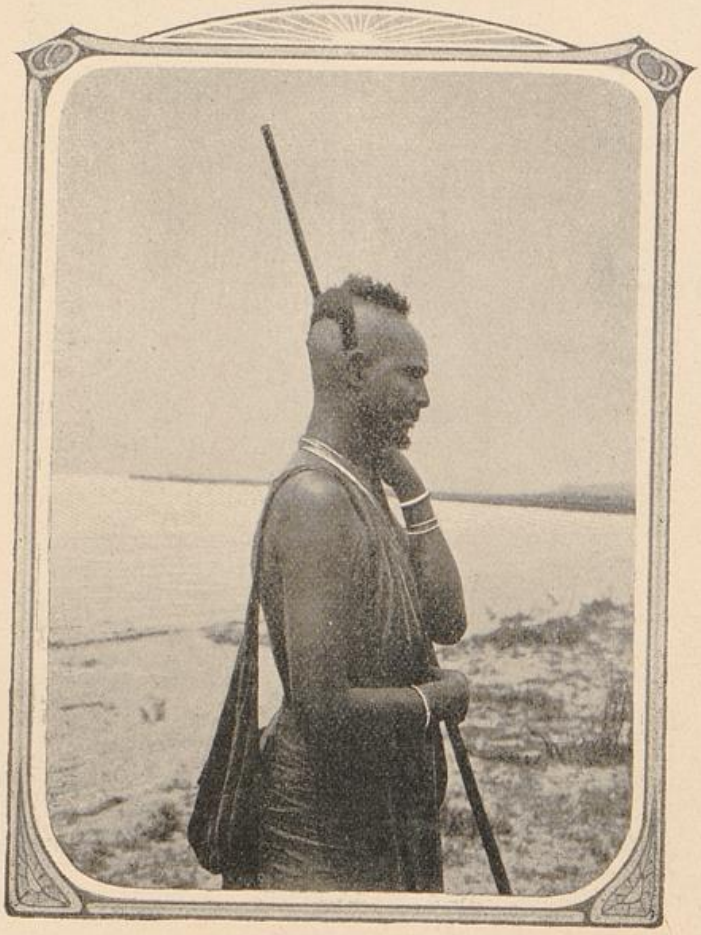
Landschaftlich betrachtet ist der Kivu und seine Inseln von großer Schönheit. Eine fremdartige Vegetation bedeckt die Eilande bis dicht zum steinigen Strande. Nur wenige Stellen gestatten eine Landung. Tiefe Stille herrscht auf ihnen, nur unterbrochen durch das schreckhafte „Bellen" des Buschbocks und den gellenden Ruf des Seeschreiadlers.



Ein weiblicher Häuptling von Kissenye am Nordkivu.

Die Wälder beherbergen seltsam gefärbte Schlangen und Eidechsen, sowie eine Anzahl verschiedener Vogelarten. Gegen Abend fallen große Scharen vom Festlande kommender Graupapageien unter schrillem Geschrei ein, um die Nacht im Schutze der Inselwaldungen zu verbringen. Das Festland bietet ihnen nahe der Küste keinen Wald mehr, da bis zu den hohen Ketten der Randgebirge alles Holz außer einzelnen kleinen Waldparzellen verbraucht ist. — Es ist eigenartig, daß auf den afri-

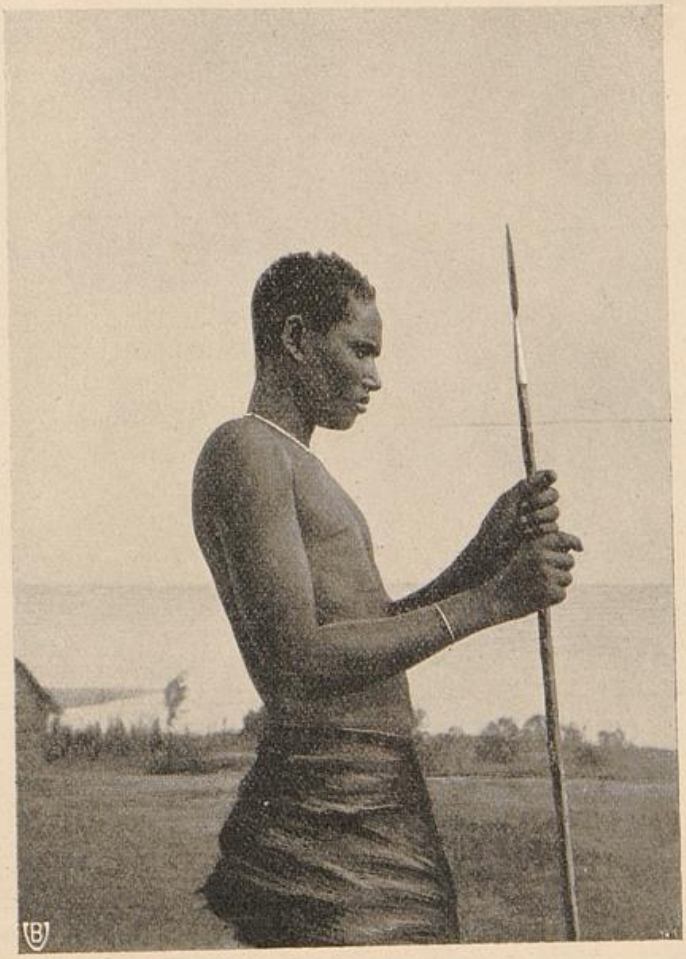
kanischen Seen in dem Augenblicke, wo die zum Bootsbau der Eingeborenen geeigneten Bäume selten zu werden beginnen, der weiße Mann erscheint und mit Stahlboot und Dampf die Schiffahrt zu übernehmen sich anschickt. — Den Marsch am Ostufer des Sees schenken wir uns, denn es ist eine heillose Kletterei. Dafür besteigen wir in Ischangi eine Flotte von Einbäumen, die zwar heute noch nicht der Hamburg-Amerikalinie gehört, uns aber trotzdem wohlbehalten bei gutem Wetter



Vornehmer Mtussi aus Ruanda.

in 3—4 Tagen bis Kissenya am Nordufer des Kivu bringt, von wo aus wir mit der Besteigung des 3500 Meter hohen tätigen Vulkans „Kirunga tsha gongo" den weitesten und höchsten Punkt unserer Reise erreichen und meine Reisegenossen der schon längst gekommenen Erkenntnis einstimmig und begeistert Ausdruck verleihen: „Daß wir solche Kolonien haben, hätten wir nie geglaubt. Das weiß ja zu Hause kein Mensch."

Von hier wenden wir uns nach Osten über die Lavafelder der erloschenen Vulkane Ssabinyo, Karissimbi und Muhawura, in deren Urwäldern der Gorilla haust und zwerghafte Menschen ein verstecktes, scheues Jägerleben führen. —



Mhutu aus Ruanda.

Ruanda ist ein ausgesprochenes Bergland mit aufgesetzten Plateaus und reicher Bewässerung. Im Osten des Kivu befinden sich eine Anzahl kleinerer Seen, die ihre Entstehung der vulkanischen Tätigkeit einer zurückliegenden Zeitepoche verdanken.

Infolge der Tätigkeit der Vulkangruppen im Norden und Nordosten des Kivu wurden durch das Vorrücken mächtiger Lavaströme große Täler abgesperrt und so gewaltige natürliche Sperren geschaffen, in denen

sich die Wasser stauen mußten. So entstand der Luhondo- und der inselreiche Bolerosee, dessen Spiegel etwa 30 Meter höher liegt, wie der des erstgenannten. Von diesem ist er nur durch eine schmale Bergwand getrennt, durch welche sich die eingedämmten Wasser einen Durchbruch zum Luhondo erzwungen haben. —



Sechs Watussi aus Ruanda am Kivusee.

Ruanda ist ebenso wie Urundi außerordentlich stark bevölkert. Wir finden streng getrennt die herrschende Klasse, die Watussi oder Wahuma und die niedrig geborenen, die Wahutu. Die Watussi haben alle Gewalt in Händen, während die Wahutu ziemlich rechtlos sind und so gut wie keinen eigenen Besitz haben. Alles Eigentum gehört dem Landesherrscher, welcher seinen Untertanen die Viehherden zur Nutzung überläßt.

Die Watussi haben vielfach kaum etwas negerhaftes an sich und man trifft nicht selten gradezu schöne Leute unter ihnen an. Ihre Frauen sieht man fast nie, da dieselben fast nur im Hause leben. Sie haben infolge des steten Verweilens im Halbdunkel eine hellere Hautfarbe angenommen. —

In den Tälern des Landes trifft man fast überall Papyrus- und Schilfsümpfe an, die häufig kunstgerecht überbrückt werden müssen und

dem Reisenden Erinnerungen angenehmer Art nicht hinterlassen. Die Passage ebensolcher Sümpfe wird uns auch nicht geschenkt, wenn wir nun durch Mpororo und das nashornreiche Land Karagwe der Militärstation Bukoba am Viktoriannansa zustreben, wo der Dampferanschluß an die Ugandabahn und somit der unsere wieder an die Zivilisation erreicht ist. — Nach so langer Wanderung erfreuen wir uns hier jedesmal an dem schönen Gefühl des Geborgenseins, wenn die Wache ins Gewehr tritt und das wohlbekannte Kommando: „Das Gewerr ibber! Anton präsentiert das Gewerr!" uns davon überzeugt, daß hier Ordnung herrscht.



3 Masaifrauen von Toga.

Von Bukoba geht es per Dampfer nach Port Florence (Kissumu), von wo uns 2 Tage interessantester Bahnfahrt an die Küste bringen. Im Fluge eilen Gebirge und mit ganz vertrautem Wilde übersäete Steppen vorbei. Hoch über die Wolken ragt der Schneedom des Kilimandjaro, von sinkender Sonne purpurn überstrahlt. Wir aber rollen ohne Säumen Mombassa zu, wo im Hafen der Dampfer seine Gäste schon erwartet, einige Stunden nach unserem Einschiffen an Bord den Anker lichtet und langsam seinen Kurs zur Heimat nimmt. —

Und während draußen die Wogen unaufhörlich an der Eisenhaut

unserer Kabine entlang schlürfen und plätschern, senkt sich allmählich die Nacht herab. Aus dem schläfrigen Dämmerzustand, in den uns das gleichmäßige Rauschen des Meeres versetzt, gleiten wir unbemerkt hinüber ins Reich der Träume, in welchem bald wieder in der Wildnis der unheimliche Ruf der Hyäne ertönt, bald auf sicherer Militärstation der laute Kommandoruf erschallt: „Das Gewerr ibber, Anton präsentiert das Gewerr!" — — —

III. Kapitel.

Die Bewohner Ostafrikas.

Die Zeit, zu welcher in Deutschland ein Neger als eine Art Meerwunder angestaunt wurde, ist vorbei. — In Großstädten ist er keine seltene Gestalt mehr und in den Hafenplätzen gehört er zu den alltäglichen Erscheinungen.

Heute hat wohl fast jeder nicht auf dem Lande Lebende schon einmal einen echteren Neger gesehen, als er ihm aus Jahrmarktserinnerungen vorschwebt. — Ist doch abseits der Großstädte die breite Masse bisher eigentlich nur darauf angewiesen, sich ihre Kenntnisse eigener Anschauung über den schwarzen Mitmenschen aus dem gelegentlich solcher Schaustellungen gebotenen Anblick einiger harmloser Nigger zu schöpfen, welche gewöhnlich dazu abgerichtet sind, in einem durch phantastischen Schmuck, Bemalung und Bewaffnung schreckenerregenden Aufputz unter Zähnefletschen und wüsten Tänzen den Menschenfresser zu markieren und dem ängstlich staunenden Zuschauer die beinahe angenehm gruselige Vorstellung des Gefressenwerdens über den Rücken zittern zu lassen.

Wir wissen nun, daß der Durchschnittsneger ein weit harmloserer Mensch ist und daß die meisten Schauergeschichten über ihn in das Reich der Fabel gehören. Der Neger ist ein „bin Adamu" — ein Sohn Adams — und (von den Rassenunterschieden abgesehen) körperlich und geistig genau so eingerichtet, wie alle anderen Menschen auch. —

Dem oberflächlichen Beobachter, sowie demjenigen, welcher ein von Negern bewohntes Land nur flüchtig durchquert, kann er allerdings als ein von der weißen Rasse so grundverschiedenes Wesen erscheinen, daß er ihm höchstens als eine sehr minderwertige Abart des Menschen gilt.

Dieses Urteil kann auch nicht Wunder nehmen, denn während wir bereits über eine genaue Kenntnis der afrikanischen Länder verfügen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist unser Wissen über die Bevölkerung, soweit ihr Denken und Empfinden in Betracht kommt, noch recht lückenhaft und ungenau.

Das geht schon aus den vielen sich vollkommen widersprechenden Ansichten über den Wert und Charakter des Negers hervor.

Schätzt der eine Beobachter den Schwarzen zu hoch ein und stellt ihn annähernd auf die gleiche Stufe mit dem Europäer, so verfällt der andere in den entgegengesetzten Fehler und hält ihn für nicht viel höherstehend als etwa ein intelligentes Tier.

Dementsprechend sind auch die Ansichten verschieden, wie man den Neger behandeln müsse!

Als Gleichberechtigten, als eigensinniges unfertiges Kind, als wildes Tier! Mit Nachsicht und Liebe, mit Güte und Milde, mit Gerechtigkeit aber Strenge, mit unerbittlicher Härte und eiserner Zucht.

In diesen Grenzen bewegen sich die Ansichten und Vorschläge, die man aussprechen hört. Um zu irgend einem von diesen Urteilen zu kommen, genügt oft nur eine flüchtige Berührung mit der Bevölkerung oder ein kurzer Aufenthalt im Lande.

In der Regel geschieht aber dem Neger ein krasses Unrecht und er wird in den meisten Fällen eine Beurteilung erfahren, die als Ergebnis flüchtiger Beobachtung, unzureichender Orientierung und törichter, von dritter Seite vernommener Gutachten ihn zu einem Wesen untergeordneter Art stempelt, welches einfach mit jeder Behandlung zufrieden sein und sich glücklich schätzen müsse, überhaupt noch von der weißen Rasse geduldet zu werden, welche allein alle Rechte und besonders dasjenige, den Neger zur Arbeit für sich zu zwingen, habe.

Derartige Ansichten kann man alle Tage äußern hören.

Nicht eben selten kommt es vor, daß ein Europäer — bei dem sich das wohltuende Bewußtsein seiner eigenen Vortrefflichkeit besonders stark dann zu entwickeln pflegt, wenn er in eine Kolonie kommt und im Gegensatz zu seiner heimischen Stellung nun dem Schwarzen gegenüber zum großen Herrn wird — es bald für unter seiner Würde hält, sich die Mühe zu machen, die Eingeborenen genauer kennen zu lernen und über die geistige Welt, in der sie leben, etwas eingehender nachzudenken.

Von der Kisuahilisprache lernt er nur die notdürftigsten Ausdrücke, um sich mit seiner Bedienung einigermaßen verständigen zu können und behauptet mit Vorliebe, es sei ein Skandal, daß die Schwarzen immer noch nicht deutsch sprechen. Die eigene Bequemlichkeit kann man sogar damit bemänteln hören, daß es für einen Weißen unwürdig sei, eine Negersprache zu lernen. Wer nun die Sprache der Eingeborenen nicht kennt, kann weder seine Leute mit ihren Anliegen, ihren Beschwerden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bitten, Wünschen verstehen, noch sich selbst verständlich machen und so bleibt man sich einander völlig fremd. Dazu kommt, daß viele Europäer während der Zeit ihrer Anwesenheit in der Kolonie dauernd ihren Wohnsitz an der Küste behalten, wo sie an und für sich schon wenig mit den Eingeborenen außer ihren schwarzen Dienern zusammenkommen und auch sonst keine rechte Gelegenheit zum Einblick in die Seele des schwarzen Volkes haben, wenn sie dieselbe nicht aufsuchen. —

Wer ins Innere des Landes reist, sei es als Soldat, Kaufmann, Missionar, Beamter oder zum Privatvergnügen, kommt ganz von selbst in viel nähere Berührung mit den Eingeborenen, da diese allein oft lange Zeit die einzigen Menschen sind, auf deren Verkehr er angewiesen ist. Er wird dadurch viel leichter in die Lage versetzt, den Negercharakter richtiger kennen und beurteilen, somit den Neger seiner Eigenart angemessen behandeln zu lernen.

Im Allgemeinen kann man vorausschicken, daß jeder Weiße, der zu Hause gut mit seinen Mitmenschen auskommt und Untergebene richtig zu behandeln versteht, in Afrika mit demselben Erfolg auftreten wird, denn die Menschen sind dort wie hier eigentlich genau dieselben. Wer zu Hause aber bereits im Umgang mit seinen Mitmenschen versagt, der paßt für Afrika erst recht nicht.

Betrachten wir zunächst die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas von allgemeinen Gesichtspunkten aus etwas genauer.

Die alte eingeborene Bevölkerung besteht aus dunkelfarbigen, wollhaarigen Negern, die in einer großen Zahl zum Teil erhebliche Unterschiede zeigender Stämme über das Land verteilt sind. Diese „Neger" (Nigritier) sind nun aber durchaus nicht pechschwarz, sondern meist schön dunkel-chokoladenbraun gefärbt. Hellere Hautfarben sind häufig. Albino's, d. h. weiße, pigmentlose Neger, kommen selten vor. Ihr Anblick ist häßlich. Die Farbe der Negerlippen ist durchaus nicht blutigrot, wie bei den Blechniggern an den Zigarrenläden, sondern von der gleichen Farbe, wie ihre übrige Haut auch, vielleicht etwas heller.

Man schätzt die Gesamtzahl der Eingeborenen, von denen die meisten sogenannte Bantuneger sind, auf etwa 7 Millionen. Am dichtesten bevölkert sind die Gebiete an und zwischen den großen Seen nahe der Westgrenze. Im übrigen Lande ist die Bevölkerung mit Ausnahme einiger Distrikte spärlich verteilt.

Große Gebiete sind unbewohnt. Von Norden kommend sind die Masai (Hamiten) eingedrungen.

Zwischen Tanganika und Nyansa haben sich die ebenfalls hamitischen Wahuma oder Watussi zu Herren des Landes und der Bantuneger gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Süden her drangen vor langer Zeit den Sulu verwandte Stämme erobernd in unsere heutige Kolonie ein und setzten sich hier fest. Die Küstenbevölkerung bilden Wasuahili und Mrimaleute; allmählich aus der Blutmischung zwischen Urbevölkerung, Arabern und anderen Negern entstandene Völkchen, von denen das letztere den „Mrima" genannten Landstreifen nahe der Küste bewohnt. Sie sprechen „Kisuahili", einen stark mit arabischen, ferner indischen Wörtern versetzten Bantudialekt, in welchen allmählich englische und jetzt deutsche Wörter, ihrer Zunge genehm umgeformt, eindringen. Das Kisuahili wird überall in der Kolonie von einigen Leuten wenigstens verstanden und gesprochen, so daß man mit der Kenntnis desselben auf Reisen im Innern völlig auskommt.

Wie schon an anderer Stelle bemerkt, kann dem zu dauerndem Aufenthalte in die Kolonie kommenden Europäer jeden Berufes das eingehende Studium des Kisuahili nicht dringend genug geraten werden. Versteht er erst die Landessprache, dann wird es ihm leicht werden, den Menschen im Neger kennen zu lernen und ihn als solchen zu behandeln. Wer dies versteht, der versteht ihn danach auch richtig zu behandeln, denn er lernt seine Rechte respektieren und den sicheren Weg finden, ihn seinen Pflichten untertan zu machen.

Niemand imponiert dem Neger zudem mehr als derjenige Weiße, der seine Gespräche und Anliegen genau versteht und beantworten kann; niemand weniger als der, welcher welcher zur Wahrung seines Ansehens die mangelnde Sprachkenntnis durch Prügel ersetzen zu müssen glaubt.

Das Bestehen einer erschöpfenden Prüfung im Kisuahili dürfte ruhig die Vorbedingung für Verwendung und Aufsteigen in der ostafrikanischen Beamten- pp. Laufbahn sein. Bequemer ist es ja, wenn man die Forderung aufstellt, die Neger sollten sämtlich deutsch lernen. So weit sind wir aber auf viele Jahre hinaus noch nicht und werden auch kaum jemals dazu kommen, daß das Deutsche an Stelle der Landessprache tritt oder auch nur vom Hauptbestandteil der Bevölkerung verstanden und gesprochen werden wird. Es ist dies auch weder nötig noch überhaupt wünschenswert und es genügt vollkommen, wenn nach und nach eine größere Anzahl von uns unbedingt ergebenen Eingeborenen Deutsch lernt. Der Europäer sollte um so besser Kisuahili können und dem Neger — mit dem wir ja gar nicht in ein zu brüderliches Verhältnis treten wollen — die Sprache seiner weißen Herren im allgemeinen ein Rätsel bleiben. Dadurch wird nur das Ansehen der Europäer besser gewahrt und zu schnelle Aufklärung der Neger über Vieles, was sie besser nicht wissen, verhindert. — Außer den Eingeborenen wohnen in der Kolonie und

zwar vorwiegend an der Küste Maskat- und Schihiriaraber, Beludschen, Inder verschiedener Herkunft, Goanesen, Türken, Syrer, Griechen und etwa 1500 Deutsche. Einige hundert Buren und eine kleine Anzahl Deutschrussen sind eingewandert. Die Negerbevölkerung der Kolonie befand sich lange Zeiträume in steter Bewegung. Eroberungszüge und ewige Kriege untereinander änderten fortgesetzt die Grenzen des Stammesbesitzes, vertrieben die Einwohner und entvölkerten große Bezirke; Hungersnot, Epidemien, Sklavenjagden zwangen zum Verlassen der alten Wohnsitze, zum Besiedeln ertragreicherer Landstriche, zur Flucht und zum Aufsuchen sicherer Schlupfwinkel. So sehen wir, wie ein fortwährendes Schieben und Drängen, Wandern und unstätes Umherziehen der Stammesgenossenschaften stattfand, bis zur Zeit infolge Fortfalls eines Teiles der früher treibenden Kräfte (Aufhören der Kriege untereinander, Sklavenfängerei) ein ziemlicher Stillstand dieser Bewegung eingetreten erscheint.

Wir finden unter der Bevölkerung reine Ackerbauer und reine Viehzüchter, Stämme die gleichzeitig Ackerbau und Viehzucht treiben, Fischer und Jäger.

Ist der Ackerbauer mehr seßhaft und wechselt mit seinen Wohnsitzen weniger leicht — mit den Feldern dagegen alle paar Jahre — so sehen wir den reinen Viehzüchter, z. B. den Masai, sich nach den Weideverhältnissen richtend auf steter Wanderschaft. Die Jäger und Fischer haben teils dauernde Wohnstätten, teils ziehen sie von Ort zu Ort, je nach der Ergiebigkeit ihrer Jagd- oder Fischfanggründe. —

Die Namen der verschiedenen Länder der Kolonie werden von demjenigen des Stammes, welcher das Land bewohnt, abgeleitet. So heißt das Land, welches von den Wagogo bewohnt wird, Ugogo; der einzelne Stammesgenosse Mgogo. Ebenso haben wir z. B. das Volk der Wahehe (Wafipa) in Uhehe (Ufipa), dessen einzelner Vertreter ein Mhehe (Mfipa) ist. Fast jeder Stamm hat eine andere Sprache, so daß es — unbeschadet des vielfach nachweisbaren gemeinsamen Ursprungs derselben — eine Unzahl Idiome gibt, die von einander sehr verschieden sein können.

Der mehr seßhaften oder beweglichen Eigenart eines Stammes entsprechend, sind die Wohnstätten fester und dauerhafter oder flüchtig und wenig widerstandsfähig gegen schnellen Verfall errichtet. Wir treffen daher je nach Stamm, Land und dem zur Verfügung stehenden Baumaterial auf ganz verschiedene Arten und Formen des Hausbaues. An und nahe der Küste ist die unter arabischem Einfluß entstandene Fachwerkhütte mit weit überhängendem Giebeldach vorherrschend. Nach dem Inneren zu werden Rundhütten mit Spitzdach häufiger, die oft dichtaneinanderstehend zu großen Dörfern vereinigt und zum Schutz gegen plötz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Einfälle feindlicher Nachbarn und gegen Raubtiere mit einer meist kreisförmigen Verschanzung aus miteinander verschlungenen und verflochtenen Baumstämmen, Dorngestrüpp und lebender Hecke umgeben sind. Einige des Nachts verbarrikadierte, schmale Tore schließen den Kranz. In Uhehe, Ugogo, Irangi ist Tembenbau die Regel. Eine Tembe ist ein langgestreckter Bau aus Fachwerk mit flachem Erddach, der einen meist rechteckigen geräumigen Innenhof für das Vieh ganz umschließt.



Familienleben in Gairo (Mkaguru).

In Usiomi erheben sich die Dächer der tembenartigen Gebäude nur wenig über den Erdboden, da die Wohnräume unter das Niveau des umliegenden Landes versenkt liegen. In Unyamwesi finden wir vielfach eine Vereinigung verschiedener Bauformen, indem Rundhüttenhaufen von einem geschlossenen Tembenring umgeben sind. Zur früheren Zeit des dauernden Kriegszustandes wurden die Rundhüttendörfer dort mit einem ringsgeschlossenen festen Bau mit Schießlöchern und flankierenden Ausspringen umbaut. Nachdem infolge Inbesitznahme des Landes durch uns die immerwährenden Fehden und Streitigkeiten aufhören mußten und friedliche Zeiten eingetreten waren, verfielen diese Befestigungsbauten allmählich und wurden nicht wieder erneuert.

Bei der Schilderung dieser Bauten taucht jedesmal eines der in dieser Art befestigten Dörfer in meiner Erinnerung auf, weil ich dort zum ersten Male eine Seele sah. — Es war die Seele der Mutter des Sultans Fopolla.

Man hatte mir eines Tages auf dem Marsche gesagt, daß ich im Dorfe der Sultansmutter Lager beziehen würde. Das stimmte denn auch und ich gedachte als höflicher Mann und weil es sich ja überhaupt immer empfiehlt, mit Sultansmüttern gut zu stehen, mich ihr umgehend vorzustellen. Als ich nun fragte, wo sie wohne, um mich zu ihr führen zu lassen, erhielt ich den immerhin auffallenden Bescheid, sie selber sei längst tot, aber ihre Seele lebe noch. Da aber selbst die Seele einer Sultansmutter mir damals keineswegs Schrecken einzuflößen vermocht hätte, wollte ich



Hausbau in Unyamwesi.

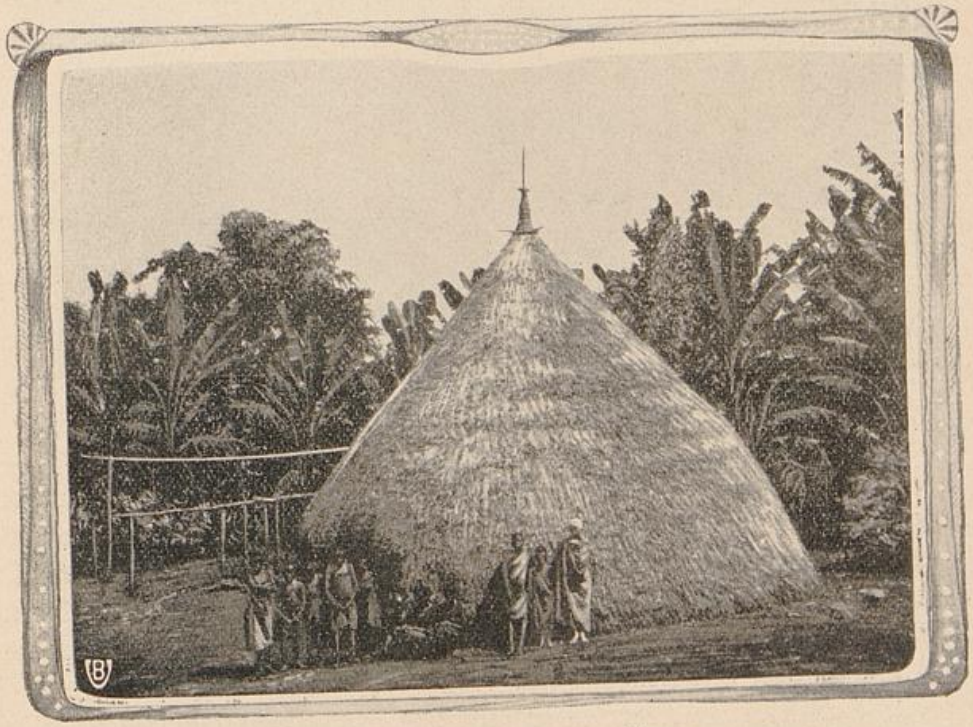
mich wenigstens dieser vorstellen und ersuchte die Leute, mich zu ihr zu führen. Nach einer kurzen Beratung untereinander bedeutete man mir mitzukommen und brachte mich nach einer saubern Hütte, in welcher ich — nie werde ich den Anblick vergessen — die Seele in Gestalt zweier mächtiger, wohlgepflegter — Fettschwanzhammel erblickte. — Denn auf meine Frage, wo denn nun die Seele sei, erhielt ich die voller Überzeugung vorgebrachte Behauptung zur Antwort, daß die beiden Hammel die Seele der alten Dame beherbergten. —

Während einzelne Stämme große Künstler im Hüttenbau sind und besonders die Häuptlingshäuser mit bemerkenswerter Sorgfalt errichten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeigen andere wieder gar kein Verständnis für dauerhafteren Bau und leben in ihren vernachlässigten elenden Hütten, bis diese einfallen oder eines Tages abbrennen. Sehr schöne Hütten sah ich in Uha, Uvinsa und am Kilimandjaro. Bekannt sind auch die kunstvollen Hausbauten der Eingeborenen in der Nähe des Nyassasees.

Im Kivuvulkangebiet sind die höchst mäßigen Hütten bisweilen von einer Mauer aus lose aufeinandergeschichteten Lavablöcken umgeben, welche mir lediglich dazu zu dienen scheint, das Regenwasser von ihnen abzuleiten. Feste, verteidigungsfähige Wohnstätten braucht man dort anscheinend nicht, da die ganze Bevölkerung nebst ihrem Vieh, sowie Gefahr im Verzuge ist, sofort in den zahllosen unterirdischen Gängen, Höhlen und erstarrten Schläuchen verschwinden kann, die einst am Fuße der Vulkane durch den Fluß der glühenden Lavamassen gebildet wurden oder dadurch entstanden, daß die erkaltende Lava sich entsprechend umformte.



Häuptlingshaus vom Kilimandjaro.

Vielfach findet man kleine Dörfer um einen Mittelpunkt angelegt, so daß jeder zum Hauptdorfe führende Weg gewissermaßen gesichert ist. In Unyamwesi liegen diese Auß Außendörfer in der Regel etwa eine Stunde entfernt im Umkreise um den Häuptlingssitz herum. Überraschendes Erscheinen im Hauptdorfe ist so gut wie ausgeschlossen, da man sofort sig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nalisiert wird und abseits der Wege in den wenigsten Fällen gehen kann, wenn man nicht ganz zuverlässige Führer hat.

Bei der Wahl der Wohnsitze spricht das Vorhandensein natürlichen Schutzes erheblich mit. Die Nähe von dichten Wäldern, Höhlen, Inseln, Bergkuppen usw. wird demgemäß bevorzugt.



Masaikraal.

Auf dem sehr wasserarmen Makondeplateau im Hinterlande von Lindi habe ich auf früheren Reisen mehrfach festgestellt, wie die Bewohner aus Furcht vor räuberischen Einfällen ihre Dörfer soweit abseits ganz versteckt im unzugänglichen Busch angelegt hatten, daß sie während der trockenen Jahreszeit ihren Bedarf an Wasser aus einer Entfernung von sogar bis zu 4 Wegstunden herholen mußten.

Bei allen echten Negerhütten fällt uns am meisten die niedrige Tür auf und ebenso der Umstand, daß sie keine Fenster haben. —

Sehr einfach sind die Wohnstätten der immer wandernden Masai, deren Kraale aus einer Anzahl niedriger, flach gewölbter mit Rindermist völlig bestrichener Hütten bestehen, die von einem dichten Dornen- und Gestrüppwall umgeben sind.

Einige andere der in Ostafrika üblichen Bauformen sind auf den bei-

gefügten Abbildungen dargestellt.

Der von Europa kommende Weiße hat zunächst den Eindruck, als ob alle die schwarzen Gesichter, die er sieht, einander genau gleichen. Er kann nicht zwei Leute von einander unterscheiden. Erst nach und nach fallen die Verschiedenheiten auf, bis man zuletzt die einzelnen Köpfe genau wie zu Hause kennen und trennen lernt, da jeder derselben seine besonderen Züge aufweist. Gar nicht selten bemerkt man nun auch allerlei entfernte Ähnlichkeiten mit Bekannten von



Eingeborenenhütte in Mbuyuni.

Hause oder wird durch dieses oder jenes Gesicht an einen solchen erinnert. Für unseren Geschmack wird der Typus des Bantunegerkopfes mit seiner breiten, eingesunkenen Nase, den wulstigen Lippen und der stark entwickelten Kieferpartie immer als ein häßlicher empfunden werden. Das dichte Kraushaar hingegen sieht besonders bei den Frauen und den Stämmen, die es zu kunstvollen Frisuren zu formen verstehen, recht gut aus.

Die Gestalt des Negers ist, wo wir es mit gesunden, gut genährten Individuen zu tun haben, oft von bemerkenswerter Kraft und Schönheit der Form. Fettleibigkeit ist selten, sodaß gutgebaute, schlanke Figuren vorwiegen. Unter den Mädchen und jungen Frauen finden wir ebenfalls viele Figuren, die sich durch Ebenmaß, Geschmeidigkeit und Anmut der

Formen auszeichnen. Vielen derselben ist ein frei und stolz aussehender, aufrechter, etwas balancierender Gang eigen, den sie sich wohl durch das ständige Tragen leichter Gegenstände auf dem Kopf angewöhnt haben. Die sammetweiche braune Haut, die bei jeder Gelegenheit gewaschen und gesalbt wird, kann direkt als schön bezeichnet werden.

Aber bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung dauert die Herrlichkeit jugendlichen Reizes nicht lange. Arbeit und Nachkommenschaft lassen die Frauen so schnell altern, daß der erste Blütenstaub der Jugend oft schon



Hütte vom Meruberg Ober-Arusha.

mit 16—18 Jahren oder früher abgestreift, Zuwachs an Liebreiz mit 20 sicher nicht mehr zu erwarten ist. Mit 30—35 sind die Jahre des Verfalles bereits in betrübender Weise an der Arbeit, um die letzten Spuren „wohltuender Plastik" zu beseitigen.

Ganz alte, weißhaarige Negerinnen, bekommt man fast nie zu sehen. — Auch der Mann altert viel schneller wie der Weiße. Vollkommen verschieden vom Typ der Bantuneger tritt uns derjenige der von Norden eingedrungener Völker hamitischen Ursprungs — neuerdings als semitischen Ursprungs angesehen — entgegen, wo er sich reinerhalten hat. So sehen wir bei den Wakuafi, Masai und Wahuma schmale Schädelform-Nasen und -Lippen, sowie feinere Figuren. Die Hautfarbe ist oft heller. Wie an

anderer Stelle ausgeführt, hatten viele Wahuma am Hofe des Sultans von Ruanda außer der Farbe so wenig Negerhaftes an sich, daß man glauben konnte, Angehörige einer anderen Rasse vor sich zu haben. Ausgesprochene jüdische Gesichter sind dort nicht selten. Der äußeren vorteilhafteren Erscheinung entspricht auch das ganze Auftreten der Wahuma,



Haus eines vornehmen Mtussi in Ruanda.

Masai usw. dem Europäer gegenüber. Ihre stolze, freie Haltung, ihr selbstbewußtes Gebahren und eine gewisse ruhige Gelassenheit unterscheiden sie in nur angenehm berührender Weise von den meisten Bantustämmen.

Selbstverständlich ist überall der Mann der Herr im Hause, was aber nicht ausschließt, daß auch echte Pantoffelhelden vorkommen, die vor dem einen oder anderen ihrer besseren Teile (Hälften kann man bei mehreren Frauen von der einzelnen nicht gut sagen) einen heillosen Respekt haben.

Die schwarze Weiblichkeit versteht es — analog heimischen Verhältnissen — ausgezeichnet, sich die schwachen Seiten des Mannes nutzbar zu machen und übt vielfach einen großen Einfluß auf die Entschlüsse und

Handlungen ihrer Gebieter aus, obwohl ihre Stellung sonst im Allgemeinen eine untergeordnete ist.

Dies kommt zum Beispiel in der Sitte zum Ausdruck, die den Frauen nicht erlaubt, gemeinsam mit den Männern zu essen, sondern ihnen vorschreibt, ihre Mahlzeiten gesondert und nach diesen einzunehmen.

Der Frau fällt im Hause die Hauptarbeit zu. Sie wartet die Kinder, bereitet das Essen, das Negerbier (die Pombe), holt Wasser und Brennholz. Einen großen Teil der Zeit füllt die Mehlbereitung aus, bei welcher die vorher in großen Holzmörsern grob zugestoßenen Fruchtkörner zwischen Steinen fein zerrieben werden. Während der Arbeit an den Holzmörsern hängen kleine Kinder oft in einer Art Sack auf dem Rücken der stampfenden Mütter und machen ruhig dabei schlafend deren heftige Bewegungen stundenlang mit.



Frauen und Boys beim Maisstampfen.

Bei einigen Stämmen fällt der Frau auch die gesamte Feldarbeit zu. Meist aber entwickeln mit Beginn der großen Regenzeit alle Arbeitsfähigen beiderlei Geschlechts einen großen Fleiß und sind von früh bis spät bei der Felderbestellung tätig. —

Der Mann baut das Haus, hütet das Vieh, geht auf Jagd, sucht Gummi, Wachs pp., verfertigt Waffen und Hausgerät und verbringt viel Zeit mit Beratungen, Besuchen in anderen Dörfern, Streitereien um Eigentum, langwierigen Verhandlungen in Heiratsangelegenheiten und bei den beliebten Bier- und Tanzfesten, die nach guten Erntejahren fast allabendlich gefeiert werden.

Alt und jung, Männer und Frauen tanzen, singen, rauchen und trinken dann ganze Nächte durch.

Dem Tanze — der „Goma" begegnet man überhaupt allenthalben, wo immer nur freie Zeit vorhanden und irgend eine oder auch keine Veranlassung vorliegt. Durch die hierbei oft viele Stunden lang hintereinander mit unermüdlicher Leidenschaft wiederholten drehenden, schiebenden, rollenden Bewegungen, die unter sonderbaren Körperverrenkungen stattfinden, geraten manche Teilnehmer nicht selten zuletzt in einen förmlichen Taumel, eine Art verzückter, empfindungsloser Ekstase, bis sie wie gelähmt niederstürzen und fortgebracht werden müssen.



Tanzende Manyemafrauen.

Für berauschende Getränke hat der Neger eine besondere Vorliebe und er versteht eine ganze Anzahl verschiedener Sorten zu bereiten. Palmwein, Negerkorn- und Bananenpombe wird am meisten getrunken. Am

Tanganika und Nyansa haben die Eingeborenen es bereits gelernt, einen fürchterlichen Fusel aus Bananen zu destillieren. In einigen Ländern ist es bereits üblich, den durchreisenden Europäer mit Pombe überreich zu beschenken. So erhielten wir in Ruanda und Urundi an manchen Tagen 40—60 große Töpfe von wohl 10 Liter Inhalt in's Lager gebracht. Einer alten Sitte folgend, saugte zuerst einer der Überbringer vor unseren Augen aus einem beliebigen ihm bezeichneten Topfe durch



Träger am Rasthaus Mpapua.

einen Strohhalm einen Schluck ein, um zu beweisen, daß die Pombe nicht vergiftet sei.

Einen verhaßten Mitmenschen durch vergiftete Pombe umzubringen war und ist auch heute noch dort ein beliebtes Verfahren. — Bei den Warundi sieht man viele Männer, die immer ein mit Strohhalmen gefülltes dünnes hohles Holzstück an einer Schnur am Schulterteile ihres Rindenstoffschurzes befestigt tragen, um bei jeder Pombetrankgelegenheit „Alles da" zu haben. Wie es Neger gibt, die sich dauernd betrinken, findet man auch Quartalssäufer und ebenso vollkommene Abstinenzler; es ist also genau wie in Europa. Der Neger kann ein ziemliches Quantum Alkohol vertragen, ehe er betrunken wird. Einen besonders hohen Grad von Trunkenheit drückt der Küstenneger, dem infolge des sich immer mehr anfindenden weißen Proletariats der Anblick schwer bezechter Europäer leider öfter als angebracht zu teil wird, bezeichnender Weise mit

den Worten aus: „Er ist betrunken wie ein Europäer."

Tabak geraucht und geschnupft wird von Männlein wie Weiblein mit gleicher Hingebung.

Dabei geht oft eine Pfeife von Mund zu Mund; nach eiligem Marsche in einem Dorfe ankommende Leute sieht man häufig zuerst einen tiefen Zug aus einer entgegengereichten Pfeife tun, ehe sie ihre Neuigkeiten auskramen. Eine brennende Cigarette wird gern in der Trägerkolonne von Hand zu Hand weitergegeben oder in eine Astgabel am Wege geklemmt, damit die Nachkommenden auch noch etwas abbekommen. Alte Frauen kann man mancherorts ständig mit der Pfeife im Munde antreffen.

Schnupftabak ist ein sehr begehrter Artikel und wird überall in kleinen Behältern mitgeführt. —



Beim Baospiel.

Zur Hervorbringung musikalischer Töne verwenden die Neger zunächst die Trommel in allen Größen und Abarten, ferner eine Art Saiteninstrument mit wenigen Tönen. Die Trommel dient auch zum schnellen Übermitteln von einfachen Nachrichten oder Signalen auf große Entfernung. Eine ausgebildete Trommelsprache wie z. B. in Kamerun existiert in Ostafrika nicht. Bei vielen Negern ist musikalisches Verständnis vorhanden, wenn schon die Betätigung desselben auf ihren primitiven In-

strumenten kaum darauf hinzudeuten scheint. Dem Schwarzen ist es so recht behaglich, wenn er an seiner Hütte sitzt oder auf belebten Wegen herumbummelt und stundenlang immer dieselben 4 Töne seiner „Kinanda" vor sich hinklimpert.

Wir Europäer machen uns weniger aus dieser „Musik".

Wie Tanz und Musik, liebt der Neger auch das Spiel zum Zeitvertreib oder um Geld bezw. irgend einen Gegenstand seines Besitzes.

Gern wird die Zeit mit einem Brettspiel, dem Bao verbracht.

In neuerer Zeit finden an der Küste Kartenspiele mehr und mehr Eingang. —

Wird irgendwo Goma geschlagen, so tut man gut, seine Boys heranzurufen und ihnen einzuschärfen, sich nicht zu drücken, da sie sonst — mit magischer Gewalt von der Trommel Klang angezogen — bald verschwunden sind. — Beliebt es ihnen schließlich, dösig und müde vom Tanz zurückzukommen, so haben sie die zwingendsten Gründe für ihr Fort-



Meine „Boys".

bleiben anzuführen. Im Erfinden und Vorbringen von Entschuldigungen sind sie Meister! Bei dieser Gelegenheit gestatte ich mir einige meiner Boys vorzustellen, welche mich jahrelang begleiteten.

Der Mittelste war mein Diener Mabruk genannt Mtschapeni, von dem ich sagen kann, daß er beinahe eine Perle gewesen wäre, wenn er

nicht — von seinem Äußeren abgesehen — zu sehr an einen alten Deutschen erinnert hätte. — Mabruk trank immer noch eins! —

Seine dann mit strahlendem Antlitz wiederholte Behauptung, gänzlich nüchtern und vollkommen bei Verstande zu sein, stand zu seinem Zustande regelmäßig in solchem Gegensatz, daß ihm Verdrießlichkeiten nicht immer erspart bleiben konnten.

Ob er sich die Nase begoß, um seinen Kummer zu betäuben — er nannte ein rechtschaffen böses Weib sein eigen, von dem er sich eines Tages, trotz meiner Warnungen bis zur Ehe hatte betören lassen — oder aus reiner Freude zur Sache, war nicht recht ersichtlich. —

Der einfachen Lebenshaltung der Neger in Ostafrika entsprechend, haben sich nur wenige Gewerbe ausgebildet, welche die notwendigen Haus-, Acker-, Jagd- und Fischgeräte liefern.

Dazu kommen die Waffen und die Boote.

Die verschiedenen Stämme tauschen die Erzeugnisse ihrer Gewerbetätigkeit untereinander aus, je nachdem Material und Kunstfertigkeit zur Herstellung derselben sie instandsetzen, den einen oder anderen Gebrauchsgegenstand besonders gut herzustellen. Die Gewerbe werden meist von einzelnen Leuten oder Gruppen derselben betrieben, die nichts anderes tun, als immer denselben Gegenstand von Neuem anzufertigen. Diese bringen es dann zu einer großen Vollkommenheit in ihrem Spezialfache und werden daher „Fundi" d. i. Meister genannt. Wir finden daher Fundi's, die nur Speere oder Pfeilspitzen schmieden, andere, die nur eiserne Hacken, Bogen und Pfeile oder Schilde fertigen, ferner Bootsbauer, Töpfer, Netzflechter, Seilmacher, Weber und andere mehr. Hervorragend schöne und feine Arbeiten liefert die Flechtkunst, welche hauptsächlich von Frauen geübt wird. Wir finden Matten in zahlreichen Abarten, geflochtene Teller, Markttaschen, Körbe und Trinkgefäße von vollendet geschickter und geschmackvoller Arbeit. Für Holzschnitzereien hat der ostafrikanische Neger kein großes Verständnis. Die Einführung der Feuerwaffen (Vorderlader mit Feuerstein- oder Zündhütchenzündung) hatte zur notwendigen Folge, daß sich der Beruf des Gewehrfundis, gewissermaßen Büchsenmachers herausbildete, dessen Aufgabe es ist, schadhaft gewordene Flinten auszubessern und aus alten Teilen „neue" zusammenzustellen. Ein solcher Fundi für die Reparatur von Gewehren ist auf Seite 284 abgebildet. Es ist erstaunlich, zu welcher Fertigkeit er es bringt, recht schwierige Arbeiten, wie die Anfertigung eines neuen Gewehrschaftes auszuführen, wenn man bedenkt, welch dürftiges Handwerkszeug ihm nur zur Verfügung steht.

Ein wesentlicher Teil der Negerheimarbeit besteht in der Anfertigung der oft übereinfachen Bekleidungsstücke. Einzelne oder zusammengenähte

Felle, geflochtene Lendenschurze und Rindenstoffe sind weit im Inneren noch vielfach anzutreffen. Von der Küste her wird die ursprüngliche Bekleidung immer mehr verdrängt und durch Baumwollzeuge ersetzt. Ganz nackt sieht man nur Kinder und halbwüchsige Knaben herumlaufen. Aber



Mhutufrau vom Nordkivu mit krankhaft entwickelter Tätowierung (Keloïde).

auch wo Erwachsene mit bescheidener Bedeckung der Blöße vorwiegen und kaum viel mehr als mit ihrer braunen Haut bekleidet gehen, drängt sich uns Weißen das Gefühl einer schamverletzenden Nacktheit jener Menschen — vielleicht mit infolge der dunkeln Farbe — keineswegs auf. Das Nackte wird dort eben als natürlich und gesund empfunden. Keinem Menschen fällt es auf und keiner wird dadurch irgendwie tangiert. Dem Neger ist dabei durchweg ein natürliches Schamgefühl eigen, das ihn

trotz seiner mangelhaften Bekleidung davor behütet, sich in Gegenwart Anderer gehen zu lassen oder seine ungeschriebenen Anstandsregeln zu verletzen. —

Das Bedürfnis nach Schmuck ist beim weiblichen Geschlecht — von der seßhaften Lebensweise begünstigt — stark entwickelt. Für den beweglichen, tätigen Mann würden unnütze Zierarten, die den Körper behängen, unbequem, lästig und hinderlich sein. Nur im Kriege legt er seinen phantastischen Kampfschmuck an, damit sein Anblick dem Gegner Furcht und Schrecken einflöße.

Bei den Wakuafi finden wir als zur Kriegstracht gehörig einen auf dem Kopf getragenen aufrechten weißen Haarbusch, der eigentlich genau dasselbe darstellt, wie die Helmzierde unserer Garderegimenter.

Die Kunst, den Körper durch Tätowierungen zu verschönern, ist wohl verbreitet, hat sich aber in Ostafrika nicht zu bemerkenswerter Höhe entwickelt. Man findet jedoch viele aus dem Kongostaate stammende Leute beiderlei Geschlechts, die durch kleine Hautschnitte erzeugte ausgedehnte, kunstvolle Zeichnungen und Figuren aufweisen. Als Stammeszeichen sind gewisse einfache Tätowierungen verbreitet. Eine leichte Schwellung beim Vernarben der Wunden ist erwünscht und wird angestrebt. Wenn die Narben sich jedoch zu dicken Wulsten auswachsen, so liegt eine krankhafte Erscheinung vor.

An der Küste tritt uns die arbeitende männliche Bevölkerung ohne irgend welche schmückenden Anhängsel entgegen. Fast jeder aber führt irgend ein Amulett bei sich, das ihm nach seinem Glauben besondere Kräfte verleiht oder vor Unheil bewahrt. Die Suahilifrauen und die vielen fremden weiblichen Elemente, welche deren Sitten angenommen haben, lieben es mit schweren silbernen Ketten, Arm- und Fußringen zu promenieren und zu prunken. Ihr ganzes Trachten und Streben geht auf den Erwerb dieser für eine wirkliche „Dame" unerläßlichen Gegenstände hin, denen sie noch möglichst viele Fingerringe zuzugesellen belieben. Eitelkeit und Putzsucht sind hervortretende Eigenschaften der schwarzen Schönen. Ihr Drang und ihre Sucht nach Wechsel in Kleidung, Schmuck und Frisur sind ewig rege. Besonders auch großer Wert wird auf eine nach dortigen Begriffen äußerst chicke Frisur gelegt. Die Herstellung einer solchen erfordert mehrere Stunden Arbeit und kostet unter Freundinnen etwa 25 Pfennige, sonst aber mehr. Im Kongostaat werden bei gewissen Stämmen von Männern und Frauen so kunstvolle Frisuren getragen, daß ihre Herstellung Wochen dauert.

Die Besitzer dieser Kunstwerke müssen sich dafür während des Schlafes einer schmalen Holzkopfstütze bedienen, damit ihre Frisur nicht ruiniert wird. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als besonders schön gelten bei unseren Küstendamen große, weitab und möglichst nach vorn stehende Ohrmuscheln. Diese werden an etwa 5 Stellen durchbohrt und tragen in jedem Loch einen aus grellfarbigen Papierstreifen zusammengerollten Pflock von 1—2 cm Durchmesser. Im durchbohrten Nasenflügel steckt oft das „Kipini", ein Schmuckknopf aus Silber, selten aus Gold. Auf Stirn und Backen wird ein Damenuhrgroßer schwarzer Fleck eingeätzt. Die Augen werden mit Vorliebe blauschwarz untermalt. Jedes weibliche Wesen trägt unter der Kleidung eine Perlschnur um die Hüften. —

Von den Stämmen des Inneren greife ich einige Typen heraus, die ich, um viele Worte zu sparen, im Bilde vorführe.



Wagogokinder am Biertopf.

Wir beginnen mit 2 Wagogokindern, die sich an den Resten eines Topfes mit Negerbier vergnügt haben. Bei dem einen ist die dem Neger eigene inselartige Anordnung der Haarbüschel zu erkennen. Die Haare des anderen sind abrasiert. In jugendlichem Alter gefallen uns die Negerkinder mit ihren unbeholfenen Bewegungen, ihren großen runden Klickeraugen, ihren kleinen dicken Bäuchen und ihrem verlegen-zutraulichen Wesen, sobald sie die Scheu vor dem gefürchteten „Mzungu" (Europäer) abgelegt haben, sehr.

Eine Reihe von Jahren später sieht ein junger Mgogo bereits ganz anders aus:

Große, doch aus ganz leichtem Holze bestehende Klötze zieren seine Ohren. Sein Gewand ist einfach und anspruchslos. Er verschmäht es durchaus, sein Hirn mit der Frage zu zermartern, ob Kravattensitz oder Bügelfalte tadellos sind, wenn er sich bemüht, das Wohlgefallen seiner erwählten Mgogojungfrau zu erregen.

Seine Tätigkeit besteht im Hüten des Viehs, in der Jagd und im Honigsuchen. Bogen und Keule begleiten ihn stets. Kein Schulzwang hat je die goldene Zeit seines Werdegangs verkümmert. Er kennt keinen Cornelius Nepos, fürchtet keinen Ordinarius, da er nicht in die Lage kommen kann, beim Abschreiben vom Nebenmanne erwischt zu werden und nie bedrücken unerledigte Schulaufgaben sein Gemüt. Er hat

es also eigentlich recht schön und ist mit 15, 16 Jahren bereits ein Freund des Tanzes, des Gesanges und des Bieres. Mit Vorliebe beteiligt er sich an den Tanz- und Trinkgelagen, wo immer sich Gelegenheit dazu findet.

Wenn nötig aber arbeitet er auch und ist zur Zeit der Felderbestellung von früh bis spät tätig. —



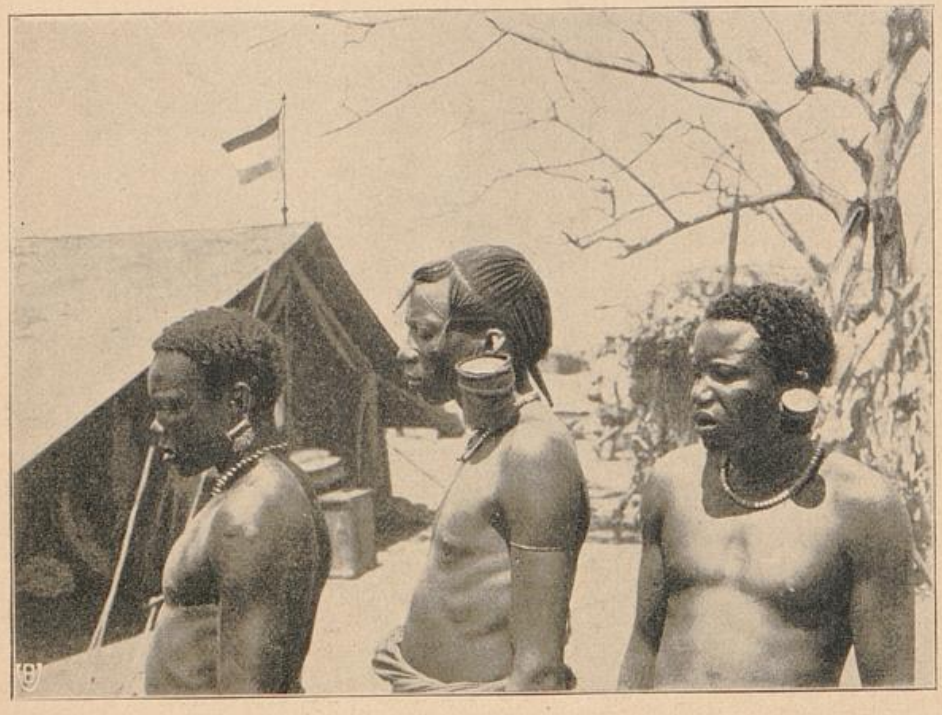
Junger Mgogo.

Ugogo ist ein wasserarmes Land. Während der trockenen Jahreszeit muß das Wasser für den Hausbedarf oft 2 Stunden weit geholt werden, eine Arbeit, der sich dann die Männer unterziehen. Ihre Wassergefäße bestehen aus Flaschenkürbissen, die in einem netzartigen weitmaschigen Geflecht an Tragestangen hängen. —

Eigenartig berührt die Vorliebe der Wagogo für ihren Zopf. Der natürliche Haarwuchs wird einer alten Sitte gemäß durch ein künstliches

Gebilde aus feinen Pflanzenwurzeln und Bast verlängert. Dasselbe hängt entweder lang herunter oder wird umgeschlagen auf dem — gern mit einer aus getrockneter Kalbsmagenhaut verfertigten schlafmützenartigen Gebilde bedeckten — Kopfe befestigt.

Den in Ugogo üblichen Ohrschmuck kann man auf dem hier eingefügten Bilde gut erkennen: Die Holzpflöcke werden von den durchlochten



3 Wagogo (Ohrklötze).

und ausgeweitetem Ohrläppchen festgehalten. Kleine Scherben, Muschelstücke und Eisenkettchen gehören ebenfalls zur Zierde eines echten Mgogoohres. Stirn- und Seitenzöpfchen zeigt der mittlere Mann. Ganze Büschel kleiner Zöpfe sind auch beliebt. Es ist das Modesache. — An der Türe eines Wohnhauses erblicken wir eine Mgogofrau mit einer sonderbaren Kopfzierde. Es sind lauter kleine, goldig schimmernde Kupferringe, die sie sich in die Haare flechten ließ. Man sieht, wie die Begriffe von Schönheit und Geschmack drüben beschaffen sind! —

Manche Ähnlichkeit in Tracht und Sitten mit den Wagogo haben die Masai, ein anscheinend in dauernder Abnahme befindlicher Volksstamm, der besonderes Interesse verdient. Die Masai sind ein Nomaden- und Hirtenvolk, das die weiten Steppengebiete vom Kilimandjaro bis zum Nyansa bewohnt. Wo große Steppen sind, ist der Masai zu Hause.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sehen auf der nächsten Seite eine Masaifrau mit ihrem Sohne. Vorn die Mutter, den Kopf nach Stammessitte rasiert und mit schwerem eisernen Arm- und Halsschmuck, dahinter der Sohn mit aufgebundenem Zopf. —

Die Ohren der Masaifrauen schmücken Messingspiralen von Handtellergröße. Durch das Gewicht dieser Ringe werden die Ohrläppchen oft handspannenweit nach unten in die Länge gezogen. Zuletzt werden Lederriemchen über Kopf und Nacken gelegt und mit den Ringen so verbunden, daß sie das Gewicht derselben mittragen, da sonst die Ohrläppchen durchreißen würden. Reißt ein solches aber doch mal, so wird es kunstgerecht wieder zusammengeflickt.



Mgogofrau mit Kupferringen im Haar.

Ganz ähnlichen Schmuck wie bei den Masai trifft man in der Landschaft Unterarusha, deren Bewohner viel mit Masai zusammenkommen.

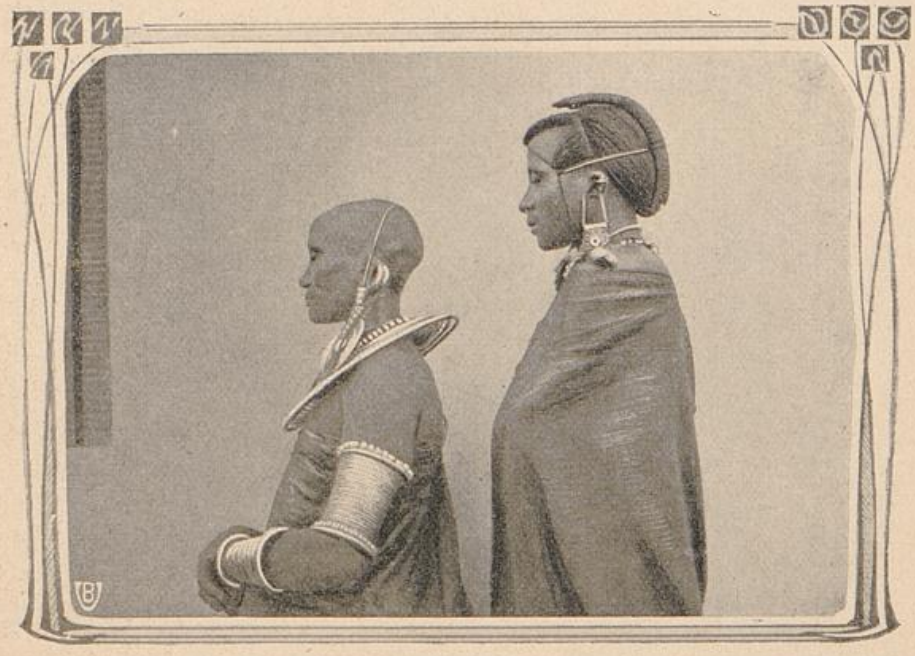
Auf dem Bilde Seite 328 ist besonders gut zu sehen, wie bei der links stehenden jungen Frau die Ohrringe durch Hilfstragebänder gehalten werden. An die Stelle der Eisenringe sind zahlreiche Perlenhalsbänder getreten.

Zahlreiche teils mit Perlen besetzte Halsringe, lange Eisenmanschetten für Arme und Beine gehören zum Schmuck der Masaifrau, der auch Nachts größtenteils nicht abgelegt werden kann. Die Bekleidung besteht aus weichen Fellen, deren Ränder mit Perlen bestickt sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sowohl unter den Männern wie den Frauen der Masai findet man durchaus angenehme Gestalten, man möchte sagen schöne Menschen; wie überhaupt der stolze, freie Sohn der Steppe — schnell, gewandt, schlau und selbstbewußt — dem Europäer trotz seiner Untugenden weit sympatischer ist, als Angehörige vieler anderer Stämme. —

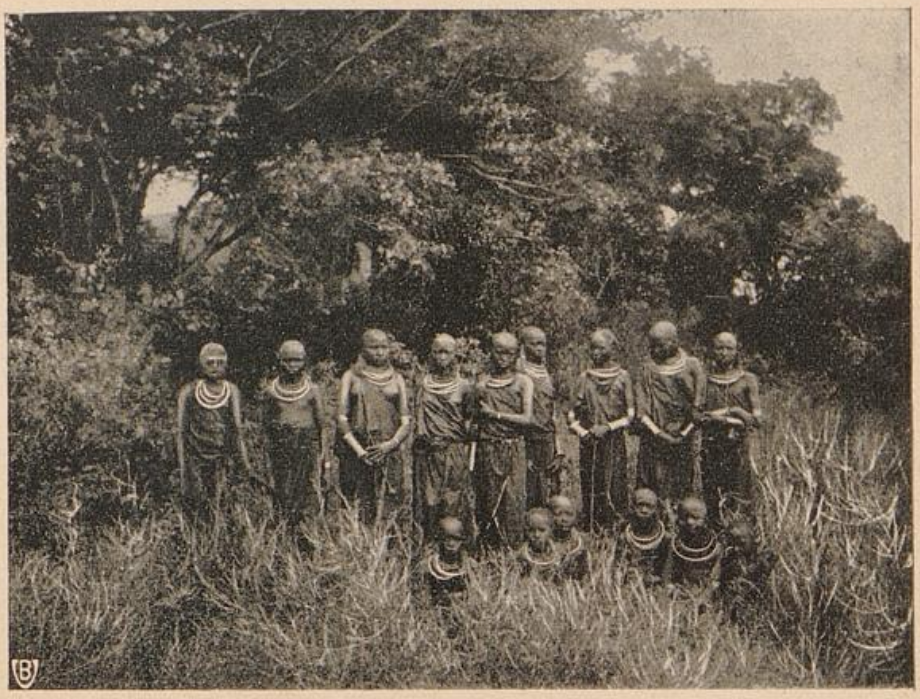
Den Masai nahestehend sind die Baraguyu oder Wakuafi, Bewohner des südlichsten Teiles der Masaisteppe. Sie leben mit den Masai in bitterer Feindschaft. Als ich 1904 eine Expedition gegen räuberische Ma-



Masai (Mutter und Sohn; die Mutter vorn mit rasiertem Kopf).

sai unternehmen mußte, hatten sich mir in 2 Tagen gegen 600 Baragugu angeschlossen, die bei dieser Gelegenheit an ihren Feinden Rache nehmen wollten und bereits in ausschweifenden Vorstellungen über die Verteilung des zu erwartenden schönen Beuteviehs schwelgten. Einen malerischen Anblick bot das Lager, wenn die kriegsbereiten schwarzen Gestalten sich bei meinem Zelte versammelten um dem „Schauri" (der Beratung) mit den Häuptlingen zuzuhören. — Da ich aber bald heraus bekam, daß die angeklagten Masai unschuldig waren und die Schuldigen ganz wo anders saßen, wurde aus dem erwarteten Beutezug nichts und die dunkeln Waffenfreunde, die nicht ganz ohne egoistische Motive mitgezogen waren, wandten sich enttäuscht heimwärts und gaben ihren schönen Kriegsschmuck wieder „auf Kammer" ab. —

Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Masai in Kriegstracht und Waffen haben die Wadjagga, Bewohner der Abhänge des Kilimandjaro. Der Kopfschmuck besteht aus Straußfedern. Große Ballen anderer Federn hängen vom Halse auf den Rücken herab. Schild, Bogen, Schwert und der lange Stoßspeer vervollkommnen die Bewaffnung. Unter den Djaggafrauen findet man selten wohlgestaltete Erscheinungen; sie altern schnell und sind bald verblüht.



Masaifrauen und -Mädchen vom Kilimandjaro.

Die jungen Mädchen sind bisweilen recht niedlich und auch für unsere Begriffe durchaus nicht übel.

So verschieden geartet die Völker der Kolonie auch sein mögen, in einem Punkte sind sie alle gleich. Sie und ihre Stammesangehörigen haben ewig Streitigkeiten untereinander, bei denen es sich meist um Eigentumsforderungen, oft noch aus der Urväter Zeit, oder um Frauen handelt. Diese Prozesse, die sie viele Jahre unter sich führen, werden, wenn keine Einigung zu erzielen ist, schließlich der Station zur Entscheidung im „Schauri" vorgetragen. Das Schauri ist eine öffentliche Gerichtssitzung, zu der Jedermann Zutritt hat. Der Kläger kommt dabei fast nie allein, sondern bringt oft seine ganze Verwandtschaft mit. Der Redegewandteste

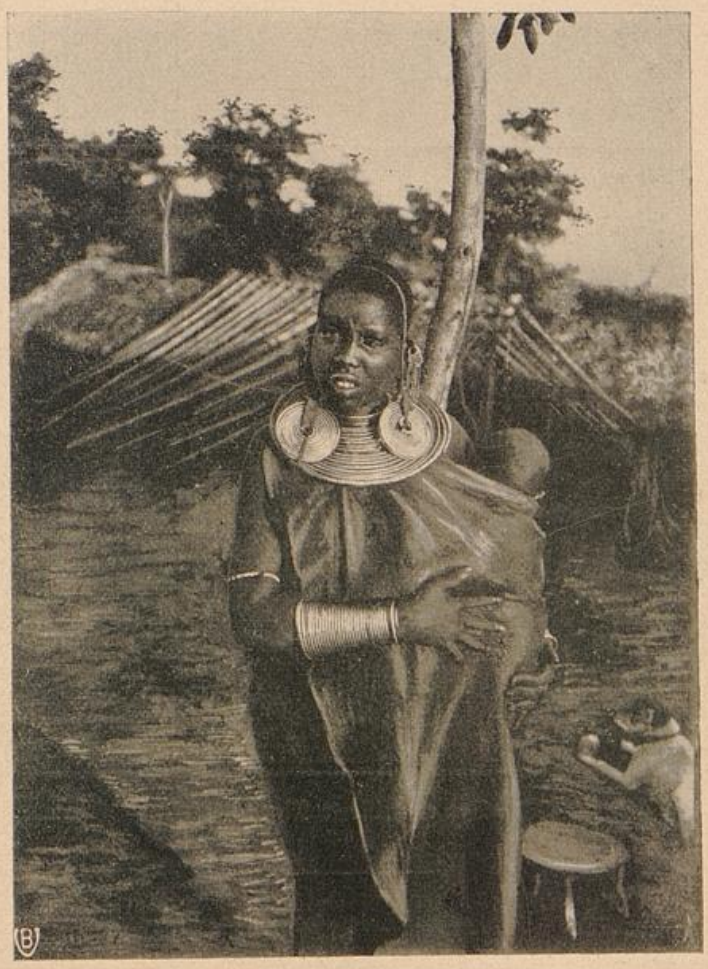
führt das Wort. Klagen gegen Zauberer oder Zauberinnen wegen angeblicher Tötung von Menschen, Verhexen von Vieh und dergl. kommen immer wieder vor. Der Aberglaube an übernatürliche Kräfte bei Mensch und Tier ist tief eingewurzelt und keinerlei Vorstellung vermag hiergegen jetzt schon etwas auszurichten. In Ugogo z. B. ist jedermann fest davon überzeugt, daß das Stachelschwein im Stande ist, seine Stacheln einzeln auf seine Feinde abzuschießen und so selbst den Leoparden verjagen zu können.



Leute aus Unter-Arusha.

Man sollte meinen, daß dem Neger europäische Erzeugnisse kunstvoller Art wie Uhren, Maschinen pp., die er nie gesehen hat, besonderes Staunen einflößen. Nichts dergleichen ist der Fall. Man kann ihm ein Meisterwerk der Technik zeigen. Es imponiert ihm nicht. Die Empfindung, welche er beim Anblick solcher europäischer Errungenschaften hat, kleidet er in die Worte: „Ihr Europäer habt eben viel Verstand; kann man sich also darüber wundern, daß Ihr das alles fertig bringt?“ Er findet Alles, was aus Europa kommt, natürlich und selbstverständlich, kann also durchaus nichts Besonderes darin erblicken. Selbst der Europäer erregt bei Leuten, die nie einen Weißen sahen, nur selten ein solches

Interesse, daß sie von weit her zusammenströmen, um ihn zu betrachten. Ganz im Gegensatz zu unseren Volksaufläufen beim Anblick eines Afrikaners bleiben die Einwohner meist ganz ruhig und gemessen bei ihren Wohnstätten; viele lassen sich kaum in ihrer Beschäftigung stören, wenn



Masaifrau mit Kind.

ein Europäer durchkommt. Dieser Mangel an Neugierde geht sogar so weit, daß schon mancher Weiße höchst ungehalten darüber war, so wenig beachtet und estimiert zu werden. — Großen Eindruck dagegen machen auf den Neger solche Gegenstände bezw. die mit denselben hervorgebrachten Erscheinungen, welche unmittelbar auf seine Sinne wirken wie z. B. Sprengmittel, Geschütze, das Grammophon und ganz besonders erregt jene geheimnisvolle Kraft, deren Wirkung man in überraschender Stärke am

eigenen Leibe spüren kann, seine Bewunderung. Ich meine die Elektrizität. „Das ist eine Medizin! Wahrhaftig!" heißt es dann. Vor diesem Wunderzauber versagt ihr Begriffsvermögen total und ebenso die Erklärung, daß er aus Europa kommt.

Aber alle wollen ihn kennen lernen und freuen sich, wenn ein im Ansehen eines großen Helden stehender Stammesgenosse teils in kopflosem Staunen, teils von Entsetzen gepackt der unheimlichen Gewalt willenlos unterliegen muß.



Der elektrisierte Mgogo.

Wenn ich mich in den nun folgenden Ausführungen kürzer fassen muß als mir lieb ist und gewissermaßen nur ein kleines Stück aus einem Ganzen herausschneiden kann, so werden dieselben doch hoffentlich dazu beitragen, um einige Einblicke in den Negercharakter, in das Fühlen und Denken des Schwarzen tun zu lassen, dadurch den Schlüssel zu manchem für uns rätselhaftem in seinem Wesen zu finden und uns damit instand zu setzen, ihn seinen Eigentümlichkeiten gemäß richtig zu beurteilen und zu behandeln.

An und für sich ist die schwarze Rasse fruchtbar und könnte sich schnell bedeutend vermehren. Wenn trotzdem die Bevölkerungsdichtigkeit eine ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ringe ist, so liegt dies daran, daß die Raubzüge und Kriege der Stämme untereinander, die Sklavenjagden, Krankheiten und Seuchen, das beliebte Abtreiben der Frucht pp. die Reihen der Eingeborenen schnell lichteten bezw. ihre rasche Fortpflanzung verhinderten. Besonders ist auch die Kindersterblichkeit eine sehr große, sodaß nur wirklich lebenskräftige Individuen durchkommen und heranwachsen.

Das Negerkind kommt ziemlich hellfarbig zur Welt und dunkelt dann schnell nach. Es wird 2—3 Jahre gesäugt, erhält aber bereits schon früh neben der Muttermilch andere Nahrung (Mehlbrei) eingeflößt. Die Jahre der Kindheit verbringt es bei den Eltern, die ihm durchaus mit großer Liebe zugetan sind und es — wie man oft beobachten kann — gern herzen und küssen. Sicher ist trotzdem das Gefühls- und Gemütsleben der Neger lange nicht so entwickelt wie bei uns. Der Tod der Kinder, wie auch der sonst nahestehender Personen verursacht keine lange Trauer und ist bald vergessen. Seinem Kummer grüblerisch nachzuhängen fällt dem Neger für gewöhnlich gar nicht ein und er ist glücklich genug veranlagt, sich mit vollendeten Tatsachen schnell abzufinden. Andererseits muß bemerkt werden, daß Ärger, Gram, Enttäuschung ihn bis zum Selbstmord treiben können. Können die Kinder laufen, so bleiben sie sich ziemlich selbst überlassen und wachsen heran, um, sobald sie es können, ihren Eltern in den häuslichen Verrichtungen zu helfen und so in früher Jugend schon Alles kennen zu lernen, was man für das Leben wissen muß. Negerkinder von 10—12 Jahren sind geistig oft fast so weit wie Erwachsene, nur die Erfahrung fehlt. Andererseits bleiben letztere im Durchschnitt auf einer gewissen kindischen Stufe stehen, so daß man vom Neger wohl sagen kann: „Er ist als Kind schon erwachsen, als Erwachsener noch Kind". Dementsprechend sind die jungen Neger früh selbständig und altklug. Kleine Kinder trennen sich ohne Träne von ihren Eltern und machen ohne weiteres monatelange Reisen mit, sich verständig wie Erwachsene benehmend. Die Lebensklugheit, welche noch ganz junge Knaben und Mädchen bereits zu erkennen geben können, ist, wie ein mir in Udjidji passierter Vorfall zeigen möge, manchmal verblüffend:

Ein etwa 11jähriges Sklavenmädchen hatte ihren Herrn, einen Beludschen auf der Station wegen fortgesetzter Mißhandlung verklagt und brachte ihre Aussagen mit solcher Sicherheit und Bestimmtheit vor, daß sie einen Freibrief erhielt, ihrem bisherigen Herrn fortgenommen und auf der Station untergebracht und verpflegt wurde. Später stellten sich ihre Angaben alle als erlogen heraus. Bald verschwand dort alles mögliche und die Kleine wurde mehrmals beim Stehlen von Perlen u. dergl. erwischt, leugnete aber stets prompt jede Schuld ab. Ermahnungen und

Verwarnungen nutzten nichts, bis sie eines Tages wieder bei einem ganz frechen Diebstahl ertappt und mir vorgeführt wurde, als ich grade vorbeikam. Über ihre Unverbesserlichkeit recht ungehalten, begann ich — sie barsch anfahrend — die Sache zu untersuchen, als sie mich sofort mit den Worten unterbrach: „Setze dich zuerst hin! Stehend Recht zu sprechen taugt nichts!" —

Daß die Neger ihre Kindlichkeit so früh abstreifen, hängt wohl auch damit zusammen, daß es für sie kein Geheimnis über den Verkehr der Geschlechter gibt. In mannbarem Alter, einem Zeitpunkte, dessen Eintritt mit allerlei besonderen Gebräuchen und Festlichkeiten gefeiert wird, finden sich die Geschlechter als ganz natürlich zusammen. Ein gesundes Mädchen, daß ihrem natürlichen Beruf als Frau und Mutter nicht zugeführt würde, gibt es nicht. Eine alte Jungfer ist undenkbar. Wie sehr das Gefühl und der Drang nach dem anderen Geschlecht als ganz selbstverständlich, natürlich und harmlos betrachtet werden, hatte ich Gelegenheit bei einer Gerichtsverhandlung in Mpapua zu beobachten. Ein voll entwickeltes Mädchen von 13—14 Jahren war durch irgend welche Umstände als kleines Kind elternlos auf die Station gekommen und in der Familie des Effendi (schwarzen Offiziers) aufgewachsen und erzogen worden. Sie erschien eines Tages zum Schauri und wurde, als sie an der Reihe war, aufgefordert, ihr Anliegen vorzubringen.

„Großer Herr" antwortete sie harmlos-naiv und doch mit einer gewissen verschämten Schüchternheit, „ich bin jetzt erwachsen und möchte einen Mann haben. Du bist hier unser Herr und es ist Deine Sache, dafür zu sorgen, daß ich nun bald einen Mann bekomme."

Ich kann verraten, daß ihr Wunsch erfüllt wurde und ein ernsthafter Freiersmann erschien. — Wenn der Neger eine Frau nimmt, so kauft er sie gewissermaßen ihren Eltern ab. Wer Vermögen an Rindern, Kleinvieh usw. besitzt, kauft sich mehrere Frauen. Vielweiberei ist bei den Besitzenden allgemein üblich. Mancher hat natürlich an einer schon genug und die meisten Männer besitzen zu wenig, um sich den Luxus mehrerer Frauen gestatten zu können. Der Kaufpreis wird in Geld oder Stoffen, Perlen, Draht, eisernen Hacken, Ziegen, Schafen oder Rindern erlegt. Ein töchterreicher Mann macht also ein ganz gutes Geschäft, denn los wird er alle, trotzdem sie oft dem Gatten wirklich „teuer" werden. Der Preis schwankt zwischen einigen Ziegen, Hacken und ein paar Tüchern bis zu 20 und 30 Rindern. Bei den sehr häufigen Trennungen der Ehe erhält der Käufer, wenn die Schuld auf Seiten der Frau liegt, bei Kinderlosigkeit usw., einen Teil des Kaufpreises zurück. In manchen Bezirken werden die Stationen mit Klagen auf Rückgabe des

Heiratsgutes überlaufen. In Mpapua verklagte eines Tages ein mittelloser Mgogo seinen rinderreichen Vater bei mir, weil dieser sich weigerte, ihm zu seiner Heirat das nötige Kaufgut herauszurücken, wozu er nach der Stammessitte verpflichtet war.

Wir finden beim Neger eine Unmenge von Rechtsgebräuchen, oft höchst sonderbar erscheinender und verwickelter Art, an denen zähe festgehalten wird. Streitigkeiten und Prozesse, die aus Rechtsverletzungen hervorgehen, werden Generationen weitergeführt, da jeder hartnäckig an seinem wirklichen oder vermeintlichen Recht festhält und aus dem Gegner möglichst viel herausschlagen will, um den eigenen Besitz zu vergrößern. Führen Verhandlungen nicht zum Ziel, so holt der Starke sich sein Recht mit Gewalt und unterläßt dann nicht, sich mehr anzueignen, als ihm zusteht. Erneuter Streit, Haß und Kampf sind die Folge. Innerhalb des Machtbereichs der Stationen werden die Klagen sehr oft diesen zur Entscheidung vorgetragen. Typisch für die Rechtsauffassung mancher Stämme ist z. B. die folgende Klage: „Herr Piga ngoma (Schlage die Trommel) klagt Herrn Pendakulala (Ich schlafe gern) wegen gewaltsamer Fortnahme von 60 Ziegen an. Geht man der Sache auf den Grund, so stellt sich heraus, daß etwa der Großvater des Verklagten den des Klägers vor 20 Jahren um 2 Ziegen begaunert hat und daß über den Fall seither noch keine Einigung erzielt wurde. Piga ngoma rechnet nun aus, daß sich die 2 Ziegen seines seligen Großvaters durch Nachwuchs mittlerweile auf 60 vermehrt haben würden, welche ihm als Erben zuständen und klagt demgemäß ganz lustig auf Herausgabe von 60 Ziegen. Trotzdem er weder lesen noch schreiben kann, bringt er sein tadellos geführtes „Hauptbuch" mit zur Stelle und versucht an der Hand desselben die Berechtigung seiner Forderung — preisend mit viel schönen Reden — zu beweisen. Die Buchführung über eigenen Besitz an Rindern, Kleinvieh, Schulden, Forderungen pp. erfolgt nämlich in der Weise, daß auf einem etwa meterlangen Stock allerlei Einkerbungen und Zeichen angebracht werden, die ihre besondere Bedeutung haben.

Im vorliegenden Falle war für jede Ziege ein kleiner Schnitt entstanden.

Der auf den Erwerb und das Materielle gerichteten praktischen Sinnesart des Negers entspricht es, wenn Beleidigungen, Diebstahl, Körperverletzungen, Mord und Totschlag durch Zahlung entsprechender Entschädigung gesühnt werden können. Das Rachefühl tritt hinter die Habsucht zurück. Für die mit der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen betrauten Europäer ist es naturgemäß außerordentlich schwer, aus den verwickelten und durch unglaubliche Lügereien unklar gewordenen Klagesachen ein zum

gerechten Urteil führendes Bild zu bekommen, selbst wenn er die Landessprache schon gut beherrscht.

Grade die Streitereien der Leute untereinander auf allen Gebieten und ihre dabei zu Tage tretenden Anschauungen und Empfindungen lassen besonders gut in ihre geistige Welt blicken und je länger wir mit ihnen zu tun haben erkennen, daß es immer schwerer wird, uns von der „großen Minderwertigkeit" ihrer geistigen Fähigkeiten zu überzeugen. Ich bin der Ansicht, daß der Neger geistig durchaus nicht unbegabt ist, dem kulturell nicht hochgezüchteten Europäer, was seine Verstandesanlagen anbelangt, kaum erheblich nachsteht und daß man im großen Ganzen hier genau dieselben Menschen findet wie zu Hause; Menschen mit denselben Wünschen, Trieben, Leidenschaften, demselben Streben nach dem, was ihnen Zufriedenheit und Glück ist, denselben Tugenden, Fehlern, Eitelkeiten und schwachen Seiten, alles dieses natürlich der erreichten Entwickelungsstufe angepaßt. Daß gewisse hochentwickelte Tugenden des Kulturmenschen bei ihm kaum vorhanden und noch sehr der Vervollkommnung bedürfen ist selbstverständlich, dafür sind ihm andererseits aber auch viele raffinierte Laster und üble Eigenarten Angehöriger höherstehender Rassen völlig fremd. Wir finden im Neger gleichzeitig ein seltsames Gemisch aller möglichen Eigenschaften und deren Gegensätze vereint. Es wäre ebenso verkehrt, seine guten Eigenschaften, die teils recht wohl entwickelt sind, zu verkennen, wie die schlechten abzuleugnen. Letztere fallen nur mehr auf, werden zuerst bemerkt und ganz wie bei uns mit Vorliebe festgestellt, um als Grundlage zur Beurteilung zu dienen. Sicher ist, daß infolge der mächtig einsetzenden Berührung mit unserer Kultur jetzt erst viele Keime natürlicher Anlagen der Jahrtausende abgeschlossenen Negervölker zur Entwickelung kommen können.

Eine bemerkenswerte unangenehme Eigenschaft der Neger ist sein fast unausrottbar erscheinender Hang zur Lüge. Selbst wenn irgend eine Schuld vollkommen erwiesen ist und klar zu Tage tritt, versucht der Übeltäter durch beharrliches Lügen seine Unschuld zu beweisen.

Er lügt aus Gewohnheit und für alle Fälle, da er die Lüge als oft wirksames Schutzmittel von Kindheit auf zu benutzen gelernt hat. Der Europäer wird in zahllosen Fällen angelogen, wo es gar keinen Zweck hat. Da lügt der Neger eben aus Angst und Mißtrauen. Hinter ganz harmlosen und gleichgiltigen Fragen wittert er eine Falle und drohendes Unheil. Er befürchtet, daß die richtige Beantwortung ihm Schaden bringen könne. Er lügt aber aus Vorsicht, nicht aus Böswilligkeit. Er findet es zwar schön, die Wahrheit zu sagen, wie sein manchmal gewählter Name „Sema kweli" (Sage die Wahrheit) beweist, denkt aber, „sicher ist sicher"

und meider sie lieber zunächst. Weiß er erst bestimmt, daß ihm wahre Angaben nichts schaden oder gar nützen können, dann sind seine Aussagen glaubwürdig. Langbekannte Europäer, die sein Vertrauen genießen, werden im allgemeinen kaum viel belogen. Diese Erfahrung macht besonders derjenige Weiße, dessen Wort absolut wahr und zuverlässig ist; eine Eigenschaft, die sehr schnell bei der Bevölkerung bekannt wird und ihrerseits auch wieder Aufrichtigkeit und Zutrauen auf Seiten der Neger hervorruft. Ein einmal gegebenes Wort darf der Weiße nie brechen. Er wird sich dadurch das größte Vertrauen erwerben.

In leider nicht vereinzelt gebliebenen Fällen hatte der Neger auch alle Ursache, dem Europäer gegenüber zum Selbstschutz des Lügens zu greifen, nachdem er mit Leuten, die seine ganz wahren Angaben aus Sprachunkenntnis nicht verstanden, üble Erfahrungen gemacht und von ihnen groben Undank oder Schlimmeres erntete. Noch mehr war dies solchen gewissenlosen weißen Elementen gegenüber gerechtfertigt, welche in empörender Weise an Angehörigen friedlicher Stämme schamlose Erpressungen und roheste Mißhandlungen verübten. So kommt es vor, daß „Europäer" im Lande billig Vieh „kaufen" gehen, den Leuten, die ihr Vieh gar nicht verkaufen wollen, für eine Kuh oder einen Ochsen einige Fetzen Baumwollzeuge im Werte von 2—3 Mark hinwerfen und die so „gekauften" Tiere forttreiben lassen. Es ist nur zu bedauern, daß solche Glücksritter und weißen Proletarier von oft mehr als dunkler Vergangenheit nicht dem Lande ferngehalten werden können und auf die Eingeborenen losgelassen werden müssen, so lange nichts „Nachteiliges" über sie „bekannt" geworden ist. Kann man es den Eingeborenen verdenken, wenn sie beim Erscheinen des nächsten Europäers ihren Besitz verbergen, ihr Vieh in weit abgelegene Verstecke treiben und — stutzig, mißtrauisch und zurückhaltend geworden — das Blaue vom Himmel lügen? Auch schlechte Eigenschaften haben oft ihre wohlbegründete Ursache und sind nicht immer ihren „derzeitigen Inhabern" auf's Schuldkonto zu setzen. —

Daß man den Neger zur Wahrhaftigkeit erziehen kann, möge daraus ersehen werden, daß ich meine Askaris und Träger stets nach einigen Monaten soweit hatte, daß sie ihre Verfehlungen und Übeltaten meist ohne weiteres zugaben, auch wenn sie wußten, daß strenge Bestrafung unausbleiblich war. Der Appell an ihr Ehrgefühl: „Wer gefehlt hat sei ein Mann und gestehe offen seine Schuld" hatte schließlich die gewünschte Wirkung. Allerdings hatten sie wohl bald gemerkt, daß Lügen nichts half und daß sie besser wegkamen, wenn sie bei der Wahrheit blieben. — Einen feinen Unterschied in der Schwere des Vergehens deutete

eines Tages ein Träger an, der in einem Dorfe einen am Wege liegenden Kochtopf hatte mitgehen heißen, von den entrüsteten Einwohnern aber sehr bald ermittelt und bei mir angeklagt wurde. Obwohl der Fall ganz klar lag, wollte ich noch sein Geständnis haben und fragte: „Hast Du den Topf gestohlen?"

Seine Antwort: „Nein Herr, gestohlen habe ich ihn nicht, nur mitgenommen" zeigt, wie genau sein Gefühl planmäßig überlegten Diebstahl von der Befriedigung des infolge gelegentlicher Versuchung erwachten Aneignungstriebes trennte. — Nur kurz sei hier eine ganz interessante Diebstahlsgeschichte erwähnt, die ich am Kilimandjaro erlebte. Eine schon recht angejahrte weißharige, faltige Negerin wurde wegen fortgesetzten Diebstahls eines Tages bei mir angeklagt, wobei der Kläger betonte, daß die Diebin das Gestohlene alsbald wieder verschenke.

Sie gab ohne Weiteres zu, eine Diebin zu sein, und entschuldigte sich mit den Worten: „Siehe, großer Herr, das ist nämlich so: Ich muß stehlen, ich kann nicht anders. Ein in mir sitzender Teufel treibt mich dazu an. Wenn ich etwas gestohlen habe, bin ich zufrieden und verschenke es wieder.

Wenn ich nicht mehr stehlen soll, mußt Du mich einsperren." —

Die Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit mancher Europäer wird bisweilen von Eingeborenen, die viel in Berührung mit Weißen gekommen sind, solche Eigenschaften sofort erkennen und wissen, wie man daraus Nutzen zieht, in einer Weise ausgebeutet, die man kaum für möglich halten sollte.

Man darf seinen Boys, den Askaris, sogenannten Vertrauensleuten, Dolmetschern usw. nur ausnahmsweise volles Vertrauen schenken und ihnen im allgemeinen erst dann unbedingt glauben, wenn sie die Wahrheit ihrer Angaben beweisen können oder durch lange einwandsfreie Dienstzeit dargetan haben, daß sie glaubwürdig sind. Es muß zugegeben werden, daß wirklich zuverlässige Leute von wahrheitsliebender und anständiger Gesinnung gar nicht so selten vorkommen. Man hüte sich aber, auch diese durch dauernden Mangel an Aufsicht und zu weitgehende — ja so bequeme — Vertrauensseligkeit in Versuchung zu führen. —

Ein Europäer, der schon lange in Afrika weilte, auf seine Askaris schwor, ihnen alles glaubte und es für undenkbar hielt, daß jemand es wagen könnte, ihm etwas vorzuschwindeln, machte eines Tages eine gar betrübende Erfahrung. An einem viel von Karawanenleuten begangenen Wege waren früher lange Zeit Überfälle an der Tagesordnung, welche die Sicherheit der Straße bedenklich gefährdeten und die stete Begleitung der Träger durch einige Askaris nötig machten. Eines Tages beauftragte

der erwähnte Herr wieder 2 Askaris, eine Anzahl Karawanenleute zu schützen und alles zu versuchen, einmal einen der Räuber zu ergreifen, damit ein abschreckendes Exempel statuiert werden könne. 6 Tage später wurden von der Patrouille im Triumph 7 auf frischer Tat ertappte Räuber gefesselt eingeliefert. Große Freude im Stationsort! Die Askaris wurden für ihr schneidiges Verhalten besonders belobt und erhielten eine Geldbelohnung; den Wegelagerern war der Galgen sicher, da hinreichende „Augenzeugen" Stein und Bein ihre Schuld beschworen. Rein zufällig mußte ich in jenen Tagen die Station übernehmen und hatte das Strafgericht über die Missetäter zu Ende zu führen. Da mir die „Räuber" aber doch etwas zu wenig fürchterlich vorkamen und auch andere Momente mich stutzig gemacht hatten, wurde die ganze Untersuchung noch einmal auf das peinlichste genau durchgeführt. Das Ergebnis war:

Die beiden heldenhaften Askaris hatten mit den Karawanenleuten ein „Schauri" gemacht und waren mit ihnen übereingekommen, die „Räuber" diesmal „wirklich" zu fangen. Sie griffen zu diesem Zweck 7 harmlose Salzkocher, die ihnen unglücklicherweise in die Finger liefen, auf, fesselten und transportierten sie als die berüchtigten und gefürchteten Straßenräuber zur Station, wo dieselben nur um ein Haar ihre Unschuldsbeteuerungen im Himmel hätten fortsetzen können. —

Ein ganz raffinierter Streich glückte in Udjidji beinahe einem Askari, welcher sich den klangvollen Namen Kitumbua (d. i. Eierkuchen) beigelegt hatte und ein geborener Verbrecher war. Besagter Kitumbua stand eines Nachts als Wachtposten vor dem Stationsmagazin und wurde am nächsten Morgen mit einer schweren Schußwunde im Oberschenkel eine Stunde von der Station im Felde liegend aufgefunden. Er gab an, daß während der Nacht Diebe im Magazin gewesen seien, bei deren Verfolgung er von einem derselben einen Schuß in den Oberschenkel erhalten habe. Allgemein wurde der tüchtige Mann belobt und bedauert; der Gefreitenwinkel war ihm sicher. —

Die Sache, deren Zusammenhang ein Neuling in Afrika nie erfahren hätte, verhielt sich aber etwas anders. „Eierkuchen" war selbst der Einbrecher, hatte einen schweren Ballen guter Stoffe gestohlen, dieselben weitab im Gebüsch versteckt und sich mit seinem Dienstgewehr angeschossen, um sein Märchen glaubhaft zu machen und noch dazu als tapferer pflichttreuer Mann zu erscheinen. Er wollte sich natürlich nur ganz leicht verletzen, hatte aber wohl doch etwas „gemuckt" und sich so eine sonderbare schwere Wunde beigebracht, die schließlich zu der später vollauf betätigten Vermutung führte, daß er selbst der Dieb war. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich führe diese beiden Fälle an, um zu zeigen, wie man aufpassen muß. Wo der Neger weiß, daß er dem alterfahrenen Weißen, der ihn kennt, nichts vormachen kann, fällt es ihm nicht ein, an ähnliche Scherze überhaupt zu denken. Allein die Autorität und die Persönlichkeit des landeskundigen „alten Afrikaners" genügt vielfach schon, die Zucht aufrecht zu erhalten und Übeltaten aus Angst vor Entdeckung zu unterlassen.



Kettengefangene auf der Station Moschi.

Flüchtigem Beobachter mag es erscheinen, als ob der Neger ein regelloses Leben führt, jeder wie es ihm gefällt, daß er so ziemlich tun und lassen kann, was er mag und frei und ungebunden in den Tag lebt. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Von der Geburt bis zum Tode ist sein Leben nach genau vorgeschriebenen Sitten und Gebräuchen geregelt, deren Befolgung meist peinlich beobachtet wird. Der eigentliche Zweck vieler übernommener Gebräuche ist zwar in Vergessenheit geraten; um so fester aber hängt man an ihnen, da abergläubische Furcht vor den Folgen der Verstöße gegen Stammesgebräuche an Stelle einstmals überlegter und zweckbewußter Handlungen getreten ist. Die Beobachtung uns ganz wunderlich und verdreht erscheinender Sitten ist Pflicht des Stammesgenossen, deren mutwillige oder fahrlässige Verletzung Sühne verlangt und bestraft wird. Für alle möglichen Lebenslagen ist die Befolgung oft

komplizierter und mühevoller Gebräuche (desturi) vorgesehen. Diese mündlich überlieferten Vorschriften — zu einer Schriftsprache haben es die Neger von selbst nicht gebracht — erstrecken sich z. B. auf Schwangerschaft der Frau, Geburt der Kinder, Pubertäts- und Hochzeitsgebräuche, Verhalten in verschiedenen Lebensaltern, Tod und Begräbnis. Ferner auf Kleidung, Bewaffnung, Schmuck, Nahrungsmittel, Verkehr untereinander, mit den Häuptlingen, mit guten oder bösen Geistern usw. Es sind so eine Menge Formen und Sitten entstanden, die das Leben an sich und den Verkehr untereinander erleichtern und gefahrlos zu gestalten bezwecken. — Besonderer Wert wird darauf gelegt, sich die bösen Geister gewogen zu erhalten und Alles zu vermeiden, was ihren Zorn erregen könnte. Die guten Geister werden zwar auch geschätzt, erfreuen sich aber lange nicht der gleichen Hochachtung.

Als höchstes Wesen wird fast überall ein allmächtiges Geschöpf, ein Gott — vielfach Mungu genannt — angesehen, von dem jedoch nur mehr oder weniger unklare Vorstellungen bestehen. Man kann ihn nicht sehen und erkennen. Er ist aber da. Er macht Alles, sein Wille geschieht, sein Zorn ist gefürchtet.

Neben ihm gibt es eine große Zahl böser und guter Geister, die meist an besonders auffallenden Örtlichkeiten ihren Sitz haben — in großen Bäumen, Höhlen, grotesken Felsgebilden, Wasserfällen, auf unzugänglichen Bergen usw. — und dem Menschen Schaden zufügen oder Gutes erweisen können. Aus der Furcht vor rätselhaften Naturgewalten, welche die Menschen schrecken und strafen, entstand wohl die Verehrung und der Glaube an den Gott und die Geister. Geradezu unglaublich nach Art und Menge sind die abergläubischen Vorstellungen der Neger, die Mittel und Wege, schädliche Einflüsse böser Geister und Zauberer fernzuhalten, sowie das Wohlwollen der guten überirdischen Wesen zu erwerben. —

Vielfach besteht der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode. Diese kann auf andere Menschen übergehen oder sie kriecht in ein Tier, sei es Hyäne, Löwe, Leopard, Hammel, Ochse oder Stachelschwein u. a. m.

Der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode zeigt sich z. B. auch in der Sitte der Wavima, nach welcher bei ihnen ein verstorbener Sultan begraben wird.

Der Körper wird ausgetrocknet, in einer sargartigen Rindenschachtel verpackt und in einer Höhle beigesetzt.

Der Kopf wird abgeschnitten und in der Hütte des neuen Sultans vergraben, damit der Verstand des Verstorbenen den Nachfolger erleuchte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Finden wir beim Neger den sogenannten gesunden Menschenverstand recht gut entwickelt, sehen wir ihn oft listig, verschlagen, scharf beobachtend, jede Blöße anderer und besonders des Weißen sofort erkennend, auch sein Verständnis für Humor und Witz recht gut entwickelt, so fehlt es andererseits durchaus an einer nennenswerten Betätigung in geistig produktivem Sinne. Anregungen von außen versteht er sich zu eigen zu machen; da er über eine gute und schnelle Auffassungsgabe verfügt. Die Knaben



Leute vom Westtivu.

in den Schulen lernen überraschend leicht. Im Übrigen ist der Geist des Negers infolge der Abgeschlossenheit seiner Länder, der Sklaverei und des denkfaul machenden Klimas an weiterer Entwickelung durch das Fernbleiben von Umständen, welche eine gründlichere Betätigung und Ausbildung seiner geistigen Kräfte hervorrufen oder erzwingen konnten, verhindert worden. Seine geistige Trägheit und sein in vieler Beziehung beschränkter Horizont tritt sofort überall in die Erscheinung, wenn man sich mit den Leuten unterhält. Mühsam muß man jede eingehendere Antwort aus ihnen herausziehen. Tausend Fragen sind nötig, um etwas zu erfahren, was ein geistig reger Mensch ganz von selbst erzählen würde, so wie man ihn auf einen Gegenstand hingelenkt hat. Dem Neger fällt nichts ein. Es kümmert ihn nicht, was wohl den Europäer interessieren

könnte. Er denkt nicht daran, ihm aus sich heraus etwas mitzuteilen, ihn zu unterhalten.

Damit sind wir bei der Wahrheit von der Denk- und beim Märchen von der Arbeitsfaulheit des Negers angelangt. Die letztere geht nämlich über das allgemein menschliche Normalmaß keineswegs sonderlich hinaus. Der Neger zeichnet sich dagegen durch eine ungemeine Denkfaulheit aus, die auch dazu führt, daß ihm die ganz liebgewordene Sklaverei als etwas wohl Erträgliches und sehr Bequemes erscheint, da andere für ihn zu sorgen und zu denken haben und er sich rein um nichts zu bekümmern braucht, als die erhaltenen Anweisungen gemächlich und ohne Beinausreißen auszuführen. Wir haben darin die Erklärung für die Zufriedenheit des von seinem Herrn als fast gleichberechtigt behandelten und estimierten Sklaven und dem gar nicht selten zu Tage tretenden Wunsch, lieber ein Sklave zu bleiben, als die Freiheit geschenkt zu erhalten. Der Freie muß denken, muß sich den Kopf zerbrechen, wie er den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen beschafft. Nachdenken müssen ist aber dem Neger so ziemlich das Unangenehmste, was ihm passieren kann. Angestrengt denken und überlegen müssen ist ihm scheußlich. Wenn andere das für ihn besorgen, fühlt er sich wohl und gut geborgen. Diese Geistesträgheit und die jahrtausende Gewöhnung an Sklaverei und Herrschaft anderer ließ keine Selbständigkeit des Willens und Denkens zur Entwickelung kommen und macht den Neger zum geborenen Untertanen. Jeder in der Negerbehandlung erfahrene Praktiker wird mir beistimmen, daß es leichter ist, hier draußen für Ruhe und Ordnung unter 50 000 Negern zu sorgen, als 10 weiße Ansiedler zufriedenzustellen und bei guter Laune zu erhalten. Noch leichter zu regierende Menschen, wie unsere Neger in Ostafrika, kann ich mir nicht gut vorstellen. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß man ihnen nicht plötzlich ihre bisherigen Rechte zu sehr beschneidet und dafür zu viel Pflichten auferlegt, denen sie verständnislos gegenüberstehen werden.

Es sei kurz erwähnt, daß eine ganze Anzahl erlassener Verordnungen an sich durchaus nötig, zweckmäßig und gut waren, zudem oft nicht zu sehr in alte Rechte eingriffen. Natürlich darf das Tempo nicht zu schnell sein, sodaß der Eingeborene genügend Zeit hat, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen und sich mit ihnen abzufinden, sonst kann er schließlich schwer mehr unterscheiden, was er darf oder zu unterlassen hat. Leicht verwirrt sich sonst der Verstand der Eingeborenen, und wenn es dann nötig wird, Verordnungen abzuändern oder aufzuheben oder durch ganz neue zu ersetzen, so findet er sich schließlich nicht mehr zurecht. Es kommt dazu, daß oft selbständig getroffene Maßnahmen zwar Augen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blicksscheinerfolge erzielten, in Wirklichkeit aber nur Unzufriedenheit und Verbitterung hervorbrachten, die dann zu Aufständen führten, deren Niederwerfung, abgesehen von dem Verluste an Menschenleben, das Vielfache der im Lande zusammengebrachten Einnahmen kostete und die Erfolge zunichte machte.

Diese heillose Verwirrung und das Gefühl erheblicher Rechtlosigkeit wurde besonders dadurch erzeugt, daß — der Eigenart der Verhältnisse entsprechend — alle Weisungen und Befehle weiter im Lande mündlich verbreitet, dabei die Pflichten ungeheuer übertrieben, die Rechte nicht oder kaum erwähnt wurden.

Durch die farbigen Akiden, politischen Agenten, Steuererheber, Küstenhändler pp. wurden auf diese Weise den Eingeborenen solche Schreckbilder von vielen Regierungsverordnungen ausgemalt, daß eine zunehmende Verbitterung und Unzufriedenheit Platz greifen mußte.

An einer gründlichen und erschöpfenden Belehrung der Leute über ihre Pflichten und Aufklärung über ihre Rechte seitens mancher Dienststelle hat es vielfach infolge oft nur höchst unvollkommener Beherrschung der Landessprache ganz gefehlt.

Daß man aber in der Kolonie in den Fehler verfiel, Naturgesetzen zuwider vom Neger gleich zu viel zu verlangen, um zum Beweise ihres Wertes schnelle Erfolge zu erreichen, mögen sich — von den Taten übertriebenen persönlichen Ehrgeizes abgesehen — in erster Linie diejenigen kolonialfeindlichen Kreise zuschreiben, deren Ziel und Wunsch es war, die Kolonien zu schmähen und ihre Wertlosigkeit erwiesen zu sehen.

Diesen Gegnern der Kolonialpolitik das Unhaltbare ihrer Behauptungen und den Wert der erworbenen Länder durch Steigerung der Einnahmen zu beweisen, mußte der Wunsch und das Streben aller Freunde der kolonialen Sache und der Regierung werden. —

Es darf hierbei nicht unterlassen werden, erneut zu betonen, wie notwendig genügend starke Machtmittel der Regierung sind, weil der Schwarze sich dem Starken willig beugt und diesem zu gehorchen nicht als Schande ansieht. Je mehr Macht wir *haben* und *zeigen*, desto eher werden wir auf ihre *Anwendung* verzichten können, desto *humaner* und *billiger* wird sich in Wirklichkeit die Kulturarbeit hier draußen gestalten. Die Ansicht redseliger Friedensapostel, daß der „kraftlose" ostafrikanische Neger mit einer handvoll invalider Sudanesen im Zaume regiert werden könne, bedarf nach dem letzten Aufstande keiner Widerlegung mehr.

Andererseits ist's an der Zeit, mit den von gewisser Seite immer wiederholten Phrasen endlich aufzuhören, daß nur die rücksichtsloseste Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tätigung der Herrennatur des Weißen der Sklavenseele des Schwarzen gegenüber Aussicht auf Erfolg bei der Erziehung und Behandlung der Neger haben könne und damit ihre alleinige Berechtigung erwiese. Ja, wenn alle Weißen wirklich vornehm denkende und von niedrigen Trieben derart freie Idealmenschen wären, daß der Neger nur Veranlassung hätte, ehrfurchtsvoll zu ihnen aufzublicken, dann läge ihre große Überlegenheit so klar auf der Hand, daß sie mit Recht die Forderung bedingungsloser Anerkennung derselben stellen könnten. Dann aber würde auch der Neger — wie er es immer tat, so lange er den Weißen für hoch überlegen hielt — sich willig und folgsam unterordnen in der Erkenntnis seiner eigenen Mangelhaftigkeit und Schwäche.

Durch das Vordringen der weißen Rassen in Afrika kommt er aber immer mehr in Berührung mit habgierigen, egoistischen, rücksichts- und skrupellosen Vertretern derselben, bei denen er nichts Gutes und Edles lernen kann, sondern höchstens eigene Laster zu einem ihm bisher nicht bekannten Grade der Vollkommenheit ausgebildet wiederfindet. Solche Individuen vernichten das Ansehen der in ihren vornehmen Vertretern selbstverständlich dem Neger unendlich hoch überlegenen weißen Rasse an sich, da er von ihnen aus verallgemeinert, sich naturgemäß für besser hält und gegen die Unterwerfung unter einen, ihn verächtlich als niedrigeres Wesen behandelnden, vielleicht selbst weit minderwertigeren Europäer empört. Daraus ergibt sich wieder die Forderung, nur das beste Material als Beamte pp. in die Kolonien zu schicken, damit durch deren Überlegenheit, Einfluß und Charaktereigenschaften der Respekt vor der höheren Rasse erhalten bleibt und die ungünstigen Einflüsse der leider unmöglich zu umgehenden Zuwanderung von Glücksrittern und nicht gentlemanliken Persönlichkeiten paralysiert werden. —

Als Meister im Kolonisieren sind wir Deutschen eben auch nicht vom Himmel gefallen. Wir haben jetzt eingesehen, daß jede koloniale Entwickelung ihre Zeit haben muß und nicht mit Gewalt durchgedrückt werden kann.

Als der beste Weg, diese Entwickelung zu beschleunigen, muß die Schaffung von Verkehrsmitteln bezeichnet werden. Dafür liegen heute die Beweise auf der Straße.

„Drum Deutscher, lasse Dich ermahnen"
„Und baue in den Kolonien Eisenbahnen."

Ist durch die Mittel der modernen Technik das Land erschlossen, dann kommt alles Andere ganz von selbst. Die Kolonisationsmethode vergangener Jahrhunderte, die Anwendung roher Gewalt kann dadurch am ehesten völlig über Bord geworfen werden. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was nun die ja genugsam bejammerte „maßlose Arbeitsfaulheit" der Neger anbelangt, so möchte ich an dieser Stelle einen Passus aus dem Aufsatze über Schülermoral von Prof. E. Schmidt (Berliner Tageblatt vom 9. 7. 06) anführen, der voll und ganz auf den Neger paßt:

Der Mensch — so pflegte ein Königsberger Professor seine Vorlesung über Anthropologie zu beginnen — ist von Natur eine faule Bestie, er tut nur so viel, wie er tun muß, und hat keine Neigung für das, was er tun soll. Und Harnack sagte einmal: „Wohl schafft die Arbeit Lust, aber dies ist doch nur die eine Seite der Sache; ich habe immer gefunden, daß über die Lust, welche die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht allzuviel anstrengen, während die bei ihrem Preise Umstände machen, die in ununterbrochener heißer Arbeit stehen." In der Tat, es läuft da sehr viel leeres Gerede und Heuchelei mit unter. Drei Viertel der Arbeit und mehr sind nichts als stumpfmachende Mühe. . . . Und da sollen wir uns wundern, wenn die kindliche Natur, der alles Systematische widerstrebt und Zweck und Nutzen aufgedrungener Arbeit nicht immer klargemacht werden können, gegen das erbarmungslose „Du sollst!" reagiert?

Im Neger steckt fraglos eine ganz gehörige Arbeitskraft, das beweisen allein seine erstaunlichen Trägerleistungen. Das Kunststück ist nur, dieselbe mobil zu machen, ihre Betätigung aus ihm herauszulocken und ihn sozusagen zur Arbeit zu verführen. Der Mensch ist ein Produkt des Klimas, dem er entstammt und sein Fleiß richtet sich in positivem oder negativem Sinne nach den Bedingungen, unter denen er leben muß, um sich zu ernähren, zu kleiden und die für ihn notwendigen oder ihm unentbehrlich erscheinenden Genüsse und Zutaten zum Leben zu verschaffen. Dafür arbeitet er auch. Daß er jede Mehrarbeit, von der er nichts hat oder nichts zu haben glaubt, unterläßt, ist selbstverständlich. Wieviele Europäer würden nicht ganz gut ohne Arbeit auskommen, wenn sie es nicht nötig hätten, hart zu arbeiten, um zu leben und um dem Leben diejenigen Annehmlichkeiten hinzufügen zu können, ohne die es nicht lebenswert erschiene. Arbeiten nur um des Genusses an der Arbeit willen kann sich auch der Weiße trotz der vergangenen Kulturjahrhunderte im allgemeinen unschwer versagen. Wie sollten wir es da im Handumdrehen fertig bringen, in bedürfnislosen Naturmenschen den Drang zu erzeugen, ihre Glückseligkeit in der Arbeit zu suchen. Die Unmöglichkeit eines solchen Wunders wird, so klar sie ist, so oft vergessen. Durch die zunehmende Berührung mit der Kultur werden immer neue Bedürfnisse geweckt; dieselben zu befriedigen wird der Neger immer mehr Verlangen tragen und um dies zu stillen auch arbeiten. Dafür liefert die Lebenshaltung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küstenneger im Gegensatz zu den wegen Mangels an raschen Verkehrsmitteln noch so gut wie abgeschlossenen Inlandvölkern den Beweis. Ohne Streichhölzer, Petroleum, Teller, Töpfe, Lampen usw. kommen erstere gar nicht mehr aus; den anderen sind die meisten derartigen Dinge unbekannt und sie dürfen ihrer daher weder, noch werden sie von ihnen vermißt. — Es ist nicht die Arbeit an sich, die der Neger haßt, sondern der Zwang dazu, die Sklaverei der Arbeit. Das macht ihm, wie uns die Arbeit schwer. Er haßt diejenige Arbeit, bei welcher sozusagen immer jemand mit dem Kiboko (Flußpferdpeitsche) hinter ihm steht und ihn fortgesetzt durch Zeigen derselben oder mündliche Drohungen antreibt. Die wirkliche Anwendung des genannten „Arbeitslusterregers" verbietet sich jetzt bereits von selbst, da sich dann bald keine freiwilligen Arbeiter mehr melden.

Ich erwähne dabei die Unsitte vieler Europäer, welche Schwarze zu beaufsichtigen haben, immer mit einem solchen dicken Kiboko in der Hand herumlaufen. Abgesehen von dem wenig würdigen Anblick, fällt dabei zu leicht ein Schlag zu früh oder an falscher Stelle. Zu höherem Ansehen verhilft der „Kiboko mkononi" (K. in der Hand) meines Erachtens außerdem doch nicht. —

Sicherlich müssen wir den Neger mit allen zweckmäßigen Mitteln dahin bringen, daß er den Wert der Arbeit für sich selbst einsieht und sich allmählich daran gewöhnt, seine viele freie Zeit nutzbringender als bisher anzuwenden. Ein gewisser vorsichtiger Druck, die Erhebung von Steuern in bar, wo die Leute die Möglichkeit des Geldwerbs haben, sonst in Landesprodukten oder Arbeitsleistungen, selbst weiser, mäßiger Zwang dabei kann bisweilen nicht entbehrt werden. Nur darf nicht zu viel verlangt und ungerechte Härten müssen durchaus vermieden werden. Der von mancher Seite dauernd empfohlene behördliche Zwang zu intensiver Arbeit würde den Neger in höchstem Maße aufsäßig und widerspenstig, nie aber willig und fleißig machen. Es heißt, wir müssen den Neger durch Steuern, durch Preissteigerung der ihm verkauften Auslandserzeugnisse usw. zwingen, mehr zu arbeiten und zu produzieren. Das was er produzieren kann, verträgt aber meist die Transportkosten zum Absatzgebiet nicht, lohnt also die zur Erzeugung aufgewandte Mühe in keiner Weise, da Niemand ihm seine Produkte dem Werte gemäß abkaufen will. Der Preis wird so gedrückt, daß er in keinem Verhältnis mehr zur Arbeitsleistung steht. Wenn z. B. ein Weib in Ugogo etwa 2—4 Monate lang mit Mehl zum Lagerplatz pilgern und dieses an durchkommende Träger verkaufen muß, um soviel zu verdienen, daß sie die Kopfsteuer für 3 Personen im Betrage von 3 Rupie bezahlen kann, dann dürfte ein solches Mißverhältnis wohl vorliegen. Nun kann doch kein Mensch billigerweise

vom Neger verlangen, daß er ohne Nutzen für sich durch seine Arbeit mehr Produkte erzeugt, als er für seinen Bedarf nötig hat. Sowie wir Bahnen besitzen, könnten alle Produkte Afrikas mit Vorteil weit vom Ursprungsgebiet verkauft werden. Ist dem Neger aber sein genügender Verdienst und sein Vorteil sicher, dann ist er sofort für die Arbeit zu haben. Beweis: Die rührige Tätigkeit der Eingeborenen am Viktoria-Nyansa infolge des Einflusses der englischen Ugandabahn. So aber verlangt man: „Neger arbeite und produziere! Dann verkaufe billig zum Nutzen der Europäer."

Diesen Zwang empfindet der Neger als viel schlimmere Sklaverei, als diejenige, die er vorher gewohnt war und von der wir ihn befreiten. Haben wir erst Verkehrsmittel, so wird der im Grunde durchaus erwerbssüchtige Neger schon arbeiten lernen. Erst durch diese werden die im Boden und im Menschen schlummernden Kräfte zur vollen Entwickelung kommen können. Das Aufblühen westafrikanischer Kolonien mit zielbewußter Schaffung moderner Verkehrsmittel legt davon ebenfalls Zeugnis ab. —

Zu der Unterschätzung der Arbeits*willigkeit* des Negers mußte zudem die Überschätzung seiner Arbeits*fähigkeit* führen. Die Erfahrung lehrte, daß der Europäer in rein tropischem Klima nicht dauernd hart körperlich arbeiten kann. Diese Erkenntnis genügte zu dem als selbstverständlich für zutreffend gehaltenen Schluß, daß der Neger dies könne und allein imstande sei, unter der Glut der Tropensonne schwer zu arbeiten. Das kann aber der Neger im Grunde genommen ebensowenig wie der Europäer, denn er ist an Arbeit in unserem Sinne nicht gewohnt und seine Kräfte versagen im heißen Klima bei intensiver andauernder Körperanstrengung ebenfalls schnell, wenn er auch gelegentlich bedeutende Arbeitsleistungen vollbringen kann.

Trotzdem kommt für alle grobe Arbeit nur der Neger in Betracht, da sein Klima ihm im Übrigen naturgemäß sehr viel weniger zusetzt, wie dem Europäer und — im Gegensatz zu diesem — seiner Geistesträgheit jede stumpfsinnige Beschäftigung und mechanische Tätigkeit durchaus zusagt.

Nachdem der Neger eine Zeit lang gearbeitet hat, muß er ausruhen. Nach einigen Monaten wirklicher Arbeit will er seine Ferien, seine pumzika (Ruhe). Dann kann er weiter arbeiten. Weil er nicht pausieren kann, wenn er sich überanstrengt fühlt, scheut er insbesondere den Zwang der Kontraktarbeit, bei der möglichst viel aus ihm herausgedrückt werden soll. Wir können die Arbeitskraft des Negers nicht mit heimischem Maß messen. Sie ist zwar ausreichend aber doch geringer, als wir nach diesem anzunehmen geneigt sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht überlastete Leute bleiben arbeitswillig, vergnügt und sind mit entsprechend geringerem Lohne zufrieden. Der Neger zieht im allgemeinen vor, nur einen halben Tag arbeiten zu müssen und den halben Lohn zu erhalten, als mit kurzer Mittagspause durchzuhalten und das doppelte zu verdienen.

Mit halbem Lohn, halber Arbeit und dafür doppelter Arbeiterzahl — wo genügend Angebot vorhanden ist — würde dasselbe geschafft und die Leute würden sich viel lieber anwerben lassen, um dauernd willig und dienstbereit solcher Arbeitsstelle zur Verfügung zu stehen.

Nach und nach wird sich dann der Neger — wie dies auf vielen Plantagen schon geschehen ist — an intensivere Arbeit gewöhnen und leistungsfähiger werden, seine Körperkräfte werden durch Übung zunehmen. Da zudem seine Ansprüche wachsen und er bald mehr verdienen will, wird er auch entsprechend mehr leisten. —



Kultivierte Masaifrau.

Nach den bisherigen Ausführungen glaube ich mich des Weiteren über die Behandlung des Negers mit wenigen Worten begnügen zu können. Daß wir ihm eine völlige Gleichberechtigung nicht einräumen können und dürfen, findet seine Rechtfertigung allein schon in seiner zurückgebliebenen Entwickelung. Er kann also dem Weißen nicht gleichgeschätzt und gleichgestellt werden. Geschähe dies, so würde im Neger bei seiner geistigen Unreife, seiner absoluten Verständnis- und Urteilslosigkeit solchem Verhältnis gegenüber lediglich ungemessener Eigendünkel, flegelhafte Selbst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhebung und blasierte Geringschätzung des Weißen und seiner hohen Kultur herangezüchtet werden, weil er zu einer ganz falschen Vorstellung seines eigenen Wertes kommen müßte. Als ebenso falsch aber muß es bezeichnet werden, wenn der Neger zu einem verächtlichen Wesen niedriger Art gestempelt werden soll.

Gleichberechtigung verlangt und erwartet er gar nicht, wohl aber daß die überlegene weiße Rasse in allen ihren Vertretern fähig und würdig ist, die führende und leitende Rolle über ihn zu übernehmen, dabei seine Menschenrechte achtet und ihn seinen Eigenschaften und Leistungen gemäß als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft anerkennt. Der Gentleman, welcher zu Hause den richtigen Ton im Verkehr mit unter ihm stehenden Menschen zu treffen versteht, wird auch hier ohne Weiteres dem Eingeborenen gegenüber das gleiche tun. Eine gewisse Unnahbarkeit, vornehme Zurückhaltung und ruhige Gelassenheit flößen immer Achtung ein; kommt dazu freundliches Wohlwollen, Interesse, aufrichtige Teilnahme und streng rechtliches Denken, so wird auch das Vertrauen der Menschen erworben. Es ist das hier genau wie zu Hause! — So mancher Europäer — besonders solche, die zu Hause eine ganz kleine Rolle spielten — legen bald dem Schwarzen gegenüber eine unverkennbare Nichtachtung an den Tag und zeigen ihm bei jeder Gelegenheit ihre Mißachtung und Geringschätzung. Es erregt begreiflicher Weise seine Verbitterung, daß es nicht eben selten Weiße gibt, die ihn rein wie ein Tier behandeln, die in alberner Überhebung und mit Nachdruck zur Schau getragener Selbstschätzung sich himmelhoch über diesem schwarzen Ungeheuer stehend dünken und ihn kaum eines Blickes würdigen.

Der Eingeborene, der aus seinem Urbesitz herausgedrängt wurde, empfindet es tief bedrückend, daß er dort scheu und verschüchtert umherschleichen muß, wo er früher der Herr war, um ja keinem Europäer unangenehm aufzufallen.

Die Oberhoheit, Überlegenheit, Klugheit der weißen Rasse erkennt der Neger ohne Weiteres an und würde sich ihr bald unterordnen lernen, wenn ihm diese Unterordnung nicht so schwer zu tragen gemacht würde durch die offenbare Nichtachtung und verächtliche Geringschätzung, die ihm ganz unnötiger Weise so oft gezeigt wird.

Warum denn das?

Kann denn der Weiße nicht dem Neger ruhig, überlegt, besonnen und freundlich gegenüber treten?

Vergibt er seiner Würde etwas, wenn er wirkliche Teilnahme und Wohlwollen für ihn fühlt und betätigt? Das hat mit Verbrüderung doch wahrhaftig nichts zu tun!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Gefühl einer gewissen Rechtlosigkeit dem Europäer gegenüber infolge häufigen brutalen Geltendmachens angemaßter Rechte durch ihn und das überflüssige Pochen auf den Herrenstandpunkt vieler Weißen läßt keine vertrauende Annäherung an die höhere Rasse aufkommen und sorgt dafür, daß der Neger in uns seinen Feind sieht, den er fürchten und hassen lernt. Weiß und Schwarz bleiben sich auf diese Weise innerlich völlig fremd. Da war dem Eingeborenen die alte Sklaverei viel lieber, wo er mit seinem Herrn aus einer Schüssel aß und sich mit ihm aus demselben Biertopf die Nase begoß. Aber wo ihm heute von vielen Weißen auf Schritt und Tritt gezeigt wird, daß er als niedrigeres Wesen gilt, das kaum die Bezeichnung Mensch verdient, da muß der Rassenhaß gedeihen, der sich schließlich in den Versuchen, das Joch abzuschütteln, Luft macht.

Daß die Eingeborenen aber vielfach so behandelt werden, liegt mangels jeglicher Vorbildung — zum größten Teil in der völligen Unkenntnis vieler Europäer über die Eigenart derselben, in dem Mangel an Verständnis für ihre Denk- und Handlungsweise, in der Unfähigkeit, in das geistige Leben derselben einzudringen und dadurch den „Menschen" im Neger zu erkennen.

Nachdem wir die Kolonie in Besitz genommen und uns zum Herren im Lande gemacht hatten, haben wir die Pflicht, es dem Neger nun wenigstens leicht zu machen, sich zu fügen, in uns den Herrn zu sehen und anzuerkennen, als dessen Schutzbefohlener er sich fühlen kann, der ein Herz für ihn hat, ihn versteht, seine Rechte anerkennt, achtet und gönnt.

Wir dürfen im Neger nicht den geborenen Sklaven des Weißen erblicken, sondern seinen Gehülfen, der unter verständnisvoller Berücksichtigung seines bisherigen Werdeganges unter eigener Mitarbeit auf eine höhere Kulturstufe gebracht werden soll.

Wir müssen lernen, in ihm einen Menschen zu sehen, der keine Verachtung, sondern — zuerst Nachsicht, Wohlwollen und echtes Interesse verdient.

Lernen wir erst einmal den Eingeborenen kennen, wie er *ist*, nicht nur wie er *scheint*, dann werden wir ihm auch gerecht und richtig behandeln lernen, dann wird er in *uns* nicht länger seinen Feind erblicken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vossische Buchhandlung, Verlag, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Ein vom Verfasser erlegter Elefant.

DFG
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Ein vom Verfasser erlegter Elefant.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV.

Wild, Jagd und Fischerei

mit einem Titelbilde und 49 in den Text gedruckten
Abbildungen nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Verfasser mit seinem Zebra.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einleitung.

Mit einer gewissen Berechtigung ist man versucht, die Ansicht zu äußern, daß unsere Zeit außer in diesem oder jenem Zeichen auch in dem der afrikanischen Jagdgeschichten steht, trotzdem die Literatur auf diesem Gebiete noch keineswegs eine besonders reichhaltige ist. Vielleicht liegt das mit daran, daß mancher Berufene scheut, seine Erlebnisse einfach und phrasenlos von sich zu geben, weil er besorgt, daß er damit keinen Anklang findet. Schließlich ist auch nicht jedermann die Gabe verliehen, in sich einen großen Helden zu erblicken und wenn doch, so ist es wiederum nicht nach jedermanns Geschmack, sich als solchen anzupreisen.

Wer über afrikanische Jagd schreiben will, wird seiner Absicht nicht selten nur mit einem gewissen Widerstreben nachgeben, angesichts der hier draußen ziemlich verbreiteten Auffassung: „Wer bei seinen Jagdgeschichten nicht kolossal lügt, dem glaubt zu Hause kein Mensch."

Und so sieht es fast aus! Daß man zum Beispiel in einer Stunde — an Orten, die ich nicht jedermann verraten würde — mühelos 30 Flußpferde schießen kann, hält jeder für Schwindel; er ist aber überzeugt davon, daß man hier nur irgendwo seine Flinte zum Fenster hinaus abzudrücken braucht, um eine Antilope daliegen zu haben. Daß aber eine einzige Antilope oft wochenlanger Suche bedarf, kann er nicht fassen. Desgleichen stellt er sich infolge übertriebener Schilderungen ganz folgerichtig mit Vorliebe die hiesige Jagd als halben Selbstmord vor.

Wie dem nun sein mag, ich hoffe trotzdem noch Leser zu finden, welche mir glauben, daß man in Ostafrika jahrelang die Jagd ausüben kann ohne wegen eines — nur in der Phantasie vorhandenen — „mörderischen" Klimas stets in größter Lebensgefahr zu schweben und ohne einen um den anderen Tag um Haaresbreite dem sicheren Tode zu entrinnen, mit knappster Not dem Schicksal zu entgehen, von einem reißenden oder gereizten Tier zerrissen, aufgespießt, zerquetscht, zertrampelt zu werden, oder sonst wie und anderweitig ums Leben zu kommen. — Meine Erfahrungen weichen hier von denen anderer Beobachter ab. Infolge beruflicher Tätigkeit und neuer Expeditionen war es mir nicht möglich, die vorliegende Arbeit eher als geschehen zu beenden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da wo es an korrektem weidmännischem Ausdruck, in dem ich mich nicht ganz sicher fühle, fehlt, möge der berufene Beurteiler Nachsicht walten lassen. Ein auch nur teilweise erschöpfendes Bild der ostafrikanischen Tierwelt zu geben, wird im Rahmen der vorliegenden Schilderung nicht verlangt werden.

Ein Zufall hat es gefügt, daß die Schilderungen über „Wild, Jagd und Fischerei" vor denjenigen der „Wirtschaftlichen Verhältnisse" in die Öffentlichkeit treten. Es ist dadurch eine Umstellung der Teile IV und V des gesamten Werkes notwendig geworden, sodaß „Wild, Jagd und Fischerei" nicht wie anfänglich bestimmt Teil V, sondern Teil IV bilden. — Ferner ist diesem Teil ein breiterer Raum zugebilligt worden.*)

Der V. Teil, „Wirtschaftliche Verhältnisse", erscheint voraussichtlich Ende des Jahres 1909.

Usumbura (Deutsch-Ostafrika), Weihnachten 1908.

Der Verfasser.

*) Der Preis mußte daher erhöht werden.

Der Verlag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



I. Kapitel.

Allgemeines über Jagden in Ostafrika.

Es ist ebenso häufig wie begreiflich, daß das Interesse für Afrika durch Schilderungen über afrikanische Jagden und die reiche Tierwelt mit ihren imposantesten Vertretern, dem Elefanten, Nashorn, Büffel und Löwen in besonderem Maße wachgerufen wird, und daß die Aussicht oder Möglichkeit, afrikanische Jagdabenteuer zu erleben, für manchen ausschlaggebend geworden ist, sein Heil im dunkeln Erdteil dauernd zu versuchen, dem sonst der afrikanische Boden sicher bald zu heiß geworden wäre.

Vereinzelte Sportsleute haben schon vor langen Jahren, bevor man an die Teilung Afrikas dachte, große Reisen in den wildreichsten Gebieten speziell Ostafrikas gemacht und Strecken erzielt, die zu Hause bedeutendes Aufsehen erregten und die glücklichen Jäger in der damaligen Zeit zu beneideten Berühmtheiten unter der heimischen Jägerwelt machen konnten. Seitdem die Erschließung Afrikas durch Bahnen eingesetzt hat, haben immer mehr reiche Sportsleute aller Nationen Jagdexpeditionen unternehmen können, und so sehen wir, wie in unserer englischen Nachbarkolonie im Norden heute der englische und amerikanische Sportsjäger bereits lediglich infolge der Bahn eine ständige Erscheinung ist, aus dessen Liebhaberei die Regierung sehr wesentliche Einnahmen erzielt.

Wer sich als unabhängiger Sportsmann nur der Jagd widmen kann, wem keine Stunde schlägt, keine Reiseroute vorgeschrieben ist, wer keine Karawane ohne Säumen und Verluste an ihr Ziel zu führen hat, der ist natürlich in ganz anderem Maße befähigt zu Tierbeobachtungen und Jagdresultaten zu kommen, als der Soldat, Beamte, Pflanzer oder Ansiedler, dem der Beruf Zeit und Weg vorschreibt und der daher in der Hauptsache auf gelegentliche Jagd angewiesen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

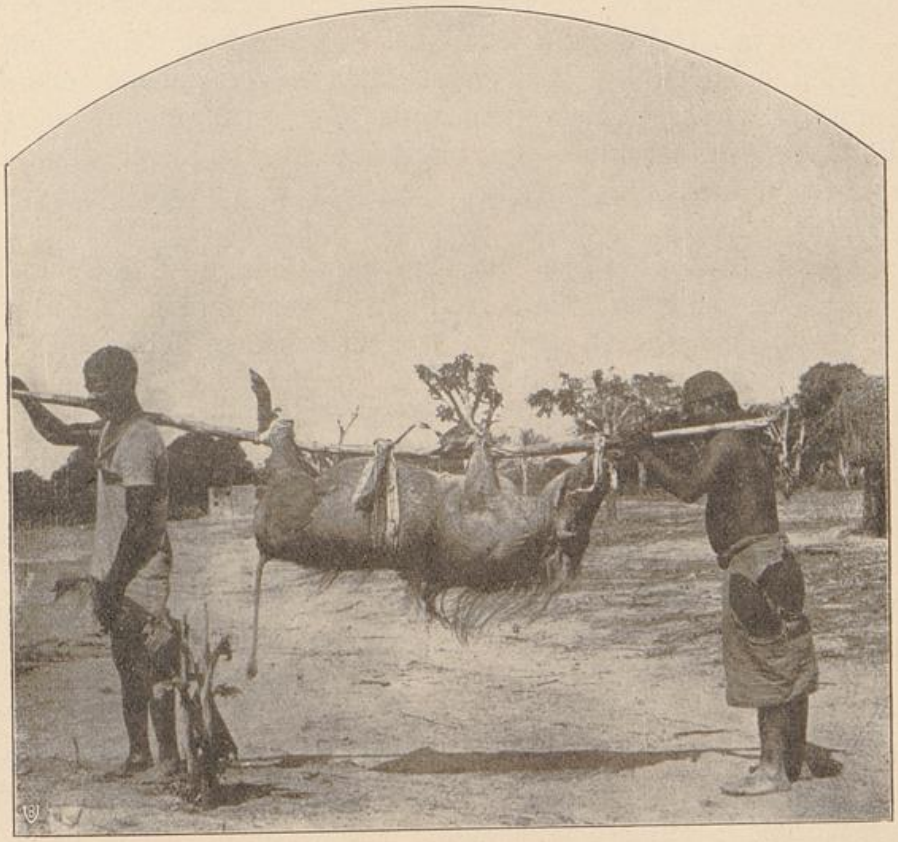
Der freie Jäger geht selbstredend nur in solche Jagdgebiete, die als vorzüglich bekannt sind und ist dadurch, daß ihm die Wahl des Jagdgebietes freisteht, dem Berufsafrikaner gegenüber schon außerordentlich bevorzugt und überlegen.

Trotzdem bedingt für beide Arten Jäger die Ausübung der Jagd fast überall — einige selten ergiebige Jagdgründe ausgenommen — eine überaus anstrengende Tätigkeit, die nicht immer durch den Erfolg gekrönt wird und bei welcher sehr oft nur besondere Hingabe nnd Passion sich durch die Enttäuschungen der vielen erfolglosen Pürschgänge von immer neuen Versuchen nicht abschrecken läßt. Schließlich ist St. Hubertus dem Jäger doch einmal hold, wenn es auch sehr lange dauern kann, bis man einen Elefanten oder Löwen erlegt. Mir zum Beispiel ist es während meiner viele Jahre langen Wanderungen durch alle Teile der Kolonie — dabei nicht selten durch bekannte Löwengegenden — bis heute erst einmal geglückt, auf einen Löwen in freier Wildbahn zu Schuß zu kommen, trotzdem ich jede sich bietende Gelegenheit aufgesucht habe und in mehreren Fällen untrügliche Zeichen die unmittelbare Nähe eines solchen bewiesen. Und ähnlich ist es manchen meiner Bekannten gegangen, die bereits ihre 10, 12 Jahre hier im Lande reisen. Andere haben mehr Glück und erlegen fast mühelos in den ersten 4 Wochen ihres Aufenthaltes in der Kolonie bereits ihren Löwen. Nicht ganz ohne Neid entnahm ich vor einigen Tagen einer Mitteilung seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, daß er schon wieder 3 Löwen erlegt habe. Dabei ist der Löwe hier noch so häufig, daß in gewissen Gegenden die Eingeborenen bisweilen zum Verlassen der Dörfer gezwungen werden, weil einer nach dem andern von ihnen seine Beute wurde. Fast in jeder Nummer der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung, der Usambarapost und des in der Kisuahilisprache erscheinenden kleinen Blattes „Kiongozi" wird von neuen Untaten durch Löwen und von Löwenjagden berichtet, die fast alle vollen Glauben verdienen. Doch davon später! Kehren wir zurück zum afrikanischen Gelegenheitsjäger, zu dem sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, hier so ziemlich jeder Weiße ganz von selbst entwickelt!

Mit dem sehnlichen Wunsche, möglichst bald alles erdenkliche Ungetier zu erlegen, kommt der Anfänger — den Kopf voll abenteuerlicher Erwartungen — von Bord ans afrikanische Land, um in der Regel alsbald höchst enttäuscht über die Abwesenheit jeglichen jagdbaren Wildes die Flinte zwar nicht ins Negerkorn zu werfen, sondern an den Nagel zu hängen und zunächst ganz klein damit anzufangen am dienstfreien Sonntag Strandläufer und Tauben zu schießen; vielleicht glückt es ihm auch einmal, ein Schwein oder eine kleine Antilope zu strecken. Dann hat er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber schon Glück gehabt und rückt stolz erhobenen Hauptes an der Spitze einiger seine Beute nachtragender Neger wieder in sein Heim ein. Hat er dann nach und nach seine Erfahrungen in Gestalt einiger nur für die ihn quälenden Moskitos nicht erfolgloser „nächtlicher Ansitze" mit Malaria im Gefolge, mühevoller Kriechpartien durch undurchdringliches Gestrüpp und Schlingpflanzengewirr, infolge strahlender Sonnenglut höchst ermattender Streifen durch Sümpfe oder wasserlose Steppen-



Jagdbeute (Warzenschwein).

gebiete gesammelt, dann kühlt grade die afrikanische Sonne den ersten Eifer merklich ab und es dämmert die Einsicht, daß es mit der tropischen Jagd doch eine ganz eigene Bewandtnis hat. Überhaupt ist nichts verkehrter, als die in Deutschland so oft ausgesprochene Ansicht, daß dem Jäger hier seine Beute so unendlich viel leichter und zahlreicher in den Schoß fällt als zu Hause. Genau das Umgekehrte ist der Fall!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man kann von Daressalam nach dem Tanganika reisen — das sind 65 Tagemärsche quer durch die ganze Kolonie — ohne außer Perlhühnern und Tauben ein Stück Wild zu sehen. Man kann ein Jahrzehnt die Kolonie durchwandern, ohne soviel Wild zu Gesicht zu bekommen, wie in 2 Stunden im Zoologischen Garten in Berlin. In den, man möchte sagen unermeßlichen Wäldern und Steppen der Kolonie verliert und verkrümelt sich eben auch ein sehr bedeutender Wildbestand zu gewissen Zeiten vollkommen. Andererseits hat das Wild menschenreiche Gegenden und die Nähe der belebten Karawanenwege, auf denen der weiße Schütz' mit Pulver und Blei gezogen kommt, zu meiden gelernt. So kommt es, daß selbst große Gebiete vollkommen wildarm oder wildleer erscheinen können. Die wenigen möglicherweise einige flüchtige Augenblicke gesichteten Wildrudel dienen dann nur dazu, die Grabesruhe, in der die Wälder zu verharren scheinen, um so krasser empfinden zu lassen. Zu gewissen Jahreszeiten wiederum, zumal wenn das während der Regenzeit 2—3 Meter hoch emporgeschossene und dann jede Jagd ausschließende Gras von Juli bis Oktober, im Dezember vertrocknet und abgebrannt ist, das junge Grün frisch emporsprießt, scheinen sich die gesamten Wildbestände der Umgegend aus weiter Ferne auf wenigen in räumlicher Ausdehnung begrenzten Flächen in der Nähe von Wasserplätzen zusammen zu ziehen. Dort kann man dann nach Hunderten zählende Herden der verschiedensten Wildarten erblicken, unter denen das Gnu, Zebra, der Spießbock, die Leierantilope, zierliche Gazellen, die Schwarzfersenantilope und andere mehr vorherrschen. Wer grade jetzt dort durchreist, wird natürlich zur Überzeugung kommen, daß es Wild wie Sand am Meer gibt. 2 Monate später wieder diese Stelle berührend, wundert sich dann derselbe Beobachter oft nicht wenig, wenn er kein Stück Wild mehr sieht. Sicher ist, daß ganz Deutsch-Ostafrika noch vor 1892 — dem Jahre der großen Rinderpest — einen unvergleichlich viel höheren Wildbestand aufzuweisen hatte, als jetzt und daß in manchen Gegenden durch die damals vom Süden her kommende Seuche der Wildbestand, darunter in großen Gebieten der früher überaus häufige Büffel direkt vernichtet wurde. In der Nähe des Tanganika fand ich 1896 in den Wäldern zwischen Malagarassi und dem See zahlreiche vermoderte Büffelschädel. Der Büffel selbst war nach Aussage der Eingeborenen in jener Gegend ausgestorben. Heute sind in der Ulangaebene Büffelherden von mehreren Hundert Stück keine Seltenheit mehr, so haben sich hier die Bestände wieder erholt. — Aber ich schweife schon wieder ab!

Einige Worte über die Ausrüstung und Bewaffnung des Jägers möchte ich noch vorausschicken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als Jagdwaffen genügen ein tadelloses kleinkalibriges Gewehr — ganz vorzüglich ist das Infanteriegewehr Mod. 98 geeignet, noch besser allerdings ein größeres Kaliber — und eine gute Schrotflinte K. 12 vollständig. Daß nur erstklassige Munition verwendet werden darf, ist selbstverständlich, will man nicht — wie es in früheren Jahren infolge mangelhafter Munitionsbeschaffenheit an der Tagesordnung war — im kritischen Moment einen Versager erleben. Mit 4, 5 Gewehren verschiedener Systeme im Lande herumzureisen ist ganz zwecklos und stört nur, da im geeigneten Moment das nun grade „notwendige und passende" beste Gewehr oder seine Munition bei der Unzuverlässigkeit der Boys sicher nicht zur Stelle ist.

Ein kleinkalibriger Streifenlader mit je nach Bedarf anzuwendenden verschiedenen Geschoßarten reicht für alle gewöhnlichen Zwecke vollständig aus. Über die Wirkung des neuen ‚S'-Geschosses auf das hiesige Wild liegen noch keine mir bekannten Beobachtungen vor.

Wer speziell auf Dickhäuter jagen will, bringt sich am besten außer der genannten Waffe noch eine Elefantenbüchse mit. Als Schrotgewehr habe ich die Browningflinte als angenehm und praktisch im Gebrauch schätzen gelernt. —

Ein kleines Waffenarsenal mit sich herum zu schleppen, ist wie gesagt ganz unnötig; kostbare und komplizierte Systeme mit übereinanderliegenden Läufen und dergleichen anzuschaffen, kann sich derjenige ja leisten, der der heimischen Waffenindustrie etwas zukommen lassen will. Hier gilt: „Je einfacher, je besser." Bei einem kunstvollen Mechanismus stellen sich zu leicht Störungen ein, die dann — bei der Unmöglichkeit sachkundige Abhülfe zu schaffen — nicht zu beseitigen sind und der Waffe nicht einmal mehr den Wert eines Stockes belassen. Im übrigen nützt die beste Waffe nicht viel, wenn der Schütze nichts taugt. Die nötige Ruhe, Kaltblütigkeit und ein sicheres Auge, Eigenschaften, die zu manchermanns Bedauern immer noch nicht mit der Waffe zu kaufen sind, verbürgen den Erfolg weit mehr, als das teuerste Prunkgewehr.

Wer seine Waffen in tadellosem Zustande erhalten will, reinige sie selbst oder lerne seine Boys dazu sorgfältig an und überwache sie dauernd. Ein lichtstarkes Prismenfernglas von höchstens 6—8 facher Vergrößerung leistet vorzügliche Dienste. Sich selbst belaste man möglichst wenig, gewöhne sich aber bei Zeiten daran, sein Gewehr selbst längere Strecken zu tragen — dies wird meist den Boys überlassen — und bringe stets einige Reservemunition in seinen Taschen unter. Zur Ausrüstung für längere Jagdausflüge oder -expeditionen gehört sonst weiter nichts, wie die in den Tropen überhaupt unentbehrliche Reiseausrüstung. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevor wir uns nun dem Wilde und seiner Jagd zuwenden, sei noch einer nicht zu übersehenden Erscheinuug in vielen afrikanischen Jagdschilderungen gedacht, die hoffentlich bald der Vergangenheit angehören wird. Ich meine die Übertreibung. Die absichtliche und überlegte und die unbeabsichtigte Übertreibung! Gegen erstere wird nicht viel zu machen sein, es sei denn, daß man sich daran gewöhnt, alle erwiesenen Fälle sofort schonungslos in der Jagdliteratur zu berichtigen. Vor der unüberlegten Übertreibung, die ja auch sonst im Leben im gewöhnlichen Sprachgebrauch bereits so häufig geworden ist, daß sie gar nicht mehr auffällt, kann Selbsterziehung bewahren.

Selbst in sonst ausgezeichneten Jagdschilderungen stößt man immer wieder auf Ausdrücke wie: „Hunderte riesiger Krokodile lauerten" oder „wo es von Krokodilen wimmelte", „Tausende und abertausende Stück Wild bedeckten die Steppe", „Unzählige Leoparden beherbergen die dunkeln Wälder" usw.

Beinahe ausnahmslos ist das Krokodil „riesig", der Nashornbulle „ungeheuer", der Löwe „kolossal". Geringe Tiere werden merkwürdigerweise nur selten beobachtet!

Es liegen hier sehr oft mindestens gedankenlose, nicht selten ganz unsinnige Übertreibungen vor, die zwar geeignet sind, die durchgemachte Gefahr für den Erlebenden größer erscheinen zu lassen, beim Leser aber ganz falsche Vorstellungen erwecken, die in der Regel zu arg ernüchternden Enttäuschungen führen müssen, wenn durch sie verlockt, afrikanische Jagdausflüge unternommen werden. Auch sonst ist es für den Kundigen oft köstlich erheiternd zu lesen, wie der Schütze immer grade den „stärksten Bullen", den ihn mit „unglaublicher Schnelligkeit annehmenden Elefanten", den „größten je erlegten Löwen" pp. mit seinem „im Leben abgegebenen besten Schusse" streckte. Wie er ihn streckte „im letzten Moment" und wie er mit „äußerster Geistesgegenwart" und „erstaunlicher Kaltblütigkeit" die „schwerste Lebensgefahr" noch eben abzuwenden wußte. Das alles kommt ja sicher oft vor; daß es aber so oft vorkommt, wie man es liest, erlaube ich mir auf Grund einiger Erfahrungen denn doch leise anzuzweifeln.

Man muß eben die hiesige Jagd kennen, um bei der Lektüre oft da nur verständnisinnig zu lächeln oder manchmal auch direkt unangenehm berührt innezuhalten, wo zu Hause der Held der Geschichte bewundernd angestaunt und angehimmelt wird. Sicher denkt sich der Erzähler in vielen Fällen bei seinen Übertreibungen garnichts und hält sie für ganz harmlos, wenn er sich ihrer überhaupt bewußt wird. Dazu kommt noch, daß nicht selten in der Erinnerung die überstandene Gefahr im Quadrat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der zunehmenden Entfernung von Afrika wächst und außerdem der heimische Zuhörer packende Gruselgeschichten hören will.

Jeder sollte sich aber doch dazu zu erziehen bestrebt sein, der schlichten Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen und besonders auch in der Häufung starker Superlative nicht zu verschwenderisch zu sein. Die einfachsten Erlebnisse mit den gewaltigen Vertretern der afrikanischen Tierwelt sind oft so großartig und eindrucksvoll, daß jedes unnütze Beiwerk in der Schilderung deren Wirkung beeinträchtigt. Der größte Ruhm des Erzählers sollte sein, als unbedingt zuverlässig zu gelten und anerkannt zu werden. — Ich meine „auch" in Afrika, und zwar hier zuerst, denn kein Laie zu Hause kann überhaupt über afrikanische Jagdgeschichten richtig urteilen.

Dann gibt es noch Leute, die mit einem besonders feinen Empfindungsleben ausgestattet sein müssen und tatsächlich überall bei in Afrika alltäglichen Vorkommnissen Sensationen, Gefahren, wunderbare Abenteuer und ähnliches erleben und empfinden oder bei denen sich seltsame Geheimnisse entschleiern und der Zusammenhang rätselvoller Beziehungen klar wird, in welchen Ereignissen andere Menschen für gewöhnlich überhaupt nichts Außergewöhnliches oder Erwähnenswertes erblicken. — Was ich oben über Übertreibungen sagte, gilt in gleichem Maße von relativ seltenen Vorkommnissen, die der Schilderer „täglich" — „x oder Hunderte von Malen" — „wer weiß wie oft" usw. erlebt haben will. Ganz so wie jener „alte Afrikaner", der „einmal" in Monte Carlo war, seit jener Zeit aber „x-mal" dort gejeut hat.

Man lese nur über afrikanische Jagd handelnde Bücher aufmerksam Wort für Wort und Satz für Satz durch und nicht nur die spannenden Momente! Man wird erstaunt sein über die Reichhaltigkeit an solchen Redensarten. Aber dem gedankenlosen oder dem hypnotisierten Leser scheint das gewaltig zu imponieren. In Wirklichkeit sieht es mit dem Erleben wunderbarer Abenteuer in Afrika überhaupt und auf Jagd nicht minder ganz anders aus, als man es sich den üblichen Schilderungen entsprechend zu Hause vorzustellen geneigt ist. Wer sich voller Erwartung, Mut und Todesverachtung hier in die Wildnis begibt, um mit durchgemachten Abenteuern und lebensgefährlichen Situationen reich beladen an den heimischen Stammtisch zurückzukehren, wird regelmäßig einen Haufen Enttäuschungen erleben und seine mitgebrachten Ansichten baldigst über Bord zu werfen sich veranlaßt sehen. Die Regel ist, daß alles Wild dem Menschen ausweicht und unter oft kaum beschreiblichen Anstrengungen aufgesucht werden muß, bis sich Gelegenheit zum Schusse bietet. Einen Büffel, Elefanten oder Löwen zu schießen, kann beispiels-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weise eine monate- wenn nicht, bei besonderem Pech, jahrelange Expediton erfordern. In gefährliche Lagen, die ja bei der afrikanischen Jagd den Hauptreiz ausmachen, kommt man im Allgemeinen doch ziemlich selten, da erstens das Zusammentreffen mit solchem Wilde (ich nenne noch Nashorn und Leopard) überhaupt sehr selten ist — ausgenommen mit dem jetzt übrigens fürchterlich verfolgten Nashorn in den Ländern zwischen Kilimandjaro und dem Viktoria Nyansa — und da ferner diesen Tiergattungen angehörige Individuen sich oft als nicht so gefährlich erweisen, als sie gemeinhin gelten. Auch die Eingeborenen unterscheiden genau zwischen bösartigen und harmloseren Tieren derselben Gattung.

Immerhin muß die Jagd auf alle genannten Tiere als gefährlich bezeichnet werden, da sie in allen Fällen einen ganz unberechenbaren Verlauf nehmen kann. Wir finden hier überraschend erfolgreiche und harmlose Ausgänge, wie wahrhaft fürchterliche Lagen, in welche hiesige Jäger geraten sind, wenn sie auch in den meisten Fällen mit dem Leben davonkamen. Die Zahl der Europäer, die hier auf der Jagd durch das beschossene Tier getötet wurden, ist noch gering. Wo von „vielen" solcher Fälle berichtet wird, liegt falsche Orientierung des Beobachters oder wieder die erwähnte gedankenlose Übertreibung vor. — Man braucht die Gefahr nicht zu groß zu malen, man darf sie aber noch viel weniger unterschätzen.

Wo beginnt überhaupt die Gefahr? In vielen Fällen wissen wir das garnicht oder täuschen uns darüber. Als schwere Gefahr werden oft Lagen empfunden, in welchen in Wirklichkeit gar keine vorlag und z. B. ein Tier, welches anzugreifen schien, nur sein Heil in schnellster Flucht suchte und zufällig die Richtung auf den Schützen nahm. In anderen Fällen wieder ist des afrikanischen Jägers — wie des Menschen überhaupt — Tod fast besiegelt und er ahnt nichts davon, erfährt es auch nie. Man denke nur z. B. an einen zur Nachtzeit glücklich abgewendeten Dampferzusammenstoß auf hoher See! Und dann, wie verschieden sind nicht die Menschen geartet? Eine etwas tolle Wagenfahrt kann den einen Insassen als schwere Lebensgefahr alterieren, während dem anderen seine Zigarre erst recht dabei schmeckt. Wo der eine sich bei einem harmlosen Automobilunfall eine erbsengroße Hautabschürfung zuzieht, sofort zu einem großen Arzt fährt und wochenlang nur noch von „seinem Automobilunglück" redet, klebt der andere sich in Ermangelung eines Heftpflasters eine Briefmarke drauf und hat nach 10 Minuten die ganze Geschichte vergessen. Wer in Berlin zur Mittagszeit fünfmal über den Potsdamerplatz gepürscht ist, war sicher einmal dabei in ebenso großer Gefahr durch Überfahrenwerden umzukommen, in der mancher Nimrod in ferner Wild-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nis sich befand, durch ein wütendes Nashorn auf sehr eklige Weise umgebracht zu werden!

Wer die afrikanische Jagd ausüben will, tut gut, seine Erwartungen auf ein geringes Maß herabzuschrauben. Er wird mehr finden und erleben, als er hoffte und meist hochbefriedigt zurückkehren. Wer aber glaubt, daß die Löwen hier nur so sektionsweise über die Landstraße promenieren oder die Elefanten ihm über die Zeltstricke stolpern, der wird sich wundern!



Landschaft am Ugallafluß.

Ich betone noch einmal: „Es gibt in D.-O.-A. noch viele hervorragende Jagdgründe, wo der freie, an kein Zeitmaß gebundene Jäger zur richtigen Jahreszeit (d. i. gegen Ende der Trockenzeit) sich reich belohnt für alle Anstrengungen finden wird und wohl begeistert von seinen heißen Jagdfahrten schwärmen kann. Aber diese Gegenden sind zum Teil nur nach langer Reise zu erreichen und gestatten wegen der

Schwierigkeit, die Karawane mit anderen Lebensmitteln als Fleisch zu verpflegen, meist nur vorübergehenden Aufenthalt. Das Wild erfreut sich also hier gewissermaßen einer Art natürlichen Jagdschutzes.

Besser aber als alle Jagdgesetze schützt das Wild in Afrika der Raum.

Die Zeit dürfte übrigens nicht fern sein, in welcher gerechterweise mit einigen Erscheinungen afrikanischer Jagdliteratur ebenso ins Gericht gegangen werden wird, wie es in diesen — schwach überlegt und stark übertrieben — mit dem bisherigen afrikanischen Jäger, seiner Jagdpraxis und seinen Berichten über das Erlebte geschah.

II. Kapitel.

Das Flußpferd (Nilpferd) und Krokodil.

In den verschwiegenen, mangrovenumsäumten Krieks der Küste, den Flußmündungen, Seen und schilfumwachsenen Teichen, in allen genügend tiefen Wasserläufen im Landesinnern, den großen Seen an der Westgrenze (mit Ausnahme des Kivusees) kommt heute noch das Flußpferd — das Kiboko der Neger — mehr oder weniger häufig vor. In weitabgelegenen, menschenleeren Gegenden findet man diese Dickhäuter noch in überraschend großer Zahl, während sie sich an vielen anderen, dem Verkehr nahen Gegenden rapide verminderten. Kann es Wunder nehmen, daß die Zahl dieser gewaltigen Wasserbewohner derart abnimmt, wenn es Europäer gibt, die sich nicht scheuen, mit Zahlen von hundert und mehr erlegten Nilpferden zu prunken und leider nicht aufschneiden?

Das Flußpferd ist eigentlich im Süßwasser heimisch, doch hat sich dasselbe — wie auch das Krokodil — nahe der Meeresküste vollständig der Salzflut angepaßt, wechselt zwischen beiden und schwimmt gelegentlich weit ins Meer hinaus. Bevorzugt werden hier von ihm die stillen Buchten der Küste, unweit des Strandes gelegene kleine Seen und schilfbewachsene Teiche, besonders auch Flußmündungen, wie z. B. das weitverzweigte Delta des Rufiyi. Da der mächtige Schädel des Tieres eine beliebte Trophäe bildet, die äußerst dauerhafte Haut zu Stöcken, Peitschen und Reitgerten verarbeitet wird und die Jagd desselben verhältnismäßig leicht und gefahrlos ist, steht die Erlegung eines „Kiboko" natürlich ziemlich obenan auf dem Jagdprogramm des werdenden Afrikaners. So dauerte

es denn auch nicht lange, bis ich 1895 in Begleitung des später durch sein „Tagebuch eines Elefantenjägers" bekannter gewordenen, früh verstorbenen Herrn Knochenhauer meinen ersten Jagdausflug per Boot auf Flußpferde machte. Wir bekamen auch einige Tiere zu sehen, die aber — weil so ziemlich jeder Europäer aus Lindi dort einmal zu jagen pflegte — so scheu und vorsichtig waren, daß sie nur in langen Pausen zum Atemholen das breite Ende ihres Riesenmaules mit den Nasenlöchern für einen Moment an der Wasseroberfläche zeigten, um sofort den Kopf wieder blitzschnell in die Tiefe zurückzuziehen. Da ein Schießen unter diesen Umständen zwecklos war, kehrten wir ohne Erfolg zurück, ich bereits hochbefriedigt von dem Anblick der ersten Nilpferde, wenn von ihnen — die tatsächlich nur „eine Lippe riskierten" — auch nur ein recht kleines Endchen zum Vorschein kam. — Ein Jahr später, Ende September 1896, erforschte ich den Unterlauf des Malagarassi, um festzustellen, wie weit dieser Fluß schiffbar sei. Was ich hier an Flußpferden sah, übertraf meine Erwartungen weit. In 2 Einbäumen, die je 10—12 Personen und noch einige Lasten fassen konnten, verließ ich Udjidji und fuhr den Malagarassi von seinem durch allmähliche Anschwemmung im Laufe langer Zeiten weit in den Tanganika-See hinein vorgeschobenen Mündungsdelta aus stromauf. Aber schon wenige Stunden oberhalb des großen Dorfes meines Freundes Mrire wurde die Weiterfahrt infolge von Schnellen und Untiefen schwierig. Mrire — er soll tot sein — war ein dortiger gefürchteter „Sultan", dessen sämtliche „Untertanen" ihn mindestens zweimal am Tage dadurch begrüßen mußten, daß sie sich vor ihm flach auf die Erde legten und solange in die Hände klatschten, bis er selbst durch zweimaligen Handklatsch das Zeichen gab, aufzustehen. —

Am nächsten Tage schon hatte die Schiffahrt ein Ende; wir mußten die Boote an Land ziehen, im nahen Busch unter Laub und Gras verstecken und den Weitermarsch zu Fuß antreten. Die Gegend am Fluß war gänzlich unerforscht. Die Leute versicherten, daß noch kein Europäer am Fluß entlang vorgedrungen sei, auf welchem wegen weiter oberhalb gelegener gewaltiger Felsmassen ein Boot nicht fahren könne. Einen Weg gab es nicht! Bald gebückt, bald halb kriechend ging der Marsch am Ufer entlang unter Benutzung der zahlreichen in- und durcheinander laufenden Wechsel, welche die Flußpferde auf ihren nächtlichen Wanderungen im Ufergestrüpp und dem dichten Borassuspalmenbestand im Laufe der Zeit getreten hatten. Zu beiden Seiten des Flusses erhoben sich hohe Berge, durch deren Gestein sich der Malagarassi wohl seit Jahrtausenden seinen Weg langsam hindurchgesägt hat. Bald in mehreren schmalen Armen, die meist tief in den Fels schnitten, bald in

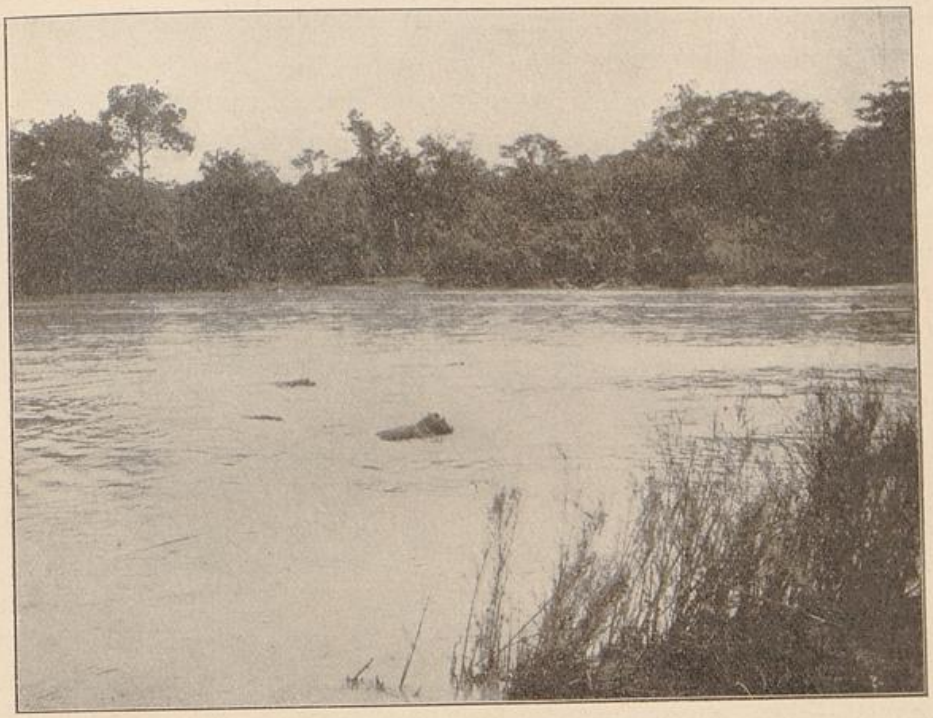
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breiten Kaskaden unter lautem Brausen gen Westen strömend, bald wieder ganz eben, ruhig, breit und tief im Tal dahinfließend, die Ufer eingefaßt von einer selten üppigen und formenreichen Flora, bot der Fluß in seinen stets wechselnden Szenerien immer neue Bilder, von denen das Auge sich nur schwer abzuwenden vermochte, wenn wir der Lebensmittelfrage wegen weiter mußten und nur zu kurz verweilen konnten. Schon bald nachdem wir Mrires Dorf verlassen hatten, streckten die ersten Flußpferde prustend und schnaubend ihre unförmigen Köpfe aus dem Wasser, mit weit aufgerissenen starren Augen neugierig die Boote verfolgend. Auf dem Weitermarsch — wenn man unser langsames Vordringen so nennen kann — stießen wir nun mehrmals auf kleine freie Stellen im Fluß, in denen sich die Flußpferde förmlich zu drängen schienen. Herden von 20—40 Stück trafen wir an einem Tage jede Stunde. Auf einer von Felsen rings umschlossenen Wasserfläche von der Größe einer gewöhnlichen Reitbahn zählte ich 57 Flußpferde, deren Bewegungen und Spielen ich etwa 20 Meter davon hinter einem Strauch liegend, wohl eine Stunde lang unbemerkt zuschauen konnte. Da es noch ziemlich früh am Morgen war, kletterten einzelne der Tiere noch mit ihren langsamen bedächtigen Bewegungen auf den Uferfelsen herum, während andere sich bald halb im Wasser aufrichtend und einander berührend, bald nur die Hälfte des Kopfes zeigend, ihre dröhnenden Stimmen bis zum tiefsten Baß ertönen ließen. Ein, ich möchte sagen gewaltiges Jauchzen erschallt meist zuerst, welchem gleich darauf in ganz kurzen Intervallen drei-, viermal wiederholt ein tiefer Laut folgt, der, wie mir fast scheint, durch gleichzeitiges kräftiges Einziehen der Luft durch Maul und Nase hervorgebracht wird. Beschreiben — d. h. durch unsere Schriftsprache ausdrücken — läßt sich die Stimme des Flußpferdes ebenso wenig, wie die aller anderen Wildarten. Ich kenne keinen Versuch dieser Art, der deshalb nicht überflüssig wäre. Wer das Kiboko aber einmal, wie der Neger sich oft ausdrückt, „sprechen" hörte, kennt seine Stimme sofort wieder. Mir ist es sicher, daß in der Stimme des Flußpferdes Sicherheit und Wohlbehagen, Zorn und Wut, Angst und Furcht gut zum Ausdruck kommen können und unschwer zu erkennen sind. Ich schoß vor einigen Wochen ein Flußpferd, bei dessen im Wasser liegenden Kadaver sich ein anderes in wenigen Metern Entfernung noch den ganzen Tag im Fluß aufhielt und bei jedem Auftauchen seinen eigentümlich ängstlich-klagenden und suchenden Ruf ausstieß.

Auf weite Entfernung ist die Stimme des Flußpferdes, die, da das Tier am Tage schläft, in der Regel erst gegen Abend ertönt, vernehmbar. — Es war ein wundervolles Bild an jenem Morgen am Malagarassi,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als diese Anzahl Riesenleiber im Wasser umhertummelten und tauchten, bald im Schlamme des Flußgrundes standen und wanderten, bald zum Atemholen gezwungen wieder auftauchten, wobei in dem Augenblick, in welchem die Nüstern die Wasseroberfläche teilen, die verbrauchte Luft mit weit hörbarem einmaligem Ausschnauben in die Luft gestoßen wurde. An den hierbei bis etwa 2 Meter hoch ausgepreßten, mit feinsten Wasserteilchen innig vermengten Luftsäulen -- die, als ob ein Dampfventil ge-



Flußpferde im Wasser.

öffnet wird, den ungefügen Kopf verlassen — kann man auf freien Wasserflächen schon von weitem sehen, daß Flußpferde vorhanden sind. In 5 Tagen Marsch am Malagarassi habe ich damals schätzungsweise 800—1000 Flußpferde angetroffen. Es waren mir doch zu viele, um sie zu zählen. Täglich sahen wir gegen 10—11 Uhr vormittags Dutzende von Flußpferden nebeneinander, halb übereinander im seichten Wasser oder ganz auf den Sandbänken liegen, während Krokodile aller Längen, bis zu 5 Meter, sich friedlich dazwischen sonnten und unbeweglich, leblosen Baumstämmen gleich, ebenfalls im Sande schliefen. Das sind Bilder, die man heute selbst für Geld schon nicht mehr oft zu sehen bekommt, auch wenn es an Zeit, sie zu suchen, nicht mangelt. Hier im Malaga-

rassi schoß ich denn auch meine ersten Nilpferde, nach Möglichkeit selbstredend nur ausgewachsene männliche Tiere aussuchend. — Die Auswahl war groß, das Ziel nicht zu verfehlen, die Jagd leicht und mühelos. Lange Jahre später habe ich nie wieder Gelegenheit gehabt, ein Flußpferd so bequem erlegen zu können, wie hier. Erst im August 1907 fand ich an einer bisher noch von keinem Weißen betretenen Flußstrecke des großen Ruaha in unberührter Urwildnis, die selbst den Eingeborenen, die ich nur mit Mühe zum Mitgehen bewegen konnte, völlig unbekannt war, einen annähernd ähnlichen Reichtum an Flußpferden, wie im September 1896 am Malagarassi.

Bald dem Flusse weiter folgend, bald steile Bergwände erklimmend, erreichten wir damals am 5. Tage nach einem jähen Abstieg die ersten menschlichen Ansiedelungen, idyllisch und reizvoll inmitten eines kleinen Waldes riesenhafter Borassuspalmen dicht am Flusse gelegen. Nur etwa hundert Meter unterhalb großartiger Wasserfälle, die durch 2 Felsterrassen gebildet werden, über welche die Wassermassen in einer Breite von 200 Metern hinwegtosten, um sich unmittelbar darauf in einem seeartig erweiterten Becken zu sammeln und als breiter Strom ruhig weiter zu fließen.*)

Die Leute, die nie einen Weißen gesehen hatten, waren, wie ja immer in solchen Fällen, zutraulich und hilfsbereit. Ihr Dorfoberhaupt, der Jumbe Kafala wassi, ein freundlicher alter Herr, dem nie die Pfeife ausging, half uns nach Möglichkeit mit seinem spärlichen Vorrat an Lebensmitteln aus. Als ich zwei Jahre später wieder die Fälle besuchen konnte und gleich nach diesem erwähnten Helfer fragte, war er bereits in den Magen eines Krokodils gewandert. In einem ausgehöhlten Palmstamme — den dort üblichen unglaublich primitiven Fahrzeugen mit oft höchstens einer Handbreit Bordhöhe — fuhr er über den Fluß, als ihn ein Krokodil mit dem Schwanze aus dem Einbaum schlug und hinabzog in die gurgelnde Tiefe, aus der es kein Wiederkommen gab.

Eine Stunde weiter stromauf gelegen, erreichten wir den imposanten eigentlichen Wasserfall von Gomaïtale, dessen Brausen und Donnern jeden Laut verschlang und der im Verein mit den gigantischen, wie von Zyklopenhänden durcheinander gewirbelten Felsblöcken einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ.**) Gebannt und überwältigt steht der Mensch an diesem von Jahrtausende bohrendem Strom geschaffenen Felde riesenhafter, trichterförmig ausgehöhlter Steinmassen und geborstener Felsen, für Augen-

*) Untere Fälle, Bild Seite 288.

**) siehe Bild Seite 287.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blicke unfähig, aus der Fülle der auf ihn einstürmenden, fast beklemmenden Empfindungen seine eigene Nichtigkeit angesichts dieses selten eindrucksvollen Naturschauspiels zu erkennen. — Auch als ich später das Glück hatte, die Fälle noch dreimal wiederzusehen, zu denen es mich mit um so begreiflicherer Sehnsucht immer von neuem hinzog, als ich nach den übereinstimmenden Versicherungen der Eingeborenen der erste Weiße gewesen sein soll, der die Wasserfälle von Gomaïtale erblicken durfte, konnte ich mich jedesmal wieder von neuem staunend minutenlang nicht von dem Gefühl einer gewissen Ergriffenheit freimachen.

Kann man sich wundern, daß die dort wohnenden Wavinsa in den Fällen den Sitz mächtiger Geister erblicken, welche über Leben und Tod aller dort vorbeikommenden Menschen zu gebieten haben? Wehe dem, den ihr Zürnen trifft! Er ist des Todes, wenn er sich nicht das Wohlwollen der Geister durch ein Opfer erkauft. So erzählten mir meine Wavinsaführer, und die sonst immer lachenden Träger lauschten ernst und still geworden mit leisem Schauer ihren Worten. Man konnte einigen an den aufgerissenen Augen die Angst ansehen. Und nun erlebte ich ein merkwürdiges Vorkommnis, welches in meiner Erinnerung stets auftaucht, wenn ich an die Gomaïtalefälle zurückdenke und das ich deshalb kurz erzählen will. Ich hatte den Fluß schon oberhalb des Hauptfalles über die Felsen kletternd durchwatet und suchte gerade einen Lagerplatz aus, als der Trägerführer zu mir kam und mich bat, dem Gebrauch der Eingeborenen zu folgen und dem Geiste zu opfern. Und zwar müßte ich ein Stück Stoff opfern, da ich — wie jeder Europäer — reich sei, für die mittellosen Träger genüge ein geringeres Zeichen ihrer Opferwilligkeit. Da ich die Eingeborenen nun doch nicht in ihrem Gespensterglauben bestärken konnte, wandte ich ein, daß es keine Geister gäbe und ich nichts opfern würde. Der Führer erklärte, daß dann der Geist des Flusses einen Mann der Karawane töten würde. Bald darauf sah ich sämtliche bereits eingetroffenen Träger und Askaris als Opfer Grasbüschel unter einen mächtigen, geneigten Felsblock, dem Sitze des Geistes, niederlegen. Ich beteiligte mich natürlich nicht, sah aber noch, wie der ganze Raum unter dem Felsen bereits voller solcher und ähnlicher „Opfer" war. — 10 Minuten später trug man die Leiche eines meiner Träger an mein Zelt! — Der vorher ganz gesunde Mann war bis an die Fälle gekommen, hatte seine Last zur Erde gleiten lassen, sich daneben gelegt und war wenige Augenblicke später tot. —

Das Ansehen des Geistes von Gomaïtale stand fester wie je! Mir aber gab man sicher im Stillen die Schuld. Die Todesursache des Mannes konnte ich nicht feststellen, da nichts Auffälliges zu bemerken war. Er

war anscheinend einem Herzschlage erlegen und ein eigenartiger Zufall hatte Zeit und Ort seines Endes in Übereinstimmung mit dem Glauben der Schwarzen und den Worten des Trägerführers gebracht.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn ein bestehender Aberglaube durch einen solchen scheinbar schlagenden Beweis seiner Berechtigung zur unerschütterlichen Überzeugung werden muß. —

Als ich 1900 die Fälle zum drittenmal besuchte, war das Flußpferd schon seltener geworden. Der alte Mrire mit seiner strammen Grußdisziplin, der früher keine fremden Jäger in seinem Reich am Malagarassi duldete, konnte diese nach Einsetzen der deutschen Verwaltung nicht mehr an der Jagd verhindern und so kamen die Leute von weither, besonders aus Kawende, um im Malagarassi Flußpferde zu schießen, zu speeren oder zu harpunieren. 1902 mußte ich schon suchen, um kleine Herden anzutreffen, so sehr hatte ihre Zahl in den wenigen Jahren abgenommen. Aber hier waren es die Eingeborenen allein und nicht die Europäer, die so gewaltig unter dem dort leicht zu gewinnenden, für Monate Fleisch liefernden Wilde aufgeräumt hatten. An nicht wenigen Stellen trafen wir im Uferwald primitive Holzroste, auf denen das rohe Fleisch in faustgroßen Stücken oder Streifen über dem Feuer an der Oberfläche stark angebraten wird, bis die Fleischstücke wie schwarz verkohlt aussehen. In diesem Zustande hält es sich lange Zeit genießbar und wird weithin gegen andere Lebensmittel oder Gebrauchsgegenstände eingetauscht. Durch Zufall bemerkte ich zweimal im Besitz von Eingeborenen einen besonders großen und schweren Eisenspeer, der nur mit beiden Händen zu handhaben war.

Die Eingeborenen erzählten, daß ihre „Jagdfundis" damit die Flußpferdjagd ausübten, indem sie zur Nachtzeit auf einem Baume über dem Wechsel der Tiere sitzend, einem durchkommenden Flußpferd den Speer mit aller Gewalt ins Genick oder in den Rücken stoßen. Wo, wie an gewissen Gegenden der Küste und in Flüssen, wie im Rufiyi das Nilpferd noch so häufig ist, daß sein von der Bildfläche Verschwinden nicht so bald zu befürchten ist, hat dies seinen Grund in der Regel darin, daß die Eingeborenen dort sein Fleisch nicht essen und daß ihnen die Jagd nur der Zähne und der Haut wegen zu mühsam ist. Es sind aber nur wenige Stämme, die das Fleisch des „Kibokos" verschmähen. Im Malagarassi zum Beispiel, im Sinde, Ugalla, im oberen Ulanga und seinen Zuflüssen ist das Nilpferd schon fast ausgerottet, wurden doch im Ulanga von den Wandamba früher an einem Tage bis zu 20 Stück von ihren schwankenden Einbäumen aus harpuniert.

Um so größer war meine Freude, als ich im Juli 1907 am großen Ruaha auf einer auch den Eingeborenen noch unbekannten Flußstrecke

am Ufer durch den schmalen Urwaldstreifen vordringend, starke und völlig vertraute Herden von Flußpferden antraf, welchen der Mensch und seine Kugel nie als Feind entgegen getreten war.

Von wenigen Leuten begleitet, ging es in der Frühe der Karawane, welche möglichst still folgen mußte, voraus, um bis 8 oder 9 Uhr morgens die Flußpferde noch am Ufer außerhalb des Wassers äsend antreffen zu können.

Glühend rot steigt der Sonnenball empor; ein leichter Nebelhauch liegt über dem Wasser, während wir uns durch das taunasse Gras unsern Weg auf einem alten Elefantenpfade dicht am Ufer langsam vorwärts bahnen.



Marabu.

Eine halbe Stunde schon sind wir unterwegs ohne etwas zu sehen, außer einem einsamen Marabu auf einer Sandbank, der eben die Schlafmütze abgezogen zu haben und zu denken scheint: „So nun kann der Tag beginnen."

Da macht der Fluß eine Krümmung und wir kommen grade zurecht, wie höchstens 50 Schritt von uns 1 . . . 2 . . . 3 Flußpferde einem kleinen Tümpel am Ufer entsteigen und mit unendlich langsamen Bewegungen ihre ungeschlachten Leiber auf zu kurz erscheinenden Beinen zum fließenden Wasser fortbewegen. Der schwere Kopf hängt tief herab. Er allein verhindert, daß man die Tiere für riesige Schweine hält. Während das vorderste Tier Zoll für Zoll im Schilf verschwindet, bleiben die andern beiden stehen und beginnen noch einmal hier und dort eine Handvoll Gras abzurupfen, bis sie durch das unvermeidliche Geräusch der im Gehölz nahenden Karawane gewarnt, plötzlich, immer mit tief gesenktem Kopf, zu uns hinüberäugen und dann ebenfalls gleichmütig und ohne Hast das tiefe Wasser aufsuchen. Sie kennen ja keine Gefahr und schießen will ich, solange nicht Fleisch für die Träger beschafft werden muß, überhaupt nicht.

Wir sind wieder im Vorschreiten. Die Sonne steigt und erwärmt schnell die Luft. Im Flusse ist es lebendig geworden. Mit unwilligem, zornigem Ruf — am ehesten dröhnendem Grunzen vergleichbar, welches plötzlich in unmittelbarer Nähe ertönend ganz gehörig zu erschrecken vermag — schnaubt ein alter Nilpferdbulle uns einige Meter entgegen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während ein Dutzend weiterer, schwarzer Köpfe sich uns beim Auftauchen zudrehend, bald verschwunden ist, bald einer nach dem anderen wieder prustend hochstoßend unschlüssig beobachtet. Wieder läßt der Führer der Herde seine Stimme erschallen und kommt im seichten Wasser den massigen Körper hebend so nahe heran, daß der Unkundige fast an einen drohenden Angriff glauben könnte und unwillkürlich zurückweichen wird. Aber es ist nur Neugierde, gemischt mit unwilligem Staunen über den Anblick nie gesehener Wesen, welche plötzlich in Gestalt von etwa 70 Menschen lachend, schwatzend und über den erbosten Bullen ihre faulen Witze machend am Ufer stehen. Gleich darauf zieht sich dann auch der verwegene Schimpfer wieder ins tiefe Wasser zurück, von wo aus die unablässig auf- und niedertauchende Herde mit weitaufgerissenen, gleichsam erstaunten Augen die versammelte Karawane sich wieder in einen langen Wurm auflösen und entfernen sieht.

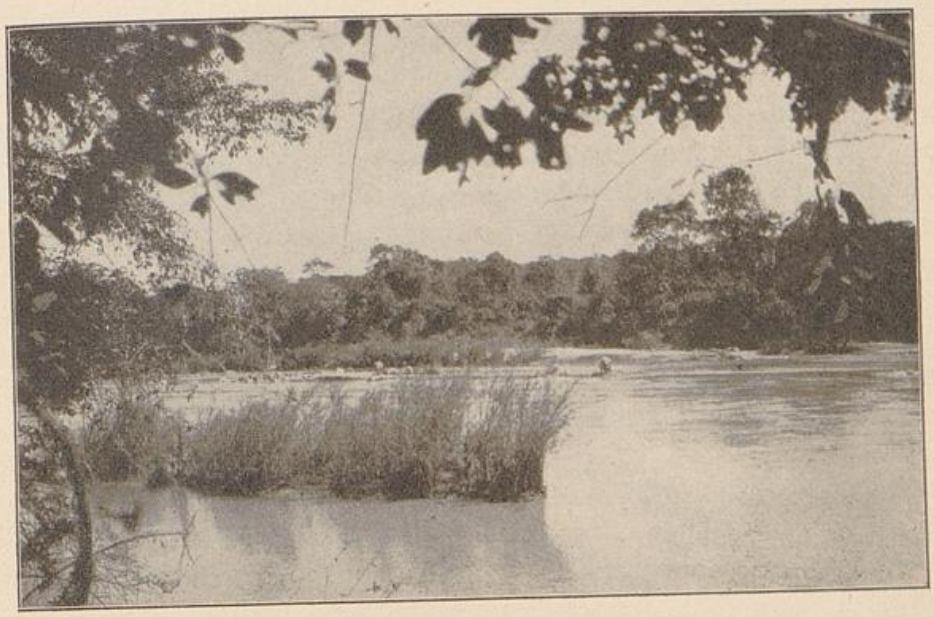
Undurchdringliche Schlingpflanzenwildnis zwingt uns jetzt, den Strom zu verlassen und etwas abseits durchzustoßen. Nach einer Stunde ertönt das Gurgeln des Wassers wieder dicht neben uns und wir stehen gleich darauf vor einer Sandbank, auf welcher eine Herde von mindestens 40 Flußpferden aller Größen und Familiengrade schlafend in der Sonne liegt. Dicht aneinandergedrängt und regellos über-, unter- und durcheinander geschoben, nur einzelne etwas abseits für sich gelagert, liegt die bewegungslose Masse Fleisch von über 1000 Zentnern in sorgloser Ruhe vor uns. Nur die ganz kleinen Ohren sind in fast ständiger zitternder Bewegung, um zudringliche Fliegen abzuwehren. — An diesem Zucken der Ohren kann man oft von weitem allein ein unbeweglich bis zum Kopf im Wasser liegendes Flußpferd von einem Felsen oder einer Klippe unterscheiden.

Auf unser Händeklatschen oder Anrufen entwirrt sich die Masse, um in Ungewißheit über die Art der Störung das tiefe Wasser aufzusuchen. Unter lautem Aufrauschen der Fluten stürzen einige vorsichtige Tiere eiligst in den Fluß, während sich die meisten ohne Hast und Unruhe nacheinander in den Strom gleiten lassen.

Andere treten noch unschlüssig auf der Sandbank herum. Ein ganz junges Tier wälzt sich laut quietschend voller Wohlbehagen im Sande, während die besorgte „mama yake“ (seine Mutter) schon im Flusse schwimmt und ungeduldig auf ihr Baby wartet. — Doch nun versinken auch die letzten im Wasser wie kleine Unterseeboote. Nur ein ersichtlich ganz altes, riesenhaftes Tier zeigt noch den breiten, glänzenden Rücken, auf welchem mit deutlich erkennbaren roten Schnäbeln 6 Madenhacker eilig umherlaufen. Zoll um Zoll verschwindet die tiefgraue, einer gewölbten

Panzerplatte gleichende narbige Haut, während der mächtige Kopf mit den zuckenden Ohrstummeln sich uns beobachtend zuwendet. Auf ihn haben sich als auf die letzte rettende Insel die Madenhacker geflüchtet und rennen eilig hin und her, um erst aufzufliegen, als schließlich auch über diesem das Wasser zusammenfließt. —

Einige Kilometer weiter treffen wir zwei noch am jenseitigen Ufer äsende Flußpferde an. Auf den schrillen Ton der Signalpfeife reagieren sie



Flußpferde am Land.

überhaupt nicht. Anruf und Händeklatschen lassen sie kalt, selbst auf einen in die Luft abgegebenen Schuß bleiben sie noch eine Zeitlang stehen, ehe sie ohne Hast zum Wasser niedersteigen. So vertraut traf ich Flußpferde noch nirgends an. Es ist dies auch nur dadurch erklärlich, daß sie hier eben den Menschen überhaupt noch nicht kannten. — Am selben Vormittage glückt es mir, an ein im Ufersande fest schlafendes halbwüchsiges Flußpferd bis auf 5 Schritt heranzukommen. Aber ehe ich den aufnahmebereiten Apparat in Tätigkeit setzen kann, knackt ein trockener Ast hinter mir unter dem unvorsichtigen Tritt meines Gewehrträgers — das Tier springt auf, glotzt mich sekundenlang an und ist langsam wendend gleich darauf im Schilf verschwunden. Fast jeder Tag brachte ähnliche Bilder.

Etwa einen Monat später schlug ich das Lager am oberen Ulanga auf. Kein Flußpferd war weit und breit zu sehen. Wenige Spuren

zeigten, daß nur einzelne Exemplare vorhanden waren. Als ich am 5. 9. unterhalb der Kissingoschnellen am Mnyera lagerte, erzählten mir Eingeborene, daß die wenigen noch vorhandenen Flußpferde — da früher viele harpuniert worden waren — bei Annäherung eines Bootes sofort an Land stiegen, um sich im hohen Gras und Schilf zu verbergen und dann ein anderes Gewässer aufzusuchen. Diese unwahrscheinlich klingende Angabe konnte ich aber am selben Tage in einem Falle bestätigt sehen, als ein mit 6 Leuten bemannter Einbaum schnell den Fluß hinauf fuhr und ein vor demselben flüchtendes Flußpferd dicht bei meinem Lager an Land ging, um im dichten Grasmeer zu verschwinden. Wenn ich auch glaube, daß das Tier alsbald an einer anderen Stelle den Fluß oder einen ihm bekannten Teich wieder zu erreichen wußte, so war das Benehmen desselben doch auffallend und zeigt wohl, daß es intelligent genug war, zu erkennen, daß unter Umständen nur schleunige Flucht in die für Menschen undurchdringlichen Uferschilf- und Grasmassen vor der Harpune retten kann.

Das Flußpferd wird, wie eine große Anzahl afrikanischer Tiere überhaupt, erst gegen Abend und während der Nacht lebendig. Nach Sonnenuntergang steigt es gern auf bestimmten oft ganz steilen Wechseln — die man an allen genügend tiefen Flüssen sehr zahlreich antrifft — an Land, um während der Nacht äsend weite Streifzüge in Steppe und Flußumgebung zu machen und am frühen Morgen die tiefen, gewohnten Flußstellen wieder aufzusuchen. Wo die Tiere ungestört sind, legen sie sich gegen 9, 10 Uhr gern in der prallen Sonne auf Sandbänken, Untiefen, flachen Felsen u. s. w. zum Schlafe nieder, wo sie bis zum Nachmittage liegen bleiben. Sie verlassen in menschenleeren Gegenden aber auch bisweilen am Tage den Fluß zu kurzen Wanderungen. So schoß ich einmal 1899 gegen Mittag ein Flußpferd in der Steppe am Ulanga. Am Ruaha schnitt meine Karawane letzthin früh um 9 Uhr ein Flußpferd vom Wasser ab, welches sich erschreckt — mit für seine plumpe Erscheinung verblüffender Schnelligkeit die Reihe der Träger an einer Lücke geschickt durchbrechend — ins Wasser stürzte. Während einer mehrtägigen Talfahrt auf dem Rufiyi konnte ich im November 1907 täglich mehrere Male Flußpferde beobachten, welche mit kraftvollen und keineswegs schwerfälligen Bewegungen aus dem Walde zum Wasser und umgekehrt wechselten.

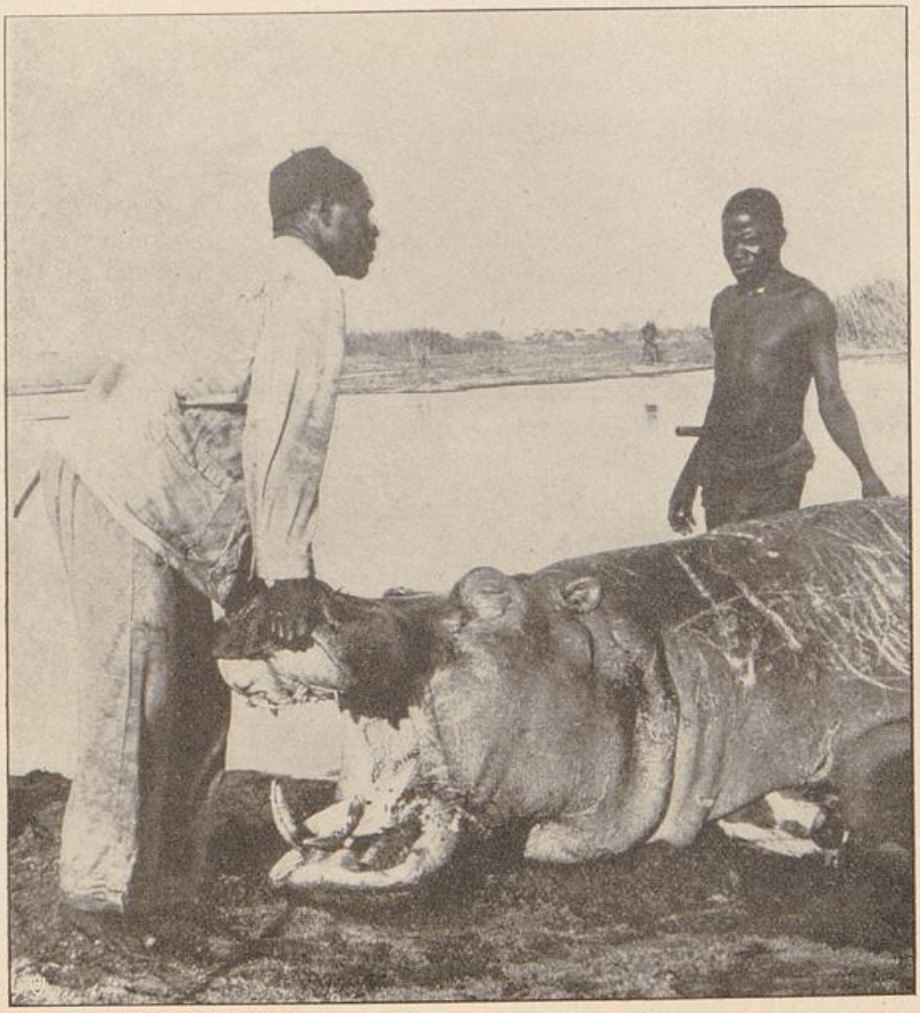
Direkt tödlich ist ein Schuß, welcher den Schädel durchbohrend das Gehirn trifft. — Auch ein natürlich nur selten anzubringender Blattschuß führt in kurzer Zeit das Verenden herbei. In zahllosen Fällen werden die Flußpferde aber nur mehr oder weniger schwer angeschossen und entkommen oder gehen später ein. Es ist übrigens oft sehr schwierig, mehrere

Schüsse auf dasselbe Tier aus einer im Wasser tauchenden Herde abzugeben, da die Köpfe der voller Angst ganz durcheinander hochkommenden Tiere häufig an immer anderer Stelle erscheinen und bei annähernd gleicher Größe kaum von einander zu unterscheiden sind. Schwer angeschossene Tiere versuchen bisweilen — zumal wenn die Atmung gestört ist — an Land zu kommen, um sich dort niederzutun. Die größten Tiere sind nicht schwer an den breit auseinanderstehenden und hochgewölbten Augenbogen zu erkennen, desgl. an dem größeren Abstand der sehr beweglichen kurzen Ohren voneinander. Den Abschuß weiblicher Tiere, welche ein Junges bei sich haben, kann man bei einiger Beobachtung leicht vermeiden, da der Nachwuchs stets dicht bei der Alten auftaucht und von ihr sorgsam gehütet wird. Wenn man auch nur wünschen kann, daß das Flußpferd dort nicht dem Abschuß preisgegeben wird, wo Fleisch und Haut kaum zu verwerten sind und besonders, wo es in einsamen Gegenden fern von menschlichen Ansiedlungen keinen Schaden in den Feldern anrichten kann, so läßt sich nicht leugnen, daß in manchen Gegenden die Tiere ihrer Verwüstungen in den Maisfeldern und anderen Kulturen wegen weichen müssen. Ein auch nur mit leichtem Zaun umgebenes Feld wird übrigens vom Flußpferd nicht betreten. Es ist mir von Eingeborenen mehrfach versichert worden, daß dies gewaltige Tier solchen ihm verdächtigen Hindernissen, die es mit Leichtigkeit beiseite schieben oder durchbrechen könnte, fast immer aus dem Wege geht. Die wenigsten Eingeborenen machen sich aber die Mühe, Einfriedigungen ihrer Felder herzustellen. — Die ein prachtvolles Material gebenden Zähne des Flußpferdes werden zu Zier- und Luxusgegenständen, Stockgriffen und dergl. verarbeitet. Die Haut wird meist in lange Streifen geschnitten, die mit Steinen beschwert hängend getrocknet werden. Aus ihnen entstehen die berüchtigten Peitschen, auf deren vernünftige Anwendung für eine Reihe von Roheitsdelikten und bei unverbesserlichen Verbrechern gewisser Arten vorläufig noch lange nicht verzichtet werden kann. Die Angst vor dem Schmerz der früher obligaten „25" — heute meist nur noch 10 oder 15 Hiebe — sowie die erfreulicherweise zunehmende Scheu vor der Schande, eine Prügelstrafe zu erleiden, bilden ein hervorragendes Mittel, die Hemmungsvorstellungen gegenüber der Lust an Übeltaten — besonders auch Diebstählen — zu stärken und vorbeugend zu wirken. —

Tödlich getroffen — ausnahmslos bei Gehirnschuß — versinkt das Flußpferd sofort und kommt erst nach mehreren Stunden, durch die sich im Leibe entwickelnden Gase hochgetrieben, an die Wasseroberfläche, einem prall gefüllten Ballon ähnelnd. Im tiefen, fließenden Wasser wird die Beute dem Jäger oft verloren gehen und den Krokodilen zufallen. Man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vermeidet daher zweckmäßig das Schießen auf Flußpferde hier ganz und übt die Jagd dort aus, wo die Tiere unterhalb der Schußstelle an irgend einem Hindernis, einer Felsbarre oder im flachen Wasser angetrieben werden. —



Flußpferd vom Rovuma.

Sicher ist das Flußpferd im allgemeinen eher furchtsam als bösartig und wird fast immer versuchen, vor dem Menschen oder einem sich nähernden Boote zu fliehen, sofern es Gefahr wittert. Daß andererseits sowohl ganz ungestörte und nie bejagte als begreiflicherweise verwundete oder in die Enge getriebene Tiere Boote angreifen, dabei zum kentern bringen können und imstande sind, einen ins Wasser gefallenen

Menschen mit ihrem Riesenrachen zu halbieren, ist, wenn auch nicht „unzählige Male", so doch oft genug vorgekommen, um noch bestritten werden zu können.

Ganz alte Bullen, die von den Herden abgesondert ein mehr einsiedlerisches Leben führen, sind oft höchst übellaunige und nicht selten angriffslustige Gesellen. So berichtet Hauptmann G. v. Grawert von einem von ihm erlegten Flußpferd im Ulanga, welches jedes vorüberfahrende Boot angriff. Kollisionen von Booten mit Flußpferden kommen in schmalen, tiefen Fahrrinnen öfter vor, ohne daß dabei auf Seiten des Tieres eine böse Absicht vorliegen dürfte. 1896 ist es mir selbst einmal im Malagarassi passiert, daß ein unter meinem Einbaum auftauchendes Nilpferd diesem einen derartigen Stoß versetzte, daß ein großes Leck entstand und von den 6 das Boot mit langen Bambusstangen vorwärtsstoßenden Negern nur einer sich aufrecht zu erhalten vermochte. 2 flogen über Bord, die anderen auf den Bootsboden. Zum Glück konnten wir unbehelligt von Krokodilen sofort günstig landen und das mannsbreite Loch dichten. Meine Leute behaupteten natürlich, daß das Flußpferd bösartig (kali sana) gewesen und mit den Krokodilen übereingekommen sei, uns ins Wasser zu werfen, eine Ansicht, der ich mich nun nicht anschließen konnte, denn es lag offenbar nur ein Zufall vor. Genau 11 Jahre später, am 16. September 1907, erlebte ich im Ruhudje einen Zusammenstoß mit einem Flußpferd, der weniger harmlos verlief und den ich daher ausführlicher erzählen will. Es sei vorausgeschickt, daß in jener Gegend, deren Besuch mir zu meiner wertvollen und ungewöhnlichen Beobachtung verhalf, von alters her die Flußpferde mit Harpunen gejagt werden, über reichlich üble Erfahrungen mit den sie in Einbäumen verfolgenden Menschen verfügen und daher in einzelnen Fällen wohl bösartig werden konnten.

Ich fuhr damals den Ruhudjefluß vom Beginn seiner Schiffbarkeit an abwärts und mußte schon hocherfreut sein, als ich dort — da ein brauchbares Eingeborenenboot absolut nicht aufzutreiben war — das morsche Wrack eines ehemals guten Einbaums vorfand, welches als Fährboot benutzt wurde. Mit einem harten, spitzen Stock konnte man an den schlechtesten Stellen die Wände desselben durchstoßen. Das Wasser lief in kleinen Rinnsalen durch die Löcher und Ritzen im Boden und an der Spitze hinein. Nachdem das höchst verdächtige Fahrzeug mit tonigem Lehm einigermaßen gedichtet war, trat ich am 12. September die Talfahrt mit 2 Bootsleuten und 2 hinter mir sitzenden Boys an. Ich saß abwechselnd auf der zusammengefaltenen Zeltlagerdecke oder auf einer auf die Dauer peinlich harten leeren Patronenkiste. Die Karawane

marschierte am Ufer entlang. Schon nach 20 Minuten Fahrt verloren die Bootsleute zum ersten Male die Gewalt über das schnell dahinschießende Boot, das nun vom starken Strom zur Seite gedrückt mit voller Kraft gegen das steinbedeckte Ufer stieß, während ich unter Umklammerung von Tropenhelm und Notizbuch eben im Begriff stand, den Gedanken „Nun aber raus" zur Tat werden zu lassen, als wir aber schon wieder abtrieben. Da das Boot anscheinend noch leidlich heil war, erstarkte mein Vertrauen zu demselben wieder. Am 2. und 3. Reisetage ließ ich zur Vorsicht noch 2 ganz kleine Begleitboote mitfahren, die ich unterwegs aufgegabelt hatte. Diese entließ ich dann aber auf Bitten der Leute und weil die Fahrt gut ging, wieder. Am 4. Tage schleuderte eine heftige Strömung mein Fahrzeug mitten im Fluß derart gegen einen aus dem Wasser ragenden Baumstamm, daß das dem Kentern nahe Boot an einer fast ganz durchgefaulten Stelle der linken Seitenwand zu bersten drohte. Aber es hielt auch jetzt noch.

Am 15. September erreichte ich die Fährstelle Urambo, woselbst ein sehr großer, fast neuer Einbaum für gewöhnlich als Fährboot stationiert war. In diesem wollte ich meine Reise fortsetzen. Aber auch dieses Boot war fort und ich somit gezwungen, in meinem elenden Kahne weiterzufahren. Am 16. früh nahm ich rein zufällig noch einen am Wege stehenden fahrwasserkundigen Lotsen mit, da der Fluß sich in mehrere Arme gabelte, von denen nicht alle gleich gut schiffbar sein sollten. Nach einhalbstündiger Fahrt lenkte der Lotse in einen nur 8—10 Meter breiten, 2—3 Meter tiefen Seitenarm ein, dessen Ufer mit überhängendem Strauchwerk und undurchdringlichen Schilfmassen bestanden waren. Das Boot glitt im starken Strom schnell dahin. Hinter mir lag mein Gewehr 98 auf dem Boden; meine beiden Boys und 2 arbeitende Bootsleute saßen bezw. standen im hinteren Teil des Bootes. Ein Bootsmann stand auf dem vorragenden Holzschnabel der Spitze und lenkte mit einer langen Bambusstange. Wir waren einige Minuten in dem schmalen Flußarm gefahren, als dicht vor dem Boote die schwarzen Köpfe zweier Flußpferde erschienen, denen wir uns mit großer Geschwindigkeit näherten. An ein Stoppen oder Ausweichen war nicht zu denken. Die Tiere ließen sich aber ruhig unter Wasser sinken und wir fuhren über ihnen hin. Gleich darauf tauchte ein drittes, kleineres Tier blitzschnell fort, als es uns erblickte. Kaum hatten wir diese Stelle hinter uns, als ein viertes mächtiges Flußpferd kurz vor dem Schnabel des Einbaumes hochschnaubte und sich dann seitwärts unter dem überhängenden Schilf und Strauchwerk drücken zu wollen schien. Ich griff deshalb auch garnicht erst zum Gewehr, hätte dazu auch gar keine Zeit mehr gehabt, denn schon glitt die Spitze

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Bootes etwa sechs Schritt von dem Tiere entfernt vorbei. Ich selbst spähte — nichts befürchtend — bereits wieder nach vorn aus, als ein plötzliches lautes Aufrauschen des Wassers mich veranlaßte, schnell rückwärts zu schauen und gerade zu sehen, wie das scheinbar harmlose Flußpferd sich mit weitaufgerissenem Rachen unter geschickter Benutzung des scharfen Stromes seitlich von hinten kommend, auf meinen Einbaum stürzte und — zwei Schritt hinter mir die unteren Stoßzähne ins Holz bohrend — beim ersten Zusammenklappen seiner Kiefer die linke morsche Bootswand zertrümmerte . . . .

Boys, Lotse und Ruderer waren mit Ausnahme des vor mir stehenden Mannes, der ebenfalls nach vorn gesehen hatte, sofort über Bord gesprungen, als das Tier sich anschickte, auf das Boot loszustürzen.

Der ganze Vorfall spielte sich in wenigen Sekunden ab. Der hintere Teil des Bootes und die linke Seitenwand hingen nur noch durch einige Holzfasern mit dem Hauptteil zusammen und lösten sich langsam ab. Im Augenblick hatte sich das Boot mit Wasser gefüllt und trieb mit der Breitseite langsam stromab, während ich mich — noch so verdutzt und überrascht, daß ich einfach sitzengeblieben war, — allmählich veranlaßt sah, von dem unter Wasser geratenen Sitz auf der Patronenkiste aufzustehen und mit Hilfe des glücklicherweise vorn im Boot gebliebenen Eingeborenen versuchte, uns mit dem infolge seiner schwammigen Beschaffenheit nur ganz langsam sinkenden schweren Bootsrest — der nun direktionslos von der Strömung umher geschwenkt wurde — an Land zu retten.

Ein großes Stück der durchgefaulten linken Bootswand war mittlerweile abgebrochen, sodaß mein Gewehr in den Strom fiel.

Da das Flußpferd sich mit diesem einen Angriff begnügte und, anscheinend mit seinem Erfolg zufrieden, nicht weiter folgte, glückte es uns beiden nach einigen langen Minuten höchster Spannung und begreiflicher Besorgnis vor einer erneuten Attacke und vor dem Erscheinen von Krokodilen unter gewaltiger Anstrengung den uns tragenden Bootsteil an einem überhängenden Baumast festzumachen und dann uns selbst durch das fürchterlich hindernde Schilf- und Pflanzengewirr und das dicht am ganz steilen Ufer mehrere Meter tiefe Wasser ans Land hindurch zu arbeiten.

Der Anblick des wütenden Tieres mit seinen hervorquellenden, glasig starren, kalten Augen war in der Tat einigermaßen unangenehm.

Boys und Bootsleute wurden ebenfalls gerettet. Auch ein schon bejahrter Ruderer, der vom Strom eine Strecke mitgerissen worden war, konnte sich noch herausarbeiten, bevor ein Krokodil heranschoß. Er brach im Moment des Landens erschöpft zusammen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags saßen wir nun wartend, fluchend und rufend auf der Schilfinsel im Fluß, bis einige Eingeborene von Urambo mit 2 kleinen Einbäumen zur Hülfe erschienen und uns aus dieser garnicht beneidenswerten Lage befreiten. Es ist interessant, daß die beiden kleinen Rettungsboote an derselben Stelle von demselben Flußpferde ebenfalls angenommen wurden. Die kundigen, furchtlosen Eingeborenen fuhren aber so schnell vorbei, daß sie glatt durchkamen.

Als ich den Lotsen später fragte, warum er denn nicht im Hauptarm des Flußes gefahren sei, sondern diese schmale Gasse gewählt habe, sagte er, daß im Hauptarm kein Boot durchkäme, ohne von bösartigen Flußpferden attackiert zu werden. Aus diesem Grunde habe er den für gewöhnlich ganz von Flußpferden freien Arm gewählt. An diesem Morgen sei nun aber eines der gefürchteten Tiere zufällig doch darin gewesen. Man sieht also: „Wenn der Mensch Pech haben soll usw."

Aus dem geschilderten Vorfall kann man im Verein mit anderen, leider schlimmer verlaufenen Vorkommnissen mit fraglos weder gereizten noch jemals beschossenen oder gejagten Flußpferden den Schluß ziehen, daß die Frage der absoluten Harmlosigkeit und Ungefährlichkeit des Flußpferdes doch wohl noch nicht als einwandfrei erwiesen anzusehen ist.

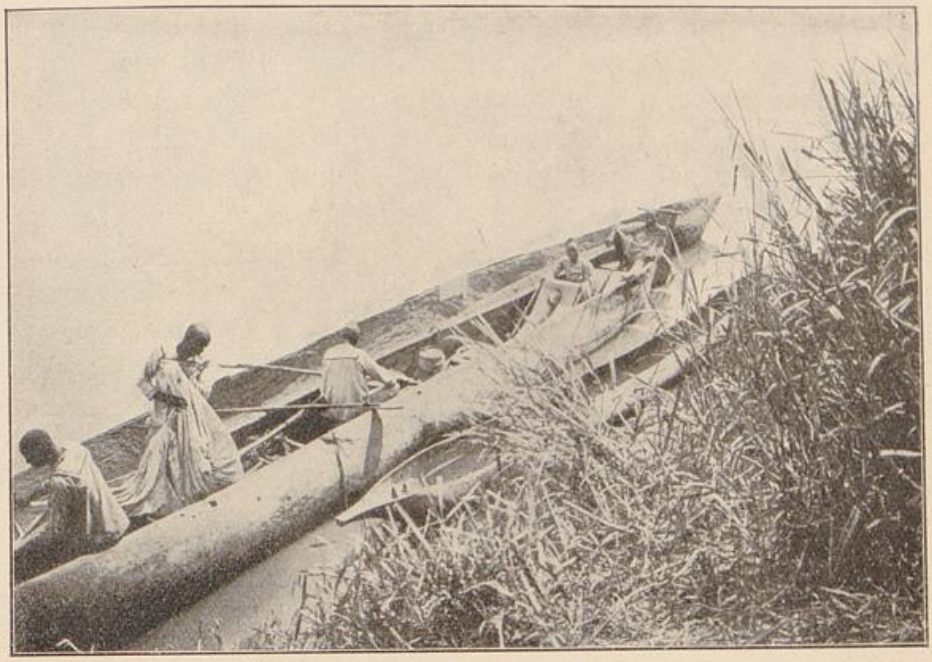
Hauptmann G. v. Grawert nnd Stabsarzt Dr. Stollowsky wurden vor einigen Jahren zwischen den Shugulifällen und den Panganischnellen im Rufiyi mehrfach ohne Veranlassung von Flußpferden attackiert. Ihrem großen und sehr schweren Einbaum konnte ein einzelnes Tier aber nicht gefährlich werden. Ich habe auf meiner letzten großen Reise im Ulangatal übrigens mehrere Einbäume gesehen, deren Wände unverkennbare tiefe Spuren von kräftigen Zusammenstößen mit den starken Zähnen angreifender Flußpferde aufwiesen.

Ende November und Anfang Dezember vorigen Jahres fuhr ich zum Teil in demselben großen Einbaum, in welchem die beiden eben genannten Herren von Flußpferden angenommen worden waren, sieben Tage lang den Rufiyi abwärts, wobei wegen des niedrigen Wasserstandes fast immer der tiefen Fahrrinne gefolgt werden mußte, in welcher sich auch alle Flußpferde aufhielten. Es blieb daher nichts übrig, als ständig mitten in die oft 50 und mehr Stück starken Herden der Flußpferde hinein und durch dieselben durchzufahren. Wir passierten auf diese Weise sicher täglich 300—400 und mehr Flußpferde, von denen aber keines angreifend vorging. Ich gestehe, daß ich anläßlich des 16. September etwas vorsichtiger geworden war und trotz des guten Bootes angesichts der oft nur wenige Schritte vom Bord hochschnaubenden, ungeschlachten Köpfe mich nicht immer sonderlich behaglich fühlte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während dieser Fahrt kam es übrigens noch dreimal vor, daß einer dieser Fleischkolosse zufällig genau unter dem Boot hochkam, und mit dem Schädel derart gegen den Boden des ca. 30 Zentner schweren Bootes rannte, oder vielmehr stieß, daß dasselbe sich mit einem Ende eine gute Handbreit aus dem Wasser in die Höhe hob. Ein kleines, leichtes Boot wäre dabei einfach in die Luft geflogen.

Einmal fuhren wir an einer seichten Stelle über ein unter Wasser liegendes Flußpferd, das nicht bemerkt werden konnte, direkt derart hinweg,



Einbaumboote.

daß wir glaubten aufgefahren zu sein, während das erschreckt aufgesprungene Tier im flachen Wasser vor dem Boote herlaufend eiligst eine tiefe Stelle zu gewinnen suchte und einen sozusagen hülflos verlegenen Eindruck machte, der höchst lächerlich wirkte.

Flußpferde gibt es noch genug in der Kolonie und wird es noch so lange geben, bis ihre Haut begehrter und wertvoller geworden sein wird. Dann aber wird ein großes Morden losgehen. In menschenleeren Gegenden bedarf das Tier alsdann kräftigen Schutzes, wenn seine Ausrottung verhindert werden soll. So würde ich zum Beispiel, wenn ich mal gefragt würde — was ja möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich ist — vorschlagen, die Jagd auf Flußpferde im Rufiyi von den Pangani-

schnellen bis zur alten Ulangastation, im großen Ruaha von seiner Einmündung in den Rufiyi bis Kidatu immer abwechselnd auf zwei Jahre zu verbieten und auf der freigegebenen Strecke pro Jagdschein den Abschuß von nicht mehr wie 2—3 Tieren zu gestatten. Wir können jetzt schon damit rechnen, daß in Zukunft ein starker Zustrom von Fremden nach jenen an Naturschönheiten überaus reichen Flußstrecken einsetzen wird, sowie eine bequeme Küstenverbindung dahin existiert. Das Leben und Treiben der zahllosen Flußpferde dort wird dann keinen geringen Anziehungspunkt bilden, der auf alle Fälle erhalten bleiben muß.

Das Flußpferd ist sonst vogelfrei in der Kolonie und das hat dasselbe schließlich auch trotz seiner ungemütlichen Vertreter wohl nicht verdient.

Auf meinem letzten Marsch zur Küste führte mich der Weg an dem im Jagdreservat des Bezirks Mohoro gelegenen, zur Zeit ganz flachen morastigen Nserekerasee vorbei, in welchem Hunderte und aber Hunderte von Flußpferden große lebende Fleischinseln bildeten, welche beim Vorbeizug der Karawane ins Leben kamen und sich in vielleicht 600, 800 oder mehr Einzelwesen auflösten. Eine solche Unmenge von Flußpferden zusammen hatte ich bisher denn doch noch nicht gesehen. — Hoffentlich liest dies kein Amerikaner, sonst geht er hin, baut eine Wurstfabrik und gründet einen Trust. — Hier und da hatten sich in Ermangelung anderer fester Plätze graue oder weiße Reiher auf dem Rücken eines schlafenden Flußpferdes niedergelassen und schienen dort durchaus nicht zu stören. Möglich, daß sie auch als Wächter willkommen waren, obwohl das dort mangels jeglichen Feindes des Flußpferdes nicht nötig erschien. Ein wie inniges Freundschaftsverhältnis etwa sonst zwischen Vogel und Dickhäuter bestand, vermochte ich nicht zu ergründen.

Bereits um 5 Uhr nachmittags verließen eine Anzahl der Flußpferde den See, um eine zeitlang das kurze Gras am flachen Ufer abzurupfen und bald darauf im nahen Walde zu verschwinden.

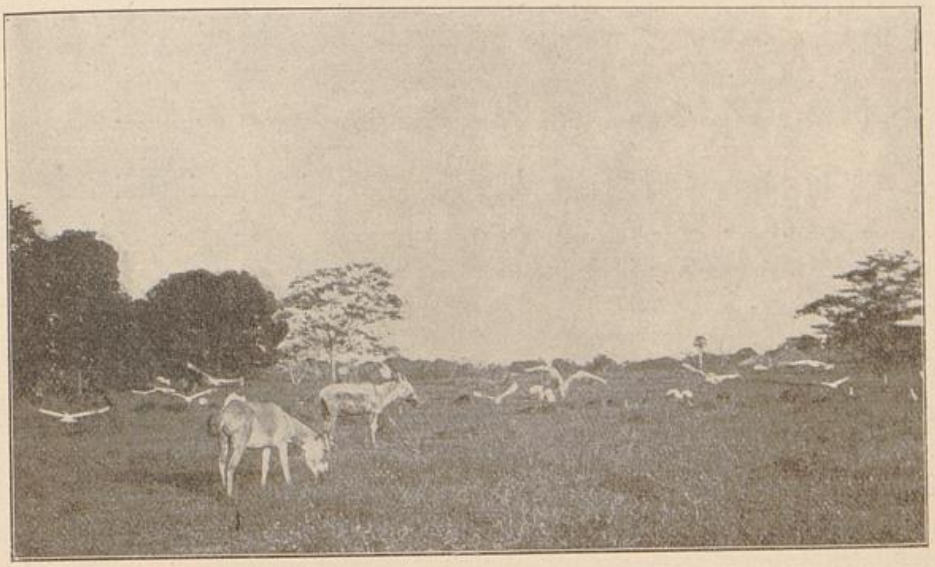
Ich aber saß an meinem Zelt und beobachtete mit dem Glase stundenlang die Seeufer, an welchen abwechselnd einzeln und zusammen Warzen- und Wasserschweine, Wasserböcke, Swallaantilopen, Perlhühner, Adler, Geier, Marabus, Reiher aller Arten und anderes Wild erschienen, während die gelbgrünen Leiber der im Schlamm liegenden Krokodile sich deutlich im Lichte der sinkenden Sonne von der grauschwarzen Moorfarbe der Schlickflächen abhoben.

Aber erst als die Dunkelheit hereingebrochen war, konnte ich mich entschließen, das einsame Zeltlager aufzusuchen, galt es doch Abschied zu nehmen von Naturbildern, von welchen ich wußte, daß sie von neuem schauen zu dürfen mir so bald nicht wieder beschieden sein würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweimal während meines Aufenthaltes in der Kolonie war es mir nur vergönnt, kämpfende Flußpferdbullen beobachten zu können, alte rauflustige Gesellen, die sich ins Gehege gekommen waren, oder ihre Kraft messende Bullen im Kampf um ein begehrtes weibliches Tier.

Da die Zähne der Tiere eine gefährliche Waffe bilden, sind gegenseitige schwere Verwundungen bei solchen Duellen im Wasser nichts seltenes. Ein mit einem Gehirnschuß unlängst von mir erlegter Bulle wies am Kopf und der Haut des Hinterleibes noch offene fußlange Narben auf, die wie von Granatsplittern gerissen aussahen.



Abstreichende Reiher.

Wo es im Süßwasser Flußpferde gibt, da sind auch Krokodile! Diese Regel gilt fast ohne Ausnahme. Man hat beim Aufsuchen von Flußpferden also auch meist die Gelegenheit, auf Krokodile zu Schuß zu kommen. Da beide Tiere — so verschieden sie auch geartet sind — sich gegenseitig respektieren und friedlich nebeneinanderhausen, gehören sie in gewissem Sinne als ständige Bewohner afrikanischer Gewässer zusammen, so sehr auch ihre ganzen, das Vertragen zum Teil erklärenden Lebensgewohnheiten und Interessen von einander abweichen. Die Krokodiljagd hat für mich von jeher einen besonderen Reiz ausgeübt, wenn sie auch weder gefährlich, noch besonders anstrengend genannt werden kann. Möglicherweise ist dem Menschen geradezu eine Art Haß gegen das heimtückische, lauernde Ungeheuer angeboren, welcher zur Vernichtung desselben antreibt. Da ich

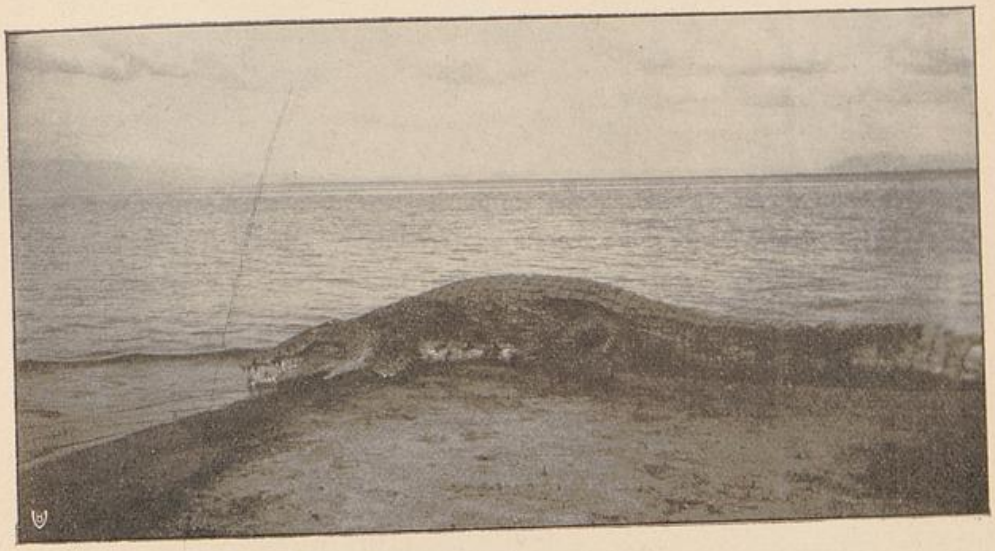
in den letzten 12 Jahren im Tanganika, Malagarassi, Ruvuvu, Ugalla, Rikwasee, Ulanga usw. über 300 Krokodile aller Größen geschossen habe, wobei nur die mit Sicherheit als getötet festgestellten gerechnet sind, kann ich über dieses unheimliche und gefürchtete Tier und seine Jagd einigermaßen Auskunft geben. Vorausschicken möchte ich, daß es in keinem mir bekannten Gewässer von Krokodilen „wimmelt", wie man so ziemlich immer lesen kann. Das ist einfach Blech! Zu gewissen Zeiten natürlich — wenn die Trockenzeit dem Ende zuneigt und die Gewässer ihren tiefsten Stand erreichen — ziehen sich die „mamba", — an der Küste „nguëno" — genannten Krokodile einer langen Flußstrecke an die tiefen Stellen zurück und sind dann dort zeitweise recht zahlreich. Solche Ansammlungen finden also nur vorübergehend statt und können nicht als Beweis dafür dienen, daß der oder jener Fluß von Krokodilen „wimmelt". Was heißt überhaupt „wimmeln"? Wer oder was wimmelt? In einem Ameisenhaufen oder Bienenstock wimmelt es; bei Wertheim oder Tietz, und auf dem Potsdamer Platz in Berlin wimmelt es oft von Menschen. Das gebe ich gern zu. Nicht aber das Wild wimmelt in Afrika! Im Ruhuhu, einem Zufluß des Nyassasees, soll der Reichtum an Krokodilen allerdings auffallend groß sein. Ich war noch nicht dort. —

Ein Krokodil sofort zu sehen, zu erkennen ist dem Neuling zunächst kaum möglich. Er sieht ein Stück Holz, einen treibenden Pflanzenteil, einen Stein usw., so wenig hebt sich das Tier außer auf hellem Sande von seiner Umgebung ab. Ist erst der Blick geschärft, hat man die nötige Übung erlangt, dann erkennt man bei im Wasser liegenden Krokodilen die charakteristischen 3 Punkte des Kopfes: „Augenbogen und Kopfspitze mit den Nasenlöchern", die sehr oft allein über Wasser sichtbar sind, — von der Seite gesehen an der Form eines liegenden kleinen Dreiecks mit einem ganz spitzen Winkel — schon von weitem und besser als viele Neger. Nicht selten werden auch bei einem an der Wasseroberfläche schwimmenden Krokodil die Steuerbewegungen des gezackten Schwanzes dem Tiere schon auf große Entfernung zum Verräter. In der Regel — ich habe mir diesen Scherz öfter geleistet — kann man einem europäischen Jagdgenossen ohne Erfahrung bis auf 30, 40 Meter an ein frei daliegendes Krokodil heranführen. Er sieht *nichts*!

Als ich 1896 am Tanganika meine ersten Erfahrungen mit Krokodilen sammelte, war ich — am grünlich schmutzigen, mit großen Steinen und einigen angetriebenen Baumstämmen bedeckten Strande allein entlang schreitend — einmal im Begriff, über einen vermeintlichen Baumstamm hinwegzuschreiten, als ich unmittelbar vor demselben zurückprallend erkannte, daß der „Baum" ein mächtiges, fest schlafendes Krokodil

war, welches im Brausen der Brandung durch mein Herankommen nicht erwacht war.

Nachdem ich vorsichtig einige Schritte zurückgetreten war, durchlöcherte ich mit einem Ganzmantelgeschoß 88 so glücklich das Gehirn des Tieres, daß der prächtige Schädel außer dem Schußkanal ganz unverletzt blieb und das Krokodil, wie vom Blitz erschlagen, auch nicht einmal mehr zuckte. Es war eins der ersten, zugleich größten Krokodile, die ich schoß und maß 5,25 Meter.



Tanganika-Krokodil von 5,10 m Länge.

In sämtlichen großen zentralafrikanischen Seen und in zahllosen Flüssen und kleineren Gewässern ist das breitköpfige bald mehr gedrungene, bald schlankere Nilkrokodil in bisweilen riesenhaften Exemplaren von bis zu 6 — in sehr seltenen Fällen 7 — Metern Länge, in mehreren, je nach den Existenzbedingungen gewisse Verschiedenheiten aufweisenden Abarten vertreten. Nur im Kivusee fehlt Krokodil, ebenso wie Flußpferd ganz. Hier ist der Fischotter um so häufiger. Die Eingeborenen versichern, nie im Kivu ein Krokodil gesehen zu haben. Tatsache ist, daß wir von 1900—1902 am Kivu tätigen Mitglieder der Expedition zur Vermessung des Grenzgebietes zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Kongostaat monatelang täglich im Kivu baden und schwimmen konnten, ohne jemals etwas von einem Krokodil zu bemerken. Es wäre interessant, wenn nachgewiesen würde, aus welchem Grunde hier die beiden respektabeln Wasserbewohner der Tropen fehlen. Ich möchte glauben, daß dies mit an der

fast überall, oft schon dicht am Ufer zu bedeutenden Tiefe des Sees, und der meist felsigen Ufer und Grundbeschaffenheit liegt, welche den Lebensbedingungen der Tiere widerspricht. Möglicherweise spielt auch die Wasserbeschaffenheit des Sees, dessen Ufer von schneeweißen Sinterstreifen eingefaßt sind, mit. Völlig versteinerte Bäume und Pflanzen trifft man überall im Wasser liegend an. Die Zusammensetzung des Kivuwassers kann andererseits kaum als Grund für das Fehlen der genannten Tierarten angenommen werden, da eine Reihe von Fischarten, ferner, wie bemerkt, Fischottern vorhanden sind und einer Anpassung an dasselbe an und für sich nichts im Wege zu stehen scheint. Einmal sollen übrigens von einem Kongostaatlichen Posten einige Flußpferde im Kivu beobachtet worden sein. —

Das Krokodil nährt sich vorwiegend von Fischen, die es auf seinen nächtlichen Beutezügen erschnappt. — Vögel, Hunde, Ziegen oder Schafe, Rinder, zur Tränke ziehendes Wild, vom Schwein bis zum Büffel und jungen Elefanten, ja selbst Löwen und schließlich zu sorglose Menschen werden von ihm ebenfalls in die Tiefe gerissen und stückweise verschlungen, falls die Beute nicht unzerteilt den außerordentlich dehnbaren Rachen passieren kann. Aas aller Art wird gierig gefressen. Liegt irgendwo ein verwesendes Tier im Wasser, so kann man regelmäßig Ansammlungen von Krokodilen am Aase oder in der Nähe desselben feststellen. Als Mageninhalt erlegter Krokodile habe ich meist Fischreste, Knochen von kleinen und großen Säugetieren, Vögeln, und einmal die Reste eines höchstens einige Tage alt gewordenen Nilpferdes gefunden. Ein eines Tages früh geschossenes Krokodil, welches ich an der Bauchseite aufschneiden und dann in seichtes Wasser legen ließ, wurde am Nachmittage vor meinen Augen von einem anderen fortgezerrt. Hier hatte die Zersetzung der inneren Teile schon begonnen. Bei erlegten Flußpferden verhielten sich die Krokodile verschieden. Während sich in einigen Fällen bei im Fluß auf Felsen oder am jenseitigen Ufer angetriebenen oder dort erst krepierten und aus Mangel eines Bootes für uns unerreichbaren Flußpferden sich sofort Krokodile zunächst scheinbar abwartend zeigten, lagen andere solange unbeachtet, bis der Verwesungsgeruch die beutelüsternen Saurier davon überzeugt hatte, daß sie ohne Gefahr zupacken konnten. Fraglos haben sich die langen Zähne und mächtigen Kiefer des Flußpferdes auch als eine brauchbare, gefürchtete Abwehr- und Verteidigungswaffe gegen Krokodile entwickelt, denn ohne dieselben könnte sich ein einzelnes Flußpferd z. B. des vereinten Angriffs mehrerer Krokodile nicht lange erwehren.

Im Malagarassi ließ ich einst an den Gomaïtalefällen auf ein weit entfernt, ganz außerhalb des Wassers auf einer Sandbank liegendes

großes Krokodil einen jener Schüsse losgehen, die man, ich möchte sagen von vornherein als „hoffnungslos" ansieht und deshalb vielleicht mit besonderer Ruhe und Gleichgültigkeit abgibt. Dem 350 Meter entfernten Krokodil war, wie ich später feststellte, das aus meinem trefflichen Karabiner 88 gespuckte Ganzmantelgeschoß durch Hals und Rückenmark gefahren, es auf der Stelle tötend. Durch einige sofort abgesandte Eingeborene ließ ich mir den Kopf des Tieres abschneiden und überbringen. Nach



Schlafendes Krokodil auf Sandbank.

Negerart steckten diese einfach durch den aufgeklappten Rachen des abgetrennten Schädels eine Stange und schleppten denselben heran, dabei natürlich die meisten Zähne abbrechend und so die Trophäe verderbend. Diesen Nebenumstand führe ich an, um vorkommenden Falles zur Vorsicht zu raten. Während ich nun mit dem Glase weiter den Fluß beobachtete und alle Leute sich ruhig verhalten mußten, sah ich mit begreiflicher Neugierde zu, wie eine halbe Stunde nach der vollzogenen Enthauptung ein zweites, ebenso großes Krokodil dieselbe Sandbank lang-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sam emporkriechend, sich dicht neben dem leblosen Rumpf des anderen niederlegte. Das Tier lag hier über eine Stunde, ohne zu bemerken, daß sein ihm sonst fraglos wohl bekannter Genosse, oder die eventuell sehr nahestehende Genossin, inzwischen „total den Kopf verloren hatte". Ich wurde dann einige Minuten abgerufen und konnte bei meiner Rückkehr nicht mehr feststellen, ob das mittlerweile verschwundene Tier gestört worden war oder selbst gemerkt hatte, daß hier etwas nicht mehr stimmte. Letzteres ist wohl anzunehmen. —

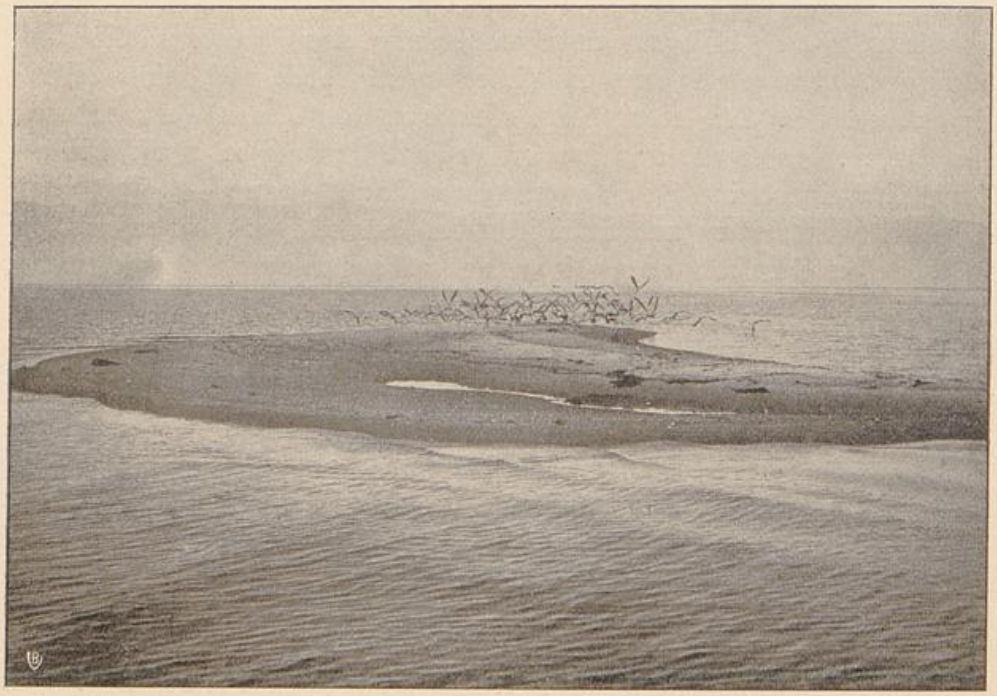
Da das im Wasser befindliche Krokodil meist nur vorsichtig den Kopf zeigt und ein kleines Ziel bietet, so ist es dem Schützen eigentlich immer verloren, wenn es nicht ins Gehirn getroffen sofort tot ist. Dann bleibt es fast immer an der Wasseroberfläche liegen. Solche Schüsse sind aber selten und es hat wenig Zweck, auf im tiefen Wasser befindliche Krokodile zu schießen, es sei denn, daß man keinen Wert auf Erhalten der Beute legt. Viel kann man z. Zt. ja überhaupt noch nicht davon gebrauchen. Gut präparierte Köpfe mit unversehrten Zähnen sind eine schöne Trophäe; die Häute großer Tiere kann man meist nicht mitschleppen, weil sie zu schwer sind und den teuren Trägertransport nicht lohnen. Auf die Gewinnung von Moschus aus seinen Drüsen, von denen zwei am Unterkiefer in Hautsäckchen sitzen, wird man sich auch kaum verlegen, trotzdem nach den Erzählungen unserer Truppensudanesen in Egypten für 2 gut präparierte Moschusdrüsen eines großen Krokodils 1 Pfund Sterling gezahlt werden sollen. — Auf dem Lande oder im flachen Wasser liegende Krokodile bleiben häufig auf einen halbwegs gut sitzenden Schuß (z. B. Blattnähe) für Sekunden bis Minuten wie vom Blitz erschlagen, gelähmt liegen und können, wenn sofort hurtige Leute bei der Hand sind und gleich zufassen, weiter aufs Land gezogen und getötet werden. In den meisten Fällen erholt sich das Tier bald wieder etwas, kriecht oder wälzt sich noch ins Wasser und ist dann verloren. Mehr als einmal habe ich es auch erlebt, daß ein solches scheinbar vom ersten Schuß getötetes Tier auf eine zur Sicherheit und für alle Fälle abgegebene 2. Kugel sofort wieder mobil wurde und schleunigst im Wasser verschwand. Nur einmal schwamm ein durch den Oberkiefer geschossenes Krokodil schnellstens auf mich zu, und schien attackieren zu wollen, als ich dicht an dem an jenem Tage ganz ruhigen, durchsichtig klaren Wasser am Tanganika stand. Es kam nicht weit! — Ich habe sonst nie beobachtet, daß ein angeschossenes Krokodil sich zur Wehr gesetzt, oder Miene dazu gemacht hätte. — Die Lebensweise des Krokodils macht es dem Menschen leicht, es mit Erfolg zu jagen. Während die Tiere zur Nachtzeit rege und lebendig ihrer Beute nachstellen, kommen sie am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tage gegen 8, 9 Uhr morgens — manchmal schon früher — fast alle aber spätestens gegen Mittag an Land, um dort auf Sandbänken, im Schilf oder hohen Grase, ganz frei daliegend oder gedeckt durch dichte Uferbewachsung ihren Schlaf zu halten. Sie lieben es, sich — häufig mit weit aufgesperrtem Rachen daliegend — so den ganzen Tag von der prallen Sonne braten zu lassen und gestatten es dem Schützen, der sich vorsichtig und gedeckt auf dem Lande nähert, oder im Boote lautlos vorbeigleiten läßt, oft auf ganz kurze Entfernung einen sicheren Schuß anzubringen. Das jedoch nur, wo sie erst wenig oder noch nicht beschossen worden sind. Sie lernen dann aber sehr schnell die Gefahr erkennen und meiden. So konnte ich seinerzeit an der Mündung des Russissi in den Tanganika eine kleine Insel an manchen Tagen etwa 5—6 Mal in je 15 Minuten umfahren und dabei jedesmal aus nächster Entfernung auf Krokodile zu Schuß kommen, die wenige Minuten nach Passieren des Bootes und Verhallen des Knalles schon wieder ihre Liegeplätze aufsuchten. Es dauerte aber nicht lange, bis die Tiere gelernt hatten auf den ersten Schuß zu verschwinden und stundenlang nicht wieder zu erscheinen. An dieser Stelle schoß ich 1896 einen echten Alligator, der sich durch schlankeren Bau und besonders durch den ganz schmalen, spitzen und langen Kopf vom breitköpfigen Nilkrokodil unterscheidet. Später sah ich noch zweimal im Tanganika erlegte Alligatoren. In unmittelbarer Nähe ruhender Krokodile stelzen oft Reiher, trippeln Bachstelzen, Strandläufer und andere kleine Vögel, watscheln Gänse und Enten umher, ohne die geringste Scheu vor demselben zu zeigen. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß das schlafende Krokodil nicht zu fürchten ist. Sie machen durch ihre mißtönenden lauten Stimmen beim Hochgehen anläßlich eines sie aufscheuchenden Jägers die Schläfer auf die nahende Gefahr aufmerksam. Diese scheuen sich aber garnicht, ihrer Erkenntlichkeit hierfür dadurch Ausdruck zu verleihen, daß sie die Schwimmkundigen der Warner bei nächster Gelegenheit erschnappen und irdischem Ungemach für immer entziehen. — Undank ist nun mal der Welt Lohn! Reste von Marabus, Reihern, Gänsen, Enten sind im Mageninhalt eines Krokodils nicht selten vertreten. Einmal genoß ich den nicht alltäglichen Anblick, wie ein kleines, halb auf einer Sandbank liegendes Krokodil, welches ich zufällig durch das Glas beobachtete, einen nicht auszudrückend schnell scheinenden, schnellenden Sprung nach einer in der Nähe trippelnden Bachstelze ausführte, aber, dank der Behendigkeit des Vogels, vorbeischoß. Ein anderes Mal sah ich eine Nilgans ihre beiden Jungen unweit meines Bootes im Wasser spazieren führen, als die Alte plötzlich, vom Krokodil gepackt, nach einigen krampfhaften Flügelschlägen auf

das Wasser verschwand, während die kleinen Vögel rat- und hilflos die Unglücksstelle umkreisten.

Während meiner letzten Ulangatalfahrt wurden allein an diesem Fluß innerhalb 3 Wochen 2 Leute vom Krokodil, 3 vom Löwen geholt. Ein zur Tränke gekommenes Warzenschwein wurde in dem Augenblick vom



Vogelleben am Tanganikastrand: Einfallende Möven und Ibisse.

Krokodil gepackt und in die Tiefe gerissen, als mein Boot etwa 30 Meter entfernt vorbeiglitt und das Schwein — nach dem Boote sichernd — einen Moment von der Beobachtung des Wassers in seiner Nähe abgelenkt war. —

Das unvermittelte, plötzliche Auftauchen, das rasend schnelle Zufassen aus scheinbar ruhigem, ungefährlichem Wasser, das unheimliche, oft stundenlange hinterlistige Lauern des Krokodils, welches mit einer kaum glaublichen Geduld den richtigen Augenblick abzuwarten und dann mit erschreckendem Ungestüm blitzartig zuzupacken versteht, macht Menschen und Tiere ihm so wehrlos gegenüber. Die Heimtücke, mit welcher es an geeigneter Stelle aus dem Hinterhalt unter der Wasseroberfläche seinen zähnestarrenden Rachen abwartend bereit hält, um allzu sorglose Men-

schen ebenso wie die sonst so vorsichtigen Tiere beim Nachlassen ihrer — auf die sie umgebenden feindlichen Gewalten eigentlich immer gespannten Aufmerksamkeit gelegentlich der Wasseraufnahme unter Wasser zu reißen, erklärt die Furcht der Tiere vor ihm, und den Haß, welchen ihm die Menschen entgegenbringen. In unmittelbarer Nähe tiefen Wassers muß man unausgesetzt auf der Hut sein, und tut gut, sich immer einige Schritte von demselben entfernt zu halten.

Von brennendem Durste geplagt, sprang ich einst sorglos am Malagarassi die 3—4 Meter hohe steile Böschung eines in die Uferwand eingeschnittenen weichsandigen Flußpferdwechsels hinab, um Wasser zu trinken, als vor mir ein übersehenes ausgewachsenes Krokodil sich — offenbar ebenso überrascht wie ich selbst — klatschend ins Wasser stürzte, während ich natürlich instinktiv bremsend zurückschreckte.

Sekunden später erschien der mir zugewandte Kopf des Untiers mit seinen grünen, seltsam starren Basiliskenaugen wieder an der Wasseroberfläche, mich zu schleunigem Erklimmen der Uferböschung veranlassend.

Ein anderes Mal hatte ich mich am Malagarassi nachmittags am Lager in einen großen Einbaum gesetzt, um die wundervolle Flußlandschaft bei sinkender Sonne zu genießen. Mein Karabiner lag neben mir im Boot. Von Zeit zu Zeit blickte ich in eine, wohl fünf Monate alte, Zeitung, die mir nachgeschickt wurde, und wurde durch irgendeinen Artikel so interessiert, daß meine Aufmerksamkeit auf die Umgebung ganz abgelenkt wurde, bis plötzlich das laute Bellen eines Hundsaffen am andern Ufer mich aufschauen ließ!

Da lag der Kopf eines großen Krokodils — die Augen auf mich gerichtet — bewegungslos neben der Bootswand nicht 2 Meter entfernt vor mir.

Durch mein Zusammenzucken veranlaßt, ließ das Krokodil sofort den Kopf langsam sinken in der mir wohl bekannten Art, welche garantierte, daß es spätestens nach einigen Minuten wieder genau an derselben Stelle erscheinen würde. So 'ne Frechheit! Alter Freund, dachte ich, dir werde ich eine Überraschung besorgen! Behutsam und lautlos faßte meine Hand den Karabiner.

Diesmal lauerte ich und wußte bestimmt, daß meine Beute mir nicht entgehen würde. Langsam vergingen die Minuten, während ich regungslos dasaß und das Wasser beobachtete. — Da! ein kleiner Wasserring! — Kaum merklich hob sich der dunkle Kopf wieder genau an der erwarteten Stelle empor, um regungslos zu verharren und zu beobachten. Zoll für Zoll schraubte mein rechter Arm die Waffe höher. Ganz langsam nur durfte ich anschlagen, um nicht durch eine schnelle Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegung das Tier zu verscheuchen, dem ich seine Gelüste ganz übel zu versalzen gedachte. Die deckende hohe Bordwand erlaubte mir so unbemerkt die Mündung der kurzen Waffe zwischen die Augenbogen auf das Gehirn zu richten und förmlich von Sekunde zu Sekunde den Genuß auszukosten, den mir der Gedanke bereitete, daß ein kleiner Fingerdruck im nächsten Moment diesen Schädel auseinanderplatzen machen mußte, wie eine Tonpfeife in der Schießbude. Gerne hätte ich noch gezögert, und die Spannung verlängert! Aber nun mußte es wohl sein! —

Donnernd rollt das Echo des scharfen Knalles in den Uferbergen wieder. Das aus dem geborstenen Schädel des Krokodils strömende Blut färbt im Augenblick das Wasser rings um den Einbaum rot. Einige müde Schläge des gewaltigen Schwanzes lassen noch einmal das Wasser aufwirbeln, und dann erscheint die weiße Bauchseite des toten Tieres genau dort, wo vorhin der lüsterne Kopf auf Beute hoffte. —

Eine solche kleine Abwechslung regt immer sehr nett Laune und Appetit an. Zudem verhilft sie zu gutem Schlaf im sicheren Zelt, welches ein hoher Kranz dornigen Gestrüpps während der Nacht umgibt. —

Während mir im Malagarassi und Tanganika das Krokodil bisweilen ziemlich sorglos und dreist vorkam, fand ich dasselbe bei anderen Gelegenheiten weit scheuer und vorsichtiger, auch dort, wo es nachweislich nicht gejagt wird und nie beschossen worden ist. So an gewissen Flußstrecken des großen Ruaha, die noch keine Europäer und nur wenige Eingeborene bisher betreten hatten. Der Eingeborene schießt außerdem nicht auf Krokodile, da ihm das Pulver zu kostbar ist.

Am Ulanga, Rufiyi und Ruaha glitten weit sichtbare Krokodile — durch ihre feinen Sinne gewarnt — meist schon auf 100 bis 150 Meter vor dem Boote ins Wasser, auch wenn noch so behutsam gefahren wurde.

Andererseits habe ich vielfach beobachten können, daß auf dem steilen Uferrand im Schilf oder dichten Grase schlafende Krokodile durch das Nahen eines lautlos mit dem Strom schwimmenden Einbaumes oft gar nicht oder erst im letzten Moment erwachten, und sich nun dicht vor, neben oder auch erst hinter dem bereits vorbeigefahrenen Boot, mit Ungestüm durch das trockene Schilf brechend Hals über Kopf ins Wasser stürzten. „Um jeden Preis ins Wasser" scheint ihre Losung zu sein. Dort fühlen sie sich erst sicher. Wer angespannt aufpaßt und blitzschnell zu schießen versteht, kann bei diesem nicht selten unangenehm plötzlichen Lebendigwerden eines Krokodils neben dem Boot manchen Treffer erzielen. Das Tier vermag offenbar nicht zu erkennen und zu beurteilen, daß es dem Menschen gegenüber — andere Feinde hat es kaum — unver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleichlich viel besser beschützt wäre, wenn es bewegungslos im deckenden Grase liegen bliebe.

Am Lande legt sich das Krokodil in der Nähe tiefen Wassers oft — aber keineswegs immer — so hin, daß der Kopf zum Wasser zeigt, damit es im Augenblick der Gefahr nicht erst zu wenden braucht. Die Bewegungen des Krokodils am Lande machen einen ungeschickten und schwerfälligen Eindruck, während Wendungen im Wasser mit Gedankenschnelle ausgeführt werden, wie denn überhaupt das Krokodil fabelhaft gewandt schwimmt.

Das Krokodil versteht es, steile Flußufer zu erklimmen und legt sich auch an solchen Stellen gern zum Schlafe nieder. Einem meiner Bekannten passierte es im Russissi, daß ein zu spät erwachtes Krokodil sich von einem solchen Steilufer hinab, den dicht an demselben entlang gleitenden Einbaum überspringend ins Wasser stürzte. Seiner Versicherung, keinen schlechten Schrecken bekommen zu haben, kann man wohl Glauben schenken!

Es ist sonderbar! Gestern schrieb ich diese Erinnerung nieder und heute am 13. 9. 07 springt um 7 Uhr früh im Ruhudje ein 3 Meter-Krokodil auf ganz gleiche Weise um die „Haaresbreite" seiner eigenen Länge vor der Spitze meines Bootes ins Wasser.

Täglich kommen nun während der weiteren Flußfahrt mehrmals ähnliche erfrischende Überraschungen vor, an die man sich übrigens schnell und lächelnd gewöhnt.

Das ist ja auch das beste, was man tun kann! Bleiben dieselben dann längere Zeit aus, so entbehrt man sie sogar, und es kommt einem langweilig vor. Beim Krokodil kann man ebensowenig wie bei allen anderen Tieren, außer bei den ihrer Natur nach bestimmten und vorgeschriebenen Lebensgewohnheiten, genau voraussagen, wie es sich in jedem vorkommenden Falle und bei dieser oder jener Gelegenheit benehmen wird. Alle Tiere passen sich den Verhältnissen, in denen sie zu leben gezwungen sind, vollständig an und verhalten sich dementsprechend unter Umständen ganz verschieden. Es ist dies nichts Sonderbares oder Verwunderliches, sondern eine ganz natürliche und logische Folgeerscheinung im Spiele der harmonisch ineinandergreifenden, sich gegenseitig ergänzenden und beeinflussenden Naturkräfte, deren Walten und Wirkung sich den örtlichen Verhältnissen entsprechend verschieden äußern muß.

Für die mehrfach gemachte Erfahrung, daß die Eingeborenen in einer Gegend das Krokodil wenig fürchten und für ziemlich harmlos ansehen, es in einer andern dagegen als höchst gefährlich schildern und sich sorgfältig hüten, tiefem Wasser zu nahe zu kommen, fehlt mir die rechte Erklä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung. Denn der Richtigkeit der Annahme, daß es besonders ungefährliche Krokodilarten geben könne, scheint mir die ganze Natur des Tieres zu widersprechen. Es kann angenommen werden, daß, wie bei so vielen Verhältnissen im Leben der Neger der Aberglaube beim jeweiligen Urteil mitspielt. —

Im Tanganika konnte man täglich Knaben und Männer ohne jede Besorgnis bis zur Brust im Wasser stehend angeln sehen, trotzdem nicht gerade häufig, aber doch von Zeit zu Zeit einer fortgeholt wurde. Das kümmerte aber die anderen im Vertrauen auf ihre „dawa" (Zaubermedizin) nicht lange. Das ständige Vorhandensein der Gefahr stumpfte auch hier bald dagegen ab. Auch ist der Neger ja überhaupt ein großer Fatalist. Ihm ist so ziemlich alles, was ihm passiert, „Amri ya Mungu" d. i. „ein Befehl Gottes". Dagegen ist ja doch nichts zu machen und es hat keinen Zweck selbst zu viel zu denken und zu überlegen, um sein Geschick zu gestalten und zu beeinflussen. Gott lenkt es ja doch, wie er will! Also genügt das durchaus Notwendige. Hat einer gestohlen, so erklärt er das häufig genug ganz naiv mit den Worten: „Was sollte ich machen? Es war ein Befehl Gottes!"

Am Malagarassi fand ich die Wasserschöpfstellen mehrfach von einer starken Pfahlumzäunung umgeben; auch waren die kleinen Schöpfgefäße an langen Stangen befestigt, um selbst dem Wasserspiegel möglichst fernbleiben zu können.

Wo viel Lärm gemacht wird, bei Geschrei, Gesang, Trommeln, Schießen usw. halten sich Krokodile fern. Viele lärmende Menschen zusammen können in dicken Klumpen in der Regel ruhig einen Fluß durchwaten, wo der einzelne sicher verloren wäre. Wenn Reittiere oder Rinderherden einen Fluß durchschwimmen müssen, ist es üblich und rätlich, in der Nähe derselben einige Male ins Wasser zu schießen. Bei meinen zahlreichen Flußübergängen ist bei diesem Verfahren niemals ein Unglück durch Krokodile passiert. —

An einem Spätnachmittage des Jahres 1901 kam ich mit meinen Trägern von Westen her durch die Schilfsümpfe am Nordende des Tanganika an den tiefen, reißenden Russissi und mußte unter allen Umständen über den Fluß auf die feste, etwas überhöhende andere Seite, da es unmöglich war, in dem knietiefen Morast des rechten Ufers zu lagern und außerdem unsere Lebensmittel alle waren. Ein Boot war nicht aufzutreiben und die Eingeborenen des deutschen Ufers, denen wir im mannshohen Schilfe nicht sichtbar waren, und die uns für eine Abteilung Soldaten des Kongostaates hielten, weigerten sich infolge übler Erfahrungen, die sie durch Übergriffe kongolesischer Söldner gemacht hatten, uns überzusetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf unsere schönen Worte, die mit dem Sinken der Sonne immer dringender wurden, antworteten sie mit schlechten Witzen und einem Anflug von Hohngelächter der Hölle. —

Ziemlich ratlos hielt ich mit meinen Führern noch einmal ein „Schauri" (großen Rat) ab, was nun zu machen sei. Da erbot sich einer derselben, über den Fluß zu schwimmen und die Leute aufzuklären. Auf meine Frage, ob er denn durchaus vom Krokodil gefressen werden wolle und hiervor keine Angst hätte, zog er ein kleines Bambuspfeifchen aus dem seine Bekleidung ausmachenden togaartig umgeworfenen Baumwolltuch und sagte einfach „Nein, ich habe einen Krokodilzauber". Mir blieb nur übrig — frei übersetzt — etwa zu entgegnen: „Na, denn man los". Sofort warf er sein Tuch ab, pfiff einige Male leise nach dem Strom hin, sprang hinein und teilte mit mächtigen Stößen die Flut!

Schußbereit standen unverzüglich einige Askari mit mir unter schärfster Aufmerksamkeit das Wasser beobachtend bereit. —

Ich sage, daß ich selten ähnliche aufregende Minuten erlebt habe wie die jetzt folgenden, deren Spannung in dem Maße zunahm, in welchem dem Schwimmer das Ufer näher zu kommen schien, und die sich zur begreiflich peinvollen steigerte, als nun eine Schilfinsel ihn unseren Blicken entzog. —

Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß auch ich voll unter der Wirkung der bangen Sekunden stand, die jetzt um des einfachen Schwarzen Leben verstrichen, der sich so furchtlos im Vertrauen auf die Wirkung seiner winzigen Flöte in die höchste Lebensgefahr begeben hatte.

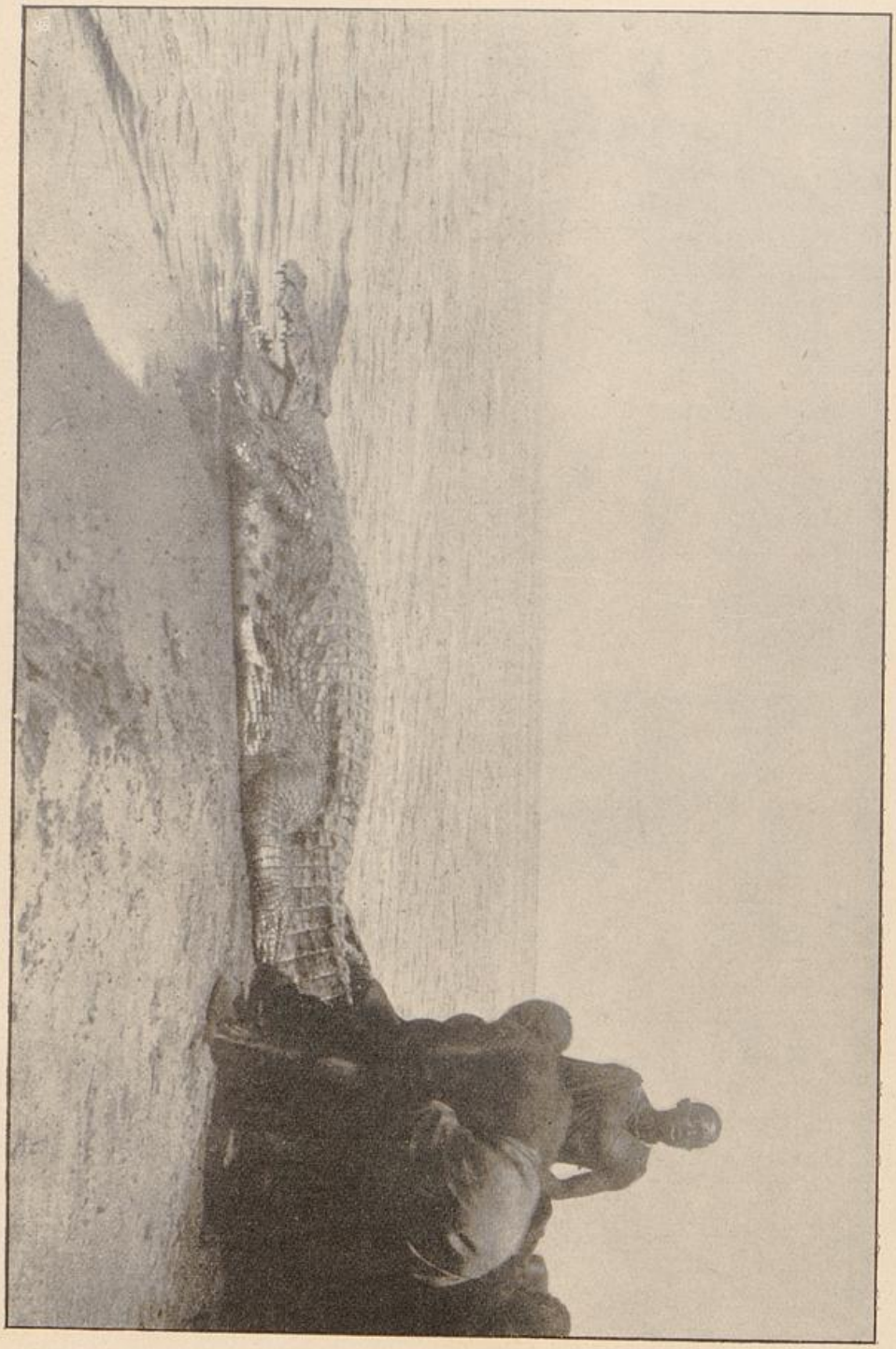
Schon schien er verloren, als plötzlich ein lautes Beifallsgeschrei meiner Träger die bedrückende Erwartung der letzten Augenblicke in allgemeine Erleichterung, Freude und Anerkennung auflöste.

Gleich darauf wurde der gelenkige braune Körper am andern Ufer für Sekunden sichtbar, wie er lachenden Mundes in der Richtung des Stimmengemurmels unserer mißtrauischen Fischer davon lief!

Zwei Stunden darauf saßen wir am prasselnden Holzfeuer des schnell mitten im Dorfe errichteten Lagers, während uns die Ältesten freundlich grüßend erklärten, daß von Westen her ja jeder kommen könne und behaupten, er sei ein Deutscher! Darauf fielen sie aber nicht herein! Man sieht wieder mal, daß der Neger bei solchen Gelegenheiten genau so denkt und fühlt, wie wir auch! —

Bei einer anderen Gelegenheit durchschwamm einer meiner Trägerführer, dem ich lange vorher einen alten Mantel geschenkt hatte, zweimal den Malagarassi, um einen geschossenen Marabu zu holen, obwohl die Köpfe einiger Krokodile schon den ganzen Tag über an jener Stelle sichtbar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Erlegtes Krokodil wird an Land gezogen.



Erlegtes Krokodil wird an Land gezogen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waren, aber stets sofort wieder verschwanden, wenn sich jemand dem Wasser näherte.

An den Gomaïtalefällen schoß ich 1902 von einer hohen Felsklippe aus ein Flußpferd in den Kopf, so daß der sich widerstandslos an der Wasseroberfläche drehende mächtige Körper des Tieres sofort vom Strom mitgerissen wurde. Die kurzen Beine und der bläulich-rosafarbene Leib wurden alle Augenblicke sichtbar.

Kaum war das Tier 10 Meter abgetrieben, als ein starkes Krokodil, das ich vorher garnicht bemerkt hatte, sich vom Ufer loslöste, schnell auf das Flußpferd lossteuernd heranschwamm, es zweimal umkreiste und dann mit heftigem Stoß am oberen Schenkelteile zu packen versuchte, aber sofort wieder losließ. Dann schwamm es, einen kleinen Bogen beschreibend, wieder etwas ab und erneuerte mit gleichem Ungestüm seinen Angriff, dessen Ergebnis ich leider nicht mehr erkennen konnte, da eine durch Felsgruppen halb gesperrte Flußbiegung den weiteren Verlauf dieses gewaltigen Schauspiels meinen Blicken entzog und eine senkrechte Felswand ein Nachfolgen unmöglich machte. —

Am Nachmittag fanden wir das verendete Flußpferd mitten im Strom zwischen Felsen eingekeilt und von Krokodilen, die ihr Mal unter Wasser bereits begonnen hatten, umlagert.

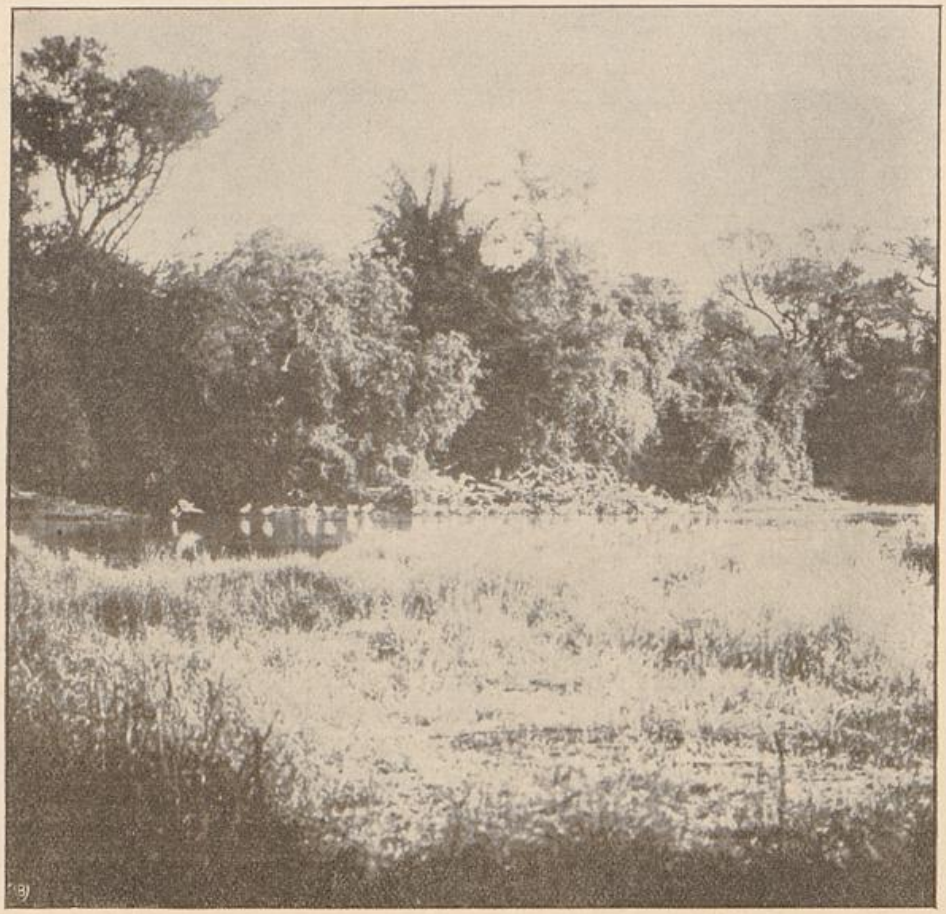
Ein Zufall verschaffte mir einmal die Schilderung eines Augenzeugen über die Tötung eines Krokodils durch einen Elefanten.

An einem gegen Ende der Trockenzeit fast nur noch aus einigen schlammigen Pfützen bestehenden Flußlauf im südlichen Unyamwesi stieß ich eines Tages auf die verfaulenden Reste eines etwa 3½ Meter langen Krokodiles, welche die Luft in einer nicht auszudrückenden Weise verpesteten. Das vor etwa einer Woche verendete Tier lag in der Nähe eines der kleinen Teiche im sonst trockenen Flußbett. Der Boden ringsum war von Elefanten zertrampelt. Die Sache schien mir der Aufklärung wert. Auf die Fragen an meine Wegeführer, welche die Gegend dort als Jäger dauernd durchstreiften, wie das Krokodil wohl umgekommen sei, da doch niemand danach jage und der Befund mir auffallend erschiene, erhielt ich von einem derselben die Antwort, daß ein Hülfsträger der Karawane, den ich als Ersatz eines erkrankten Mannes für einige Tage angeworben hatte, mir Auskunft geben könne. „Er weiß es, denn er war dabei", versicherte mein Führer. Gespannt ließ ich den Mann kommen und erzählen. Seine Angaben, die ich mir aufschrieb, mögen frei übersetzt folgen:

„Ich war", — begann er, mit der Hand umherzeigend — „vor 8 Tagen hier auf der Jagd und hielt mich im Busch nahe diesem Tümpel versteckt, um einen Elefanten zu schießen. Gegen Abend kam ein weibli-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

cher Elefant mit einem Jungen, das noch nicht alt war. Es war vielleicht so groß wie ein starkes Kalb. Der kleine Elefant trottete hurtig zum Wasser voraus und wollte sich wälzen, als sofort das Krokodil nach ihm schnappte und ihn in den hüfttiefen Teich ziehen wollte. Aber schon war seine Mutter voller Wut herangestürzt, packte das sich gewal-



Störche im Weiher am Kisigofluß.

tig wehrende und mit dem Schwanze schlagende Krokodil mit dem Rüssel um den Leib, hob es hoch in die Luft und schleuderte es mit solcher Gewalt zu Boden, daß es gleich liegen blieb. Dann zertrampelte er das Krokodil in seinem Zorn!

Der Elefant war rasend wütend und ich hatte große Angst!" — Die Art, in welcher der Mann an Ort und Stelle sein Erlebnis erzählte, ließ auch bei meiner nicht ganz geringen Vorsicht gegenüber den Aussagen fremder

Neger einen Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit nicht aufkommen. Auch „erfindet" der wenig phantasiereiche Naturmensch hier draußen solche Geschichten vorläufig noch nicht. —

Nun ein weniger aufregendes Bild!

Im November 1907 war ich mit einigen Leuten vom Stamme der Wandamba in der Ulangaebene einige Stunden vergeblich der Spur eines von mir angeschossenen Büffelstieres gefolgt, welche sich schließlich in einem kaum noch passierbaren Schilfdickicht verlor. Eben war eine hüfttiefe Sumpfstelle durchwatet, als wir im Ufersande auf den scharfen Abdruck der Bauchhaut eines großen Krokodils stießen, welches dort noch eben gelegen haben mußte. Da gerade die Zeit der Eierablage war, begann gleich einer der Leute zu suchen, indem er an der Liegestelle vorsichtig mit seinem Speer im Sande herumstach, dann die Speerspitze jedesmal prüfte und auch im Handumdrehen ein Krokodilei durchbohrt hatte, dessen Inhalt am Speere klebte. Das also war der Zweck des Herumstocherns gewesen, und er begann schmunzelnd an der entdeckten Stelle mit den Händen den Sand aufzugraben.

56 Eier, die alle zusammen in einer kleinen Höhlung dicht neben- und übereinander lagen, scharrte er so etwas sehr verfrüht ans Sonnenlicht. Sie wurden in einem geschickt schnell aus Schilf geflochtenen Körbchen verpackt und als geschätzter Leckerbissen mitgenommen. Als ich vorher noch nach meiner Angabe ein Ei ausblasen ließ und die Schale dann auf einem trockenen Schilfstengel im leeren Erdloch in den Sand steckte, um, wie ich sagte, das alte Krokodil erst recht zu ärgern, da quietschte die Gesellschaft sozusagen vor Vergnügen, und ein schlechter Witz über das betrogene Krokodil folgte dem anderen. —

Die Büffelspur war in den zahlreichen sich kreuzenden frischen Fährten ganzer Herden doch nicht zu halten gewesen, und wir mußten bei sinkender Sonne zum Lager zurück, um nicht gezwungen zu sein, mitten in der Steppe ohne alles auf dem Erdboden zu übernachten.

Am nächsten Tag schoß ich ein auf einer Sandbank liegendes Krokodil so glücklich, daß es sofort tot liegen blieb. Meine Wandamba schnitten ihm 60 legereife Eier aus dem Leibe. Am Nachmittage ging nun ein großes Schmausen los, indem die Leute die heil gebliebenen 100 Eier teils gekocht, teils als eine Art Rührei verarbeitet zu verfuttern begannen. Trotzdem die Sache eigentlich ganz appetitlich aussah, konnte ich mich doch nicht entschließen mitzumachen, brachte es aber auch nicht übers Herz, zuzusehen mit welchem Mangel an Verständnis für kulinarische Genüsse ein Ei nach dem andern ohne jede Zutat zwischen den nimmermüden Kinnbacken verschwand und beschloß, dem abzuhelfen. —

So entnahm ich denn einer Proviantkiste zwei Dosen eingemachter Erdbeeren, die mir infolge ihrer geradezu grauenhaften Süße schon längst verhaßt waren, und verteilte den Inhalt so gut und gerecht es ging auf die 16 schwarzen Fäuste mit dem Hinweise, daß Erdbeere und Krokodil-Ei zusammen ganz vorzüglich munden würde. — Und siehe da, — woran ich nie geglaubt —, es stimmte! Wenigstens wurde die vereinte Masse mit Begeisterung hinuntergeschluckt.



Krokodilgelege mit 56 Eiern.

Ich habe Tränen gelacht! —

Das Krókodil legt bis 80 und mehr Eier in solche Sandgruben. Im Dezember etwa kriechen am Ulanga die kleinen Echsen aus. —

Mein Führer, der Jumbe Njatschâma von Msangapuani, ein großer Jäger, erzählte mir während der gemeinsamen Bootsfahrten manche interessante Beobachtungen aus dem Tierleben. Auf einige komme ich noch zurück.

Meine Frage, ob das Krokodil eine Stimme habe und Laute ertönen lassen könnte, bejahte er bestimmt, indem er unter froschquakenartigem Knarren vormachte, wie ein Krokodil „spräche". Er gab aber an, daß man dasselbe nur sehr selten zu hören bekomme.

Einige Wochen später lagerte ich an einem tiefen Seitenarm des Rufiji, welcher im Hauptbett zurzeit nur wenig Wasser führte. Hier zählte ich am Nachmittage auf dem Sande wenige Minuten vom Lager liegend „nur" 24 Krokodile von 3—5 Meter Länge. Am Tage vor mei-

ner Ankunft war ein Onkel des Häuptlings, bei dem ich mein Zelt aufgeschlagen hatte, dort vom Krokodil weggeholt worden.

Oberhalb dieser Stelle sollten sich noch mehr Krokodile in einem nur langsam fließenden tiefen Wasser aufhalten. Ich verlegte also das Lager dorthin und schoß ein Flußpferd für die Träger. Dieses trieb aber mitten im Strom auf einer Untiefe fest und konnte nicht erreicht werden, weil kein Einbaum zu bekommen war. Ich war daher genötigt, ein zweites zu schießen, das in einem schmalen Kanal einige Meter vom Ufer entfernt antrieb, und bei der Nachsuche gefunden wurde. Den Leuten im Lager war völlige Ruhe anbefohlen, da ich an dieser ausnehmend günstigen Stelle zunächst das Verhalten der Krokodile beobachten wollte.

Es sei nun kurz erzählt, was ich an diesem Nachmittag und am nächsten Morgen hier sah. Von dem etwa 10 Meter überhöhenden Flußufer aus war zu sehen, wie beide Flußpferdkadaver bald von 2 oder 3, bald von 6 bis 8 Krokodilen langsam umkreist und beobachtet wurden. Andere Krokodile lagen schlafend auf den Sandbänken umher. Ich schlich mich mit 3 Leuten ganz behutsam an das am weitesten flußab liegende Flußpferd näher heran, weil man sich diesem hinter hohen Grasbüschen gedeckt scheinbar bis auf wenige Schritte nähern konnte. Zuletzt mußten wir auf den Knien vorwärts kriechen, um ja nicht gesehen zu werden. So kamen wir mit öfteren Pausen ganz dicht ans Ufer heran. Jeden Moment mußte jetzt durch die Lücken im Grase die Wasserfläche und der Kadaver sichtbar werden!

Da ertönt ganz plötzlich unmittelbar vor uns ein lauter, langgezogener, knarrender Kehllaut — ein Ton, wie ich ihn nie vernommen hatte. — Mich lautlos halb aufrichtend, sah ich eine Sekunde darauf nicht mehr als 8 Schritt vor mir ein scheinbar ganz altes Krokodil am anderen Ufer der schmalen Wasserfläche uns den Rücken zudrehend liegen, welches aus etwas geöffnetem Rachen noch immer denselben eigenartigen — im Laut nicht wiederzugebenden — halbtiefen, fast rollend quakenden Ruf ertönen ließ. Auch meine Begleiter, die das Krokodil für gänzlich stumm gehalten hatten, waren gleich mir überrascht.

Wir waren aber auch schon bemerkt worden, der Ton brach ab und das Tier sank zurück unter Wasser.

Vorsichtig ließen wir uns nun hinter einem gut deckenden Busch nieder, so daß das Flußpferd wenige Schritte offen vor uns lag. Flußauf konnten wir vom Wasser aus nicht gesehen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flußab erschienen nun unter ständigem wechselnden Auftauchen und Untersinken die Köpfe von Krokodilen, die sich aber alle vorsichtig fern hielten. Die Sonne sank schnell tiefer und wir mußten daran denken, das Fleisch des Flußpferdes in Sicherheit zu bringen. Eben wollte ich einen Mann ins Lager schicken, um alle Träger zu holen, als ein nicht unter 5 Meter Länge zu schätzendes Krokodil lautlos mit dem Strome von oberhalb antreibend am Kadaver erschien und denselben in die Bauchhaut zu packen versuchte.

Der breite, keine 7 Schritt entfernte Panzerrücken, war ein zu schönes Ziel und brachte mich zugleich in eine Versuchung, der ich unmöglich widerstehen konnte! —

Mit scharfem Knall stößt die Waffe zurück, und nach einmaligem gewaltigem Aufbäumen wurde der schwere Leib, die weiße Bauchseite nach oben langsam vom trägen Strome mitgeführt. Kraftlos und müde hob sich noch einige Male eine der Tatzen wie die Hand eines ertrinkenden Menschen aus dem Wasser empor, um sofort wieder wie gelähmt zurückzusinken. Dann versank die Riesenechse mit zerschmettertem Rückgrat auf den Grund.

Auf den Schuß kamen etwa 20 Träger herbeigelaufen, von denen sich ein halbes Dutzend ohne Besinnen bis zum Halse ins Wasser stürzten und das tote Flußpferd zum Ausschlachten näher an Land schoben und zerrten. — Im seichteren Wasser wurde das Tier im Handumdrehen roh zerlegt und in großen Fleischstücken ins Lager geschafft.

Die noch einige Zentner betragenden Reste Fleisch, die schweren Hautstücke und das Knochengerüst ließ ich ganz aufs Land ziehen und hinlegen. Mit Einbruch der Nacht kamen wir wieder im Lager an.

Am nächsten Morgen ging es mit der gleichen Vorsicht an die Stelle zurück. Wieder schlich ich mit meinen Boys unter größter Vorsicht heran. Die Reste des Flußpferdes waren fort. Im Kanal zogen einige Dutzend Krokodile hin und her, die uns scheinbar noch nicht bemerkt hatten. Wenige Schritte von der gestrigen Schußstelle war der Kadaver des anderen Flußpferdes am jenseitigen Ufer angetrieben. An ihm waren mindestens 12 große Krokodile beim Versuche, die Haut zu zerreißen. Eines derselben biß immer mit der Schnauzenspitze in die weiche Bauchhaut zwischen den massigen Hinterschenkeln, und hatte schon ein kleines Loch gebissen. Ein anderes lag ebenfalls zupackend auf der durch die zwei fingerbreit dicke Haut umhüllten Fleischmasse. Ein drittes zwängte sich grade seitlich zwischen der steilen Uferwand und dem Rücken des Flußpferdes durch. Immer neue schwammen ohne Eile heran, andere wieder verließen

den Kadaver und ließen sich bald abwartend vom Wasser treiben, bald versinken. Beschreiben läßt sich der uns dargebotene Anblick nur zu dürftig!

Ohne Hast und Gier, sozusagen geschäftsmäßig und lautlos zerrten und bissen die Krokodile an dem ballonartig aufgedunsenen Leibe herum, dessen schwerer Kopf am Grunde des Wassers lag.

Aber jetzt waren wir gesehen worden, da das seltene Schauspiel vor uns sekundenlang die nötige Vorsicht vergessen und die deckenden Gräser nicht beachten ließ. Eines nach dem anderen verließen die wohl schon zum Teil gesättigten Tiere sacht die Beute und sanken unter. Von Zeit zu Zeit erschienen ihre Köpfe wieder, bald einzeln, bald zu 4, 5 und mehr zusammen, uns mit starrem Blick beobachtend und bisweilen dicht zu unseren Füßen hochkommend, wenn wir eine Zeitlang bewegungslos wie Steinfiguren verharrten. Sowie man sich aber etwas aufrichtete, den Arm hob, oder überhaupt bewegte, ließen sich die Tiere sofort sinken.

Heute wollte ich nur beobachten und überhaupt nicht schießen. Nach einiger Zeit gingen wir, sorgsam jede Deckung nützend, zurück und eine kurze Strecke flußab, wo ebenfalls eine Ansammlung von Krokodilen zu erkennen war. Hier lag irgendeine Beute tief auf dem Grunde des Flußarmes ganz unter Wasser. Vermutlich der dorthin gezerrte Kopf des ersten Flußpferdes oder der gestern geschossene große Artgenosse selbst. An verschiedenen Stellen stiegen dicht beieinander dauernd Luftblasen auf. Wohl 20 Krokodile verschiedener Längen hatten sich hier versammelt. Kleine fehlten aber ganz! Vielleicht dürfen diese erst zulangen, wenn die großen genug haben. Diese schwammen in der Nähe der Stelle umher und nahmen zunächst nicht viel Notiz von uns, trotzdem wir nicht gedeckt herankommen konnten und erst wieder wenige Schritte vom Wasser entfernt ein passendes Versteck im Grase fanden. Von hier war die Stelle der Beute, nach welcher ein ständiges Tauchen der Krokodile stattfand, gut zu sehen. Nur die Luftblasen und leichten Wellenringe ließen das Leben am Grunde erkennen. Alle paar Minuten kam ein Krokodil langsam, den Kopf fast senkrecht aus dem Wasser streckend, hoch. Unter lautem Schmatzen löste es die zwischen den Zähnen eingeklemmten Fleischstücke und Hautfetzen ab, die dann verschluckt wurden. Alles dies vollzog sich, ohne besondere Gefräßigkeit und Gier erkennen zu lassen, ganz ruhig und sozusagen gemütlich. Mit welcher Spannung ich, wie selbst die Neger, diesem nie geschauten Frühstücke folgten, kann sich der Leser wohl ohne weitere Versicherung ausmalen. Ebenso aber auch, was es zu bedeuten hat, wenn das Unglück einen Menschen in einen solchen Hexenkessel mit 50 bis 80 Krokodilen hineingeraten läßt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heute sprach die Büchse nicht! Warum soll man nicht schließlich auch mal diesen Tierchen ihr Pläsierchen gönnen.

Die Sonne stand schon hoch, als wir uns ungern und schwer von diesem überaus packenden Naturschauspiel trennten.

Aber ich hatte ein Telegramm in der Tasche!



Transport eines erlegten Krokodils.

Ein, meine baldige Rückkehr heischender Drahtspruch vom Gouvernement war mir durch die Findigkeit der schwarzen Eilboten — die einen beklagenswerter Weise ja überall aufstöbern — seien wir offen — leider viel zu früh in die Finger gespielt worden. Die Ausrede, daß das Telegramm vom Krokodil gefressen sein müsse, zieht nicht mehr! Also mußte ich weiter, während die krausen Blaustiftzeichen auf dem bekannten Formular wohl manchem Krokodil das Leben retteten. Hier nämlich gedachte ich noch etwas zu bleiben und zwei aufgesparte Ruhetage unter wechselndem Spiel mit Kugel und Kamera zu verleben.

Wenn ich sicher wäre, daß die beiden nicht geschätzten Eilboten mein Buch eines Tages lesen könnten, würde ich sie auch an dieser Stelle mei-

ner Mißbilligung versichern. Daß ihnen damit Unrecht geschieht, weiß ich.

Das Telegramm ließ keinen Ausweg zu, mochte ich es drehen und wenden, wie ich wollte!

Na, denn nicht! dachte ich, kurz entschlossen, und setzte mich in der Richtung auf den Nserekerasee zu an die Spitze der Karawane!

III. Kapitel.

Elefant und Nashorn.

1) Ach die Elefanten! Sagen Sie mal, bauen denn die Elefanten „da so" ihre Nester?

2) Sterben eigentlich viele Elefanten dabei, wenn ihnen die Zähne ausgebrochen werden?

Diese klassischen Fragen sind mir unter ähnlichen zu Hause von notorisch gebildeten Leuten allen Ernstes und voller aufrichtiger Wißbegierde im Laufe der Unterhaltung über unseren größten Dickhäuter vorgelegt worden.

Zu beantworten waren sie nicht gleich, denn die Sprache versagte. Kann man da den Wunsch nach etwas mehr „Wissen" über unsere Tierriesen noch als überflüssig bezeichnen?

Dieser Tage wurde ich erst wieder anläßlich des früher geschilderten Flußpferdangriffs auf die Übersendung eines klaren und deutlichen Flußpferdbildes hin zur Errettung vor dem wütenden „Nashorn" beglückwünscht. So fliegen die Begriffe durcheinander!

Ein Glück übrigens für die Elefanten, daß sie sich nicht „da so" ihre Nester bauen. Wie leicht könnte der Jäger ihnen sonst am Neste auflauern. Des Sports halber! Des Gewinnes wegen übt ja bekanntlich „niemand" die Elefantenjagd aus. Beileibe nicht!

Wie schade ferner, daß dem Elefanten die Zähne nicht ausgebrochen werden können und immer wieder nachwachsen, wie dem Strauß die Federn.

Zur Sache!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zahlreicher, als vor rund 10 Jahren angenommen werden konnte, beherbergt die Kolonie noch heute — besonders die unendlichen Wälder im Süden, die Bergländer der Bezirke Uhehe und Mahenge — den gewaltigen Elefanten; das Gebiet zwischen Kilimandjaro und Viktorianyansa das wehrhafte Nashorn.



Des Verfassers junger Elefant in Moschi.

Noch heute ist es verhältnismäßig leicht, auf beide gleich imponierende wie verschiedene Nachkommen einer sagenhaften Urzeittierwelt, zu Schuß zu kommen, wenn man nicht von besonderem Pech verfolgt wird. Leicht jedenfalls für den, der Zeit hat, viel Zeit meine ich!

Sogar während der Niederwerfung des letzten Aufstandes fand ein hieran beteiligter, an Land kommandierter Seeoffizier Zeit genug, am Rufiyi einige 17 — nicht einmal aufständische! — Elefanten zu erlegen. So viele werden dort etwa nachgerechnet. Wie viele er außerdem krank schoß, weiß man nicht. Später jagte er nordwestlich des Kilimandjaro in ganz bekanntem Gelände weiter, nicht ohne daß eine, wer weiß woher Bescheid wissende Presse, die ihm selbst schwerlich willkommene köstliche

Nachricht verbreitete, er sei „zu weit ins Innere vorgedrungen und verschollen." Man kann in D.-O.-A. schon lange nicht mehr zu weit ins Innere vordringen, wohl aber zu viel lachen.

Im Jahre 1907 schoß ebenfalls am Rufiyi ein „sogenannter Bur" etwa 30 Elefanten in wenigen Monaten.

Sehr nett machte es sich, als der erstgenannte Jäger nach seiner Rückkehr in die Heimat sich auf Grund seiner „Sachkenntnis" berufen fühlte, in einer vielgelesenen Tageszeitung warm für die Schonung der Großtierwelt einzutreten und vorschlug, für jeden erlegten Elefanten ein Schußgeld von 1000 Rp. (= 1300 Mk.) zu erheben. Er wußte allerdings am besten Bescheid, wie not den Elefanten der Schutz tat.

Noch netter wäre es gewesen, wenn er selbst mit gutem Beispiel vorangegangen und gleich den Anfang damit gemacht hätte.

Das tat er aber nicht, sondern begnügte sich mit seinem schönen Vorschlag, trotzdem das sparbeflissene Gouvernement 17000 Rp. Schußgeld vermutlich gern und mit heißem Dank akzeptiert hätte.

Im Bezirk Mahenge wurden im Jahre 1906/07 von Europäern ebenfalls eine ganze Reihe von Elefanten erbeutet, die dem Hauptjäger außer dem von ihm „über Alles" betonten und geschätzten Sportgenusses ein nettes rundes Sümmchen eingebracht haben dürften. Ein Erfolg, der ja auch dem, der sich der nicht geringen Gefahr aussetzt und allein — ich sage allein — dem Elefanten gegenüber zum Kampfe antritt, wohl zu gönnen ist! Man sieht, es kommt nur auf die Zeit an, die zur Verfügung steht.

Die Elefanten durchstreifen zu gewissen Zeiten gern ganz bestimmte Gebiete.

So kommen sie während der Regenzeit von den Bergen herab in die Russissi- und die Ulangaebene. Zur Zeit der Mangoreife (Ende November) stellen sie sich pünktlich am Rufiyi an den dort alten hochragenden Mangobäumen ein, welche an den Plätzen längst verlassener Dörfer üppig gediehen und sich zu ausgesprochenen lichten Waldstücken vereinten und entwickelten.

Am Kilimandjaro war einige Jahre lang der Abschuß von Elefanten verboten. Wegen des Schadens, den sie dann in den Pflanzungen anrichteten, wurde neuerdings die Jagd wieder gestattet, so daß bis zum Beginn des Jahres 1909, dem in Aussicht genommenen Zeitpunkt für das Inkrafttreten des neuen Jagdgesetzes mit seinem sehr teuren Elefantenjagdschein, von den vielen Europäern am weißen Berge ein böses Morden losgehen wird. Sport natürlich!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den Jagdreservaten der Bezirke Mahenge-Iringa und Mohoro ist der Elefant nicht selten. An einigen wenigen anderen Plätzen der Kolonie ist seine Jagd auch ganz verboten. Das neue geplante Jagdgesetz soll endlich, dem Vernehmen nach, dem Elefanten einen besseren Schutz in Aussicht stellen, einmal durch die hohe Jagdscheingebühr und dann durch die Beschränkung der Zahl der zum Abschuß freigegebenen Tiere auf 2 pro Jahr und Jagdschein. Vom neuen Jagdgesetz später! Aber wenn dieses auch noch so gute Wirkungen zeitigen sollte, — die besser erst einmal abzuwarten sind — der Elefant wird in Deutsch-Ostafrika langsam aber sicher ausgerottet werden, denn die Bestände sind doch nicht groß genug, um auch den zukünftig eingeschränkten Abschuß zu ergänzen, geschweige durch Mehrnachwuchs zu übertreffen. —

Das immer mehr im Preise steigende Elfenbein ist ein zu kostbarer Stoff, als daß nicht doch darauf gewilddiebt werden kann und wird, in einem Lande, in welchem die Kontrolle so schwer ist und ein Teil der vor einigen Jahren verschriebenen Buren z. B. nicht Wege finden sollten, dem Gesetz zu spotten, wie sie es bisher ungestört und ungestraft sich erlauben durften. Als Wechselwild wird der Elefant an den Grenzen der ganz gesperrten Jagdreservate ebenfalls immer leicht abgeschossen werden können.

In den ungeheuren, menschenarmen Gebieten des Kongostaates aus dem durch rücksichtslose Ausbeutung in Verbindung mit einem ebenso vollendeten wie ungesetzlichen Absperrsystem gegen jede Handelskonkurrenz, die Millionen spielend hervorgezaubert werden, leben noch heute so zahlreiche Elefantenherden, daß eine wesentliche Verminderung der Bestände sobald noch nicht zu erwarten ist. Wenn es nicht verbürgt wäre, möchte man es nicht für möglich halten, daß die Araber, welche vor etwa 40 Jahren von Osten her den Tanganika überschritten und in den heutigen Kongostaat eindrangen, ganze Dorfumzäunungen fanden, welche nur aus . . . . Elfenbeinzähnen bestanden. Einen Wert hatten die Zähne damals für ihre Besitzer kaum. Sie wurden teils zu Hausgerät, wie Hämmern, Stößeln, teils zu Schmuck u. dergl. verarbeitet. In einigen Ländern Westafrikas stand einst die Elfenbeinschnitzerei in hoher Blüte, wie z. B. die in Benin erbeuteten überaus kostbaren Stücke, die ihren Weg ins Museum für Völkerkunde nach Berlin gefunden haben, erkennen lassen. In ganz Innerafrika steht heute das Elfenbein unter allen Handelsartikeln, dem Werte nach, noch an erster Stelle.

Elfenbein zu erbeuten, war und ist naturgemäß das Ziel und Streben zahlloser Menschen in Afrika, die nach Gewinn, Reichtum und Macht trachten. Wurden, so lange die Welt besteht, um an Gold, Edel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steinen oder sonstigen Kostbarkeiten reiche Länder blutige Kriege geführt, so veranlaßte die Gier nach Elfenbein in Innerafrika zahllose Kämpfe, Greuel, Mord und Brand. Nicht nur der Elefant wurde vernichtet, wo man ihn mit Pulver und Blei erreichen konnte; nein, um des Besitzes seiner Zähne willen wurden friedliche Dörfer überfallen und ausgeraubt, die sich zur Wehr setzenden Menschen umgebracht, soweit sie nicht gefesselt den Raub selbst erst forttragen mußten und später als Sklaven verkauft wurden.

Hiervon gibt keine Chronik Kunde. Keine Aufzeichnung, keine Urkunde wird jemals Zeugnis ablegen können, in welchem Verhältnis die Zahl der des Elfenbeins wegen geopferten Menschenleben zu der der getöteten Elefanten steht. Wie grausige Märchen hören sich heute die Erzählungen alter Araber an, welche jene Zeiten mit erlebten. Auch eine „Segnung der Kultur", die Feuerwaffe. Und dann — machten es die Nachfolger der Araber im Kongostaat lange Zeit viel besser? Heute sieht es dort auch bereits ganz anders aus!

Kein größerer Friedensbringer ist in der Tat für Afrika denkbar, wie die Eisenbahn.

Ein wenig Überlegung zeigt das so klar, daß weiterer Beweis sich erübrigt. —

Der Elefant wird dabei allerdings verschwinden, wenn er nicht gemeinsam von den Kulturnationen erhalten wird, denn die Bahnen fressen seinen größten Schutz, den unendlichen Raum! Keine Verwaltung hat ein Interesse daran, daß geldgierige Abenteurer sich nach Belieben an einem — dank der modernen Feuerwaffen — ohne besondere Mühe zu behebenden Schatze des Landes bereichern oder daß ein fanatischer Nimrod sich wertlose Rekordziffern erknallt. Wem die Zahl der gegen — ganz mit Recht für reiche Leute und Erwerbsjäger — sehr hoch zu bemessende Jagdscheingebühr, zum Abschuß erlaubten Elefanten auf einige wenige eingeschränkt wird, der hat dann auch das größte Interesse daran, nur alte, starke Bullen mit gewichtigen Zähnen zu jagen und wird davon abgehalten, sein Schießrohr ziel- und wahllos auf weibliche und unausgewachsene Tiere abzufeuern. Das Gleiche gilt sinngemäß für Büffel, Nashorn und anderes seltene hiesige Wild.

Der afrikanische Elefant unterscheidet sich von seinem indischen Vetter in der Hauptsache durch seine größeren Stoßzähne, seine gewaltigen, einem Riesenfächer ähnelnden Ohren, und seine, diesen überhaupt überragende Größe. In jüngster Zeit erlegte, gelegentlich der Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Leutnant

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Wiese im Kongostaat einen Zwergelefanten, dessen Art, meines Wissens, bisher noch nicht nachgewiesen war. —

Wie natürlich ist es nicht, daß jedem Jäger voll freudiger Erwartung das Herz klopft, wenn er zum erstenmal im afrikanischen Busch auf die frische Spur des gewaltigen Riesen stößt, der trotz seiner Größe hier fast lautlos wie auf Gummisohlen vielleicht vor Minuten nur das Laub der Bäume streifte! Kein einziger denkt in diesem Augenblick an das zu gewinnende Elfenbein! Den Wert der Zähne würde er gern bezahlen, wenn sie nur als Trophäe sein würden.

Jetzt beherrscht die Passion jeden Gedanken! Nur heran an das Wild. Nur einmal dem Recken der Vorzeit Aug' in Aug' gegenüberstehen zu können ist der brennende Wunsch, der jeden Gedanken an Gefahr oder gar Gewinn selbst unter der Bewußtseinsschwelle ausschaltet. Welch seltene Wonne bietet nicht grade hier dem echten Jäger der Gedanke, sein Leben daran zu setzen, im immer ungewissen Kampf mit der Kraft eines Wesens, dessen Tritt ihn zu Brei zerstampfen, dessen Rüsselschlag ihm das Rückgrat wie eine Glasnadel zerschmettern könnte. Muß es nicht der unbeschreibliche Genuß an gleichsam in Sekunden konzentrierter Lebensanspannung sein, welche die Pulse fliegen, das Gehirn wunderbar klar arbeiten, jeden Nerv aufs äußerste anspannen läßt, in der berauschenden Erwartung, was der nächste Augenblick bringt?

Muß nicht ein ungeheurer Reiz darin liegen, die eigene, dem Gegner gegenüber so minimale Körperkraft, durch Kaltblütigkeit, geschickte und besonnene Leitung der durch menschliche Intelligenz in einer unscheinbaren Metallhülse aufgespeicherten Explosionskraft in Gestalt einer winzigen Menge modernen Pulvers anzuwenden, dessen vernichtende Wirkung durch einen schwachen Fingerdruck am Abzuge, einem lenkbaren Blitze gleich, nach Belieben zu erzeugen ist? –

Nur das geübte Auge erkennt während der Trockenzeit die Spur des Elefanten auf festem Boden ohne Graswuchs an dem fast runden Umriß der vorderen, dem mehr ovalen der hinteren Füße und den ganz fein im Sande darin abgezeichneten Rissen der Hornsohle. In aufgeweichtem Erdreich dagegen drückt das Gewicht des massigen Körpers die Füße oft so tief in den Schlamm, daß große Löcher entstehen. Ich entsinne mich noch meines anfänglichen Erstaunens, als ich einst im Tal des oberen großen Ruaha auf viele Hunderte solcher steinhart gewordener Löcher stieß, welche von der Anwesenheit ganzer Elefantenherden während der letzten Regenzeit zeugten. Nicht selten trifft man solche Spuren auf dem Negerpfad an, denen man dann zwar nicht „errötend" aber schimpfend folgen muß, weil man im hohen Grase oder bei Dunkelheit alle Augen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blicke stolpert oder in ein derartiges Loch tritt. Die Träger geben das Vorhandensein solcher und anderer Hindernisse auf dem Wege durch Zuruf nach hinten weiter, damit die Folgenden vorsichtig schreiten und sich nicht verletzten. So ertönen z. B. immer wieder die Warnungsrufe: „Jiwe!“ (Stein), „chimo“ (Loch), „mti“ (Baum, Ast) und besonders oft auch „siafu“ (Ameise), wenn ein Zug jener sich wütend festbeißenden braunen Ameisenart, der jeder schleunigst aus dem Wege geht, den Pfad kreuzt.

Sicherer als die Spur deutet das Vorhandensein der ganz unverkennbaren, frischen Losung, deren Häufigkeit auf eine recht gesegnete Verdauung schließen läßt, die Nähe eines Elefanten an. Eine einzelne Fährte ist bei feuchtem Boden leicht zu halten, auch wenn andere dieselben kreuzen. Sehr viel schwieriger gestaltet sich die Spurfolge zur Trockenzeit. Vor allem muß man darauf achten, daß der Elefant keinen Wind bekommt, da er sonst derart flott abgeht, daß die Aussicht, ihn noch zu stellen, fast immer schwindet. Bei günstigem Winde ist es nicht schwer, sich sogar bis auf 10 Meter und näher heranzupirschen. Je näher man herangeht — allzu nahe hat natürlich keinen Zweck — um so sicherer kann man den sofort tödlichen Schuß ins Gehirn anbringen. Bei gesenktem Kopf zwischen die Augen — Rüsselansatz — von der Seite zwischen Auge und Ohr, auch ins Ohr oder dicht dahinter! Geht das nicht, so ist Blattschuß zu empfehlen. In besonders geeigneten Fällen kann man Knieschuß versuchen, da der Elefant, im Gegensatz zu den meisten anderen Wildarten, auf 3 Beinen nicht weiter kann.

Ein Rezept für alle Fälle läßt sich nicht geben. Wer das verlangt, dem kann man nur raten: „Finger weg von der Elefantenjagd!“

Die Wahl des günstigsten Zielpunktes hängt eben ganz von den Umständen ab und ist nicht selten mehr Sache blitzartigen Entschlusses, wie kühler Überlegung. Bei Kopfschüssen muß man sich im Geiste schnell die Lage des Gehirns vergegenwärtigen. Bei planlosem Losknallen auf den Schädel, in die ungefähre Gegend, wo das Gehirn vermutet wird, kann nur ein reiner Zufall zum Erfolge führen. Meist flüchtet der Elefant weit fort und verludert nach langen Qualen irgendwo im Busch.

Die inneren lebenswichtigen Organe sind durch das starke Knochengerüst so gut geschützt, daß ein Geschoß leicht an einer Rippe abgleiten kann. Schwerverwundete Elefanten sollen bisweilen von ihren Genossen gestützt fortgebracht werden. Es liegt kein Grund vor, an einer solchen Möglichkeit zu zweifeln.

Am Kilimandjaro hörte ich vor einigen Jahren mehrfach von Eingeborenen über eine angeblich gemachte Beobachtung sprechen, nach welcher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dort im Urwalde ein uralter, greisenhafter Elefanten-Bulle mit enormen Stoßzähnen lebe, bei welchem das Gewicht der Zähne seine Bewegungsfreiheit derart beeinträchtige, daß er, um schneller vorwärts zu kommen, — auf der Flucht u. s. w. — seinen Kopf mit den Stoßzähnen auf die abfallende hintere Rückenpartie eines vor ihm herschreitenden Genossen lege, dieser ihn also derart stütze. Bei der Klugheit der Elefanten ist eine solche Möglichkeit nicht ohne weiteres in das Gebiet der Fabel zu verweisen, wenn auch zuzugeben ist, daß die geschilderte Beobachtung mangels einwandfreien Beweises eben so gut auf einem Irrtum beruhen kann.

Daß ein angeschossener Elefant in seiner grenzenlosen Wut ein furchtbarer Gegner sein und besinnungslos auf den Schützen zurasen kann, ist nichts Erstaunliches. Wehe dem, den er erreicht und der sich nicht im letzten Moment vom Wege schnellend im Gestrüpp verkriechen kann! Wunderlich ist es aber, daß nicht weit mehr Elefantenjäger bei der Jagd getötet werden, als es der Fall ist! Auf Grund vieler Gespräche mit erfahrenen eingeborenen Jägern und einer allerdings nicht grade zuverlässigen mündlichen Unfallstatistik unter ihnen, möchte ich annehmen, daß etwa auf 50 von Menschen getötete Elefanten erst ein vom Elefanten getöteter Mensch kommt. Ich betone ausdrücklich, daß ich weder daran denke, diese Schätzung etwa auf Grund sorgfältigster Erkundungen mit Bestimmtheit auszusprechen, noch den Wunsch habe, mich durch solche Behauptungen schonungsloser Kritik auszusetzen.

Blindlings und scheinbar ohne Überlegung rast und stürmt der riesige Wüterich — wenn er angreift — meist auf seinen kleinen Gegner los und oft zuerst an ihm vorbei, so daß dieser fast immer Zeit zur Flucht in den Busch findet oder sich sonstwie drücken kann. Das Gesicht des Elefanten ist nicht besonders scharf. Dazu befinden sich die Augen so hoch über dem Erdboden, daß ein ganz nahe befindlicher, liegender oder kniender und im Graswuchs oder Strauchwerk Deckung suchender Mensch leicht übersehen werden kann. Der wunderbar feine Geruchssinn des Elefanten gereicht dem Menschen weit eher zum Verderben. Aber selbst dieser Sinn führt auch lange nicht immer sofort zum Finden des Angreifers, da der Elefant mit hocherhobenem Rüssel dahin zu stürzen pflegt, wo er den Feind — durch Riechen suchend — vermutet und indem er zu hohe Luftschichten abschnüffelt, einen am Erdboden hingekauerten Menschen scheinbar nicht immer sofort wittert. Nur auf diese Weise kann ich mir wenigstens erklären, wie es möglich ist, daß so viele Jäger, deren Flucht unmöglich war, vom ihnen folgenden Elefanten nicht gefunden wurden und mit heiler Haut davon kamen.

Wen er aber faßt, der ist verloren!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch — auch hier gibt es Fälle, die als reine Wunder anmuten. So berichtet unlängst Leutnant v. Wiese von der obengenannten Expedition „Herzog Adolf Friedrich", daß er Augenzeuge war, wie ein Boy Sr. Hoheit von einem Elefanten auf die Stoßzähne geladen und dann sozusagen als „Postpaket" in den Busch geworfen wurde.

Einen traurigen Ausgang nahm eine Elefantenjagd, welche Ingenieur Stiegler gelegentlich der letzten Forschungsexpedition des Rufiji-Ulanga unternahm.

Er verfolgte einen angeschossenen Elefanten, als dieser plötzlich zum Angreifer wurde und ihn zu schnellster Flucht zwang. Er wurde jedoch von dem Elefanten auf dem schmalen Fußpfade eingeholt und durch Fußtritte und Zahnstöße getötet. Die wenigen Begleiter Stieglers, denen es geglückt war, sich im Busch zu verstecken, berichteten, daß sie sich erst entfernen konnten, nachdem das rasende Tier noch stundenlang unter fürchterlichem Wüten und Toben die Umgegend der Unglücksstätte abgesucht hatte. — Der im Mahengebezirk wohlbekannte bösartige Elefant Mangula, der schon eine ganze Zahl Menschenleben auf dem Gewissen haben sollte, wurde vor einigen Jahren von Hauptmann v. Hassel erlegt, worauf bei den Eingeborenen sein Name ehrend auf den glücklichen Schützen überging. —

Als ich im Juli 1907 gelegentlich der bereits erwähnten Rufiji-Ulangaexpedition die Landschaft Behobeho passierte, wurde ich direkt vor einem Elefanten gewarnt, der jede Karawane angreifen sollte und erst vor kurzem 2 Frauen und einen Mann getötet habe. Im Bezirk Tabora wurde vor nicht langer Zeit ein Offizier und ein Arzt der Schutztruppe auf einem gänzlich „unbewaffneten Spaziergang" von einem plötzlich auftauchenden boshaften Elefanten hartnäckig verfolgt und entkamen mit knapper Not. —

Man sagt, daß die alten Einzelgänger — die getrennt von der Herde leben — für gewöhnlich bösartige und angriffslustige Tiere seien. Die alleinige Richtigkeit dieser Ansicht scheint noch der Rechtfertigung zu bedürfen, wenn auch manche Beobachtung dafür spricht, daß sie zutreffend ist. Fast jeder dieser alten Herren ist eben schon mal beschossen worden und hat den Menschen als seinen einzigen, aber schlimmsten Feind kennen gelernt.

Im allgemeinen darf man annehmen, daß der Elefant die Flucht ergreift, wenn er Menschen wittert und ebenso, wenn er irgendwo schießen hört. Auch er ist eben durch Schaden und Erfahrung klug geworden. Daß Elefanten andererseits von lärmendem Brechen im Gehölz, ja von lautem Sprechen bisweilen — d. h. wenn der Wind entsprechend steht —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gar keine Notiz nehmen, auf Unterhaltung im Flüsterton in ihrer Nähe aber sofort verschwinden, habe ich einige Male selbst erfahren, öfter noch wurde es mir berichtet.

In einem Falle beobachtete ich einen vielleicht zweihundert Meter entfernten Elefanten etwa eine halbe Stunde lang, der in einem der Jagdreservate am Rufiyi am gegenüberliegenden Ufer stand. Die Karawane traf nach und nach lachend und schwatzend ein. Es wurde ungeniert laut gesprochen und gerufen, zuletzt sogar gepfiffen. Der Elefant langte in größter Seelenruhe mit dem schlangengleichen Rüssel sorgfältig den Lianenbusch betastend und untersuchend, die ihm zusagenden Ranken und Blätter herab, von Zeit zu Zeit innehaltend und witternd. Er mußte die Geräusche trotz des Wasserrauschens hören! Erst auf einen in die Luft abgegebenen Schuß fuhr er zusammen, krümmte den Rücken und war mit gradezu komisch wirkender Behendigkeit einen kleinen Flußpferdwechsel erklimmend im Busch verschwunden. Der Anblick eines wilden Elefanten gehört hier zu Lande keineswegs zu den alltäglichen Erlebnissen, er wird einem sogar nur sehr selten zuteil, selbst wenn man immer unterwegs ist. Ich selbst bin trotz unabläßiger Versuche (wo es Zweck hatte) nur siebenmal an Elefanten auf Sicht herangekommen, während frische Fährten sehr oft meinen Pfad gekreuzt haben.

Wo eine Elefantenherde durchkam, sieht es übel aus. Ganze Bananenpflanzungen werden verwüstet, die dicken Stengel zerknickt und niedergetreten. Gewisse Akazienbäume, deren Laub und Rinde der Elefant bevorzugt, werden wie Zahnstocher umgebrochen. Schenkeldicke Bäume liegen in Reihen entwurzelt da, als ob ein gewaltiger Sturm durch den Wald gefegt sei.

In der Ulangaebene kommt es jedes Jahr vor, daß die Reisvorratshäuser der Eingeborenen von Elefanten auseinandergerissen und ihres beliebten Inhalts beraubt werden. Mit einigen Platzpatronen oder blinden Schüssen würde man die nicht geladenen Gäste von den Kulturen fernhalten können. Dazu gehören zunächst in den Jagdreservaten, dann auch in den anderen bedrohten Landstrichen vom Gouvernement angestellte Wärter, welche die unheimlich appetitstarken Fresser zu verjagen hätten.

Die zwei Jagdwärter pro Bezirk von der Größe eines kleinen Königreichs, die ihr sorgenloses Dasein beschaulich in irgend einem Jagdreservatwinkel verschlafen, können natürlich nichts machen. Aber mehr Wärter anstellen und ihnen noch Zündhütchen und Pulver liefern, das kostet Geld und die Parole in Deutsch-Ostafrika heißt: „Unkosten dürfen nicht entstehen."

Über eins muß man sich eigentlich endlich einmal klar werden! Will man den Elefanten erhalten oder will man ihn der Kultur zuliebe

preisgeben? Was man eigentlich will, weiß, glaube ich, fast kein Mensch. Oder die, welche es wissen, sagen es nicht. Das sind die ganz Schlauen, notabene wenn .... Hat man sich aber zu einem Weg entschlossen, so sollte man auch ganze Arbeit machen.

Will man den Elefanten opfern — die Notwendigkeit liegt noch lange nicht vor, aber sie könnte eines Tages eintreten — dann sollte das Gouvernement lieber selber den Abschuß in die Hand nehmen und den Elfenbeinertrag zum Nutzen des Landes verwerten, als die Ausbeutung mittellosen Abenteurern oder den braven Buren überlassen. Will man den Elefanten schonen und die vorhandenen Bestände erhalten oder vermehren, so kann nur eine völlige Schonzeit von mindestens zehn Jahren helfen, nach deren Ablauf pro Jahr und Jagdschein im Höchstfalle zwei Elefanten gegen hohe Schußgebühr freigegeben werden dürften. Für nachweislich erlittenen Flurschaden müßten die Betroffenen entschädigt werden, am besten wohl aus den Einnahmen der Jagdscheingebühren.

Ebenfalls müßte das Gouvernement an zuverlässige Personen unentgeltlich Vorderlader verleihen und Pulver liefern zur Abgabe von Schreckschüssen. An Europäer Platzpatronen für Hinterlader.

Der Nachwuchs an jungen Elefanten ist naturgemäß gering. Die Gründe hierfür aufzuzählen, führt zu weit.

Im Laufe der Jahre ist es hier mehrfach gelungen, junger Elefanten habhaft zu werden, deren Muttertiere auf der Jagd erlegt oder geflüchtet waren. In fast allen Fällen brachten die Eingeborenen den „Fund" dann zur Station oder zu einem ihnen bekannten Europäer. So hatte 1896 der Posten Kajagga am Nordstrand des Tanganika zwei junge Elefanten. In Iringa waren ebenfalls einige. Alle Tiere gingen aber über kurz oder lang ein. Nur einer lebte 1 Jahr, ein anderer sogar 1½ Jahr. Mir wurde 1903 in Moschi von Masai ein junger männlicher Elefant von etwa 80 Zentimeter Höhe gebracht, den die Finder angeblich mitten in der Steppe verlassen angetroffen hatten. Vermutlich war das Muttertier von Wakambawilderern verbotener Weise mit Giftpfeilen erlegt worden.

Es war ein zum Lachen zwingender Anblick, als der Zug sich der Boma Moschi näherte. Voran einige schlanke Masai, mit Fett und roter Erde lückenlos eingerieben, dann der „Finder" und hinter ihm marschierte verständig, tapfer, treu und brav wie selbstverständlich unser junger Elefant!

Welche Mühe haben wir nicht auf ihn verwandt. Alles drehte sich nur noch um sein Wohlergehen und um die Frage: „Wird er durchkommen oder nicht?" Die ihm per Flasche verabreichte Kuhmilch nahm er sofort gierig an und konnte garnicht genug bekommen. Nach den ersten Tagen der Schwäche erholte er sich schnell, so daß er nach 14 Tagen recht wohl

schien, sofort zum Spielen herankam, wenn wir zu ihm gingen und versuchte uns unter köstlichem Brummen mit der Stirn vom Platze zu drücken. Nur in seinen geräumigen Stall, ein leeres Magazin, wollte er abends absolut nicht herein. Wir begannen zu hoffen. In der dritten



Feldwebel Lemcke als Amme.

Woche fiel er zusehends ab, die Verdauung funktionierte nicht mehr und kurze Zeit später starb das kleine Kerlchen, nachdem er die letzten Tage wie ein schwerkrankes Kind ruhig und still dagelegen hatte. — Man muß zwar hier im kolonialen Dienste immerzu allerlei Aufgaben lösen, die man sich zu Hause nicht träumen ließ. Aber „junge Elefanten aufziehen können" wurde bisher noch nicht verlangt. Vielleicht beschäftigt sich Witzenhausen mal mit der Sache! Einen immer wieder gleich erheiternden und in gewissem Sinne rührenden Anblick dieses altklugen Miniaturriesen mit seinen gemessenen, verständigen Bewegungen, seiner Zutraulichkeit und seinem Anschlußbedürfnis kann ich mir schwer vorstellen. Die Zahl der seit unserer Besitznahme der Kolonie gefangenen und eingegangenen jungen Elefanten mag zwei Dutzend betragen. Wie schon gesagt, ist es bisher nicht geglückt, einen einzigen derselben am Leben zu erhalten. Sie

bedürfen wohl zu lange Zeit der Muttermilch, welche vielleicht Bestandteile enthält, die auf die Dauer vom jungen Tiere nicht zu entbehren sind. Sicher sprechen aber auch noch andere, uns noch nicht bekannte Umstände mit, denn sonst wären wohl die über ein halbes Jahr lebend und gesund erhaltenen jungen Tiere durchgekommen. Das junge Nashorn und besonders Flußpferd ist sonderbarerweise viel leichter mit der Flasche aufzuziehen. Im Kongostaat sollen in den letzten Jahren eine Anzahl junger Elefanten gefangen worden und am Leben geblieben sein, welche angeblich bereits Arbeitsdienst nach Art der indischen verrichten. Die Möglichkeit ist selbstredend durchaus gegeben. Vielleicht entschließt sich das Gouvernement einmal dazu, Versuche mit der Aufzucht junger Elefanten durch einen der Sache gewachsenen und anstatt mit Phrasen, mit ausreichenden Kenntnissen ausgerüsteten Mann vorzunehmen.

* * *

Anfang Dezember 1898 übernahm ich die 3. Kompagnie und zugleich die provisorische Station Kalinga am Rande des Udzungwegebirges in Uhehe, eine Station, ausgezeichnet dadurch, daß es dort überhaupt nichts zu essen gab. Die gesamte Verpflegung mußte aus der 2—3 Tage entfernten Ulangaebene beschafft und durch Träger ins Gebirge transportiert werden. Unsere ultima ratio war eine Rinderherde. Wild gab es außer Elefanten und Schweinen nicht. Erstere auch nur in 6—8 Stunden Entfernung von der Station. Bei der Magazinübernahme fand ich als — die wahlweise an Stelle von je 100 Rp. pro erlegten Elefant erlaubte — Abgabe eine Anzahl kleiner und kleinster Elefantenzähnchen, meiner Erinnerung nach im Einzelgewicht von einem bis zu sechs Pfund vor, die von nicht lange vorher erlegten ganz jungen Tieren stammten. Hier hatte also ein Europäer sieben ganz junge Elefanten umgebracht, die, wie mir erzählt wurde, durch das Schießen verwirrt und ratlos aus einem engen Talkessel nicht herausfanden und so seine leichte Beute wurden. Wenn es für ein solches Verfahren überhaupt eine Entschuldigung gibt, so kann es nur die sein, daß der Jägersmann beim Anblick der Elefanten derart in Erregung geriet, daß seine freie Willensbestimmung eine Zeitlang verspurloste. Es ist nicht gut anzunehmen, daß ein im seelischen Gleichgewicht befindlicher Mensch derart loswütet.

Die zerklüfteten Bergländer des südlichen Uhehe waren damals noch reich an Elefanten. Wenn ich mich recht entsinne, wurden 1899 oder 1900 allein im Uhehebezirk an 900 Elefanten der Station als erlegt gemeldet; zweifellos also nicht alle, die tatsächlich erlegt wurden. Man kann sich hiernach ungefähr ein Bild davon machen, wie reich an Elefanten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uhehe damals noch gewesen sein muß, ebenso aber auch, wie wild dort gejagt wurde. Auch ich hatte das Glück, in Uhehe zum erstenmal Elefanten in Freiheit zu sehen und zwar gleich eine ganze Herde. Am 29. Dezember brach ich — nachdem Weihnachten durch Genuß der letzten 10 Kubikzentimeter Kognak andeutungsweise markiert worden war — von Kalinga mit 6 Askaris auf, um in der Ulangaebene wieder einmal zu fouragieren. Nach dreistündigem Marsch lagerten wir vorläufig, infolge entstandener Zweifel über den einzuschlagenden Weg, an einem klaren Gebirgsbach. Ein Versuch, uns am Nachmittage durch das hohe Gras durchzuarbeiten, um einen kürzeren Weg zu erreichen, scheiterte. Wir blieben einfach stecken und mußten zurück. Alte Elefantenspuren waren zahlreich vorhanden, doch nicht eine frische. Nach einem schauderhaft steilen Aufstiege senkte sich das Gelände scheinbar nach Süden und bildete ein Durcheinander von Bergen, Tälern, Schluchten, Wald- und Buschparzellen. Ein hoher schroffer Gebirgsstock verlief vom Lager aus direkt nach Westen. Am nächsten Tage stiegen wir nach längerem Marsch auf einem guten Elefantenpfade steil ab zum Lager an einem 10 Meter breiten Gebirgsbach, dessen Bett mit Felsklötzen übersäet war. Die Gelegenheit zu einem „Naturheilbade à la Wannsee" war zu günstig, um sie zu verpassen, zumal ich der Zustimmung selbst des verbohrtesten Moralretters mich versichert halten konnte, da Ärgernis unmöglich, weil das nächste weibliche schwarze Wesen schätzungsweise 30 km Luftlinie entfernt war.

Ein, mich übertrieben steil und anstrengend anmutender Aufstieg führte am anderen Morgen zur lichten Höhe und zu einem Elefantenpfad. Die sehr zahlreichen, ca. 14 Tage alten Losungsreste, in Gestalt überaus stattlicher, gleichmäßig geformter, strohfarbener Grasknödel ließen blitzschnell erkennen, daß es der Zuziehung eines Sherlok Holmes behufs Ergründung ihrer Herkunft, nicht bedurfte. — Wir folgten dem Elefantenpfade nach Osten. Derselbe führte sozusagen raffiniert gewandt alle Senkungen und Abstiege so weit als möglich vermeidend und abschneidend, über die Rücken und Sättel. Seine Trace hätte kein Fachmann fehlerloser legen können! Nach dreistündigem Marsch kreuzten frische Spuren unseren Weg. Bald wurden diese überraschend zahlreich. Die ganz frische, dampfende Losung ließ erkennen, daß erst vor kurzer Zeit Elefanten durchgekommen waren! Noch nie hatte ich bisher einen Elefanten in seiner Heimat in Freiheit gesehen. Wer kann mir verdenken, daß ich anstatt weiter ans Fouragieren zu denken, zunächst: „Stop alter Junge!" sagte und dann: „Hier wollen wir uns mal umsehen." Der Mhehejumbe Kihuero, der mich begleitete, hatte in richtiger Erkenntnis der Dinge, die da

kommen würden, schon einige Spürer vorausgeschickt, die zu meiner größten Freude um 11 Uhr mit der Meldung zurückkamen, daß sie „viele Elefanten" garnicht weit, sondern ganz nahe gesehen hätten.

„Karibu sana, si mbali." Dieses „ganz nahe" betrug denn auch nur 1½ Stunden, die wir in einer fluchtartigen Gangart zurücklegten. Von dem schwarzen Führer sehr geschickt dirigiert, mußten wir behufs Vermeidung ungünstigen Windes mehrere Ab- und Aufstiege überwinden, sodaß ich zuletzt völlig erschöpft und außer Atem einen Sattel erreichte, von welchem aus die Elefanten zu sehen sein sollten. Infolge des letzten schnellen Anstieges hatte ich derartiges Herzklopfen, daß ich mich erst setzen mußte, um ruhiger zu werden. Nach einigen Minuten Pause kroch ich behutsam, dem Führer folgend, bis zur Höhe eines schmalen Grates bergan, von wo das nächste Tal zu übersehen sein mußte.

Man wird verstehen, wenn Erwartung und Jagdlust mich — zum erstenmal nach 4 Jahren Aufenthalt in Afrika auf Elefanten stoßend — mächtig aufgeregt hatten.

Langsam richtete sich jetzt der Mann vor uns auf und zeigte schweigend mit ausgestrecktem Arm ins Tal. Ich stand jetzt neben ihm, doch sah ich nichts. „Dort, Herr, dort!" flüsterte der Mhehe aufgeregt mit der Hand zeigend, „wa na kula" (sie essen). Ich hatte viel zu weit gesucht. Ganz plötzlich sah ich nun einen, nein 3, 5, 10, nein noch mehr! Es waren an 40 Elefanten, die in verschieden weiten Abständen den jenseitigen Hang langsam emporsteigend, Äste und Laub abrupfend, sich schräg auf uns zu bewegten.

Wie soll man die Empfindungen eines solchen Augenblickes in Worte fassen? Ich verzichte darauf! Die ganze Herde befand sich etwa 200—250 Meter entfernt, sodaß ein ganz sicherer Schuß auf ein bestimmtes Tier aus der sich bald gegenseitig verdeckenden, bald im Gebüsch unsichtbar werdenden Herde, auch bei größerer Ruhe, als ich zurzeit vorzeigen konnte, nicht möglich gewesen wäre. Mit dem Glase beobachtend, wartete ich daher das Näherkommen erst ab, zumal ich mit einem Male ganz ruhig und kühl geworden war. Bald hatte ich einen alten Bullen — anscheinend den einzigen bei der Herde befindlichen, mit sehr weit herausragenden, starken Stoßzähnen — entdeckt und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn. Die Herde hatte sich unterdessen bis auf etwa 120 Meter genähert, als ein, uns wahrscheinlich unmerkbarer, Windhauch ihr verdächtig wurde. Völlig ungedeckt, über eine ganz freie Wiese, steil bergab näher heranzugehen, bot keine Aussicht auf Erfolg, zumal der Wind jetzt von uns her zu Tal zu fallen begann. „Schieße, Herr, oder sie werden fliehen" tönte es leise zu mir herauf und ich ließ mich ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

führen, dem Rat zu folgen. Der große Bulle stand ziemlich günstig, in seiner Nähe und hinter ihm bewegten sich andere graue Riesenleiber. Ich zielte aufs Blatt und einige Sekunden darauf rollte das Echo des Schusses donnernd die Bergwände entlang. Aber, war ich doch noch zu aufgeregt, hatte sich beim Hochheben und Vorbeistreifen des Gewehres am hohen Schilfgras oder meiner Kleidung die kleine Klappe aufgerichtet? ich weiß es nicht, sah auch damals nicht nach. Saß der Schuß? Saß er gut oder nicht, ich konnte es nicht sagen. — Die Herde stieg langsam in den Grund hinunter und schloß hier, unschlüssig, wohin sich zu wenden, eng zusammen. Ich glaube, daß in diesem heillosen Berggewirr das Echo des Schusses sie gänzlich wirre machte. — Zunächst konnte ich nicht wieder feuern, da alle Elefanten ca. 250 Meter entfernt in einem Haufen zusammenstanden und ein bestimmtes Tier nicht zu wählen war. Vergebens suchte ich den Zahnträger von vorhin zu finden. Jetzt war zu erkennen, daß zur Herde eine ganze Zahl halbwüchsiger Tiere gehörten, die ratlos nach der Mitte drängten, wo die ausgewachsenen sich versammelt hatten. Ein leichtes Hin- und Herwiegen der gewaltigen Körper unter beständigem, dabei ganz ruhigem, prüfendem Einsaugen der Luft in den Rüssel war bei einer Anzahl deutlich zu beobachten. Andere standen ganz still, bewegungslos. Die meisten klappten fortwährend ihre gewaltigen Ohrmuscheln nach vorn und zurück. Dieser Anblick dauerte einige endlose Minuten, dann löste sich die Masse langsam auf und bewegte sich in fluchtartigem Tempo auf ein tiefes Seitental zu, mir dabei Gelegenheit gebend, noch zweimal auf den erst gewählten Bullen zum Schuß zu kommen. — Die Herde war jetzt verschwunden und nun ging es in größter Eile bergab, ihr nach. — Im Tal angekommen, bot sich ein unerwarteter Anblick. Ein großer Elefant lag verendet im dichten Busch. Das hatte ich mir nicht träumen lassen. Aber im Augenblick verwandelte sich meine Freude in das Gegenteil. — Ein hochtragendes Muttertier war gefallen! Zähne, später gewogen, à 28 Pfund. Ich hatte jedenfalls den ersten Elefanten überschossen und eine in der Schußrichtung hinter ihm im Busch gedeckt stehende Kuh getroffen. Sie hatte guten Blattschuß und war anscheinend sofort verendet. — Aber es war keine Zeit zu verlieren. Sekunden hatten genügt, das Geschehene zu übersehen und weiter ging es, dem Bullen nach, dessen riesige Fährte trotz der vielen anderen von Zeit zu Zeit zu erkennen und ganz gut zu halten war. Schon außer Atem, überkletterten wir einen kleinen Rücken, hinter welchem eine sumpfige Wiese tief unter uns auftauchte. Gleichzeitig sahen wir einige Elefanten, die sich von der Herde getrennt hatten, um, zurückkommend in größter Hast, einen ganz steilen unbewachsenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hang zu unserer Rechten zu erklimmen. Es mögen 6 oder 7 gewesen sein. Mein erkorener Zahnträger war nicht dabei. Völlig ernüchtert und ruhig geworden, schoß ich nicht. — Doch was ist das? Auf halber Höhe angekommen, stürzt ein Elefant, gleich darauf ein zweiter nieder und beide rollen vor unseren Augen — wir standen wie versteinert da — buchstäblich wie 2 Fässer, vielleicht 50 Meter den Berg hinab bis zum Wiesengrund, wo die dichte Bewachsung zunächst nichts mehr erkennen ließ! Die anderen waren inzwischen jenseits des Bergrückens verschwunden. Als erster fand ein Askari seine Sprache wieder, der beim Hinabkullern der Elefanten freudig rief: „Einer ist gefallen, noch einer! Jetzt haben wir schon drei", während ich mich verwundert fragte: „Das ist doch unmöglich, du hast ja gar nicht drauf geschossen." Erst später erklärte ich mir den Fall der Elefanten derart, daß die flüchtig bergan hastenden Tiere sich vielleicht heftig angerempelt, dabei infolge ihrer steilen Körperstellung zu Fall gekommen und nun, unfähig, einen Halt zu finden, ins Rollen gekommen waren. — Aber zum Überlegen blieb damals keine Zeit. Wir in Windseile den rollenden Riesen nach bis zum Wiesengrund. Nichts zu sehen! Wir suchten und suchten an der vermeintlichen Fallstelle. Nichts da!

Die weichen, liegenden Grasmassen, welche das feuchte Tal füllten, ließen nichts entdecken. Ein ziemlich lichter hoher Waldkranz schloß das Tal von allen Seiten ein. Um besseren Überblick zu gewinnen, kletterten wir wieder ein Stück bergan, als wir ganz unvermittelt, uns auf 150—200 Meter gegenüber, den größten Teil der Herde einen schroffen Hang hinaufklettern sahen. Ungefähr in der Mitte, durch etwas Stangenholz gedeckt, stand, deutlich an seinen lang hervorragenden Stoßzähnen, von sicher je einem Zentner Gewicht, kenntlich, der alte Bulle. Er bewegte sich gar nicht, so daß ich ihm mit sicherem Abkommen übers Tal hinüber eine Ganzmantel 88 aufs Blatt setzen konnte. Auf den Schuß klappte er nur einige Male mit den Ohren und stieg dann so langsam weiter, daß ich noch zwei Schuß abgeben konnte. Jetzt ging es so schnell wie möglich nach. Schon glaubte ich die Beute zu haben und diesmal von besonderem Glück begünstigt zu sein. Der Führer der Herde, „ihr Chef" — das konnte nur dieser eine Bulle sein — war mir so gut wie sicher und meine Freude kannte keine Grenzen.

In atemloser Hast ging es auf der Fährte weiter steil bergan. Der keuchende Atem drohte die Brust zu sprengen, aber was lag daran, so nahe am edelsten Wild der Welt! Drei gute Schuß mußte er haben. Wir müssen und werden ihn finden, war mein Gedanke, und atemlos klommen wir bergan! Dies Freudenfest nachher! Und dann erst der so

nette Neid anderer um Abenteuer und Trophäe! Blitzschnell jagten sich die Gedanken!

Da kreuzt der Gesuchte in der eigenartigen, unheimlich schnell fördernden Bewegung eines fliehenden Elefanten für eine Sekunde sichtbar eine Lichtung voraus und ... wir sahen ihn niemals wieder.

Tags darauf folgten wir noch fünf Stunden der Fährte ohne das geringste Ergebnis, so daß ich nun wenigstens hoffte, den wehrhaften Riesen doch nur leicht verletzt zu haben. Wir mußten über den kleinen Sumpf zurück, in welchem gestern die beiden rollenden Elefanten, die beim hastigen Erklettern des steilen Hanges das Gleichgewicht verloren haben mußten, landeten.

Da nichts zu finden war, mußten sie aber mit heiler Haut unten angekommen sein und sich davongetrollt haben. Ein alltäglicher Anblick war ihre Talfahrt jedenfalls nicht. Von ähnlicher Beobachtung habe ich bisher nichts vernommen.

Etwa eine halbe Stunde von der gestrigen Schußstelle angekommen — wir befanden uns auf einem kleinen Bergrücken, der von erheblich überragenden Höhen eingeschlossen war — ließ sich der Führer plötzlich in die Knie sinken und rief mir leise zu: „Ndofu" (Elefant). Gedankenschnell lag die aufmerksame kleine Kolonne am Boden. Und richtig! Vor uns auf halber Höhe trachteten vier Elefanten mit kleinen Zähnen, denen ein fünfter mit kurzen, aber ganz dicken Elfenbeinsäulen folgte, in hastigem Vorwärtsdrängen die Höhe zu gewinnen. Sie mußten uns schon im Winde haben und verschwanden gleich darauf im hohen Schilf, ehe so recht die Möglichkeit eines guten Schusses auf den letzten wegen der immerhin an 200 Meter betragenden Entfernung abgewogen werden konnte. Kaum eine Minute später erschien — schon 400 Meter entfernt — Nr. 5 auf einer hellen, kahlen Kuppe, die sich scharf gegen das dunkle Grün des dahinter rauschenden Urwaldes abhob. In voller Klarheit war zu erkennen, wie er den Wind untersuchte, indem er mit hocherhobenem Rüssel nach allen Seiten witterte und zuerst nichts Verdächtiges zu bemerken schien. Ganz plötzlich schnellte der Rüssel wieder hoch, ein prüfendes Drehen desselben wurde sichtbar, dem ein ebenso hastiges Herumwerfen des Körpers folgte und im Nu war 5 verschwunden. Eben im Begriff den Weitermarsch, anzutreten stößt ein Träger den Schreckensruf aus: „Tembo nakuja" (Ein Elefant kommt) und stürzt wie besessen davon. Im gleichen Augenblick taucht knapp 100 Meter vor uns ganz frei ein hochragender Elefant auf, der sich in schnellster Bewegung mit nach vorn geklappten Ohren und erhobenem Rüssel nähert. Ich erkenne noch, daß er stark lahmt und zahnlos ist, gebe rein instinktiv in größter Eile zwei

Schuß auf ihn ab und dann — ich lüge nicht — rissen wir aus, was wir konnten. Aber wir konnten nicht fort! Das Schlinggras hielt uns bald gefangen. Hierüber sehr schnell klar geworden, durchzuckte mich im gleichen Augenblick die Erinnerung, daß sich ja zwischen uns und dem Elefanten ein langer, wohl 5 Meter tiefer und ebenso breiter Wasserriß mit senkrechten Wänden befand, den wir Tags zuvor umgangen hatten. Und kaum war dies gedacht, als auch schon ein dumpfer schwerer Sturz die wundervoll anregende Spannung nahender Lebensgefahr gelöst hatte. Knapp 40 Schritt von uns war der in blinder Wut vorwärts tobende Elefant in die Schlucht gestürzt und lag nun hilflos gefangen und eingekeilt im unten ganz schmalen Spalt des Erdrisses, der als natürliche Fanggrube vielleicht unsere Rettung wurde. Ein auf wenige Schritte von dem so gefesselten und doch nicht zu rettenden Riesen abgegebener Gehirnschuß tötete den alten Bullen auf der Stelle. Er hatte keine Spur von Stoßzähnen. Diese zahnlosen Bullen gelten — ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt — bei den Eingeborenen für besonders gefährlich und angriffslustig.

Einen Monat später traf ich, an der Spitze einer langen Marschkolonne marschierend, in Upogoro zum zweitenmal auf Elefanten. Es waren drei große Tiere, die zuerst wie rundliche wandelnde Panzerhäuschen vor uns auf dem Wege einherschritten, dann aber bald in den Wald abbogen. Sofort war ich natürlich mit dem ebenfalls gern zur Jagd bereiten Sergeanten Schütz meiner Kompagnie hinterher. Wir brauchten nur dem Wege zu folgen, den die drei Kolosse im Grasmeer niedergetreten hatten. Nach dreistündiger Hast, die uns mehrfach im Kreise führte, mußten wir erschöpft die Verfolgung aufgeben. Ein prompt am Nachmittag einsetzender und mich ins Feldbett zwingender, überaus heftiger Fieberanfall mit unerträglichen Kopfschmerzen war bei mir die Folge. Schütz wollte brennend gern noch einmal sein Glück versuchen und erbat Jagderlaubnis. Eine Stunde vom Lager schoß er einen Elefantenbullen an, der ihn umgehend annahm. Auf zehn Schritt Entfernung glückte ihm dann ein Tellschuß und der Riese brach verendend zusammen. Jeder Zahn wog an 105 Pfund! Sonderbarerweise verbrachte ein anderer Elefant den halben Nachmittag damit, um das Lager herumzupatrouillieren, ohne sich durch den Lärm, die Feuer und die vielen Menschen stören zu lassen.

Vier Jahre später! Lager und Ruhetag in Nordruanda auf einem hohen Bergrücken ziemlich in der Mitte zwischen dem Mvuleru- und dem dreizipfligen Ngesisee. Beim Ankleiden um 6½ Uhr früh höre ich im Zelt draußen davon sprechen, daß zwei Elefanten da seien. Also mit Windeseile in die Kleider und vors Zelt! Es stimmt. Etwa ein Kilo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meter vom Lager standen zwei Elefanten uns halb den Rücken zudrehend, mit anscheinend recht ansehnlichen Stoßzähnen, auf einem Hange, unweit eines jungen Bambuswaldes. Von der nun gemeinsam mit Hauptmann W. v. Grawert unternommenen Jagd, die schließlich grade mit dem Ergebnis endete, welches wir auf jeden Fall vermeiden wollten, nämlich zur Strecke eines sogenannten „Kompagnieelefanten", sei nur das Schlußbild entrollt.

Wir näherten uns dem schwerverwundeten Elefanten, der in imposanter Größe und Wucht im Bambusdickicht stand, bis auf vielleicht 20—30 Meter und wollten ihn möglichst schnell töten. Auf einige Kopfschüsse brach der Koloß nieder und wir gingen im Glauben, daß sich weiteres erübrige, bis auf vielleicht sechs Schritt heran, um den gefällten Riesen in aller Ruhe aus nächster Nähe zu beaugenscheinigen. Doch was ist das! Unheimlich schnell wächst der Elefant wieder riesengroß in die Höhe — ein Anblick, der einem schon etwas das kalte Grausen lehren konnte — und stürzt auf uns zu, die wir beide völlig triebhaft wie der Blitz fortsausten. Man entwickelt in solchen Momenten eine ungeahnte Gewandtheit, und so stoben wir mit mächtigen Sätzen nach verschiedenen Richtungen fort. Ich kam nicht weit. Wie von einer Schlinge niedergerissen, stürzte ich plötzlich im jungen Bambusrohr der Länge nach und mit solcher Gewalt hin, daß gleichzeitig Tropenhelm, Gewehr und Kneifer weiterflogen. Zu denken war nicht viel. Ich dachte nur noch ganz klar und ganz ruhig: „Jetzt ist's aus." Aber als einige Sekunden lautlos vergingen, ohne daß etwas erfolgte, raffte ich mich, Tropenhelm und Gewehr wieder auf, und begann den zauberhaft schnell verschwundenen Boys rufend, das mir am schwersten entbehrliche Augenglas zu suchen. — Jetzt ertönte auch von irgendwo her aus dem Busch v. Grawerts lieblich lautende Stimme. Auch er war wie ich bald hingefallen. Wir schienen somit beide noch heil! Nach einigem, trotzdem etwas zweifelndem Betasten und Prüfen, ob wirklich die ganze Maschine noch in Ordnung war, drückte ich den mittlerweile auch sogar wiedergefundenen Kneifer auf die Nase und stand zwei Minuten später vereint mit v. Grawert am verendeten Elefanten, der noch eine kurze Strecke vorgestürmt und dann tot zusammengesunken sein mußte. Da nicht, ohne auf alle Fälle zu vermeidenden Streit, entschieden werden konnte, wer den „tödlichen" Schuß abgegeben hatte, losten wir die Zähne derart unter uns aus, daß der Gewinner die Wahl eines derselben hatte.

Auf Elefanten soll man eben entweder allein jagen oder überhaupt nicht.

So verlief eine andere Jagd zu zweien und einem Zuschauer denn auch erfolglos. Es war 1903 in Moschi. Seit einigen Wochen hatten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir Besuch eines Afrikareisenden, welcher die Station andauernd mit zahllosen Wünschen und Anforderungen beglückte, in der vermutlichen Meinung, so eine Station sei überhaupt nur dazu da, „schleunigst" jeden seiner Wünsche zu erfüllen und sich außerdem noch seinen „Beziehungen" entsprechend geehrt zu fühlen. Mag sein, daß er recht hatte. Er wurde auch gern unterstützt, wie kaum je ein Reisender vor ihm. Schließlich hatten wir in Moschi aber auch noch massenhaft andere nicht unwichtige Arbeiten zu erledigen. Er wollte hauptsächlich im Bezirke jagen und Tiere lichtbilden. Eines Morgens, als unser Gast „alles fertig zum Abmarsch gepackt" bereitstand, brachten Eingeborene die Nachricht, daß zwei Elefanten am Rande der Steppe im Holz ständen. — Die Gelegenheit zu einer Elefantenjagd ist im allgemeinen so überaus selten, daß jeder passionierte Jäger hocherfreut ist, einmal das ewige und oft genug unerquickliche Einerlei des Stationsdienstes unterbrechen zu können. Trotzdem lag mir wegen eigenen Unwohlseins an jenem Tage nicht viel daran, eine Jagd zu unternehmen. Ich sagte daher dem zum Abmarsch bereiten Besucher etwa: „Wenn Sie versuchen wollen, die Elefanten zu photographieren, dann trete ich gern zurück, mir liegt nicht viel daran, da ich schon Elefanten geschossen habe". Er lehnte aber dankend ab, wie ich vermute, weil er seinen Abmarsch von der Station nicht länger verzögern wollte. Mein entgegenkommendes Anerbieten muß er nachher ganz vergessen haben, denn ich las ein Jahr oder zwei darauf gedruckt zu meinem ziemlichen Erstaunen nur, daß er den Stationschef nicht in seiner sofort unternommenen Jagd stören wollte, obwohl er gern photographiert hätte. Ich muß also wohl oder übel bei dieser Gelegenheit bekennen, daß nicht mir gegenüber die „Wissenschaft" zum Grollen berechtigt ist, wenn jene beiden Elefanten nicht für ihre Zwecke gerettet werden konnten. — So unwichtig die Sache an sich ja ist, sie zeigt, wie leicht man in den Tropen vergißt.

Viel früher habe ich übrigens — wie mir dabei einfällt — in weniger belanglosen Sachen die Beobachtung gemacht, daß Klima, Malaria und Chinin bei dazu disponierten Leuten eine gradezu vernichtende Wirkung auf die Gedächtniskraft ausüben können, und daß dann von dieser Wirkung vorzugsweise dasjenige Zentrum im Gehirn betroffen zu werden schien, welches die Erinnerung an geleistete Hilfe in der Not und gern erwiesene Dienste vermittelt. Diese Klimawirkung ist von mir allein hier wohl kaum zum erstenmal anerkannt oder empfunden worden. Zu Hause soll ja ähnliches auch ohne Chinin schon dagewesen sein! Man lernt es, sich dem im Laufe der Zeit anzupassen und damit langsam abzufinden. Man gewöhnt sich hier draußen überhaupt so nett seine Vertrauensseligkeit ab!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich stieg also mit Leutnant v. Trzaska und Unterzahlmeister Mühlhäuser zusammen zur Steppe hinab, wo wir bald auf die ganz frischen Spuren zweier Elefanten stießen. Infolge der bestimmten Verabredung, nicht eher zu schießen, bis in der Nähe des seltenen Wildes weiteres Vorgehen vereinbart wäre, verlief schließlich die Unternehmung ergebnislos, wenn wir auch zuletzt noch einige Schuß auf die in ganzer Figur sichtbar gewordenen flüchtigen Tiere abgeben konnten. Meine beiden Genossen waren an einer Wegkreuzung beobachtend stehen geblieben, während ich versuchte, durch eine kleine Umgehung, den Standort der Tiere im sehr unübersichtlichen Busche auszumachen. Beide Elefanten kamen während dessen bis auf 15 oder weniger Meter an die beiden anderen Herren heran, die jedoch der Verabredung gemäß und weil sie nicht wußten, wo ich steckte, nicht schossen, trotz der denkbar besten Gelegenheit. Ein Verhalten, das alle Anerkennung verdient und von seltener Selbstbeherrschung zeugt. So bekamen die Elefanten schließlich Wind von ihnen und gingen in schnellster Gangart — ein wundervolles Bild — ab.

Einige Zeit darauf schossen zwei Herren aus Moschi einen ganz kolossalen Elefanten unweit derselben Stelle schwer an, kehrten jedoch gegen Abend zur Station zurück, anstatt auf jeden Fall am Wild zu bleiben und in der Steppe, unter einem schnell herbeigeholten Zelte, zu nächtigen.

Beim nächsten Morgengrauen erlegte ein Grieche aus Moschi ebendort einen wahren Riesenbullen! Der Jäger, der sonst kaum je sein Haus verließ, war an diesem Morgen zwischen vier und fünf Uhr „zufällig" dort spazieren gegangen. Später wurde mit Recht die Elefantenjagd am Kilimandjaro ganz verboten. Seit einigen Monaten ist sie wieder erlaubt und diese Gelegenheit werden sich die zahlreichen Weißen dort nicht entgehen lassen, um für sich an Elfenbein zu retten, was zu retten ist.

Das neue Jagdgesetz, welches voraussichtlich den Elefantenabschuß erheblich einschränken wird, steht vor der Tür.

Nashorn.

Verdient der Elefant tatsächlich — zumal wo er noch in Herden auftritt — in unter Kultur stehenden Ländern als wirklich großer Schädling in doppelter Hinsicht nicht überall ungeteiltes Wohlwollen, so ist ein solches um so mehr dem Nashorn gegenüber gerechtfertigt, welches gegen bewohnte Gegenden überhaupt eine heftige Abneigung hat und nennenswerten Schaden in den Feldern nirgends anrichtet. Öde trockene Steppen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Bergländer sind sein Gebiet. Wasserplätze, Sumpf, Bäche, die sehr weit auseinander liegen können, sind Vorbedingungen für das Auftreten des Nashorns in größerer Zahl. Mehr einzeln lebende Tiere ziehen sich auch in abgelegene wasserlose Dornwüsten zurück und gehen am Abend oder frühen Morgen stundenweit bis zur Wasserstelle. Dem Menschen lästig oder schädlich wird das Nashorn somit kaum, jedenfalls nirgends in dem Maße, daß seine Beseitigung mit der Feuerwaffe geboten oder nur zu empfehlen wäre. Es ist zugegeben, daß bisweilen ein übellauniges Nashorn eine Karawane oder einzelne Menschen angreift. In solchen Fällen begnügt es sich aber meist damit auf das, seinen Unmut erregende Lebewesen loszuschnauben und es zu verjagen. Das ist ja für einen nichtsahnenden Wanderer, der im Geist zum Beispiel grade seine „Dienstjahre" berechnet und dabei alle Hoffnung auf die nächste Beförderung schwinden lassen muß, oder der mangels anderweitiger geistiger Anregung gewissenhaft den neuesten Runderlaß überdenkt, nicht angenehm, kann ihn ja auch im allerschlimmsten Falle schließlich ins bessere Jenseits befördern. Das ist dann aber ein überaus seltenes Unglück und meines Wissens bei den Weißen noch nicht dagewesen. Daß sich ein verwundetes Nashorn mit dem einfachen Fortjagen nicht begnügt, ist nicht verwunderlich. Daß das Nashorn den Menschen sofort flieht, ist die Regel, die eben ihre Ausnahmen hat. Es dieser Regel wegen aber zu den „ganz harmlosen" Tieren zu zählen, kann nur eine Folge herzerquickender Ahnungslosigkeit sein. Ich erwähne dies, weil hier vor Jahren als Tatsache erzählt wurde, daß ein Europäer aus Notwehr auf ein ihn angreifendes Nashorn schießen mußte, es erlegte, und auf seine Bitte, um Erlaß des Schußgeldes abgewiesen worden sein soll mit der Begründung, daß eine Notwehr einem „so harmlosen, ganz ungefährlichen Tier" gegenüber nicht vorliegen könne. Ob's wahr ist weiß ich nicht. Die Möglichkeit muß ich schweren Herzens zugeben!

Zu verwerten ist vom Nashorn außer dem Fleisch zum sofortigen Verzehren — das aber in zahllosen Fällen nicht mitgenommen werden kann und einfach verfault — nur die Haut und das allerdings sehr wertvolle Horn. Das Fleisch gilt sonst bei der Mehrzahl der eingeborenen Völker als großer Leckerbissen. Andere wieder verabscheuen es absolut. Das ist überhaupt ganz verschieden. Der eine Stamm wird niemals — auch zur größten Hungerszeit nicht — Nilpferdfleisch essen, der andere verhungert lieber, als daß er Nashornfleisch anrührt. Wieder andere verschmähen Zebra, einzelne Antilopenarten usw. Der Genuß des Krokodils gilt allgemein als ebensolche fluchwürdige Schande, wie bei uns zum Beispiel das Tragen des „Röllchens" als Manschette. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe bisher auch nur einmal Leute getroffen, welche das Krokodil mit Behagen verspeisten, die Wandamba am Ulanga. Das sind aber selbst halbe Wassertiere.

Aus der Haut des Nashorns werden besonders Peitschen, Stöcke, Riemen, neuerdings als Luxusgegenstände kleine Tischplatten angefertigt. Das Horn wird zu wertvollen Stöcken, zu Stockgriffen, Schalen und dergleichen verarbeitet, geht außerdem in größeren Mengen nach China, um dort in gemahlenem Zustande als Zusatz zu einer für den Gaumen des gelben Zopfinhabers ganz raffiniert pikanten .... Sauce Verwendung zu finden. Bei weit im Innern geschossenen Nashörnern lohnt sich der Transport der schweren Haut durch Träger zur Küste oft nicht, so daß in sehr vielen Fällen nur das dauerhafte Horn des Tieres in den Handel kommt. So werden jahraus, jahrein viele Hunderte von Nashörnern erlegt, nur um der Hornmasse willen, welche ebenfalls wie Elfenbein nach „frazilah" (35 Pfund engl., 31½ deutsch) gehandelt werden. Der Preis für ein solches frazilah faru-Horn (faru oder kifaru heißt Nashorn) beträgt zur Zeit etwa 200, betrug vor einigen Jahren 250 Mark. Derselbe ist schwankend.

In den beiden Jahren 1906 und 1907 wurden nach der Warenausfuhrstatistik der D. O. A. Z. vom 8. und 15. 8. 1908 aus der Kolonie ausgeführt: 12933 Klgr. Nashorn-Hörner im Werte von 178966 Mark. Rechnet man pro Nashorn im Durchschnitt 4 Klgr. Horn — die meisten der zur Strecke gebrachten haben kaum mehr als 5—6 Pfund schwere Hörner — so geht daraus hervor, daß 3233 Nashörner erlegt werden mußten, um diese Zahlen zu erzielen. Bedarf es da noch weiterer Worte zum Schutz des Nashorns?

Die Statistik läßt leider die Menge und den Wert der ausgeführten Nashornhaut nicht erkennen. Nimmt man den Wert der zur Ausfuhr gelangten Haut etwa als den gleichen der Hörner an — er beträgt ziemlich sicher nicht die Hälfte — so ergibt sich, daß pro Nashorn höchstens 100 bis 110 Mark Wert nutzbar gemacht würden. Ich bin geneigt, als Durchschnitt höchstens 40—60 anzunehmen. Dabei hat ein lebendes ausgewachsenes Nashorn zu Hause einen Wert von über 20000 Mark! Sollten nun solche im Lande schon vorhandenen enormen Werte wirklich nicht besser ausgenutzt werden können? —

Während des indischen Nashorns Kopf nur ein Horn ziert, hat das afrikanische deren zwei, die hintereinander sitzen. Das vordere ist fast immer erheblich länger als das hintere und leicht nach rückwärts gebogen. Recht selten sind schon Hörner von 80 Zentimeter Länge. Ein Horn von 1 Meter Länge und mehr ist eine Sehenswürdigkeit. Der Zweck der Hörner,

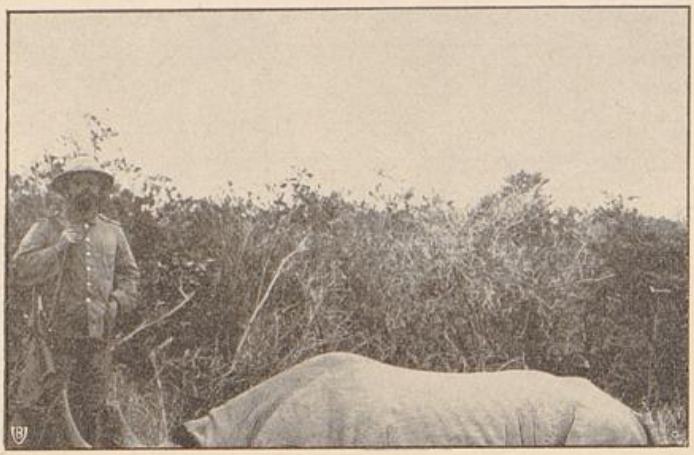
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich nebenbei bemerkt keineswegs auf der Nase, sondern hinter derselben über dem Schädelknochen hochbauen — den Namen Nashorn streng genommen also nicht ganz rechtfertigen — ist nicht ohne weiteres ersichtlich. Zunächst ist man natürlich geneigt, ihre Bestimmung lediglich als die einer Waffe aufzufassen. Das ist ihr Zweck aber wohl nur zum Teil und vielleicht nicht der eigentliche oder ursprüngliche, wenn auch bisher angenommen wird, daß — wie es irgendwo heißt — „sie nur schwache Reste der grotesken Schutz- und Trutzhüllen bilden, die den ganzen Körper der Saurier in der Vorzeit bedeckten". Feinde hat das Nashorn außer dem Menschen kaum, und gegen dessen Kugel ist eben überhaupt kein „Kraut" bezw. ihm kein „Horn" gewachsen.

Doch da fällt mir ein, daß wir im Dezember 1907 unweit des Nserekasees die infolge der Trockenheit mumifizierten Überreste eines Nashorns fanden, von dem die Eingeborenen versicherten, daß es in einem erbitterten nächtlichen Kampf mit Flußpferden durch die Überzahl der Angreifer getötet worden sei. Unmöglich ist das natürlich nicht, da sicherlich bisweilen unter jenen gewaltigen Vertretern einer märchenhaften Tierwelt wütende Kämpfe stattfinden mögen. Bei einem solchen ist naturgemäß das Horn eine gleich zweckmäßige, wie furchtbare Waffe. — Sozusagen zum „täglichen Gebrauch" deute ich mir den Zweck des Horns aber anders. Das Nashorn verbringt einen großen Teil seines Daseins im dicht verschlungenen Urbusch menschenleerer Steppen- und Bergländer. Der Eigenart dieser Heimat ist das Tier angepaßt. Von verhältnismäßig niedrigem Bau, streift es mit gewöhnlich tief hängendem Kopf durch die weglose Wildnis, hier allmählich seine Wechsel tretend und brechend. Nahe der Erdbodenbewachsung entstehen so die größten Lücken, die sich schon in geringer Höhe darüber durch die sich nach allen Seiten ausbreitenden Äste und Auswüchse schließen. Durch das Durchschieben des Kopfes und hierbei bewirkte Hochheben und Anschlagen des Gestrüpps bei der Vorwärtsbewegung wiederholte sich dauernd ein Reiz, der zuerst eine hornartige Verdickung hervorgerufen haben mag, die im Laufe der Zeiten zum starken Horn wurde, über welches nun mit Leichtigkeit schwere Äste, Büsche und andere Hindernisse der Bewachsung nach oben bis zur Rückenhöhe hinübergestreift werden können. So findet der plumpe Körper leicht ohne Verletzungen zu erleiden und ohne mit Hülfe seines Gewichts durchbrechen zu brauchen, eine sich sofort wieder hinter ihm schließende Passage. Ein in schneller Gangart fliehendes Nashorn bricht nebenbei mit ungestümer Gewalt durch das krachende und berstende Gehölz, wobei es sich nicht selten tiefe, schwer heilende Hautwunden reißt, in welchen sich bald zahllose Insektenlarven zu entwickeln belieben. Das ist aber die Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahme seiner Fortbewegungsart. Der Umstand, daß ich mehrfach im dicht verschlungenen Gehölz — Hinterland von Lindi — nur mit größter Mühe teils kriechend, fast immer tief gebückt, einem Nashorn folgen konnte, welches rein spielend und fast ohne Geräusch hier durchkam, hat mich auf den Gedanken gebracht, daß das vordere, nach rückwärts gerichtete Horn hauptsächlich und täglich dem genannten Zwecke dient, das Buschwerk zu heben, zu zerteilen und nach hinten überzustreifen.



Der Boy als Amateur:
Eine verunglückte Aufnahme, den Verfasser mit einem von ihm erlegten Nashorn darstellend.

In der Kolonie ist das Nashorn noch sehr häufig anzutreffen, vorzugsweise in dem weiten, fast unbewohnten Gebiet zwischen Viktoria-Nyansa und dem Kilimandjaro. Mehr vereinzelt kommt es in anderen Landesteilen vor, die alle hier nicht aufgezählt werden können. Relativ häufig ist das Nashorn noch in Karagwe westlich des Nyansa und im äußersten Südostzipfel der Kolonie dicht an der Küste bei Kionga. Die ganze zukünftige Zentralbahnliniengegend z. B. ist dagegen so gut wie nashornfrei. Für den an seine Reiseroute gebundenen Jäger ist das Nashorn schon ein seltenes Wild. Es ist nächst dem Elefanten und Löwen wohl das begehrteste, dann kommt etwa der Büffel. Die „Geschmäcker" sind auch hier verschieden, und mancher stellt den Löwen an die Spitze. — Immer mehr hat sich das Nashorn in ferne, vom Verkehr abgelegene Gegenden zurückgezogen, so daß derjenige, welcher nicht nach Belieben reisen kann, fast überall schon weite Abstecher in seine stillen Reviere machen muß, um einmal des Genusses seiner Jagd teilhaftig zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch vor 15, 20 Jahren kam das Nashorn in der ganzen Kolonie — mit Ausnahme weniger volkreicher Länder — verstreut noch weit häufiger vor als heute. Die oben angeführten Zahlen erklären das Verschwinden des Tieres hinreichend. Von Europäern in wenigen Jahren erzielte Strecken von 60, 70 Nashörnern waren damals nicht so selten. Welchen Zweck eigentlich ein solches planloses Niederknallen sicher auch weiblicher und junger Tiere hatte, ist umso schwerer zu ergründen, als außer den Hörnern ja doch das ganze Tier als Geier- und Hyänenspeise liegen blieb.

Es gibt genug sonderbare Weidmänner, die mit Behagen von jenen Heldentaten berichten. Daß sie leider nicht aufschnitten, beweist die rasche Abnahme der hart verfolgten Dickhäuter in vielen Gegenden, wie z. B. Karagwe und den bekannteren Teilen der Masaisteppe. Um ein junges Nashorn zur Aufzucht zu erbeuten, wurden mehrfach an 30 Muttertiere abgeschossen!

Auch hier wird das neue Jagdgesetz hoffentlich Einhalt gebieten. — Die ganze Lebensweise des Tieres macht seine Jagd eigentlich leicht, wenn man sich erst in einer Nashorngegend befindet. Während des Tages an einem vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützten, schattigen Ort im Busch oder unter Bäumen ruhend, oft fest schlafend, wird das Nashorn gegen 4, 5 Uhr nachmittags lebendig, zieht gegen Abend zum Wasser und dann während der Nacht äsend umher bis zum frühen Morgen. An kühlen, sonnenarmen Tagen trifft man es bis 8, 9 Uhr munter. Selten später und nur in vollster Einöde. Wie fast alles afrikanische Wild liebt es am Tage den kühlen Schatten und scheut durchaus das Streben nach einem „Platze an der Sonne". In aller Frühe trifft man das Nashorn dagegen noch unterwegs, in den einsamen Dornbusch zurückkehrend an; oft schon etwas ermüdet und weniger aufmerksam, infolge der nächtlichen Streife. Bei günstigem Winde ist das Heranpirschen leicht, sonst kaum erfolgversprechend. Nicht selten — besonders wenn die Sonne ihre wärmenden Strahlen in beängstigend zunehmender Freigebigkeit herniedersendet — wird man das Nashorn schon in seinem Lager antreffen, in welchem es den Tag schlafend verbringt, während pfennigg roße Zecken hinzueilen, sich in seinen Hautfalten festsaugen und der Madenhacker sich an die Arbeit macht. Friedlich unter irgendeiner Schirmakazie in der glühenden Steppe schlafend, sind mehr Nashörner vom meuchlings mordenden Blei getroffen worden, als man annehmen sollte. — Kam lange Zeit das Horn als das einzige wertvolle in den Handel — neuerdings erst werden auch mehr getrocknete Hautstücke in Streifen und Platten zur Küste gebracht — so wurde es vor einigen Jahren Mode,

junge Nashörner für die heimischen zoologischen Gärten einzufangen und aufzuziehen. Kein schlechtes Geschäft! Ein gesundes junges Nashorn, das bereits an konsistentere Nahrung gewöhnt ist, hatte damals in Europa einen Wert von 20—25 000 Mark. Glückte das Unternehmen, so war der Verdienst im Verhältnis zur aufgewandten Zeit und Mühe ein sehr hoher. So kamen einige Exemplare gesund nach Hause und bilden ein kostbares Schaustück für die Tiersammlungen großer Städte. Die meisten der eingefangenen jungen Tiere gingen aber nach einiger Zeit scheinbaren Gedeihens an irgend einem „Diätfehler" ein, sodaß keine Besorgnis besteht, den heimischen Markt mit einem solchen Angebot versorgt zu sehen, daß der Preis zu stark fallen könnte. So hatte die verflossene „tatenreiche" „K. H. u. S. G." (Kilimandjaro-Handels und Straußenzucht-Gesellschaft) nach und nach von Masai ohne Vernichtung zahlreicher Muttertiere eingefangene 14 junge „Nashörnchen" erhalten, von denen nicht eins am Leben blieb. Der Europäer „fängt" ein junges Nashorn derart, daß er das Muttertier abschießt und dann versucht, das die tote Alte nicht verlassende Junge durch ein genügend starkes Aufgebot von Negern zu ergreifen. Da häufig der Fall vorliegt, daß das Junge entweder noch zu klein oder bereits zu groß ist, um im ersteren Falle mit fremder Milch aufgezogen, im anderen, überhaupt noch eingefangen werden zu können, so wird in der Regel eine große Zahl weiblicher Tiere geopfert, bis es einmal glückt, ein geeignetes „Junges" zu fangen. Mehrere Beobachtungen dieser Art zeigten, daß Europäer derart — wie bemerkt — an 30 weibliche Nashörner erlegten, bis sie einen Erfolg mit dem Fange hatten. Andere schossen und schossen und fingen doch nichts. Sollte angesichts solch zweckloser Massenmorde nicht bald ein energisches Halt am Platze sein? Der Fang junger Flußpferde und ihre Aufzucht mit der Flasche scheint öfter zu glücken. Ganz natürlich ist es, daß die Eingeborenen als Tierfänger — vor allem die erstaunlich gewandten Masai und Wandorobbo — viel öfter Erfolg im Einfang junger „faru" gehabt haben, als irgend ein Weißer, und das ohne den Abschuß mehrerer oder gar einer ganzen Herde Muttertiere. Es hat nicht viel Zweck, Betrachtungen darüber anzustellen, ob das Nashorn bald aus unseren Steppen verschwinden wird oder nicht. Es nimmt in den von Jägern leicht zu erreichenden Gebieten rapide ab. Sicher ist, daß es eines wirklichen Schutzes wert ist und bedarf, und ebenfalls, daß es hierzu noch nicht zu spät ist, es sei denn, daß man gesonnen ist, es den allmählich richtig bewerteten Buren preiszugeben. Das ist heute nicht mehr anzunehmen. Die kolonialen Jahre um 1903, die kommen nicht mehr wieder und sind für Ost vorbei! Das ist kein Rückschritt! —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den unzugänglichen Bergsteppen nahe der Grenze unserer englischen Nachbarkolonie im Norden ist das Nashorn noch heute in überraschender Zahl vorhanden. Im Verein mit den zahlreichen seltenen, vom Jäger und Sportsmann begehrten jagdbaren Tieren stellt das Nashorn und viele andere Wildarten einen bereits im Lande vorhandenen, überaus kostbaren wirtschaftlichen Wert dar, aus welchem analog den in Britisch-Ostafrika geltenden Bestimmungen dem Fiskus eine reiche Einnahmequelle erschlossen werden kann. Wer dann noch mehr wie eine ganz beschränkte Zahl Nashörner schießen will, soll wenigstens ganz gehörig zahlen. Die einzig vernünftige Einschränkung der zum Abschuß erlaubten Tierzahl zwingt zudem allein schon zum Versuch, nur möglichst kapitale Stücke zu erlegen und die weiblichen und jungen Tiere zu schonen. Jedem wirklichen Weidmann wird ein einziger kapitaler Nashornbulle unendlich mehr wert sein als 20 Durchschnittstiere. Das paßt für jede Wildart in gleicher Weise. Es wird auch gar nichts schaden, die künftigen Bestimmungen für einen Teil derjenigen Jäger erheblich genauer durchzuführen, welche, wie es so neckisch heißt, nur „zu wissenschaftlichen Zwecken" jagen. Unter der Flagge der „wissenschaftlichen Zwecke" segelte hierzulande schon manche höhere Aas- und Trophäenjägerei. Man kann es nicht anders bezeichnen. Muß zu wissenschaftlichen Zwecken gejagt werden, dann sollten das doch lieber Männer der Wissenschaft tun und nicht beliebige Laien, die mit den üblichen Empfehlungsbriefen ausgerüstet selbstlos „für die Wissenschaft" schießen, „Museen füllen" und den „Gegendank" sich auf die Brust heften lassen müssen. So selbstlos braucht ja schließlich niemand zu sein, daß er ganz für nichts der Wissenschaft dient. Allerliebst ist es z. B. auch, wenn jemand z. B. hundert Flußpferde abknallt, weil: „die Eingeborenen ihn darum baten, da die Tiere ihre Felder verwüsteten." Solch „gutes Herz" verdient doch sicher für „kulturelle" Leistungen einen Orden.

Sehr viele Nashornjagden verlaufen ohne Unfall und sind daher im allgemeinen wohl als nicht gar so gefährlich zu bezeichnen, als dank der gewohnten Übertreibungen angenommen werden muß. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Nashornjagd nicht gefährlich sei. Das ist sie immer. Das Nashorn flieht den Menschen für gewöhnlich genau so, wie fast alle wilden Tiere. Immer aber ist es unberechenbar und man kann nie voraussagen, daß nun grade dieses oder jenes Nashorn, das man trifft, fliehen wird, zumal wenn es verwundet wurde. In dieser Unberechenbarkeit liegt die stete Gefahr, in die man sich bei jeder Nashornjagd begibt. Wäre das Nashorn wirklich so schlimm, wie es meist geschildert wird, dann müßte die Zahl der Jagdunfälle und der dabei

ums Leben gekommenen Menschen eine weit größere sein als sie tatsächlich ist. Meine eigenen Erfahrungen über die Nashornjagd sind zu gering, um ins Gewicht zu fallen. Immerhin tragen sie eine Kleinigkeit zur Klärung bei. Ich hatte in den ersten 8 Jahren meiner Dienstzeit in der Schutztruppe nur etwa ein dutzendmal Gelegenheit durch Länder zu kommen, in denen das Nashorn heimisch war. Wie sich auch nur eine schwache Aussicht auf Erfolg bot, ließ ich es mir nicht nehmen den Versuch zu machen, an ein Nashorn heranzukommen. Das sah ich einfach als meine „verfluchte Jägerpflicht und Schuldigkeit" an. Ich bin keinmal zu Schuß gekommen, und nur einmal so nahe an ein faru selbst, daß ich undeutlich sehen konnte, wie es die Rinde von den Ästen behufs Verspeisens abschälte. Ich bildete mir damals noch ein, zuerst eine photographische Aufnahme machen und dann schießen zu können. Mein Gewehr trug der lautlos hinter mir herschleichende Boy. Das offenbar über die Störung seiner beschaulichen Frühstücksarbeit aufgebrachte Nashorn hatte uns aber bemerkt, stellte sein Kauen ein und rannte ganz unversehens mit ungestümer Gewalt den Busch durchbrechend, auf uns los, um aber bei Zeiten rücksichtsvoll abzuschwenken und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, während wir noch ganz erstaunt dastanden.

Erst 1903 glückte es mir, am Fuße des Kilimandjaro in einer besonders nashornreichen Gegend den ersten Vertreter dieser Art zu erlegen. Gelegentlich einer kleinen Bezirksreise mußte ich durch die Landschaft Kahe und hatte den „zuständigen" Ruhetag so gelegt, daß ich einmal ungestört auf Nashorn pirschen konnte.

Am frühen Morgen ging es hinein in die freie Steppe, begleitet von einem jagdkundigen Sudanesenschausch und 2 Boys. Zahlreiche Wechsel mit ganz frischen Fährten trafen wir schon in der ersten halben Stunde. Aber alle Spuren führten aus der Steppe in einen finsteren Busch von 2—2½ Meter Höhe, der so dicht verwachsen war, daß wir vielfach nur gebückt auf den sich wie niedrige Tunnels durch ihn windenden Nashornwechseln vorzudringen vermochten. Jeden Augenblick konnte uns hier ein Nashorn entgegenkommen, konnten wir auf ein ruhendes oder Nahrung suchendes stoßen. An Ausweichen war nicht zu denken. Zahlreiche Stellen, an welchen Nashörner sich während des Tages gelagert hatten, wurden passiert; im Busch aber blieb es totenstill. Ich sah wohl, daß meine Begleiter sich gar nicht wohl hier fühlten und mir ging es genau so; nur durften sie das nicht merken. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, heute, es koste was es wolle, an ein Nashorn heranzukommen.

Nach einstündigem erfolglosem Suchen hatte ich genug von dieser unheimlichen Geschichte, die mir immer aussichtsloser vorkam. Da standen wir vor einem zwei Meter hohen Termitenhügel, den ich bestieg, um zu spähen und zu horchen. Grabesruhe ringsum! Kein Lebewesen zu sehen, kein Laut zu hören. Mißmutig wollte ich mich wieder hinabgleiten lassen, als ein wüstes Gepolter keine 10 Meter entfernt ertönt, dem gleich darauf das Geräusch mit Gewalt durchbrochenen trockenen Busches und brechenden Astwerks folgt. Wie eine kleine Lokomotive kurz Dampf ausstößt, schnaubt ein großes Etwas und schon stürmt ein Nashorn in voller Flucht über unseren eben verlassenen Weg, so schnell und so überraschend, daß es kaum für eine Sekunde zu erkennen ist. Dieser Busch, in dem wir steckten und den das Auge keine 5 Schritt weit durchdringen konnte, war mir nun doch zu unsicher geworden. Wir suchten wieder die offene Steppe zu gewinnen, was auch unbehelligt gelang und in welcher wir uns zunächst sozusagen wie „gerettet" vorkamen. Die Sonne war unterdessen hochgekommen und die Aussicht, heute morgen noch ein Nashorn in der freien Landschaft anzutreffen, sehr gering. So pirschten wir uns am Rande des Busches entlang, sorgfältig den Wind beachtend. Es wurde 8 und damit schwand jede Hoffnung, in der freien Steppe zu Schuß zu kommen. Inzwischen war mir aber doch der „ehrenvolle Rückzug" aus dem Busch vor mir selbst und meinen Begleitern als, sagen wir mal „zu voreilig" vorgekommen und ich erklärte ihnen trocken: „Wir müssen heute ein Nashorn haben und das bekommen wir nur im Busch! Also wieder hinein." Der brave Sudanese Achmed Menni war voll Feuereifer dabei. Die Boys sagten nur: „Heisuru, kama tu na kufa, tu na kafu". (Es ist egal, wenn wir sterben, dann sterben wir eben.) Große Lust hatten sie nicht. Ich ebensowenig!

Wir streiften kaum 10 Minuten von neuem im Halbdunkel des abseits der Wechsel undurchdringlichen Dickichts umher, als ein nicht ferner, infolge des trockenen, harten Bodens deutlich vernehmbarer polternder Galopp zweier schwerer Körper uns wie angewurzelt stehen ließ! — Nashörner! Gleich darauf mußten die Tiere stehen geblieben sein, denn es herrschte wieder lautlose Stille ringsum. Mit schußbereitem Gewehr ging es nun so behutsam wie möglich voran. Links von mir der Sudanese, der vor Jagdeifer kaum zu halten war. So bewegten wir uns langsam durch den Busch auf ziemlich nebeneinander herlaufenden Nashornpfaden voran. Der Schausch hat leichteren Weg und erreicht etwa acht Schritt links seitlich vorwärts von mir eine etwas freiere Stelle. Die nächsten Sekunden erscheinen wie ein toller Spuk! Über eine Wurzel schreitend blickte ich grade auf und sehe 25 Meter entfernt, vom Busch fast ganz

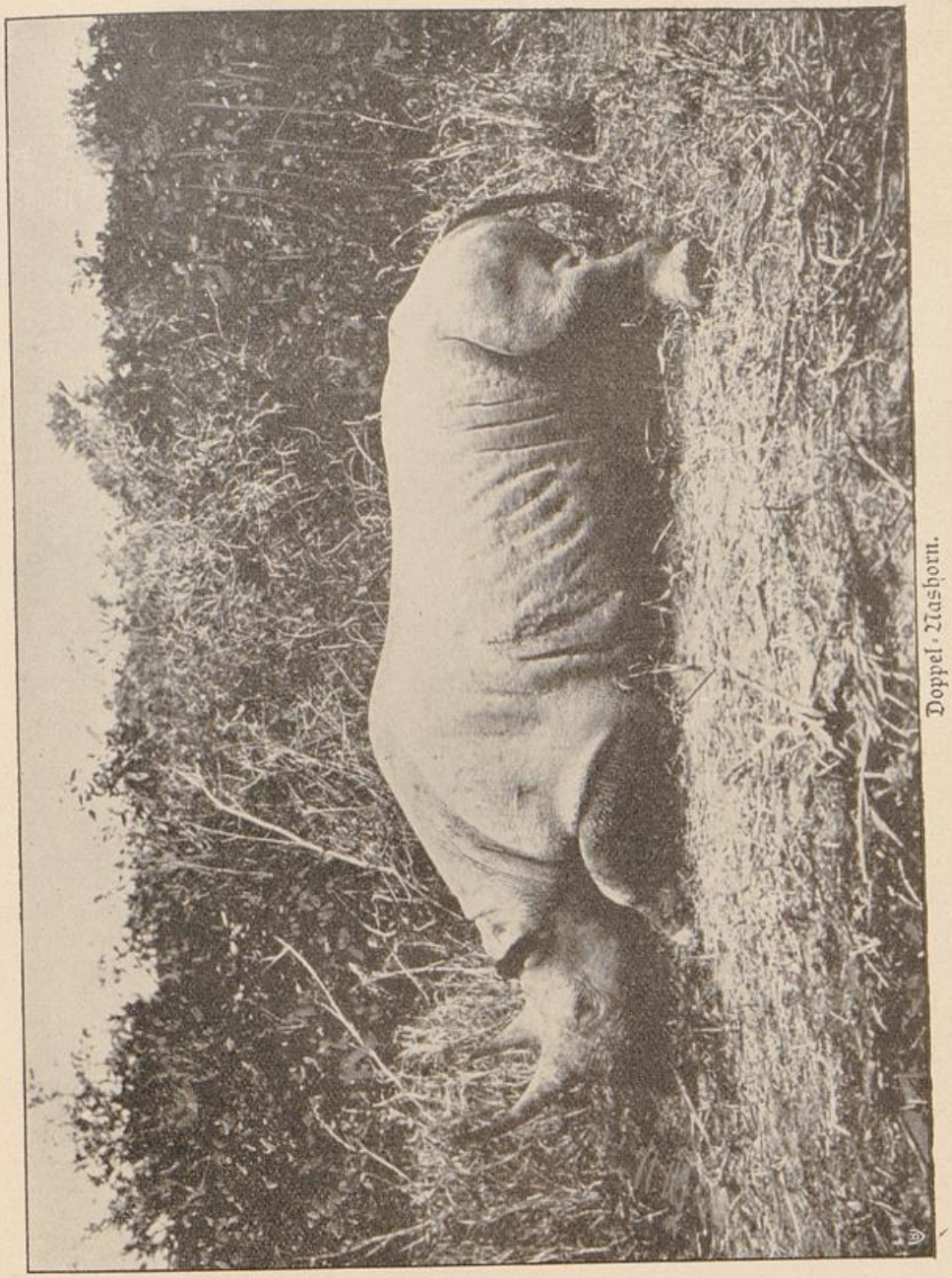
verdeckt, eine graue Masse sich schnell auf uns zu bewegen. Mein Blick streift den Schausch, der wie angewurzelt dasteht, mit ausgestrecktem Arm nach vorn zeigt und mich mit funkelndem Blick anstarrt. Wie der Blitz fliegt die Waffe hoch. Ich erkenne unklar, wie eine schwere Masse heranstürmt, ziele mit Gedankenschnelle auf den sichtbaren Körperteil und drücke ab. Der Schausch, durch Knall und Luftdruck des an ihm vorbeigejagten Geschosses momentan betäubt, sieht mich verwundert an und macht einen gewaltigen Seitensprung. Ich sehe und fühle, wie ein gewaltiger Körper schnurgerade und in wunderbarer Schnelligkeit auf mich zurast. — Der nachträglich aufgetauchte Vergleich mit einem Rennautomobil ist wohl am Platz. — Ich werfe mich ohne Besinnen unter Aufbietung aller Kraft rechts rückwärts in den elastischen Busch, fliege ebenso prompt zurückgeschleudert wieder nach vorn und lande hinter einem kleinen, mich eben vor Sicht deckenden Strauch zwischen den beiden vorhin erwähnten Nashornwechseln. —

Regungslos stehe ich, das Weitere erwartend und denke unheimlich ruhig, wie in einer Art Lähmung, weiter nichts als schnellstens hintereinander immer wieder: Donnerwetter! Donnerwetter! . . . .

Und im Moment fliegt, weit ausgreifend mit gestrecktem Körper ein grauer Koloß, dem ein zweites junges Tier in derselben Gangart auf den Fersen folgt, so dicht an mir vorbei, daß ich ihm mit einem Spazierstock auf den Rücken hätte klopfen können. Aufgewirbelter Staub und zurückgeschleuderte Erdklumpen fliegen mir ins Gesicht, und schon ist alles verschwunden. . . . . .

Verstört und grau im Gesicht kriechen die Boys aus dem Busch, in den sie beizeiten verduftet waren. Der Schausch war auch heil geblieben. Nach einer kleinen Atempause wird die Anschußstelle untersucht. Da leuchten die scharfen Augen des Sudanesen auf und triumphierend zeigt er auf einige Tropfen blasigen Schweißes, die in die fleischigen Blattranken des Strauches gespritzt sind. Da noch mehr, und da, da wieder, jetzt ein großer Fleck! — Der ist erledigt, Lungenschuß! lautet die Diagnose und nun nach auf der Spur! In fast grader Richtung war das verwundete Nashorn durch den Busch gerast, mit der Wucht des massigen Körpers das trockene Holz auseinander brechend und zur Seite schleudernd. Wir hatten leichtes Folgen. Wenige Minuten nach Aufnahme der Fährte erblickten wir das zusammengebrochene und bereits verendete Tier mitten im dichten Busch liegen. Wir wollten grade herantreten, als das junge Nashorn, an das wir gar nicht mehr gedacht hatten, hinter seiner Mutter, wo es verdeckt gestanden hatte, hervorschoß und so giftig heranfuhr, daß wir nicht schlecht auseinanderstoben. Das kräftig entwickelte junge Tier von etwa einem Me-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Doppel-Nashorn.

ter Rückenhöhe hatte bereits ein faustthohes Horn. Erst auf einen über dasselbe hinweg abgegebenen Schuß verschwand es eiligst unter gellend lautem Quietschen im dunkeln Grün des Strauchgewirrs.

Daß die Freude groß war, kann sich nicht nur jeder Jäger vorstellen. — Am Nachmittage brachten meine Träger unter großem Hallo Haut

und Kopf der seltenen Beute ins Lager. Große Fleischstücke wurden von ihnen als Leckerbissen bis tief in die Nacht hinein geröstet und verzehrt. Beim Abschälen der Kopfhaut vom Schädel fand einer der Träger eine alte noch eiternde Schußwunde und brach aus dem Schädel ein hinter dem hinteren Horn in diesen eingedrungenes plattgeschlagenes Eisengeschoß von Daumengröße heraus, welches hier seit einigen Monaten gesessen haben mochte und jedenfalls aus dem Vorderlader eines Eingeborenen abgeschossen war. Jetzt war es mit einem Male klar, aus welchem Grunde das dergestalt verzierte Tier in uns seine schlimmsten Feinde erkannt hatte und sofort wütend angriff. Mein großes Glück bei der Jagd war, daß das auf zirka 18 Meter Entfernung abgefeuerte Ganzmantelgeschoß 88 halbspitz von vorn gut Blatt eingedrungen war und die ganze Lunge zerfetzt hatte. So raste das todwunde Tier einfach in der Angriffsrichtung voran, bis es blitzartig niederbrach. Auf einen weniger glücklichen Schuß hätte das Nashorn nach uns gesucht. Die Sache wäre dann vielleicht anders verlaufen. So kam ich zum ersten Nashorn! Und das war sehr schön so. Am selben Nachmittage war ich wieder auf ein „Faru" unterwegs, sah aber außer vielen frischen Spuren nichts. Man gewinnt eben bald Geschmack an der Sache. Am nächsten Morgen stellte sich aber die Reaktion auf die Aufregung ein, und es war mir gar nicht wohl zu Mute.

Einige Tage darauf konnte ich dies Abenteuer auf der Station einem interessiert lauschenden Zuhörerkreise zum besten geben und hatte 6 Wochen später die Genugtuung, es von einem der Zuhörer in allerliebster „Wortgetreue" als „selbsterlebt" in lebendigen Farben wieder geschildert zu erhalten.

Ja, ja das Tropengedächtnis! —

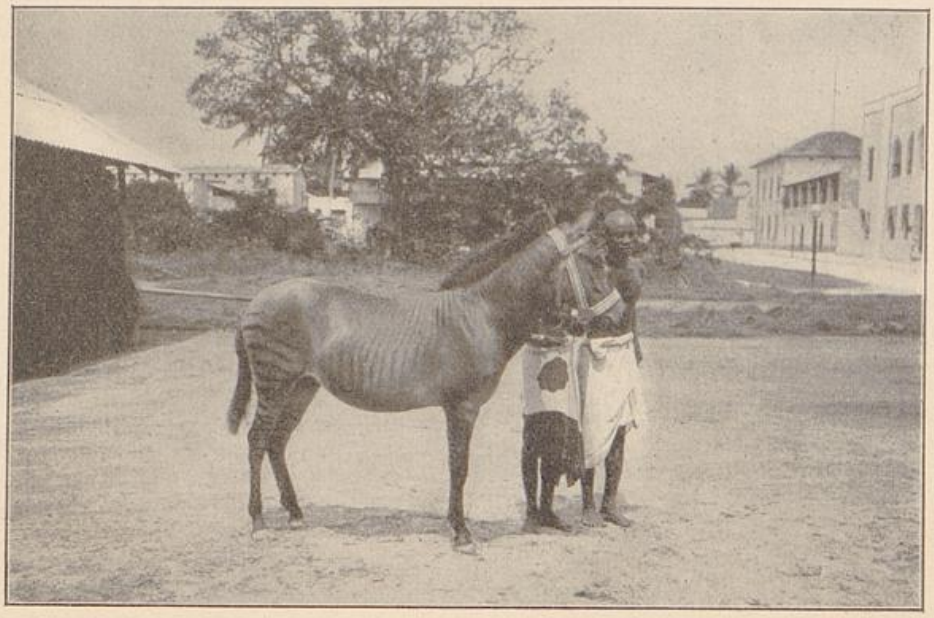
IV. Kapitel.

Zebras und Antilopen.

Diese Tierarten leben vorzugsweise in den weiten Steppengebieten der Kolonie und im lichten Poriwald mit nicht zu starkem Graswuchs. Bewegungsfreiheit müssen sie haben und Raum, um in großen Herden und Rudeln zusammenleben zu können. Reine Steppe, lichter Busch, offenes Stangenholz und Parklandschaft sind ihre bevorzugten Gebiete, in denen sie

die Futterplätze wechselnd, weite Strecken zurücklegen und ihrem Hauptfeinde, dem Löwen, schnell entgehen können. Für die Giraffe z. B. kommt letzterer Umstand weniger in Betracht, da sie kein alltäglicher Löwenschmaus ist und wohl nur gelegentlich von dieser Katze gerissen wird. Gewisse Gräser, Pflanzen und Baumarten müssen vorhanden sein, Wasser nicht allzuweit, und einzelne oder in Gruppen zusammenstehende Schattenbäume, unter denen sich Gnus und Zebras am Tage oft in großer Zahl zusammenzudrängen pflegen, um der glühenden Sonnenbestrahlung zu entgehen. Hier stehen sie still, nur mit den unermüdlich tätigen Schwänzen die Fliegen abwehrend, zum gleichen Zweck ab und zu mit einem Lauf aufstampfend oder prustend einen schnaubenden Ton aus den Nüstern stoßend. Herden kleinerer Antilopen, besonders die Schwarzfersenantilope (Suara oder Swallah der Eingeborenen) findet man sehr oft in der Nähe von Zebra und Gnu. Ebenso die Kuhantilope, das Hartebeest Südafrikas, Kongoni der Wasuahili. Fast ebenso häufig trifft man den Strauß zusammen mit Zebras an. In Ugogo sah ich mehrmals anschlußbedürftige wilde Strauße mit den Rinderherden der Eingeborenen auf die Weide gehen und fast „gehütet" werden. Die ganz vertraut gewordenen Vögel wurden von den Hirten nie gestört und wandelten wie zur Herde gehörig mit. Für den Jäger ist das Zebra zurzeit noch von der Liste der jagdbaren Tiere gestrichen. Es erfreut sich dauernder Schonzeit und darf nur in Ausnahmefällen, aber immer wieder von neuem zu „wissenschaftlichen Zwecken" geschossen werden. Als ob für die Wissenschaft immer noch nicht genug Zebrafelle, Zebraknochen und Zebrastreifen gesammelt wären! Vom 1. Januar 1909 ab soll das Zebra wieder schußfähig werden, ebenso wie Giraffe und Elenantilope, deren Jagd bisher ebenfalls außer „in besonderen Fällen" zu genannten Zwecken verboten war. Man kam seinerzeit zum Jagdverbot für die in ihrer ungezähmten Kraft einen wundervollen Anblick bietenden afrikanischen Streifenpferde, weil man sie erhalten wollte, um durch Zucht und Kreuzung mit Pferd und Esel ein Reit- und Zugtier zu gewinnen, welches den Tierseuchen, besonders der durch den Stich der Tsetsefliege verursachten Erkrankung gegenüber immun sein würde. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, denn auch das Zebra ist nicht immun gegen die Tsetsekrankheit. Größere Versuche, das Zebra oder ein Kreuzungsprodukt desselben als Reittier zu verwenden, sind noch nicht gemacht, jedoch beabsichtigt. Mit Kreuzungsversuchen zwischen Pferd und Zebra hatte die Schutztruppe in Daressalam einige ausgezeichnete Erfolge. Aus reiner Jägerfreude ein Zebra schießen durfte man seit einer Reihe von Jahren nicht. Man mußte schon ein empfehlendes Dokument eines maßgebenden Gelehrten zu Hilfe nehmen, welches bewies, daß

die „Wissenschaft" nach neuen Zebrateilen und -arten schrie. Inzwischen wurden von den zahlreichen Löwen aber so viele Zebra zu reinen „Privatzwecken" gefressen, daß die Freigabe eines oder zweier Exemplare pro Jahr und Jagdschein gegen entsprechende Gebühr überhaupt keinen Schaden bedeutet hätte. Wie so oft, ging man ebenso wie auch mit Strauß, Giraffe und Elenantilope zu weit, anstatt mäßigen Abschuß gegen Ent-



Zebroïd in Daressalam.

gelt zu gestatten. Zu sagen, daß die bisherigen Jagdgesetze hier anscheinend von wirklichen Jagd- und Wildsachverständigen ausgedacht worden seien, wäre eine Behauptung, welcher ich mich nur unter Vorbehalt entledigen würde. Mit umso größerer Spannung kann man den künftigen Jagdbestimmungen für D. O. A. entgegenblicken, welche um die Jahreswende aus dem mehrjährigen Stadium der „Erwägungen zuständiger Referenten" hervorgegangen, das Licht der afrikanischen Sonne erblicken dürfen.*)

Fast nie trifft man das Zebra ganz vereinzelt. Es kommen Rudel von einigen wenigen vor, wie solche von 10—20 Stück bis hinauf zu Herden von mehreren Hunderten. Auffallend große und schöne Tiere fand ich in der Steppe Tiff-Tiff nördlich Mpapua. Scharf zutreffend für unsere Kolonie ist die zweite Zeile des bekannten Verses mit den Worten: „Das Zebra trifft man stellenweise". In großen Gebieten kommt es nicht vor. Die Zahl

*) Sind soeben erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der im Schutzgebiet vorhandenen Zebras zu schätzen ist sehr schwer. Man kann annehmen, daß die s. Zt. ganz unverdient angegriffene Schätzung von 50 000 viel richtiger ist, wie die mit souveräner Sicherheit ausgesprochene Schätzung eines nur einen beschränkten Teil der Kolonie kennenden Reisenden, der ihre Zahl auf mehrere Hunderttausende veranschlagte. Es ist überhaupt ein eigen Ding um solche Schätzungen! Besser ist, zu wenig als zu viel annehmen! Die Lebensweise des Zebras birgt keine Geheimnisse und ist zu oft beschrieben worden, um noch viel Neues berichten zu lassen. Unter den Hengsten kommt es zu verbissenen Kämpfen. Das wilde Zebra steckt überhaupt voller Tücken und Untugenden, die es während des Heranwachsens anzunehmen scheint. Junge Zebras, die mit untugendfreien Pferden zusammen aufwuchsen, wurden völlig zahm und verloren jede Scheu. Sie wurden sogar völlig zutraulich, ließen sich willig anfassen und — größer geworden — satteln und reiten. So lange der Weiße das Zebra jagt, so alt ist auch wohl die Frage, ob dasselbe zum Reittier geeignet ist oder nicht. Der Gedanke daran stellt sich ganz von selbst bei jedem ein, der je mit Reittieren zu tun hatte. Der Umstand, daß das Tier bereits im Lande vorhanden ist, also Transportkosten wegfallen und vor allem, wenigstens relativ, als seuchenfest betrachtet werden kann, zwingt zur Verfolgung des Gedankens, ob wir das Zebra nicht doch dereinst als Transport- und Reittier benutzen können werden. Mit aus solchen Erwägungen heraus entstanden wohl jene größeren Fangversuche der ehemaligen Kilimandjaro-Handels- pp. Gesellschaft, deren Leitung es zwar gelang, zahlreiche Zebras in geschicktester Weise zu fangen, die aber dann mit den Tieren weiter nichts anzufangen wußte, dieselben zum Teil in Fenzen herumlaufen ließ, zum Teil in Ställe steckte, wo ihnen die das Abwetzen am harten Steppenboden entbehrenden Hufe zu schnabelartigen, seltsamen Gebilden in die Länge wuchsen. Kein Zebra wurde dort zugeritten. Ganz wenige nur wurden einige Male mit Gewalt unter Anwendung eines kastenartigen Hilfsapparates ins Geschirr gespannt und zum Ziehen eines Wagens gebracht. Das ging denn auch mit einigen ein paarmal leidlich ab. Sonst wurden in D. O. A. meines Wissens bis 1903 keine Versuche unternommen, das Zebra nutzbar zu machen. Von der genannten Gesellschaft hatte die Station Moschi damals ein ausgewachsenes Zebra zu Tsetseimpfversuchzwecken erhalten, die aber aus irgend einem Grunde nicht vorgenommen werden konnten. Ich beschloß daher, lieber mit diesem Zebra zunächst einmal einen Reitversuch anzustellen, dessen Ausführung dem Sergeanten Küster als früherem Husaren ans Herz gelegt bezw. unter der das Widerspruchszentrum im Gehirn reizenden Behauptung, daß das Zureiten wohl kaum

möglich sei, suggeriert wurde. Küster reagierte prompt, begab sich alsbald ans Werk, und begann mit regelrechter Dressur, indem er das Zebra zunächst longierte und ganz systematisch weiterging. Beim ersten Reitversuch machte das vor Angst zitternde Zebra Seitensätze, die eine kleine Sehenswürdigkeit darstellten. Es biß fortwährend nach den Beinen des Reiters und zeigte vor allem eine ungeheure Furcht. Nach 3 Monaten hatte Küster das Tier so weit, daß es über die Stange sprang.



Das erste wildgefangene und dann zugerittene Zebra in Deutsch-Ostafrika.
Reiter Unteroffizier Küster.

Später wurde es bis zu 8 Stunden an einem Tage geritten, ohne Zeichen von Ermüdung erkennen zu lassen. Wenn es auch sehr gut kletterte und Bäche, Wasserrisse oder kleine Hindernisse ohne Scheu zu nehmen wußte, zeigte es doch bald gar kein Temperament mehr und war faul. Das Bild zeigt somit das erste in der Kolonie ausgewachsen wild eingefangene und zugerittene Zebra.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurz darauf wurden in Daressalam noch einige Zebras von dortigen Unteroffizieren zugeritten. Trotzdem das Experiment somit gleich in den ersten Fällen glückte, verspreche ich mir von derartiger Zähmung aus der Steppe weggefangener alter Zebras nicht viel. — Ich meine in größerem Umfange. Wohl aber von Kreuzungsversuchen mit Pferd und Esel, wie solche seitens des Kommandos der Schutztruppe in Daressalam im Gange sind, und besonders auch von der Aufzucht junger Zebras zusammen mit völlig untugendfreien Pferden. Die bisher in dieser Hinsicht erzielten Resultate sind ermunternd und vielversprechend. Die Schutztruppe läßt dieser wichtigen Frage dauernd besondere Aufmerksamkeit zuteil werden. Es ist andererseits bedauerlich, daß bisweilen alles mögliche bis zum dressierten Wunderzebra versprechende Artikel erscheinen, welche sich vom nüchternen Boden der gegebenen Tatsachen weit entfernen und ganz irreführende Ansichten verbreiten müssen. Die Zähmung, das Einfahren und Zureiten ausgewachsener wilder Zebras ist so schwierig, daß dies alles nur mit besonders geschultem Personal und auch dann nur relativ selten glücken dürfte. Ohne wie mit der Maschine abgeschnittene Finger geht es nicht ab dabei. Das erste damals in Moschi zugerittene Zebra wurde später von der Gesellschaft wieder zurückgefordert — jetzt hatte sie doch wenigstens einen Erfolg — und mit einem anderen Zebratransport nach Hamburg expediert. Beim Schiffbruch des an der spanischen Küste gescheiterten Dampfers „Kurfürst" der D. O. A. L. soll es zugrunde gegangen sein.

In freier Steppe kann man bisweilen bis auf 50 Meter an Zebras herangehen, die nach dem fremden Wesen Front nehmen und es verwundert anstarren, bis sie in elegantem Galopp einige Hundert Schritt weiter rennen, um von neuem zu verhoffen. Im November vorigen Jahres hielt sich in der Ulangaebene während eines ganzen Nachmittags ein Trupp von 6 Zebras nicht weiter als 300 Meter von meinem Zelte auf. Am nächsten Tage waren sie wieder da. Zu ihnen hatte sich ein siebentes gesellt, welches sich auf 3 Beinen mühsam vorwärts bewegte und jedenfalls von einem Löwen angefallen aber entkommen war. Ich wollte es erschießen, doch deckte es sich immer so zwischen den andern, daß es unmöglich war, nahe genug heranzukommen, bis ich schließlich das ganze Rudel aus den Augen verlor. Gelegentlich der Annäherung an einen vor Jahren erlegten Zebrahengst konnte ich beobachten, wie ein anderes Zebra an 50 Schritt von seinem verwundet an der Erde liegenden Genossen im Busch nach ihm ausspähte und diesen durch ein eigentümliches leichtes, wie unterdrückt klingend, ängstliches, heiseres Wiehern zu rufen schien. Zur Regenzeit erscheinen die Zebras von reinen, klaren Farben wie frisch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestrichene Schilderhäuser. Dringen dagegen die roten oder grauschwarzen Staubmassen, welche während der trockenen Jahreszeit die Luft durchwirbeln in das Haarkleid ein, so erscheint die Zeichnung aus einiger Entfernung oft vollkommen verwischt. Ein Zebra der Ugogosteppen kann dann beinahe ziegelrot, ein solches der Makattaebene grau wie ein Esel aussehen. Als ich 1896 zum ersten Male auf dem Wege nach Udjidji, jagdlich noch ganz unerfahren, durch die Makatta kam, sah ich mehrere Zebraherden am Horizont davongaloppieren, die ich felsenfest für wilde Esel hielt.



Junges Zebra.

Noch lange glaubte ich, schweres Unrecht zu erleiden, als Erfahrene meine überzeugte Behauptung, wilde Esel gesehen zu haben, nicht ernst nehmen wollten. Jetzt weiß ich es besser. Im lichten Walde Ukonongo's traf ich einmal auf einen eingeborenen Jäger, welcher die abgezogene, nach der Natur präparierte Kopfhaut eines Zebras als Maske über seinen Schädel gezogen hatte und unter dieser gerissenen „Vorspiegelung falscher Tatsachen" auf Zebras pirschte. Er behauptete, daß seine Methode sich bewähre.

Ebenso zahlreich vielleicht wie das Zebra ist das Weißbartgnu (der „Nyumbu" der Suahili) in der Kolonie und zwar hauptsächlich in der nördlichen Hälfte derselben und ihren weiten Steppen. Auch im Süden, wo, wie z. B. die endlosen lichten Wälder der Länder zwischen Rufiyi und Rovuma einem so beweglichen Tiere wie dem Gnu genügend Freiheit bieten, sind Herden von hundert und mehr Stück nicht selten. Längs der großen Karawanenstraße vom indischen Ozean zum Tanganika, die ich in

10 Jahren einschließlich weiter Abstecher nach Süden nicht weniger als siebenmal hin- und hergezogen bin, habe ich nie ein Gnu zu Gesicht bekommen. Wohl aber nicht weit von derselben entfernt im südlichsten Teil der Masaisteppe bei Gairo, wo es ebenso zu Hause war, wie der scheue Spießbock, eine schöne stattliche Antilope mit charakteristischem graden Gehörn, die sonst recht selten ist. Ende März sah ich unweit des Pangani in trockener Buschsteppe mehrfach Oryxherden von gut 200 Stück versammelt. Sie waren, ihrem sonstigen Verhalten wenig entsprechend, gar nicht scheu und gestatteten eine ziemlich ungenierte Annäherung. — Sehr oft trifft man mehrere Antilopenarten zusammen äsend an. Ebenso häufig Zebra- und Antilopenherden vereint. Regelmäßig standen im jagdlich in mehrfacher Hinsicht bevorzugten Hinterland von Kilwa Gnu und Schwarzfersenantilope in Herden zusammen. Letztere pflegten beim Näherkommen durch ihre Flucht die Gefahr zu signalisieren, worauf die Gnuherden im Galopp verschwanden. Das Gnu ist an seiner Gestalt und seinem Charakterkopf leicht zu erkennen. Kommt man nahe heran, so schimmert die Haut in der Sonne seidig. Aus der Ferne gesehen, im Nebel, in der Dämmerung, kann man zum Glauben kommen, die massige Gestalt eines Büffels vor sich zu haben. Manchmal ist die Täuschung vollkommen. Mein erstes Gnu erlegte ich im Hinterland von Kilwa in einer Gegend, in welcher Bewachsung und nach allen Seiten völlig flache Landschaft ein Bild förmlich drückender Gleichförmigkeit ergab. Hier folgte ich eines Morgens mit wenigen Begleitern stundenlang der Spur eines angeschossenen Gnus, welches, die flüchtige Herde nicht verlassend, hinter derselben herzog. Wie das immer so ist, glaubte ich jeden Augenblick, das Tier irgendwo weidwund zu finden und vergaß Ort und Zeit. Wir hatten einen großen Bogen gemacht und konnten nicht sehr weit vom Lager sein. Mit der Feinheit ihres Geruchsorganes, von welcher wir uns keine Vorstellung zu machen vermögen, mußten bereits einige Löwen den Schweißgeruch des Gnus gewittert haben, denn zu beiden Seiten unseres Weges ertönte in ziemlich regelmäßigen Pausen das unverkennbare, zufrieden und ganz behaglich laute Knurren mehrerer Löwen aus ziemlicher Entfernung. Von der anstrengenden Jagd in der Treibhaustemperatur jener Gegend ermattet, schickte ich einen Boy und einen Askari zum Lager zurück, um Wasser zu holen. Dann sollte die deutliche Schweißspur des Gnus wieder aufgenommen werden. Da es feucht war, war ihr zu schnelles Eintrocknen nicht zu besorgen. Unter einer Schirmakazie wurde gerastet. Aus der Ferne drang von Zeit zu Zeit das Brummen von 3 oder 4 Löwen zu uns herüber, die sich zu antworten schienen. Nach 1½ Stunden erst kamen die Boten zurück, so daß ich schon besorgte, sie hätten den Weg ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

loren. Das Lager war tatsächlich nur etwa ½ Stunde entfernt gewesen. Auf dem Rückweg zu mir aber stieß die kleine Patrouille unversehens auf „nur" 2 Löwen die anscheinend erstens auch zum Gnu und zweitens nicht gestört sein wollten. Zum Schießen hielt sich der Askari nicht berechtigt und so schlugen die „glücklichen Löwentreffer", die ich, wer weiß wie sehr beneidete, einen Umweg ein. Natürlich ließ ich Gnu Gnu sein und machte mich sofort auf den Rückweg zu jenem Treffpunkt. Aber mir taten die großen Brummer den Gefallen nicht, sich sehen zu lassen. Die im nassen Sande sich wie gegossen abzeichnenden Spuren der breiten Pranken bewiesen, daß die Wahrheit berichtet worden war. Ich hoffte nun, nachmittags einen Löwen beim verendeten oder niedergerissenen Gnu zu treffen und ging gegen 3 Uhr mit 2 Askaris und 2 Boys von neuem auf die Suche. Um 5 Uhr hatten wir noch nichts gefunden, um 6 Uhr auf dem Rückweg ebensowenig, aber um 7 Uhr hatten wir ohne Zweifel den Weg verloren und irrten bei schwarzer Finsternis im weglosen Walde umher, in welchem die Stimmen rufender Nachttiere nach und nach einsetzend zu ertönen begannen. Auch unsere „gelbe Gefahr" vom Vormittag schwieg nicht. Wenn die Sache auch noch nicht gerade ängstlich war, so war sie doch noch weniger angenehm. Um 8 Uhr hatte ich genug. Wir brannten ein großes Feuer an, gaben Signalschüsse ab und brachen aus einem dichten Busch eine Art Lagerstelle heraus, die mit einem Astverhau umgeben wurde. Von Schlafen war noch keine Rede, trotz der Müdigkeit und trotzdem eine besondere Gefahr der Löwen wegen nicht vorlag. Der Löwe nimmt in unbewohnten wildreichen Gegenden höchst selten Menschen an. Außerdem hatten wir ja 3 Gewehre und reichliche Munition. Immerhin wirkte das in regelmäßigen Pausen dauernd hörbare kurze Brummen einiger umherstreifender Löwen nicht gerade einschläfernd. Die schnell arbeitende Einbildung liebt es, in solchen Fällen zudem die etwaige Gefahr näher zu rücken als sie ist. Der Verhau wurde noch etwas erhöht und wir waren alle gegen 11 Uhr doch vor Ermüdung eingedämmert, als weit entfernt in der stillen Nacht deutlich vernehmbare Gewehrschüsse uns fix hochbrachten. Wir horchten gespannt hinaus. Kein Zweifel, wieder 1 Schuß, dann eine Pause. Man suchte uns. Jetzt waren die Töne eines Signalhorns zu erkennen. Ganz fern und dünn klang das blecherne Stimmchen des Hornisten. Wir erwiderten die Signalschüsse und lauschten. Das Lagerfeuer flammte von neuem empor. Es wurde wieder still. Eine Viertelstunde später hörten wir Stimmen und riefen sie an. Eine Patrouille von 5 Askaris, die vom Lager aus nach Einbruch der Dunkelheit ausgesandt war, hatte unsere Antwortschüsse gehört und geleitete uns zum Lager zurück, welches kaum eine kleine Stunde entfernt lag. Wir hatten wahrscheinlich

den Lagerplatz völlig umkreist. Ich erzähle dieses kleine Abenteuer, um zu zeigen, wie leicht man sich in einem ewig gleichförmigen Gelände verlaufen kann. Einen ortskundigen Eingeborenen hatten wir nicht mit, denn es gab keinen. Meine schwarzen Begleiter hatten, so lange es noch hell war, die Richtung genau so gut verloren wie ich; während der Dunkelheit waren sie völlig ratlos und schlugen selbst vor, den Morgen im Walde zu erwarten, um nicht ganz zu verirren. Einige Jahre später nahm ich einen eben von schwerem Schwarzwasserfieber genesenen Unteroffizier Löwe, der später zu Hause einem Rückfall dieser Krankheit erlag, von Udjidji nach Tabora mit. Ich hatte einen noch nicht bekannten, abseits gelegenen Weg gewählt, um unterwegs etwas jagen zu können. Wir lagerten eines Tages in einer ausnehmend wildreichen Steppe im inneren Malagarassibogen. Löwe wollte zu gern eine Leierantilope schießen, die dort sehr häufig vorkam. „Nehmen Sie sich in Acht und verlaufen Sie sich nicht", rief ich ihm noch zu, als er noch in Hörweite war. Dann hörte ich am späten Nachmittage noch einige Schüsse fern vom Lager fallen und wer nicht wieder erschien war auch dieser „Löwe". Durch Signalschüsse und ein hellaufflammendes Feuer wurde unser Lager bekannt gegeben. Kein Laut! Löwe hatte sich also verlaufen. Daß einer seiner vierbeinigen Namensvettern das Bedürfnis nach seiner näheren Bekanntschaft gehabt und ihn fortgenommen haben sollte, war in so wildreicher Gegend unwahrscheinlich. Als er bis 9 Uhr abends noch nicht da war, schickte ich Patrouillen mit Feuerbränden strahlenförmig auseinander auf die Suche. Eine Stunde später brachte eine derselben den verirrten und dann richtig auf den Feuerschein des Lagers zumarschierten Löwe, den sie völlig erschöpft und kaum sprechfähig mit seinem Begleiter unter einem Busche hockend gefunden hatten, ins Lager. Er war ganz fassungslos und bekam zunächst kein vernünftiges Wort heraus. So hatte ihn die Verzweiflung gepackt. Man muß bedenken, daß der Unteroffizier eben erst knapp dem Tode entronnen und von schwerster Krankheit genesen war. Daher der gewaltige Eindruck, den das Verlaufen auf den noch völlig widerstandsunfähigen Mann machte. Es war die alte Geschichte. Voller Jagdeifer einem angeschossenen Tiere folgend, das immer weiter flüchtete, verlor er Weg und Richtung und irrte nun planlos in der monotonen Steppe umher, die mit ihren unzähligen fast gleichgroßen und gleichgeformten Erdhügeln keine Orientierung ermöglichte.

Bei einsamen Pirschgängen in der Steppe soll man grundsätzlich nie auf die Begleitung ortskundiger Eingeborener verzichten. —

Zahlreich und mannigfaltig sind die anderen Antilopenarten Ostafrikas, von den Riesen ihrer Art, der Kudu und Elen bis hinab zu der zier-

lich feinen Zwergantilope, die mit ihren bleistiftfeinen Läufen und den großen Unschuldsaugen so gar nicht in dieses Land nie aussetzenden blutigen Kampfes in der Tierwelt zu passen scheint.

Obenan kommt die große Schraubenantilope oder das große Kudu, ein mächtiges Tier mit schraubenartig gedrehtem Gehörn und schmalen weißen Streifen im Fell. Ihr ganz ähnlich, nur viel kleiner ist die kleine Schraubenantilope oder das kleine Kudu. Beide sind ebenso wie andere viel auffälliger gestreifte oder gefleckte Tiere unter der ostafrikanischen Sonne in bewegungslosem Zustande von ihrer Umgebung kaum unterscheidbar. Nur ein geübtes Auge, welches scharf und mit der Absicht zu finden ausspäht, wird dort eines der in Frage kommenden Tiere entdecken können, wo ein flüchtig dahingleitender Blick dasselbe selbst dann noch völlig übersehen wird, wenn die Entfernung sehr gering ist. So vollendet ist die Anpassung der Tiere an die Eigenart ihrer Heimat. Den bei greller Sonnenbeleuchtung im Durchfall der Strahlen durch das Walddach, das Gewirr der bald kahlen, bald mit Dornen, Höckern, blattartigen Gebilden, fleischigen Auswüchsen oder langen Stacheln besetzten Zweige und Äste entstehenden fleckigen und streifigen Schlagschatten entspricht in wunderbarer Übereinstimmung die Fellzeichnung vieler Tiere. Am ausgesprochensten findet sich diese Erscheinung bei Giraffe, Leopard und Zebra. Auch dem geschulten Auge entgeht so leicht manches fast regungslos verharrende Wild, wenn nicht ein Klappen der Horcher, ein Schlag des Schwanzes zum Verräter wird. Zwischen Handali und dem Tschunyopaß überraschte ich eines Nachmittags eine kleine Kuduantilope, welche wie aus Stein gemeißelt nur 30 Schritt vom Wege im dichten Busch verhoffte. Keiner der begleitenden Schwarzen hatte etwas von ihr bemerkt. Ich sprang vom Maultier. Die Antilope stand. An eine Täuschung, eine seltsame Baumform oder dergl. glaubend, nahm ich mein Glas zur Hilfe und hatte doch recht. Die noch immer gleichsam erstarrt verharrende Antilope äugte unverwandt zu mir herüber. Kein Haar bewegte sich, als ich anlegte und Feuer machte. Da erst löste ein gewaltiger Satz des Steinbildes die Spannung, und nach wenigen Fluchten brach ihm die Lebenskraft. — Lange nicht jeder Jäger kommt hier draußen dazu, das kleine Kudu zu erlegen, trotzdem es weit häufiger vorkommt als das große, welches nach der Rinderpest recht selten geworden war, sich jetzt aber wieder häufiger zeigt. Ein von „selbsterlegtem" großen Kudu stammendes Gehörn gehört heute noch immer zu den Seltenheiten einer Trophäensammlung. Die weitaus meisten zum Verkauf angebrachten Kudugehörne stammen von Tieren, welche von eingeborenen Jägern erlegt wurden. Es ist klar, daß das nicht anders sein kann, denn dem schnellen Fußes sei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nem Bestimmungsort zustrebenden Weißen fehlt das am meisten, was der freie Eingeborne im Überfluß hat, die Zeit. Die Zeit zum Aufsuchen des seltenen Wildes, die Zeit zum Verfolgen eines verwundeten Stückes. Dem mit seiner „eisernen Portion" in Gestalt einiger Maiskolben oder eines Maniokknollens und eines Flaschenkürbis' voll Wasser versehenen Schwarzen ist tagelange Suche eine Kleinigkeit. Für das scheue Wesen und die vorsichtige Lebensart der großen Schraubenantilope im Hügel- und bergigen Waldland spricht es, daß ich noch keine zu Gesicht bekommen habe, trotzdem die Gegenden zu zählen sind, die ich noch nicht durchstreifte. Ziemlich oft konnte ich dagegen die prachtvolle, massige Elenantilope beobachten, deren Jagd seit 1903 verboten ist, jetzt aber wieder beschränkt freigegeben werden soll. Man erinnerte sich ihrer vermutlich als einer Art Haustier bei den alten Egyptern, auf deren Grabdenkmälern sie häufig abgebildet erscheint und verband damit vielleicht die Hoffnung auf die Möglichkeit erneuter Domestizierung behufs Gewinnung eines nützlichen Haustieres, sei es als Milchlieferant, sei es zu Kreuzungszwecken mit Rindern. Genaueres über die Gründe, die zum völligen Schutze der Elenantilope führten, ist allgemeines nicht bekannt geworden. Sie wird, ebenso wie andere Antilopenarten, in der Gefangenschaft sehr zahm. In Mpapua hatten wir 1904 eine jung eingefangene weibliche Elen, die zusammen mit einem ebenfalls noch im Saugalter stehenden Zebra aus einem Eimer Milch nahm und schließlich mit ihren Zärtlichkeiten derart zudringlich wurde — sie verfolgte ihre Bekannten förmlich, um ihnen im Gesicht herum zu lecken —, daß man sich manchmal nur durch eilige Flucht retten konnte. Zebra und Antilope waren unzertrennliche Freunde geworden. Letztere revidierte mit Vorliebe gewissenhaft und rücksichtslos die Töpfe der faltigen Pombegrazien im Dorf nach den Rückständen des Negerbieres und machte sich dadurch bei diesen „Animierweibern" höchst unbeliebt. Das Tier wuchs schnell heran und bot in seinen schönen Bewegungen, den oft ganz verdrehten, tollen Hochsprüngen, seiner Kraft und Eleganz einen immer neu fesselnden Anblick. — In letzter Zeit soll am Kilimandjaro ein Kreuzungsversuch zwischen Rind und Elenantilope geglückt sein.

Die „Elen" kommt in der ganzen Kolonie verstreut vor. Ich fand sie im Hinterland von Kilwa und Lindi, zahlreich in der Ulangaebene, am Kilimandjaro, bei Irangi und an anderen Orten mehr. Ein ausgewachsener Elenbulle bietet einen prächtigen Anblick. Seine Kraft und Stärke lassen ihn mit einem schweren Rinde vergleichen. Das etwas plumpe Gehörn ist ein begehrter Sammelgegenstand. Dasjenige der Elenkuh ist an seiner schlankeren, gefälligen Form leicht kenntlich. Seiner

„Meine Freunde: Zebra und Elen-Antilope."



„Meine Freunde: Zebra und Elen-Antilope."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Größe entsprechend liefert eine Elen eine Menge Wildpret. Die frische Haut allein kann von 2—3 Leuten kaum getragen werden. Die völlige Schonzeit für den „mpofu" der Neger ist seinen Beständen sehr zugute gekommen.

Im November vorigen Jahres kam ich auf dem rechten Flußufer durch die Ulangaebene. Wir hatten in der Frühe einen Tümpel passiert, in welchem sich ein Nashorn ein „Schlamm- und Moorbad" verordnet hatte, und folgten einem schmalen Wildpfade über die völlig kahl gebrannte Steppe. Zur Rechten zog sich der Rand des von den Bergen talab verlaufenden Gehölzes in wenigen hundert Metern Entfernung ziemlich parallel mit unserem Wege dahin. Um 7 Uhr erreichten wir einen von Wasservögeln aller Art belebten Teich. Gleich darauf traten wir in lichtes Grasland und Buschsteppe ein. Zwei Eingeborene hatte ich in der Richtung der Fährte eines Nashorns, welches in unserer Marschrichtung vor uns her gewandelt war, vorausgeschickt, um einmal nachzusehen, wohin die Spur führe. Die Karawane ließ ich etwas zurückbleiben. Frischer Wind blies uns entgegen. So mochten wir eine halbe Stunde zurückgelegt haben — es war schon glühend heiß in der Steppe — als ein Mann der Patrouille eiligst zurückkam mit der klassisch präzisen Meldung: „Faru tajari", d. h. „Nashorn fertig". Fertig war im Moment auch mein Gewehr. Auf einen Wink hielten die Träger und sanken in die Knie, während ich dem Führer folgte. Sein Genosse war „am fertigen Nashorn" geblieben. Die Landschaft war leicht zu übersehen. Vereinzelte grüne Buschparzellen bildeten den Übergang zu dem vom Grasbrande unberührt gebliebenen Stangenholz am Rande der Steppe, welches mit hohen, teils trockenen, teils noch grünen Grasmassen durchsetzt war. Nach wenigen Minuten hatten wir den zweiten Mann erreicht, welcher in den Busch vor uns wies und die Meldung seines Genossen bestätigte. Ich sah nichts und begann sorgsam ausspähend den Busch abzusuchen. So verging wohl eine Minute, bis ich die Bewegung eines dunklen Körpers vielleicht 40 Meter voraus wahrnahm. Das verworrene Buschwerk mit seinen irreführenden, zitternden Lichtreflexen erlaubte nur schlechtes Erkennen. Ich sehe ein Stück Haut und Nackenlinie eines großen, mir halb den Rücken zudrehenden Tieres, das mit zur Erde gesenktem Kopf zu äsen schien. „Nashorn" höre ich hinter mir flüstern! „Nein, Büffel!" sagt ein anderer. „Nein, Elefant!" raunt mein Boy! Erst wollte ich genau wissen, was vor uns stand. Mein Glas ließ eine zu glatte reine Haut erkennen. Also weder Elefant noch Nashorn! Was war es? Jetzt hob sich der Kopf ein wenig. Ein starkes Horn wurde sichtbar. Doch ein Nashorn? Da dreht sich der Kopf. Ein zweites gleiches Horn tauchte auf! Wir hatten einen kapitalen Elenbullen vor uns, der sich nun aufrichtete

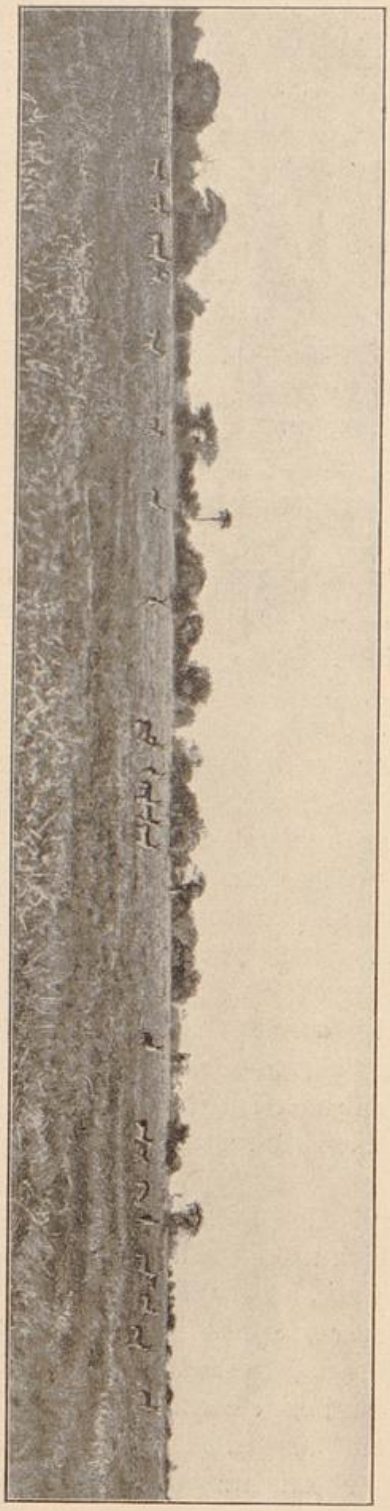
und in schwerfälligem Trabe im Busch entschwand. Warum ich nicht geschossen hatte, begriff von den Negern keiner. Sie sahen mich ziemlich dämlich an. Daß ein Jagdverbot für den Weißen, den „Bana Kuba" dem doch alles erlaubt ist, auch gilt, wissen erst die wenigsten. Ich erwähne diesen Vorfall, um zu zeigen, wie schwer es werden kann, das afrikanische Wild richtig anzusprechen. In diesem Falle lag die Vermutung nahe, daß es ein Nashorn gewesen sei, weil wir dauernd einer seiner Spuren gefolgt waren. Hier täuschten wir uns, suggestiv beeinflußt, zunächst alle. Es kommt zuweilen vor, daß eine verbotene Wildart unabsichtlich erlegt wird. Daß solches mit Absicht auch geschieht, möchte ich beileibe nicht bestreiten. Der Jäger entschuldigt sich in der Regel damit, er habe sich geirrt und das Tier für ein solches gehalten, dessen Abschuß gestattet sei. Stand ich bisher solchen Erklärungen ziemlich skeptisch gegenüber, so muß ich nach dieser Erfahrung doch zugeben, daß man sich täuschen kann.

Im westlichen Teile der Kolonie, am oberen großen Ruaha, in der Rikwasenke, am Malagarassi und westlich des Nyanza gehört die Leierantilope (nyemära) — so genannt wegen ihres etwas lyraförmigen Gehörns — zu den alltäglichen Erscheinungen. Sie scheint mir die härteste und lebenszäheste aller Antilopen, die ich je zu jagen Gelegenheit hatte, zu sein. Mit einem Nachweis dieser Ansicht will ich nicht ermüden. Es ist weder ein Vergnügen zu sehen, noch zu schildern, wie ein mit schweren Schüssen auf drei, dann auf zwei Läufen forthumpelndes, womöglich sich kriechend noch davonschiebendes Wild nicht sterben will und einen jämmerlichen, mitleiderregenden Anblick bietet.

Am oberen Ruaha und am Malagarassi beobachtete ich verwundert, wie zahlreiche Leierantilopen in Gruppen und Herden den ganzen Tag in der prallen Sonne in völlig kahler Steppe standen, hin- und herzogen und kein Bedürfnis nach Schatten zu haben schienen. Sie müssen im Gegensatz zu fast allen anderen Antilopenarten besonders unempfindlich gegen die Sonnenbestrahlung sein. Eine Erklärung für diese Tatsache steht mir nicht zu Gebote. Möglicherweise spielt die eigenartige, manchmal violettbraun glänzende Farbe des Felles eine Rolle dabei. Eine Beobachtung, zu der ich am Malagarassi Gelegenheit hatte, verdient kurz erwähnt zu werden. Ich hatte eine Leierantilope schwer angeschossen, konnte aber nicht erkennen, wie der Schuß saß. Das Tier eilte der Herde nach, wurde aber zusehends langsamer. Die Entfernung mochte jetzt an 300 Meter betragen, als ich in ein Loch trat und mir, wie man sagt, den Fuß „verknarte". Mit dem Glase war zu sehen, wie die ganz langsam abziehende Herde das kranke Tier mitzunehmen bemüht war. Ich schickte daher einen nur mit

seinem Seitengewehr bewaffneten Askari nach, um die Antilope abzufangen. Ich war sicher, die Herde nun eiligst abgehen zu sehen. Dies geschah nicht, dagegen wandten sich die Tiere, wie deutlich zu sehen war, gegen den Askari und ließen ihn nicht nahekommen. Er wurde durch die gegen ihn Front nehmenden Tiere richtig gezwungen kehrt zu machen, kam zurück und meldete ganz treuherzig: „Ich kann nicht heran, sie haben mich fortgejagt, weil ich kein Gewehr habe." Es ist mir sonst kein Fall bekannt geworden, daß irgend eine Antilopenart sich zur Wehr gesetzt hätte. Auch angeschossene Tiere — ich habe natürlich im Laufe der Jahre eine große Zahl verschiedenster Antilopen erlegt — versuchten niemals anzunehmen. Wir gingen nun zusammen langsam vor, und ich streckte das kranke Tier durch einen Schuß nieder. Den Askari beauftragte ich, dasselbe der mohamedanischen Sitte gemäß durch Halsschnitt schnell ganz zu töten, da die Mohamedaner unter den Askaris sonst das Fleisch nicht essen durften. Der ausersehene Askari war nun ein Vollblutheide aus Unyamwesi und erklärte, es hätte gar keinen Zweck, wenn er als „Ungläubiger" den Schächtschnitt ausführte, da die Mohamedaner das Fleisch dann doch nicht genießen dürften. Ein paar Tage später hatte ich in derselben Gegend eine Leierantilope geschossen, die sofort stürzte, aber zunächst im hohen Grase nicht gefunden wurde. Einige Stunden später kamen wir zufällig wieder in die Nähe der Schußstelle zurück und stießen auf die längst verendete Antilope. Diese sehen, das Seitengewehr herausreißen und beginnen, dem toten Tiere den Hals bis auf die Wirbel abzusäbeln, war das erste was ein diesmal vorhandener überzeugter Mohamedaner meiner Askaris tat. „Wozu schneidest du dem Tiere noch den Hals ab? Siehst du nicht, daß es längst tot ist? Was hat dein Beginnen für Zweck, He?" „Ja Herr!", kam die Antwort. „Es ist wohl wahrscheinlich, daß das Tier tot ist, aber es könnte doch noch ein „Hauch" Leben in ihm sein. Wer kann das wissen? Und dann erlaubt Allah den Genuß!" Man sieht, daß strenggläubiges Befolgen der Lehre Mohameds die Betätigung einer guten Dosis pfiffiger Logik nicht ausschließt. —

Eine ziemliche Ähnlichkeit im Gehörn zeigt mit dem der Leierantilope eine in der Kolonie nur in dem begrenzten Gebiet der Ulangaebene vorkommende Art Sumpf- oder Moorantilope, der fuchsigrote Sessebock, der in seiner schönen Haltung und Form an den stolzen Wasserbock erinnert. Ich war mehrfach Zeuge, wie von erfahrenen Jägern Gehörne der Sesseantilopen mit Bestimmtheit als von Leierantilopen herrührend erklärt wurden. Ein weniger scheues Tier, wie diese zu Zeiten zu großen Rudeln vereinigten „Sesse" (Eingeborenenname) ist mir nicht bekannt. Nur, wo



Antilopen auf freier Grassteppe.

sie viel gejagt werden, ziehen sie es vor, eine größere Entfernung zwischen sich und dem Menschen zu bringen. Unweit des Sofibaches bin ich täglich in der offenen Steppe ganz frei und ungedeckt gehend auf 50 Schritt an Sessheerden herangekommen. Ihre Jagd ist dort zu bequem, um Vergnügen zu machen. Dafür gewährt die Beobachtung dieser friedfertigen, harmlosen Tiere um so mehr Genuß.

Ebenfalls in der Nähe des Wassers gebunden, zu welchem er auch am Tage zieht, ist der Wasserbock (Kulo), eine in der Kolonie überall da anzutreffende Antilope, wo viel Wasser ist. Sie trägt ein schön geschwungenes Gehörn, dessen Spitzen sich etwas nach vorn richten. In seinem schmucklosen, haararmen Gewande von schmutzig grauschwarzer Färbung paßt dieses Tier in die schattigen Waldpartien der Wasserläufe, Seen und stehenden Becken so gut hinein, daß es leicht unentdeckt bleiben kann, wenn es seiner Gewohnheit nach bei verdächtigem Anblick oder Geräusch zunächst unbeweglich verharrt. Wenn es erst in schnellen Fluchten dem Blick enteilt, ist es meist zum Schuß zu spät geworden. Man kann annehmen, daß der „Kulo" nicht weiter als etwa 1/2 Stunden vom Wasser fortzieht. Ich traf ihn sehr oft an, niemals jedoch in nennenswerter Entfernung vom nächsten Wasser. Noch ausgeprägter wie der Sessebock, bietet der Wasserbock mit seinem gedrungen stolz aufgerichteten Halse ein dem Hirsche ähn-

liches Bild. In düsteren, feuchten Niederungen, nimmt er seinen Lieblingsaufenthalt. Am Morgen und späten Nachmittage tritt er gern auf freie Plätze hinaus. Am oberen Ruhudje, mehr noch am Rufiyi und unteren großen Ruaha habe ich ganze Rudel Wasserböcke zu allen Tageszeiten zum Flusse ziehen und vorsichtig das begehrte „Naß" nehmen sehen. Auch der Wasserbock ist auffallend hart und zählebig. Tiere mit vorzüglichen Schüssen gehen noch stundenweit ab und dem Jäger verloren. In selten vom Weidmann betretenen Gebieten ist er nicht grade scheu. Am oberen Ruhudje blieb ein weiblicher „Kulo" wenige Schritte vom Ufer frei und ruhig äugend stehen, als ich in einem Einbaum vorüberglitt. Nicht weit von dieser Stelle sah ich eines Morgens im Nebel undeutlich ein großes äsendes Tier, das ich zuerst für ein Nashorn hielt. Mein Glas ließ einen weiblichen Wasserbock mit einem jungen Tier von Ziegengröße erkennen. Nun nicht schießen wollend, ging ich vor in der Hoffnung, vielleicht noch den dazugehörigen Manamume, i. e. Mann zu entdecken. Beide Tiere äugten zwar bisweilen zu mir herüber, knabberten aber ruhig weiter an den frischen Gräsern herum. Ich hatte den reizvollen Anblick schließlich genug ausgekostet und begann mit dem Taschentuch zu winken. Keine Wirkung! So kam ich auf einige 30 Schritt heran, als das Muttertier erst flüchtig wurde. Das Verhalten verschiedener Vertreter derselben Tierart ist oft ganz verschieden. Hier unendlich scheu und nervös, dort ganz vertraut. Es ist überall schwer zu sagen, daß diese Tierart besonders scheu, jene das Gegenteil davon ist. Das alles ist unendlich verschieden und überhaupt nicht zu schematisieren. — Keinesfalls dürfen einige zufällig nach derselben Richtung hin übereinstimmende Beobachtungen dazu verführen, mit „unangreifbaren" Behauptungen selbstbewußten Alleswissens weiteren Zweifel ein- für allemal ersticken zu wollen.

Des lichten Waldes und der Steppe Freund ist das Hartebeest, die Kuhantilope — Kongoni genannt — ein weit verbreitetes, wunderlich überbautes Tier von unschönem Äußeren, das in mehreren Arten vorkommt. Ähnlich wie das Gnu kann man diese Antilope die sonderbarsten Sprünge und Kapriolen vollführen sehen, wenn es glückt, ein spielendes Rudel auf seinem „Tanzplatz" zu überraschen. Von weitem gesehen, können die langen Lauscher die sonderbare Illusion eines zweiten Gehörns erregen. Das Kongoni gehört meist bald zu der in der Schußliste vermerkten Beute. Wer oft auf Kongonis stößt, wird die Beobachtung machen, daß das Rudel ein von der Kugel niedergestrecktes Tier oft nicht verläßt, sondern bald völlig ratlos stehen bleibt, bald nur einige Sprünge macht und dann wie angewurzelt nach dem Schützen starrt. In mehreren Fällen — an etwa sechs erinnere ich mich genau — erlebte ich, daß schwer angeschos-

sene Kongonis ein lautes, gröhlend-blökendes Klagen ausstießen, während alle anderen Antilopen stumm blieben. Die sehr ausdauernden und flüchtigen Kongonis trifft man auch in trockenster Steppe weitab vom Wasser an. Auf dem Wege aus der Ulangabene nach Mahenge zu passierte ich letzten Oktober ein für die Jahreszeit typisch ausgebranntes Stangenholz, als meine Leute ein einzelnes, von einem Jungen begleitetes Hartebeest sichteten.

Ich befand mich mit vier oder sechs Menschen einen Kilometer vor der Karawane und beobachtete die beiden Tiere, während meine Begleiter niederknieten. Auf einmal begann das 300 Meter entfernte Muttertier in weitausgreifenden Sätzen davonzugehen, während sein Sprößling stehen blieb und dann in kurzem Galopp auf uns zu kam. Vermutlich hatte es mein hellfarbenes Maultier für seine natürliche Beschützerin angesehen. Ich befahl schnell durch Zeichen lautlose Stille und ließ den fahlgelben kleinen Springer herankommen. Erst unmittelbar vor uns, nicht vier Meter vom Maultier entfernt, erkannte das Tier seinen bösen Irrtum, sprang zwischen uns durch und enteilte auf seinen hohen Läufen mit solch gewaltigen, raumschlingenden Sätzen ins Holz, daß wir ob solcher nicht für möglich gehaltenen Schnelligkeit nur verwundert mit den Blicken folgen konnten. An Folgen und Fang war gar nicht zu denken. — Die anscheinend so plumpe Kuhantilope schnellt auf der Flucht in ungemein förderndem Galopp davon. Zum schönsten Anblick, den man bei der Beobachtung frei lebenden Wildes genießen kann, gehört es, Antilopen beim Sprung über ein Hindernis zu sehen. Was hierbei auch von den kleineren Arten, der Suara, dem Buschbock und vielen anderen an wunderbarer Präzision, Kraft und dabei wie selbstverständlich spielender Eleganz geleistet wird, grenzt an das unmöglich Erscheinende, und reißt zur Bewunderung hin. — Wie erstaunlich fein muß nicht das instinktive Schätzungsvermögen ausgebildet sein, welches das Tier befähigt, so genau zu berechnen; nicht einen Zentimeter zu hoch oder zu kurz zu springen. — Ich erwähne hier nebenbei die Tatsache, daß man bei Vertretern fast aller Negerstämme die Fähigkeit zu hervorragenden Sprungleistungen findet. Als ich 1895 in Lindi die 9. Kompagnie nach heimischer Art turnen lehrte, stellten sich die Leute lächerlich ungeschickt am Querbaum an. Wenn es aber an's Springen ging, dann übertrafen die Leistungen — besonders im Hochsprung — alle Erwartungen.

Zu den großen Antilopen zählt noch die vielfach schon seltenere Rappen- oder Pferdeantilope — mbarapi genannt — ein stattliches Tier mit bisweilen mächtigem Gehörn von entsprechender Beliebtheit als Trophäe. Die Gehörne der dunkelfarbigen, fast schwarz erscheinenden Pferde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

antilope werden an der Küste von Eingeborenen häufig zum Verkauf angeboten, ein Zeichen, daß das Tier dort nicht selten ist. Ich schoß mehrere vollwertige Böcke im Hinterland von Lindi, als ich — nach Vertreibung des unheilbar „steuerscheuen" Sultans Matschemba, der dem Gouvernement so manche Nuß zu knacken gegeben hatte — sechs Monate in seinem ver-



Pferde- oder Rappen-Antilope (Mbarapi).

lassenen Hauptsitz Luagala residierte. Ich habe immer gefunden, daß diese Antilope scheuer und vorsichtiger auftrat als die meisten anderen. In Karagwe westlich des Nyanza und an der Ostgrenze Ruanda's erlegte ich unlängst mehrere Exemplare einer rotgrau gefärbten Pferdeantilope, einer Abart der ersterwähnten. Die Gehörne dieser Art waren alle erheblich schwächer als die des Küstenmbarapis.

Zu den größeren Antilopen zählt noch eine Art Moorantilope mit dunklem, spärlich gefleckten Kleide und mit buschbockähnlichem Gehörn, entsprechend ihrer Verwandtschaft mit diesem. Der Name Moorantilope kennzeichnet ihren bevorzugten Aufenthaltsort. Die schnabelartig verlän-

gerten Schalen befähigen das Tier zu seinen behutsamen Wanderungen über die schwankende, trügerische Decke von Sümpfen und verhindern ein zu tiefes Einsinken. Sie lassen ferner erkennen, daß ihre Träger sich kaum viel und dauernd auf festem, abwetzendem Boden zu bewegen pflegen. Kleiner ist der eigentliche Buschbock, dessen treffender Name anzeigt, wo er zu finden ist. Im dichten, verschlungenen, schattigen Busch ertönt sein bellender Schreckton, wenn er sich von Gefahr überrascht glaubt. Am Tage im Busch versteckt lebend, genießt er eines sicheren Schutzes, denn es ist sehr schwer, dort einen vernünftigen Schuß anzubringen. Früh vor sieben Uhr und nachmittags gegen fünf Uhr wechselt der Buschbock auch durch lichtere Waldbestände oder tritt auf wiesenartige Blößen aus. Niemals konnte ich ihn weit vom Wasser feststellen. Gelegentlich der Vermessung des streitigen Gebietes in Ruanda fanden wir auf der kleinen, abliegenden Insel Wau im Kivusee eine Anzahl Buschböcke im Urwalddunkel, deren Vorhandensein Dr. R. Kandt schon vorher festgestellt hatte und über deren Herkunft wir uns später einmal auf Wau selbst in unnötigen „tropischen Eifer" geratend vergebens die Köpfe zerbrachen, ohne des Rätsels an sich ja recht gleichgültige Lösung zu finden. Es ist nicht anzunehmen, daß wie Kandt meinte, dereinst einige vielleicht verfolgte Tiere nach Wau schwammen und die Stammfamilie des jetzt vorhandenen kleinen Bestandes bildeten. Vielmehr scheinen die in Frage kommenden Inseln früher einmal mit dem Festlande in Verbindung gestanden zu haben. Genug, die Buschböcke waren da, huschten schattengleich im verschwiegenen Dämmerlicht einer unberührten Urvegetation vor dem nahenden Schritt des alleswissenwollenden Weißen davon, nicht ohne jedesmal den in dieser Grabesstille auf keinen Laut gefaßten Eindringling durch ihren hastig hervorgestoßenen lauten Angstton anfänglich selbst zu erschrecken.

Noch immer hört man hierzulande den Riedbock mit dem Buschbock verwechseln, trotz ihrer großen Verschiedenheit. Auch der Riedbock ist in mehreren Abarten in der Kolonie sehr verbreitet. Sein hübsches, gemskrickelartiges Gehörn bildet eine Zierde jeder besseren Sammlung. Das helle, fahle Haarkleid des Riedbockes entspricht vollkommen der gewöhnlichen Färbung des trockenen, dichten Riedes, in welchem unsere Antilope fast allein und meist paarweise anzutreffen zu Hause ist. Übereinstimmend mit anderen Beobachtern habe ich oft gefunden, daß der Riedbock es liebt, erst hoch- und davonzugehen, wenn ihm sein „drücken wollen" nichts mehr zu nützen scheint und der Jäger ihm schon sehr nahe ist. Diese Taktik verhilft ihm in vielen Fällen zum Entkommen, denn man wird von dem urplötzlichen Hochgehen des Wildes in kürzester Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ſernung oft derart überraſcht, daß der ſchnellgefaßte Schußentſchluß zu ſpät kommt. Ich erinnere mich einiger ergebnisreicher Jagdtage im inneren Malagaraſſibogen bei Igwa Manoni, wo der Riedbock auffallend häufig war. Erſt nach erfolgter Gewöhnung an das unerwartete Aufſpringen und entſprechend aufmerkſamem Vorgehen mit entſicherter Waffe gelang es mir, die gewünſchten Exemplare für meine Sammlung zu erlegen. Die Jagdart hat ſich den Gewohnheiten des Wildes mehr oder weniger immer anzupaſſen, will man Erfolg erringen. Lehrreich und oft vorbildlich ſind da die Fang- und Jagdmethoden der Eingeborenen, die nach genauer und auf den Erfahrungen vieler Generationen beruhender Beobachtung ihre Köder wählten, ihre Fallen erſannen und ihre Jagdarten ausbildeten.

Zu den kleineren Antilopen zählen außer den letztgenannten die ſehr allgemeine ſchlanke Schwarzferſenantilope, die Grant- und die Thomſongazelle, Giraffengazelle, Ducker- und Schopfantilope und eine ganze Anzahl anderer mehr, nicht zu vergeſſen die Familie der Zwergantilopen, deren Vertreter die zarteſten und ſchmackhafteſten Braten liefern, die man hier bekommen kann. Dieſe zierlichen, feinen Tierchen führen ein verſtecktes Daſein im Dunkel dichter Buſchinſeln, wo ſie Schutz und Deckung finden. Man bekommt ſie ſelten zu Schuß, da ſie — wenn überraſcht — erſt einige Sekunden regungslos mit ihren großen, dunkeln Lichtern beobachtend verhoffen und bei der geringſten Bewegung mit wenigen haſtigen Sprüngen im Rankengewirr der nächſten Schutzſtrauchgruppe verſchwunden ſind. Faſt überall kommt die Schwarzferſenantilope — oft in großen Rudeln — vor. Sie liebt lichten Wald und Steppengebiete. Nur der Bock trägt ein leicht erkennbares, hübſch gebogenes Gehörn. In der ganzen Maſaiſteppe und bis nach Südugogo hinein iſt die Grantgazelle heimiſch, die an ihrem ſtattlichen, ſchöngeformten, aufrechten Gehörn von weitem zu beſtimmen iſt. Bei Gaïro traf ich 1897 Herden von mehreren Hundert Stück. Bei Kiſſalalo in Südugogo ſchoß ich einen einzelnen prächtigen Bock in freier Steppe. Südlich des großen Ruaha iſt die Grantgazelle nicht zu finden. Überaus zahlreich und wenig ſcheu iſt im größten Teil der Nordhälfte der Kolonie die kleine, der Grantgazelle ſehr ähnliche, Thomſongazelle. Die Eingeborenen nennen ſie treffend die „Ziegen der Steppe“. Auf dem Wege von Aruſha nach Kondoa-Irangi traf ich im November 1903 eines Morgens ein Rudel Grantgazellen, das ſich einer Gnuherde angeſchloſſen hatte und uns wie dieſe recht wenig beachtete. Ein halbes Dutzend der beim Rudel befindlichen jungen, noch unerfahrenen ſpielenden Gazellen ſprangen neugierig ganz nahe heran, offenbar, um die ſonderbaren fremden Geſtalten, von

denen besonders wohl das Maultier ihr Interesse erregte, zu betrachten. Sie boten eine nicht alltägliche Gelegenheit, uns an ihren komischen, an das Gebahren junger Ziegen erinnernden Sprüngen zu ergötzen. Die alten Tiere hielten sich fern. Erst, als die Gnuherde sich mit einem Ruck herumwarf und davoneilte, verschwanden die zutraulichen Tiere wie der Wind und eilten zu ihren, gemessen mit nickendem Kopf davonschreitenden, Familienhäuptern zurück.



Mdorobbo mit Schwarzfersenantilope.

Ich will mit weiteren Ausführungen nicht ermüden, um so mehr als nur ein allgemeiner Überblick gegeben werden soll. — Naturgemäß sind grade die Lebensgewohnheiten der kleineren Tierarten noch am wenigsten bekannt und erforscht, da sie sich am leichtesten der Beobachtung entziehen und daher gleicherweise übersehen werden können. Sicher ist aber

grade auf diesem Gebiete noch außerordentlich viel zu tun und späterer Forschung vorbehalten. Mögen sich auch Fachleute diesen Studien hier widmen! Es kommt wirklich mehr dabei heraus. Den Jäger interessiert in erster Linie das größere Wild. Der Wissenschaft dagegen können alle Lebewesen gleich wichtig und eine unerschöpfliche Fundgrube neuen Erkennens werden.

V. Kapitel.

Giraffe und Büffel.

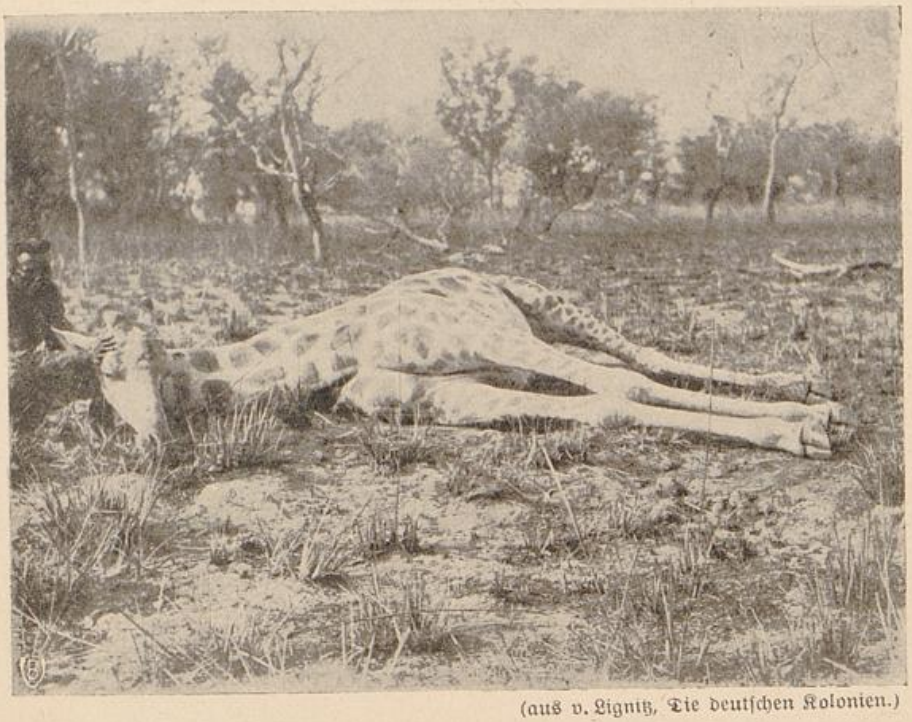
Ebenfalls auf der Liste des der Jagd noch gänzlich entzogenen Wildes steht die Giraffe, Bewohner der Baum- und Akaziensteppe, Parklandschaft und des lichten Miombowaldes, wie er sich z. B. westlich von Kilimatinde bis zum Malagarassi, im Süden bis zum großen Ruaha und der Rikwasenke erstreckt. Hinter Saadani ist die Giraffe in der Nähe der Küste nicht selten. Südlich des großen Ruaha und des Rufiyi habe ich sie niemals angetroffen; um so häufiger am Wami, in Ugogo, den waldigen Teilen der Masaisteppe und im Juni zu Hunderten vereint in der Mgundamkali, dem großen Walde zwischen Kilimatinde und Tabora. Seinem gewaltigen Gewicht entsprechend hinterläßt dieses imposante Tier mit dem harmlosen Gemüte eines Schafes in sandigem oder etwas aufgeweichtem Boden tief eingedrückte Spuren einer länglichen Doppelform, die man nur einmal gesehen zu haben braucht, um sie sofort wiederzuerkennen. Ein Irrtum, ein Verwechseln ist ausgeschlossen. Der eigenartige Bau deutet an, daß wir in der Giraffe ein Tier zu erblicken haben, welches befähigt ist, hoch an den Bäumen emporzulangen und dort seine Nahrung in Gestalt von Blattwerk verschiedener Art abzurupfen. So sehen wir denn auch die Giraffe beim Fehlen jeglicher Bodenvegetation zur Zeit der Dürre und der Grasbrände an den belaubten Steppenbäumen und Akazienarten ihre reichliche Nahrung finden. Der Lieblingsaufenthalt der Giraffe ist keineswegs die freie Steppe, sondern die sogenannte Parklandschaft, zu Zeiten der lichte Wald überhaupt. Auch fand ich sie mehrfach — ebenso wie das Zebra — im mitteldichten Buschwald zwischen Rikwasee und dem großen Ruaha. Vielleicht sucht sie nur zur Wurfzeit dichtere Waldbestände mit besserer Deckung auf. Ende November erlegte ich leider

infolge Nichterkennens in ziemlicher Walddickung bei Kipenbawe eine junge Giraffe mit noch ganz weichen Schalen. Das nicht ganz zwei Meter hohe Tier konnte meiner unmaßgeblichen Schätzung nach höchstens 14 Tage alt sein. Eine wenige Tage nachher ebenfalls in sehr unklarem Gelände überraschte, ausgewachsene, ganz dunkelfarbige Giraffe ging knapp 10 Schritt vor mir hoch und mit nicht zu beschreibender Kraft und Schnelligkeit durch den Busch brechend davon. Später traf ich noch einmal auf freier Wiese unweit des Wamiflusses ein Rudel von sechs Giraffen am Nachmittage ruhend an. Sonst konnte ich nie bemerken, daß sich Giraffen niedergetan hatten. Im Gegensatz zu vielen wehrhaften Tieren Afrikas ist die Giraffe mangels jeder besonderen Angriffs- oder zur Abwehr geeigneten Waffe ziemlich wehrlos. Allerdings kann sie durch den Tritt ihrer riesenhaften Läufe einen Angreifer so zurückschleudern, daß er zum zweitenmal nicht wiederkommt. Die Stirnzapfen sind kümmerliche Reste einer Gehörnform, welche ihre Ahnen vor Urzeiten getragen haben mögen. Sie hat auch eigentlich keine Waffe nötig. Wenn ihr unter den Raubtieren jedenfalls nur der Löwe in Ausnahmefällen gefährlich werden kann, so verdankt sie dies ihrer Größe und ihrer Schnelligkeit. Auf Grund einiger Erfahrung bin ich zur Annahme geneigt, daß es sich bei den Erzählungen von vom Löwen gerissenen Giraffen fast immer um bereits angeschossene oder sonst kranke Tiere handelt, die sich weder weit flüchten noch durch Ausschlagen der, in gesunden Tagen ein an Kraft nicht so leicht zu übertreffendes Abwehrmittel bildenden, langen Läufe genügend zur Wehr setzen konnten. Vom Fleische einer Giraffe kann sich eine Karawane von 100 Mann unter Zugabe von etwas Pflanzenkost eine Woche lang ernähren. Man tut wohl daran, das Giraffenfleisch — ebenso übrigens dasjenige aller Antilopen, auch Rinder usw. — gut durchzukochen oder zu braten, um unliebsamen Folgeerscheinungen vorzubeugen. Von einer an 150 Menschen starken Karawanne, die sich eines Tages mit lüsterner Zunge über meine erste Giraffe hermachte, blieben nur einige Suahelidamen, die aus abergläubischen Motiven das Fleisch um keinen Preis essen zu dürfen vorgaben, von wenige Tage später erscheinenden zahlreichen, mit Respekt zu vermelden — Würmern — verschont.

Die Rückenhaut einer ausgewachsenen Giraffe ist in getrocknetem Zustande noch fingerdick. Sie läßt sich daher zu dauerhaften Treibriemen usw. verarbeiten. Die Dicke und Härte der Oberhaut, die ja sonst keinen rechten Zweck hätte, scheint dadurch begründet zu sein, daß sie beim Durchschreiten und mehr noch beim Durcheilen der Dorn- und Stachelbüsche und -Bäume, welche in Massen die weite Steppe bedecken, zahlreichen oberflächlichen Verletzungen ausgesetzt ist, welche schnell vernarben, anstatt daß bei leicht durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stoßener dünnerer Haut bösartige Entzündungen und Eiterungen entstehen, welche schwer heilen. — Ablagerung von Insekteneiern! — Im Gegensatz zur Dicke der Haut steht die auffallend dünne Schädelwand der Giraffe, die — könnte man ohne weiteres hinauflangen — mit einem Schlage eines festen Stockes zu zertrümmern ist. Es gewährt kein Vergnügen mehr, Giraffen zu schießen, — wenn nicht aus Fleischnot — nachdem man einige erlegt hat. Das große, hülflose Tier bietet hingestreckt mit hochemporgerichtetem Halse und den großen, angstvoll erstaunten Lichtern einen so wenig erfreulichen, mitleiderregenden Anblick, daß man gern



(aus v. Lignitz, Die deutschen Kolonien.)

Erlegte Giraffe.

darauf verzichtet. Dazu kommt etwa das Gefühl, ein riesengroßes taperiges und unschuldsvolles Lamm erschossen zu haben, welches mehr den Eindruck eines zahmen Haustieres, als wie den eines harten, scheuen Steppenbewohners macht. Ich fand die Giraffe eigentlich wenig scheu, auch vor 1903, dem Jahre, seit welchem das Schußverbot für sie in Kraft trat. Bei Mihamani am nördlichen Kilimatinde-Taboraweg begleiteten ganze Scharen von Giraffen in 200—300 Meter Abstand meine Karawane, dieselbe neugierig musternd. Beim Aufbruch aus diesem Lager stand in der Frühe ein ganzes Rudel kaum 150 Meter entfernt am Waldrand und zeigte gar

keine Vorsicht. Zuletzt kamen zwei davon noch näher heran, von denen die eine denn auch ihre „Wißbegierde" damit büßen mußte, die mehr als knappe Karawanenverpflegung vervollkommnen zu helfen. Von anderer Seite ist ausführlich geschildert worden, wie sehr die scheinbar so grobe, auffällige Zeichnung ihres Felles die Giraffe der Sicht entzieht. Meine nicht wenigen eigenen Beobachtungen stimmen hiermit überein. Als Neuling wurden mir vom Wegeführer, Boy oder Begleitaskari fast freistehende Giraffen im offenen Hochwalde gezeigt, die ich damals immer so lange vergeblich suchte, bis sie sich wie wandelnde schräge Türme in Bewegung setzten. Zuletzt konnte ich sie viel schneller ausmachen, wenn ich die, sich gegen den über oder zwischen den Baumwipfeln sichtbaren hellen Himmel abhebenden Umrisse des Kopfes suchte. Bei der schwankenden Bewegung flüchtiger Giraffen unterliegt man leicht der Einbildung, daß ein Tier, welches man glücklich fehlte, angeschossen sei. Bei einigen Antilopenarten kann es dem Jäger ähnlich gehen. Die Giraffe ist, wie schon erwähnt, ein ganz harmloses Tier, sie ist auch völlig unschädlich. Der einzige nachweisbare Schaden, den Giraffen anrichteten, bestand darin, daß sie an die Telegraphendrähte stießen und dadurch Leitungsstörungen verursachten. Es mußten daher in Giraffengegenden so hohe Telegraphenstangen errichtet werden, daß die Tiere unter den Drähten durchschreiten konnten. — Lebhaftes Vergnügen hat es mir stets bereitet, flüchtigen Giraffen zuzuschauen, wenn sie bei jedem Sprung den Oberkörper weit nach vorn neigten und die mächtigen Laufglieder spielen ließen; nicht unähnlich in der ausgreifenden Gangart — nur langsamer und schwerfälliger aussehend — dem flüchtigen Hartebeest oder Kongoni. Die Giraffe flüchtet scheinbar mit einer gewissen Pomadigkeit, nur bei besonderem Anlaß zu schnellem Davonstürmen übergehend. Von weitem gesehen, schlenkern ihre langen Schenkelglieder gleichsam wie nicht recht zum Körper gehörige Dreschflegel durch die Luft. —

Wenige Tiere afrikanischer Jagdgründe dürften derart von Fliegen, Insekten und an erster Stelle zu nennen, fast pfenniggroßen, braungelb gezeichneten Zecken geplagt werden, wie grade die Giraffe. Ich berichte die Tatsache, ohne die Gründe angeben zu können. Selbst erlegt habe ich — weil es mir völlig genügte — in 10 Jahren nur 4 Giraffen. Dagegen hatte ich häufiger Gelegenheit, geschossene Giraffen zu beaugenscheinigen. Was da besonders in den Hautfalten an der Innenseite der Schenkel, am After unter der Schwanzwurzel, den Lauschern, am Kopf und um die Lichter herum an Zecken festgesogen saß, war gradezu scheußlich. Bei einer Giraffe umgaben handbreite Ringe von hunderten von Zecken die Lichter, dem Tiere bei Lebzeiten fraglos Qualen verursachend. Nur eine Giraffe war leidlich zeckenfrei, d. h. hatte bei flüchtigem Hinschauen nur einige

Dutzend der eklen blutsaugenden Schmarotzer und Krankheitsüberträger an sich. Dieses ständige Gepeinigtsein von Insekten verschiedener Art, den Zecken, Bremsen, Tsetse- und tsetseähnlichen Stechfliegen zwingt die Giraffe behufs Abwehr ihrer Quälgeister zu dauernden heftigen Schwanzschlägen. Der lange kräftige Wedel ist mit seiner glatthaarigen Quaste nach allen erreichbaren Körperstellen in ständiger spielender Bewegung. Oft dreht er sich, Rücken und Flanken streichend, wie ein Quirl im Kreise. Man kann bei allen Schwanzträgern unter dem so sehr von Insekten verfolgten afrikanischen Wilde auf's leichteste beobachten, wie dieses Anhängsel fast nie zur Ruhe kommt, sondern sich dauernd in zuckender, schlagender, kreisender Bewegung befindet, um anfliegende Insekten zu vertreiben. Hierzu allein hat auch die Giraffe ihren Wedel und nicht als „Signal", um sich damit zu verständigen, wie unlängst von dem Entdecker ihrer „Wedelsprache" verkündet und kritiklos sogar von Fachleuten nachgebetet wurde. Eine halbe Stunde eigener Beobachtung würde weniger schnell zustimmen lassen und vorsichtiger machen! Daß jedes höherstehende Tier aus dem Verhalten eines Genossen — erschreckt zusammenfahren, unruhiges Wesen, gespannte Haltung, aufmerksames Wittern und Augen, angst- oder freudvolles Lautgeben usw. — Schlüsse zu ziehen und diese sich zunutze zu machen vermag, ist nichts neues.

Während 10 voller Jahre durchstreifte ich alle Teile der Kolonie — nicht nur einen kleinen Abschnitt derselben — und habe während dieser langen Zeit viel Gelegenheit gehabt, Wild aller Art zu sehen und zu beobachten. Trotzdem wage ich es nicht, Behauptungen aufzustellen, daß z. B. diese oder jene Antilope „längere Zeit ohne Wasser zu leben vermöge", ohne daß gleichzeitig für eine derartige Möglichkeit auch nur die Spur eines Beweises erbracht würde. Wohl aber behaupte ich auf Grund zahlreicher Beobachtungen und wissenschaftlich längst feststehender Tatsachen, daß es unhaltbar ist und auf ungewöhnlicher Verkennung beruhen muß, wenn in vollem Ernst gefolgert und berichtet wird:

„Die Giraffen verständigen sich also in meisterhafter Weise gegenseitig sowohl durch die Haltung des Halses und die Stellung des Körpers — in dieser Beziehung bietet ihnen ja ihr grotesker Bau reiche Gelegenheit zu Variationen jeder Art — als auch — in der Hauptsache durch die ihnen eigene Wedelsprache." — Naht sich eine Bremse oder summt ein Brummer, so scheint nach den Beobachtungen des namhaften Reisenden die Giraffe mit dem Wedel zu stottern.

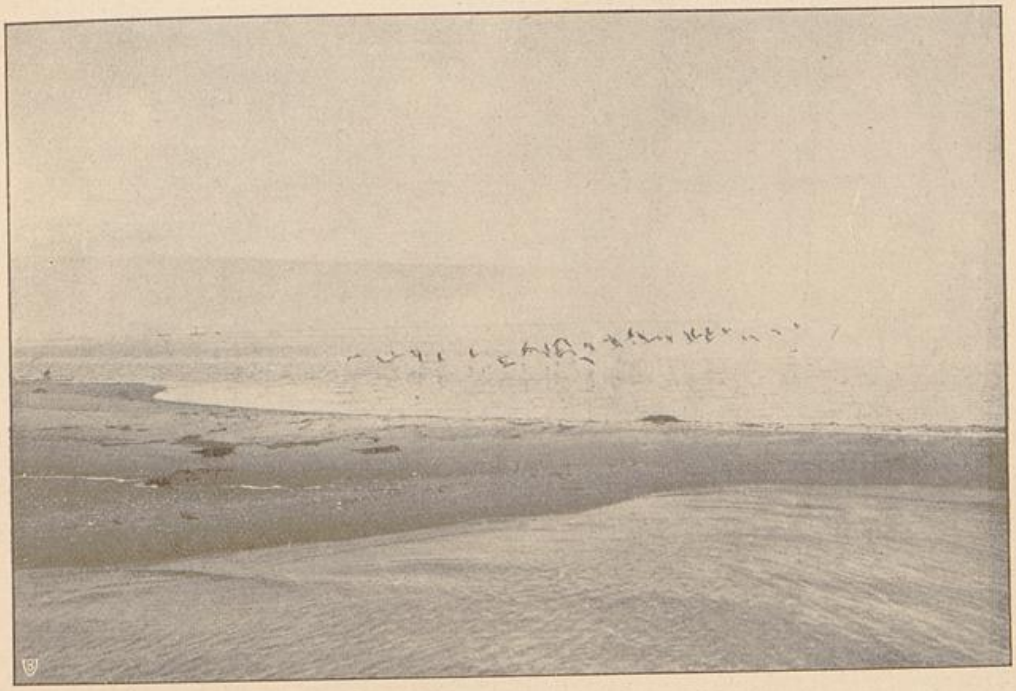
Muß man bei solchen Perspektiven nicht der — seinerzeit die sogenannten „weitesten Kreise" in Aufregung versetzenden, durch Kopfnicken und Scharren ausgedrückten (Hut ab!) geistigen Fähigkeiten jenes braven Rosses, des „klugen Hans", gedenken? „Und er kann doch nicht rechnen, lautete,

wie vorauszusehen, das Schlußurteil, nachdem gelehrte Häupter genug sich getäuscht hatten. Nein! Die kreuzbrave Giraffe in allen Ehren! Aber mit dem Schwanze reden kann sie nicht!

Wenden wir uns zu einem weniger harmlosen, dafür aber von jedem Weidmann um so inniger vor den Büchsenlauf gewünschten Gesellen, dem trutzigen wehrhaften Büffel, dessen nach der Rinderpest übrig gebliebenen Bestände sich wieder erfreulich zu vermehren beginnen. Es klingt wie ein Märchen, wenn man die verbürgten Angaben früherer Reisender, die Schilderungen der Araber und Eingeborenen über die ungeheuren Zahlen hört, in welchen noch vor 20 Jahren der Kafferbüffel — nyati und mbogo genannt — in ganz Deutsch-Ostafrika verbreitet war. Und doch liegen so zahlreiche Beobachtungen über jeden Zweifel erhabener Männer vor, daß wir staunen müssen vor den Wildmengen, welche damals die Kolonie bevölkerten. Staunen vor ihrer Zahl und erschrecken vor den furchtbaren Wirkungen jener großen Seuche, welche das Land heimsuchte. Und heute, wo sich die damals übrig gebliebenen Wildbestände schneller zu erholen beginnen, aber noch nicht annähernd einen größeren Bruchteil der alten Zahl erreicht haben dürften, spricht man davon, das Wild an sich als Verbreiter von Tierkrankheiten aller Art auszurotten. Welcher Beweis ist bisher dafür erbracht, daß dies überhaupt der Fall ist oder sogar in dem Maße, wie es hier und da angenommen zu werden scheint? Muß man da nicht vorher zur gewissenhaftesten Prüfung und zum genauesten Studium der einschlägigen Fragen auffordern, bevor eine übereilte Maßregel, die in ihren Folgen niemals wieder gut zu machen sein würde, das afrikanische Wild der Vernichtung preisgibt? Heute wissen wir über die Übertragung gefährlicher Viehseuchen und die dabei mitsprechenden bezw. maßgebenden Momente zwar viel, aber noch lange nicht so vollendet Bescheid, daß in solchen radikalen Maßregeln allein das Heil erblickt werden kann. Wohl aber wissen wir z. B. von den Masai, daß zur Zeit der gewaltigen Wildmengen auch die Zahl prächtiger Rinderherden eine in demselben Verhältnis größere war als heute. Das Wild an sich scheint den Viehherden der Eingeborenen also nicht geschadet zu haben. Außer der Rinderpest traten eine Anzahl Viehkrankheiten bedrohlich erst seit dem Zeitpunkt auf, seit welchem die früher infolge der kriegerischen Eigenschaften ihrer Bewohner abgeschlossenen Länder pacifizierte sind und im Zeichen des Verkehrs stehen. Aus der Zunahme des Verkehrs nach allen Teilen der Kolonie und den beginnenden Viehtransporten von allen möglichen durch alle möglichen Länder derselben verbreiteten sich neue, bisher unbekannte Krankheiten in vorher hiervon ganz freien Ländern und verseuchten dort das Vieh. Die durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehenden Rinder selbst schleppten also ihre Krankheiten ein. Hier scheint doch wohl noch manche Frage zu lösen zu sein, ehe die Akten darüber spruchreif sind. — Auch hier ergiebt sich wieder ganz von selbst ein Hinweis auf den Segen der kommenden Eisenbahnen, wenn die Viehtransporte zu Lande aufhören können und damit die Berührung von krankem und gesundem Vieh fortfällt. Wie beim „homo sapiens" gewisse schwere Blutkrankheiten, soweit wir wissen, nur von blutsaugenden Insekten von Mensch zu Mensch übertragen werden, sei es wie bei Malaria, Rückfall-



Vogelleben am Tanganikastrand: Möven!

fieber, Schlafkrankheit durch Blutparasiten, die den übertragenden Wirt (hier Moskito, Zecke, Stechfliege — glossina palpalis — passieren müssen, so ist es auch beim Tier. Wie ein einziger kranker Mensch unter günstigen Bedingungen ein Herd der Ansteckung für viele Gesunde werden kann, wie in erschütternder Schrift die Geschichte des Vordringens der Schlafkrankheit bezeugt, so verhält es sich auch beim Tier mit gewissen tödlichen Krankheiten, an deren Erforschung die größten Gelehrten dauernd arbeiten. Hätte z. B. gar kein Verkehr der Menschen vom Kongostaate her zum Ostufer des Tanganika und über den Russissi hinüber bestanden, so hätte die furchtbare Seuche am Westufer des Tanganikasees zum Stillstand kommen müssen. Nun bestand aber an der schmalsten Stelle des Sees

zwischen Rumonge und der Halbinsel Ubwari seit alter Zeit ein lebhafter Verkehr, besonders auch ein schwunghafter Sklavenhandel nach Uha hin bis in die letzten Jahre. Die Folge war, daß schlafkranke Menschen nach Rumonge ins deutsche Gebiet kamen, daß ihnen von der hier zahlreich vorhandenen Stechfliege Blut entnommen und beim weiteren Stechen gesunder Leute durch diese mit dem kranken Blut infizierten Fliegen immer neuen Menschen die Seuche eingeimpft wurde. Jetzt zählen die Toten in Rumonge und Umgegend schon nach Tausenden. So trägt der Mensch nichts ahnend den Todeskeim zum Menschen. Und genau so ist es beim Tier. Aus dem Inneren kommendes krankes Vieh hat beim Durchtrieb auf den Karawanenstraßen das gesunde Vieh der Eingeborenen infiziert, bis diese die Gefahr erkannten, ihr eigenes Vieh fluchtartig forttrieben und weit ab in der Wildnis isolierten, wo es nicht mehr mit dem Karawanenvieh in Berührung kam und gesund blieb. Gewiß sind Moskito, Zecke, Stechfliege die Überträger der schlimmsten Krankheiten, aber erst dann, wenn sie Gelegenheit hatten, sich durch Saugen an einem kranken Menschen oder Tier mit den todbringenden kleinsten Lebewesen zu versehen. Krankes Wild verdient somit natürlich beseitigt zu werden; soll man deshalb das gesunde mit umbringen? Von einem kranken Rind können in ungünstigem Falle ebensogut gewisse Krankheiten auf ganze Wildherden übertragen werden, wie umgekehrt. Da das Wild die Karawanenstraße meidet und ihnen fern bleibt, scheint die Gefahr von dieser Seite nicht so groß zu sein. Wohl aber wimmelt es schließlich an allen Viehverkehrsstraßen von infizierten Zecken und Stechfliegen. Und deshalb soll das Wild ausgerottet werden? Unsere englischen Nachbarn im Norden würden sich sicher nicht von überquellendem Gefühl dazu verleiten lassen, das Wild so zu schonen wie sie es tuen, wenn sie in demselben eine große Gefahr für die Rinderzucht des Landes erblicken würden. In Südafrika gibt es in großen Gebieten kein Wild mehr. Die Viehkrankheiten haben deshalb nicht aufgehört. Man verzeihe die kleine Abschweifung. Ich hielt sie für nötig.

Als ich im Januar 1895 zum erstenmal die Kolonie betrat, galt es als ein unerhörter Dusel, einen Büffel erlegt zu haben; so hatte die Rinderpest unter den Beständen derselben aufgeräumt. Heute mehren sich die Jagderfolge auf Büffel entsprechend ihrem häufigeren Vorkommen. Trotzdem gehört immer noch ein besonderes Jagdglück dazu, den scheuen Recken zu erbeuten, der ein gar verstecktes Dasein führt und sich am Tage in die unzugänglichen Schilfmassen der sumpfigen Niederungen zurückzieht. Gegen Abend erst wird er mobil und tritt aus seinen Schlupfwinkeln heraus, um während der Nacht oder am frühesten Morgen noch bei völliger

Dunkelheit freies Land aufzusuchen und auch den Feldern der Eingeborenen gelegentlich einen Besuch abzustatten. In die Schilf- und Grasmeere, in denen er sich am Tage ruhend meist aufhält, tief einzudringen, ist für den Menschen ganz unmöglich und die Jagd während der Nacht eine eigene und zu ungewisse Sache. So erklärt es sich sehr einfach, aus welchem Grunde man nur sehr selten einen Büffel zu sehen bekommt. In kleineren Herden ist der Büffel — auch wohl ngombeya nowitu (Waldrind) genannt — in vielen Teilen der Kolonie vorhanden. Die größten Herden — von mehreren Hundert Stück — beherbergt zurzeit ohne Frage die Ulangaebene und zwar der Teil derselben zwischen dem Mpanga-Ulanga und seinem Nebenfluß Kihansi. In den Urwäldern des äußersten Nordwestens der Kolonie kommt eine kleinere Büffelart mit schwächerem Gehörn — zur westafrikanischen Spezies gehörig — vor. —

Es ist meist zwecklos, gegen Ende der Regenzeit und in den darauf folgenden Monaten auf Büffel zu jagen, weil die ungeheure Vegetation abseits der wenigen, schmalen Eingeborenenpfade kein Eindringen gestattet. Erst wenn die Grasbrände Luft geschaffen oder, wie in der Ulangaebene gegen Ende Oktober bis Januar, selten bis in den Februar-März hinein an Stelle der enormen Grasmassen eine öde, kahle Fläche gefressen haben, oder wenn die während der Regenperiode mit unaufhaltsamer Gewalt emporschießende neue Pflanzenwelt noch nicht zu hoch emporgewachsen ist, wird die Jagd auf den Büffel aussichtsreich. Ich beschränke mich darauf, die Verhältnisse in der genannten Ebene, die mir am genauesten bekannt sind, zu schildern, zumal das Bild im Wesentlichen auf die meisten anderen, den Büffel beherbergenden Länder hier ebenfalls zutreffen dürfte. Die beste Zeit zur Jagd im Ulangatal in der Umgegend des alten Stationsplatzes Perondo unweit des Sitzes des erfahrenen und unerschrockenen Jumben Makua, fällt in die Monate Dezember bis Februar, manchmal auch noch März. Dann werden die zwischen Ebene und den waldigen niedrigen Vorbergen des schroffen, nur auf wenigen Pässen ersteigbaren Uheherandgebirges wechselnden Herden oft sichtbar und sind leicht festzustellen. Das Anpirschen im lichten Walde ist nun, wie auch das dem Wilde Nachfolgen nicht schwierig. Dieses zieht den leidlich schattigen Wald der kahlgebrannten Steppe vor. Jedenfalls bringen Makua und seine Leute ebenso wie die des persönlich bequemeren Jumben Msita den Jäger sicher an Büffel heran. Das weitere ist dann seine Sache. —

Man muß nun nicht glauben, daß die ganze Steppe gleichzeitig abbrennt und dann gar keine Deckung mehr bietet. Die Brände erstrecken sich über Monate und fressen wohl sehr große Flächen völlig kahl, aber

in ganz unregelmäßiger Folge und Gestalt. An jedem Wasserlauf, jedem Sumpf, jedem noch nicht genug ausgetrockneten Graswuchs, kommt das Feuer zum Erlöschen, bis irgendwoher neue Brände über die Steppe fegen, welche fast immer von Eingeborenen gelegentlich und überlegt angelegt wurden. Es bleiben auf diese Weise nicht selten große Gebiete lange Zeit vom Feuer verschont, in denen die größten Wildherden spurlos verschwinden können.

Ende September 1907 setzte ich, vom Sofibach herkommend, beim Jumben Ngwira über den Ulanga, um mich gelegentlich einer Bereisung der Ulangaebene behufs Erkundung über die wirtschaftlichen Verhältnisse in derselben, auch über die zwischen den Flüssen Mpanga und Kihansi vorhandenen Büffelbestände zu informieren. Eine solche Gelegenheit zur Jagd konnte ich mir nicht entgehen lassen, trotzdem es eigentlich noch zu früh in der Jahreszeit und das Gelände noch viel zu unübersichtlich war. Am 26. 9. ging es in der Frühe vom Dorf Pa Ponda in der Landschaft Magáhe ab auf das Dorf Msitas zu. Gleich nach dem Abmarsch kreuzte die einsame, frische Fährte eines — nach ihrer Größe zu urteilen — alten Büffelstieres den Weg, die zuerst eine Stunde durch hohes, dicht verschlungenes Gras führte und uns plötzlich in eine weite, trostlose, abgebrannte völlig ebene Steppe versetzte. Auf etwa 5 Quadratkilometer kam ein Baum. Nach endlosem Marsch über den ausgebrannten, rissigen und sonnendurchglühten Steppenboden erreichten wir um 1 Uhr das genannte Dorf, wo eine offene Grashalle einigen Schutz gegen die quälende Sonnenbestrahlung bot. Ein kurz vorher noch schnell wie gerufen gekommener und erlegter prächtiger Warzenschweinkeiler enthob uns der Sorge um den Kochtopf für heute und morgen. — „Büffel sind da, aber das Gras ist noch zu hoch", erklärte Msita lakonisch und fügte hinzu: „Wenn du 2—3 Tage Zeit hast, wirst Du sie sehen, sonst nur, wenn Gott will." Von „einigen" Tagen Zeit war nun keine Rede, aber einen konnte ich schon opfern. Nach den nötigen Verabredungen für den kommenden Tag gings beizeiten in's Zelt, um früh mobil zu sein. Vor Tagesanbruch waren wir unterwegs. Zwei Führer gingen voraus; 10 Minuten hinter uns her folgten eine Anzahl Träger, um im Erfolgsfalle die Beute in's Lager zu bringen. — Ganz unvermittelt setzte die schwarzgebrannte Steppe am Rande eines lichten Gehölzes ab, welches sich in leicht ansteigendem Hügelland ausbreitend, erhob. Die Niederungen waren versumpft und mit weit über mannshohem, noch völlig grünem Grase bestanden. Noch nicht ¼ Stunde vom Lager entfernt, hatten die als Spürer vorausgeeilten Eingeborenen bereits zwei eben begangene Wechsel gefunden, die zu einem Sumpfe führten, und versicherten, daß wir heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Büffel sehen würden. Ich gestehe, daß ich in diesen Grasmassen ein Zusammentreffen mit einem solchen auf allenfalls zwei bis drei Schritt Entfernung gar nicht sehr ersehnte. Aber was soll man machen? Einmal muß der Mensch doch schließlich einen Büffel schießen!

Es ging also so flott der Fährte nach, wie der feuchte, klebende Boden es gestattete. Die beiden Eingeborenen führen ausgezeichnet. Jetzt bleiben sie stehen und horchen! —

„Nyati karibu" (Büffel sind nahe), flüsterte mir gleich darauf einer zu und deutete mit der Hand nach einem unruhig herumfliegenden kleinen Vogel, der ein feines Zirpen hören ließ. — Es war ein Madenhacker, ständiger Begleiter der Büffelherden, dem die Neger am Ulanga in offenbarem Anklang an sein leises tschrrr tschrrr den Namen Tshära gegeben hatten. —

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten und folgten die Führer jetzt einem Tshära, der mehrfach vor uns herflatterte und zugleich die Nähe von Büffeln verriet. Wie der Honiganzeiger den Menschen zum Stock der wilden Bienen führt, genau so wird hier ein anderer kleiner Vogel, den man analog mit Recht den „Büffelanzeiger" nennen könnte, zum Verräter. Wo im fürchterlichsten Schilfdickicht jedes Suchen aussichtslos wird, da zeigt uns der Tshära, wohin wir uns wenden müssen. — Meine beiden schwarzen Spürnasen — richtiger Spürohren und Spüraugen — richteten sich jetzt ganz nach dem dünnen Vogelstimmchen, das beim Auffliegen vom Rücken eines Büffels ab und zu ertönte. Zu sehen war nichts. Ringsum feuchter Moorboden mit zwei bis drei Meter hohem dichtestem Graswuchs. Angenehm war das Gefühl in dieser üblen Gegend, sozusagen auf dem Pulverfaß zu sitzen, eigentlich gar nicht, aber trotzdem in gewissem Sinne köstlich die Erwartung und Aufregung in bezug auf das Kommende. Es ist vielleicht mit der Spannung eines Spielers zu vergleichen, dessen Geschick von einem einzigen Hüpfen der kleinen surrenden Kugel abhängt, deren Lauf er mit glasigem Auge verfolgt. —

Um für einen Augenblick Übersicht zu bekommen, erklettert jetzt das eine Mitglied meines „weidmännischen Beirats" ein dünnes Bäumchen und beginnt sofort heftig mit der Hand zu winken. Er sieht vier Büffel, die langsam durch das Rohr ziehen. Wir wechseln die Plätze! — Nichts mehr da! Weiter gehts. Wir schlagen mit Rücksicht auf die Luftströmung einen Bogen; der Führer folgt wieder dem Rufe des Tshära! In diesem Augenblick machen die mittlerweile herangekommenen Träger, die ja den „Rand" nie halten können, sich durch ihr Geschwätz höchst unliebsam bemerkbar. Müssen unter der Drohung, nachher fürchterlich auf den Rüssel geschla-

gen zu werden zum — Pardon — Maulhalten „gebeten" werden! Führer klettert behende an dickem Baum empor und hat gleich darauf von seiner zehn Meter hohen Warte wieder zwei Büffel entdeckt, die sich durch ihr unruhiges Schwanzschlagen zur Fliegenabwehr verraten haben. Bis zum ersten Ast unter Hilfe von 3 Leuten gehoben, klettere ich nach und fasse etwa 6 Meter über dem Erdboden auf einem starken Ast Posto. Kann nichts sehen. Führer zeigt! Sehe nichts! Führer erklärt! Sehe nichts! So geht das an 5 Minuten lang. Die Büffel waren von den schilfigen Grasmengen völlig verdeckt. Nachdem sich die Erregung etwas gelegt hat, suche ich das Wirrwarr von Buschwerk, kleinen Bäumen und Gras mit dem Glase sorgfältig bis zur Ermüdung ab. Es ist unmöglich, etwas Bestimmtes zu erkennen. Bald narrt ein Ast, bald ein Schatten, bald eine dunkle Krümmung im Holz als vermeintlicher Büffel. Doch da! jetzt habe ichs! Deutlich sehe ich, wie eine Schwanzquaste durch die Luft fährt und merke mir die Stelle. Das war aber auch alles! Es mochten 80, auch 100 Meter sein bis dahin. Ins „Blaue" — hier vielmehr „Grüne" (nämlich Gras) hinein zu schießen, wäre sinnlos gewesen. Doch jetzt eine Bewegung! Eine dunkle Linie hebt sich etwas hervor, knapp handbreit! Kein Zweifel! Es ist die Rückenlinie eines stehenden Büffels, der völlig im Schilf versinkt. Auch jetzt zögere ich noch zu feuern, denn ohne Fernglas ist nur ein unbestimmter Fleck zu erkennen. Nochmals prüft das Glas. Das Tier steht unverändert. Jetzt glaube ich, meiner Sache sicher zu sein. Der Wind steht schlecht. Ein Wunder, daß die Tiere noch halten. Mehr dem Glück vertrauend, als allein dem scharfen Erkennen, ziele ich sorgfältig und drücke ab. — Ein scharfer Knall! Eine Sekunde lautlose Stille und dann ein Brechen und Knacken von Zweigen, schleifendes Rauschen des harten Schilfes an den Leibern entlang! Klatschend klappen beim Drängen auf eiliger Flucht aneinandergeschlagene Gehörne und eine Herde von 20 Büffeln ist augenblicklich im Schilf verschwunden. Nur einer wird noch einmal für eine Sekunde sichtbar, als er eine kleine Bodenerhebung überspringt. —

Beim Absuchen der Zielstelle zeigte sich, daß das Geschoß zu hoch gegangen und nach Durchschlagen eines starken Astes völlig abgelenkt worden war. Weiteres Suchen hatte demnach keinen Zweck. Der Schuß war ein „Fehler" in doppelter Hinsicht. Das eine Gute hatte er aber doch, daß ich nun wenigstens wußte, wie man es nicht machen soll. Damit auch andere das verwerten können, erzähle ichs. — Ein nochmaliger Versuch am nächsten Tage verlief trotz dreistündigen Suchens nach frischen Fährten erfolglos. Mšita hatte recht; bei dem Graswuchs ist eben noch nichts zu machen. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

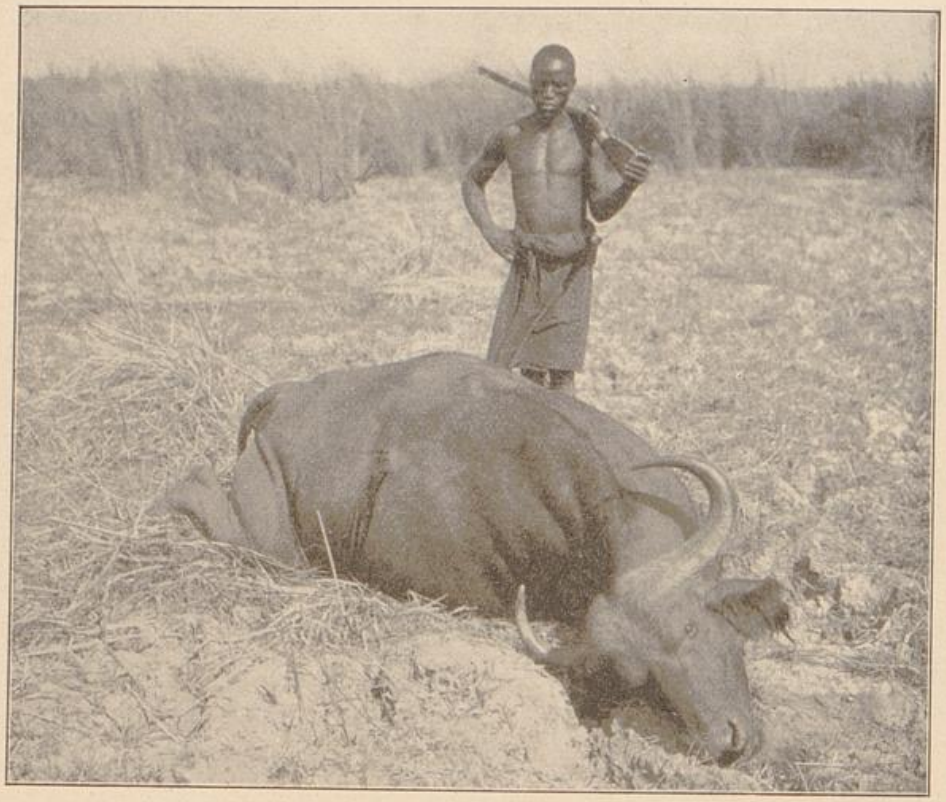
Am 23. Oktober führte mich meine Aufgabe in das Land des Tjakäma, eines bei den Eingeborenen im Rufe eines großen Jägers stehenden Jumben, der mich nun auf einigen Erkundungsreisen begleitete und mir dabei mancherlei Interessantes über die Tierwelt der Ulangaebene und seine Jagdfahrten erzählte. Seine Schilderungen waren zum Teil köstlich durch ihre Naivität und den dadurch gewährten Einblick in die ungekünstelte Vorstellungswelt des Eingeborenen, welcher bekanntlich liebt, die menschlich Denkfähigkeit auf viele Tiere zu übertragen bezw. bei ihnen als vorvorhanden anzunehmen. Tjakäma übernahm zwei Tage später vom Steppenlager am Marungwefluß (großer Seitenarm des Ulanga) die Führung auf Büffel, in deren eigenstem Revier wir angekommen waren. Das Land ist dort völlig menschenleer und wird nur selten von Jägern oder Fischern betreten. Die Wandamba suchen bei Fleischmangel die vielen Sümpfe und zur Trockenzeit stehenden Flußarme nach Flußpferden ab, denen sie in Jagdgruppen von 8—20 Mann mit Harpunen zu Leibe gehen. Einmal war ich bei einer solchen hochinteressanten Jagd zugegen, muß mir aber die Schilderung versagen. Das Buch wird sonst zu dick! —

Gegen 11 Uhr waren bei Pa Mdai ¼ Stunde vom Kismaufluß (eines Ulangaarms) einige Hütten erreicht, bei denen gerastet wurde. Von 12 Uhr ab erwarteten wir am etwa 20 Meter breiten, 2 Meter tiefen und von 2½ Meter hohen senkrecht abfallenden Steilufern eingefaßten Kismau die Boote zur Weiterfahrt, ab und zu auf ein Krokodil einen Schuß abgebend. Sehr lästig war eine Schilfgrasart mit dickem, dicht mit Brennhaaren besetztem Schaft, dessen Haare beim Vorbeistreifen massenweise in der Haut sitzen blieben und ein infames juckendes Brennen verursachten, ähnlich, aber nicht so schlimm, wie die Haare des maßlos gefürchteten Upupubohne. Ein paar Zentner hiervon aus einem Luftballon zwischen den bösen Feind geblasen und die Regimenter wären einem stundenlangen Indianertanz rettungslos verfallen.

Gegen ein Uhr erschienen zwei Boote. Ein großer, schöner Einbaum, und ein kleinerer, von einem — mit an langen, leichten Stangen lose befestigten Harpunen versehenen — Wandambajagdtrupp besetzt. Eine halbe Stunde unterhalb der Vereinigung von Kismau und Marungwe wurde auf dem linken Marungweufer gelagert.

24. 10. Herrlicher, kühler Morgen. Träger schlafen noch fest, bis über den Kopf in ihre Decke, die einstmals rot war, eingehüllt. Werden „hochgebeten". Kurz vor 6 Uhr ab nach Westen in die kahle Steppe. In dieser liegen nach vielen Tausenden zählende Schneckenschalen, welche von den, zur Regenzeit die dann hier befindlichen Sümpfe bevölkernden, Wasserschnecken herrühren. Um ½8 Uhr frische Büffelfährten gemeldet, gleich

danach auf die Spuren zweier starker Tiere gestoßen. Wir folgen. Fährten verlieren sich zwischen denen einer ganzen Herde. Tjakáma sagt: „Das ist nicht gut, große Stiere gehen lieber allein, oder mit nur wenigen Genossen zusammen." Kurz vor 8 Uhr Halt vor dichtem Grasmeer und Sumpfland. Tjakáma läßt 6 Mann, die lautlos ins Gras gleiten, kundschaften, wo die Büffel stehen, um mit dem richtigen Winde herankommen zu können. 8¼ Uhr schon ist Nachricht da, daß eine Büffelherde ganz nahe im Grase äse. Vier Minuten später sehe ich mit klopfenden Pulsen das Gras 80 Meter voraus sich teilen und einen massigen, schwarzen



Vom Verfasser erlegte Büffelkuh.

Körper näherkommen. Die ersten 6, 8 Tiere der Herde sind nichtsahnend auf eine kleine freie Stelle hinausgetreten und ziehen langsam direkt auf uns zu. Merkwürdigerweise trotzdem der Wind jetzt direkt von uns herkommt. Durch eine gewisse Unruhe und die Besorgnis, die schon sichere Beute abermals verlieren zu können, mache ich eine Dummheit und lasse mich zum Schuß verleiten, ehe die Herde ganz ins Freie getreten ist

und sich mehr aufgelöst hat. Im Glauben, einen guten Bullen vor dem Rohre zu haben, drücke ich ab und ein Büffel stürzt im Feuer. In polternder Flucht wirft sich die Herde herum und rauscht davon. An der durch schnellen Fangschuß erlösten schweren Büffelkuh kann ich mir nur noch Unbesonnenheit und Übereilung vorwerfen. Zu ändern ist nichts mehr.

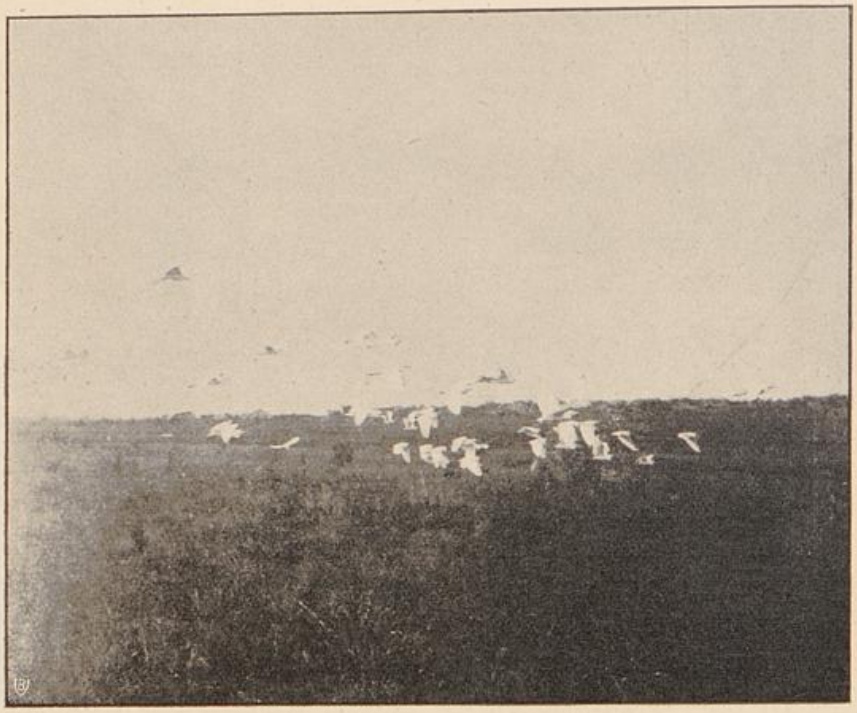
Tjakáma sagt: „Du mußtest warten, bis die ganze Herde ins Freie getreten war, die starken Bullen folgen immer zuletzt!" — Eine weitere dreistündige Schleife durch Schilf und Sumpf läßt zwar an den zahllosen Fährten erkennen, daß sehr viele Büffel da sein müssen, endigt aber gänzlich erfolglos. Gegen Sonnenuntergang harpunieren die Wandamba ein Flußpferd im nahen Sumpf.

25. Oktober. Der durch die weglose Steppe nach Westen bis zu den Randbergen geplante Durchstoß scheitert an der Unmöglichkeit, die zwischen liegenden Sümpfe zu passieren. Wir müssen zurück. Auf einem einsamen, nur aus mit etwas Erde und Sand vermengten Schneckenschalen bestehenden Hügel in der Steppe wird gerastet. Dutzende von schwarzen Windhosen wirbeln Staub, Asche und Sand himmelhoch in der durchglühten Luft umher. Viele Sessenantilopen zeigen sich zwischen den stehengebliebenen Grasflecken dahineilend, doch lange nicht in der Menge wie auf dem rechten Ulangaufer. Um uns herum nach allen Seiten unendlich weite Ebene, trockenes Gras, viele eingestreute Sumpfstücke. Stundenweite Flächen aber auch ganz trocken, ohne einen Tropfen Wasser. Gegen Mittag ziehen wir auf eine der vielen, durch hohe Schilfmassen schon von weitem kenntlichen Wasserstellen zu, da ich für heute vollauf genug habe. Auf einem zwei Meter hohen, zehn Schritt breiten, platten Schneckenschalenhügel wird noch ein kurzer Halt eingeschoben. Die ermüdeten Träger legen sich, wie sie eintreffen, neben ihrer Last zum Ruhen hin. Einzelne schlafen sofort ein — ein Neger kann *immer* schlafen — andere schwätzen wieder drauf los. Wer denkt zu dieser Zeit noch an Jagd und Vorsicht? —

Gewohnheitsgemäß suche ich mit dem Glase die Steppe ab, kaum daran denkend, etwas zu finden. — Nanu! was ist denn das? 200 Meter vor uns zieht eine wohl über hundert Stück starke Büffelherde vorn langsam im hohen Grase vorüber auf die kahle Steppe und halb auf unsern Kegel zu. Schleunigst müssen sich — durch Zeichen verständigt — alle Leute hinter den Hügel hinlegen. Aber es ist wieder zu spät. Die Büffel haben Wind bekommen und gehen flüchtig im Galopp zurück. Ein Schwarm weißer Kuhreiher fliegt immer mit und über ihnen, genau zeigend, wo sie gerade durchkommen. Ab und zu wird einer der dunkeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Leiber für Augenblicke in einer Schilflücke sichtbar. Ich liege im Anschlag, komme aber, immer ein besseres Ziel erwartend, überhaupt nicht zum Abdrücken. Vorbei! Zu spät! Meilenweites Schilfmeer hat die Herde verschlungen. — Um 5 Uhr nachmittags sind wir wieder unterwegs. Tjakáma führt. Er schickt wieder zwei seiner Leute voraus zum Aufspüren. Drei schmale Sumpfstreifen werden bis zur Brust durchwatet. Eine halbe Stunde später sind wir auf vielleicht 25 Meter an eine Büf-



Kuhreiher.

felherde heran, die vorn im dichten Rohr liegt. Ein zehn Schritt breiter, hüfttiefer Sumpf, der dem Steppenbrande Halt geboten hatte, liegt zwischen uns. Hinter uns kahlgebrannte Steppe mit Schilfinseln und Sumpfstücken. Vorn ein dunkles, undurchdringliches Schilfmeer, so hoch, daß jeder Elefant darin versinken muß. Wenn die Büffel jetzt auf unsere Seite austreten würden! Herrgott wie großartig wäre das. Der Wind steht vorzüglich. Ohne einen Schritt Sicht durch das rauschende Schilf zu ihnen vorzudringen und — im Falle die Tiere hielten — auf ein Meter Distanz Büffeljagd zu treiben, war mir denn doch zu gewagt. Auch Tjakáma wollte hiervon nichts wissen und sagte: „Das ist unmöglich Herr,

tu ta kufa!" (Wir werden sterben.) Das aber ist es noch nicht, was ich zurzeit erstrebe. —

Es rauscht vor uns! Einige Büffel stehen auf, brechen im trockenen Schilf umher, nähern sich, entfernen sich, stehen still. Es ist kurz vor sechs Uhr. Wieder schleift es im Röhricht hart jenseits des Sumpfes. Wo das Tier sich grade durchschiebt, sehen wir die Schilfhalme und Gräser sich zur Seite neigen. Zwei Madenhacker fliegen auf und davon, ein dritter folgt. Sie haben genug getan für heute und suchen wohl ihren Nachtplatz auf. Es ist wieder totenstill. Wenn die Büffel nicht bald heraustreten, ist es zu spät. Verjagen oder aufscheuchen scheint mir zwecklos zu sein. Es kommt mir jetzt auch so vor, als ob sie abgezogen seien. Die Wandamba verneinen heftig und behaupten bestimmt, daß die Herde — es seien mindestens 10—12 Stück — genau an der alten Stelle, d. h. höchstens 15—20 Schritt vor uns lägen. „Woher wißt Ihr das?" frage ich leise den neben mir stehenden Tjakäma. „Hörst Du nicht, wie ihre Schwanzenden gegen den leeren Bauch klopfen? Jetzt und da wieder! Sie sind noch alle da." Ich höre nichts. Tjakäma klappt die Lippen aneinander, um zu zeigen, wie es klingt. Trotz angespanntester Aufmerksamkeit ist es mir nicht möglich, den leisen Laut zu vernehmen, den die Neger alle hören konnten. Tjakäma rät für heute, angesichts der Aussichtslosigkeit der Sachlage, die Tiere in Ruhe zu lassen und nicht ganz zu vergrämen, um sie am frühen Morgen desto sicherer in der Steppe zu treffen. — Es ist schon ziemlich dunkel geworden und nicht mehr viel zu sehen, trotzdem die Uhr erst 6¼ zeigt. Seit Wochen brennt die Steppe, aus der enorme Massen feinster Aschenteilchen gen Himmel gewirbelt werden, die sich wie ein Dunst- und Nebelschleier vor die Sonne legen. Daher jetzt die frühe Dämmerung. Ich muß meinem schwarzen Berater recht geben, ohne zu ahnen, wie recht er behalten sollte. In wenig gehobener Stimmung ob des erneuten Mißgeschicks ging's zum Lager zurück. Nach dem Essen liege ich in dunkler Nacht im langen Stuhl vor dem Zelt, während rings die Steppe brennt und gewaltige Feuerzungen hoch auflodern, die schwer emporwallenden riesenhaften Rauchwolken mit magischem Schein beleuchtend. Knatternd und prasselnd birst Schilf und Halm. So frißt die gierige Flamme weiter, bald in scheinbarem Verlöschen langsam weiterkriechend, bald hoch aufzuckend sich mit Windeseile im zundertrockenen Rohr zu neuem Flammenmeer ausbreitend. Nur ein Versuch noch soll gemacht werden, die Zeit ist gemessen. In aller Frühe will Tjakäma wieder eine Patrouille ausschicken.

26. 10. Kurz vor 5 Uhr reißt der Boy das Zelt auf und meldet Büffel. Ich raus, angezogen und los. Die Patrouille hatte sofort zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Büffel gesichtet, die am Lager vorbei in die Steppe zogen. Der eine Mann folgte, der andere eilte zurück mit der willkommenen Botschaft. Nach ½ Stunde guten Ausschreitens — zu schnell wollte ich nicht gehen, um die Herztätigkeit nicht zu sehr zu beschleunigen — sind wir nahe. Zweimal erklettert Tjakáma die breiten Rücken zweier seiner, schnell einen „Aussichtsturm" formierenden Leute und hält Ausschau. Beide Male findet er die in der ganz sanften Mulde eines trockenen Sumpfstreifens äsend voranziehenden Tiere. Dann übergibt er mir die Führung mit den Worten: „Jetzt kommt deine Arbeit dran." Von einem Boy gefolgt geht es in den brusthohen, vom Brande übriggebliebenen, drahtharten, dichtstehenden Grasstengeln langsam vorwärts, bis ich den mächtigen Kopf des einen Büffels erblicken kann, der sichernd grade auf uns zugerichtet ist. Die Entfernung mag 90 Meter betragen. Noch ist es nicht hell genug, um das dunkle Ziel ganz sicher auf dem schwarzen Grunde seiner Umgebung anvisieren zu können. 20 Schritt noch gebe ich zu. Die Tiere stehen. Wieder quält die Besorgnis, daß die herrliche Beute mir auch diesmal wieder entschlüpfen könne. Und wieder geht der Jagdeifer mit mir durch. Der eine Büffel steht jetzt verdeckt hinter dem anderen, der sein breites Gehörn mir grade entgegenstreckt. Ich ziele genau auf die Stirn unter dem Hornansatz und krümme ab. Ein Herumwerfen des mächtigen Leibes, der zugleich in die Knie stürzt und mit dem Kopf hochschnellt, zeigt, daß ich gut getroffen. Dann gehen beide Büffelstiere in schwerfälligen Galoppsprüngen ab, mir genügend Zeit lassend, dem angeschossenen in aller Ruhe noch einige Geschosse nachzusenden. Sofort wird die Verfolgung aufgenommen. Nach 20 Minuten stärkt eine starke Schweißspur Zuversicht und Ausdauer. Wir beschließen, unter allen Umständen zu folgen. Stunde auf Stunde arbeiten wir uns durch Sumpf und Schilf, durch Schilf und Sumpf voran, bis breites Grasdickicht zu kurzer Rast zwingt. — Dann geht es weiter. Scharf brennt die Sonne. Der leiseste Windhauch fehlt. Die Schweißspur ist verloren. Der Boden ist von zahllosen Büffelfährten, die nach allen Richtungen führen, zertrampelt. Vier Stunden schon sind wir unterwegs. Ein übermannstiefer Sumpf zwingt zur Umkehr. Vorbei! — Wieder nichts! Unsagbar entmutigt geht es — schleichen wir — zum Lager zurück. — Man sieht, so ist Afrika ein an Enttäuschungen reiches Land — übrigens keineswegs nur auf jagdlichem Gebiet — was nebenbei nicht verschwiegen sei. —

Während verschiedener tagelanger Flußfahrten diente mir Freund Tjakáma noch als Führer. Vertraut geworden, erzählte er von seinen Jagden und Fahrten aus früherer Zeit, vor Ankunft der Deutschen. Er war ein Biedermann in seiner Art, der mir auch einmal erklärte, daß es gänzlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unnötig sei, Fleisch für Weiber aufzusparen, denn: „Wozu brauchen die Weiber Fleisch zu essen?" Sein ungeniertes Rülpsen zeigte, wie wohl er sich fühlte. Das gehört beim „wohl gespeist habenden Neger" übrigens zum guten Ton. Aber an eine Eigentümlichkeit des ewig schnupfenden alten Herrn konnte ich mich nicht so schnell gewöhnen. Das war, wenn er mit den Fingern die Nase schneuzte und das Ergebnis an seinen nackten Beinen deponierte.

Einmal befragte ich ihn, ob es wahr sei, daß der Löwe sich auch an Büffel heranwage. Tjakáma versicherte, daß dies vorkäme, wenn auch nicht oft und nur bei Mangel an anderem Wilde. Er selbst habe mehrfach die Überreste durch Löwen gerissener Büffel gefunden, einmal sogar selbst gesehen, wie ein Löwe einen solchen angesprungen habe. Was lag näher, als die Aufforderung zu erzählen, wie der Löwe denn den Büffel angreife. Worauf unser Gewährsmann überzeugt und lebhaft schildert:

„Das macht der Löwe so! — Er springt dem Büffel auf den Rücken. Dann dreht der Büffel den Kopf zurück und nach oben, um nachzusehen, wer da ist! (kutazama nani!) Und in diesem Augenblick tötet ihn der Löwe, der nur hierauf gewartet hat, durch einen gewaltigen Biß in die Kehle." —

In der Ulangaebene vermehren sich die Büffel schnell. Die Setzzeit scheint ziemlich mit Beginn der Regen zusammenzufallen, wenn das frische, junge Gras kräftig sproßt. Der Jumbe Makua versicherte mir wiederholt, daß er und seine Leute in früheren Jahren häufig Büffelkälber zum Verzehr lebendig gefangen hätten. Nach dem Einsetzen der Regenzeit würden bei durchweichtem, morastigem Boden fliehende Herden von vielen Leuten verfolgt und geängstigt. Die schwächeren Kälber könnten dann der Herde nicht folgen und blieben im Sumpfe stecken, wo sie leicht zu greifen seien. Sollte ein solcher Fingerzeig nicht Beachtung genug verdienen, um wenigstens einmal den Versuch zu machen, den Kafferbüffel zu domestizieren oder mit Rindern zu kreuzen. In der Ulangaebene gab es früher prächtige Rinderherden, trotz der Büffelnähe. Vielleicht gab es damals noch keine Tsetse dort. Ob heute weiß man noch nicht. Um die ganze Ebene herum ist die Tsetse allerdings verbreitet. Erfreulich genug aber ist es schon allein, daß man heute sagen kann: Der Bestand an Kafferbüffeln nimmt in D.O.A. von Jahr zu Jahr zu.

VI. Kapitel.

Fischreichtum und Fischerei.

Der Fischreichtum ist an der afrikanischen Küste im indischen Ozean, in den Binnenseen und in den ständig fließenden Gewässern von genügender Tiefe, groß. In den weniger tiefen Gewässern, selbst in solchen, welche



Auf Fischfang im Auslegerboot.

bei vorgeschrittener Trockenzeit nur noch als Schlammtümpel zu bezeichnen sind, kommt häufig eine Welsart vor, welche von den Eingeborenen getrocknet und durch Träger über weite Strecken in den Handel gebracht wird. Der Fang der Fische geschieht weniger mit Angel und Haken als mit geschickt geflochtenem oder geknüpftem Netz und Reuse. Die Netzindustrie ist überall bekannt und steht in hoher Blüte. An der Küste sind oft große Strecken im Meere mit Ruten eingezäunt. In diese Einzäunungen geraten die Fische bei Flut hinein und werden bei Ebbe eine leichte Beute der Fischer. Erstaunlich ist die Geschicklichkeit, mit welcher Fischer von ihren primitiven kleinen Auslegerbooten (Einbäumen) aus an der Küste den Fischfang mit dem Netz betreiben. Nicht selten glückt der Fang des

Haies an der Küste, besonders der Sägehai ist relativ häufig. In getrocknetem Zustand ist Haifisch eine beliebte Zukost. Der liebliche, kräftige Duft, der oft vom Marktplatz weht oder einer mit trockenem Haifisch marschierenden Trägerkarawane entströmt, ist nicht gerade ein Wohlgeruch Indiens für die Nase eines Europäers. Bis weit in das Innere hinein ist trockener Haifisch ein Leckerbissen und gesuchter Handelsartikel, obwohl auch dort die Flüsse und Seen viele Fischarten bergen und reiche Beute liefern.



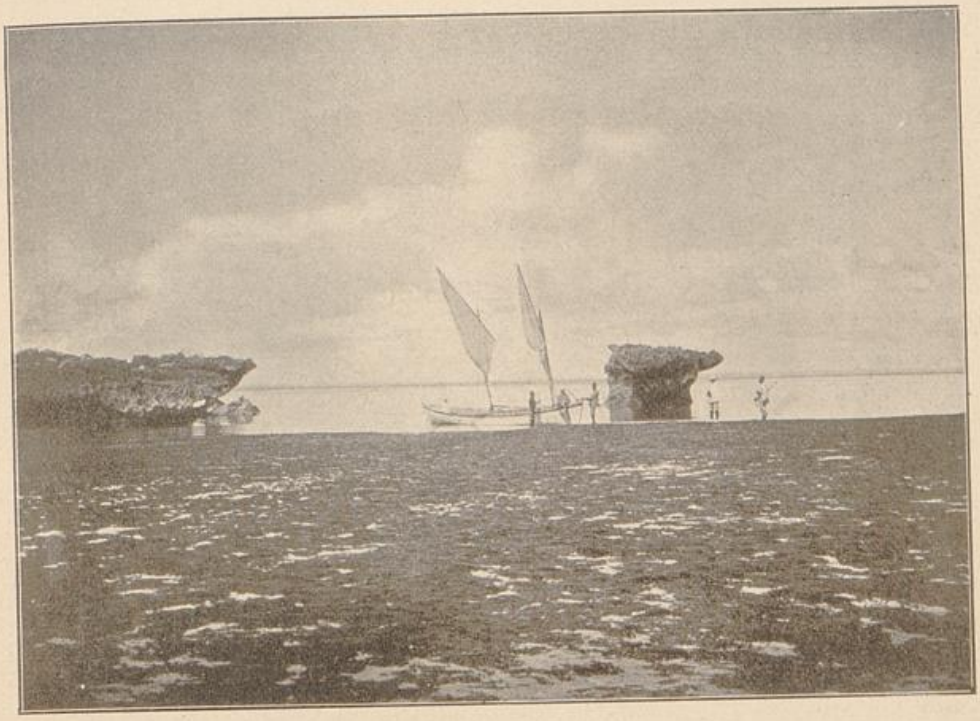
Fischer von den Gomaïtafällen im Malagarassifluß.

Der Fischreichtum des Malagarassi ist z. B. stellenweise sehr bedeutend, trotz der hier wirklich zahlreichen Krokodile aller Längen und Kaliber. Zu gewissen Zeiten entstehen an den Fällen kleine Fischerdörfer, deren männliche Bewohner mit großer Geschicklichkeit verstehen, ihre Beute vermöge besonderer Netze aus den unter Wasser befindlichen Felsspalten und Strudellöchern herauszuholen. Einen solchen Fischer zeigt das obenstehende Bild. Der Ertrag seiner Tätigkeit, welchen er an einen Gurt befestigt hat, ist recht reichlich ausgefallen und stellt ein sehr erhebliches Gewicht dar. Aber der ernste Mann scheint immer noch nicht genug zu haben und späht mit scharfem Auge nach neuer Beute aus. Auf breiten Holzrosten werden die Fische später gedörrt und kommen so in den Handel.

Eine rationelle Ausnützung der reichen Fischbestände findet nicht statt. Eine Ausrottung der Krokodile wäre hierzu in erster Linie erforderlich. Die Fischbestände würden sich durch die Vertilgung dieser Raubechsen noch erheblich vermehren. Sie stellen einen nicht zu unterschätzenden Wertfaktor dar. Zeitweise werden an der Küste besonders von Weibern mit ihren Kleidungstüchern kleine Fische gegen den Strand getrieben und massenhaft gefangen. Auch die Seeschildkröte kommt nicht selten vor und wird in zuweilen sehr stattlichen Exemplaren gefangen und als Zukost geschätzt. Krebsarten, schmackhafte Hummern und Languſten werden ebenfalls auf den Markt gebracht, sehr selten auch wohl einmal die merkwürdige Seekuh, ein Säugetier des Meeres. Häufig ist die mehr von Europäern geschätzte Auster. Das Brechen und Öffnen ist dem Neger zu wenig einfach und deshalb wohl befaßt er sich weniger eingehend mit ihr, obwohl sie zahlreich auf ausgedehnten Bänken vorhanden ist. Schon ein Gang am Strand zur Zeit der Ebbe und besonders zur Zeit der Ebbe nach vorheriger Springflut bietet dem Neuling eine Fülle des Interessanten und Sammelnswerten. Kleine und größere Muscheln verschiedenster Form und Zeichnung sind an den Strand gespült; weiß, gelblich, zart rosa, bräunlich und lila gefärbt oder perlmutterglänzend liegen die leeren Schalen von Muscheln und Schnecken umher, seltener findet man dazwischen die gesprenkelte Tiegermuschel, oder Porzellanschnecke, meist noch mit dem Tier in der Schale, aus welcher sich dasselbe schwer entfernen läßt, und kleinere Exemplare der schöngeformten Riesenmuschel, welche mit ihren ungemein schweren und umfangreichen Schalen größerer Exemplare mit zu den auffälligsten Strandformen gehört. Einsiedlerkrebse haben sich in leeren Schneckenhäusern verschiedener Form festgesetzt und ziehen sich beim Zufassen, fest anschließend, in die Schale zurück. Seetang, Muschelreste, Korallenstückchen verschiedener Formen und Arten, Schildkrötenschädel, Skeletteile von Seetieren, Schildpattplättchen, Seeigel, Seesterne, Hornschwamm, kleine flache Schwammarten, z. T. noch an Korallenstücken, Holzteile, völlig durchbohrt von der gefürchteten Bohrmuschel, und Muscheln mit Bohrmuscheln und Bohrschwämmen besetzt, hie: und da auch ein toter Fisch, liegen umher. Zahlreiche flinke Taschenkrebse, auch Linksschließer genannt, verschiedenster Größe, mit langgestielten Augen schieben sich auf ihren langen Beinen eilig seitwärts trippelnd ihren Löchern im trockenen Strandsand zu und verschwinden bei der Annäherung, um sofort nach der Entfernung wieder aufzutauchen. Dort wo der Korallengürtel des Strandes Vertiefungen bildet, sind Wassertümpel stehen geblieben, in denen sich ein reges Leben kleinerer Fischarten und anderer Seetiere beobachten läßt. Die wurstartige Seewalze ist in solchen Tüm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

peln, aber auch auf dem feucht gebliebenen Teil des Strandes nicht selten. Die weiter in See stehenden, von der ewigen Arbeit der Brandung zernagten Korallenfelsen zeigen die bizarrsten, am häufigsten Pilzformen. Mit schrillem Schrei streichen Möven vorüber, der Strandläufer sucht emsig nach Nahrung und die Bachstelze wippt wenige Schritte vor dem Wanderer her. Reiher, Läufer und Watvögel sammeln das beim Rückzug



Am Korallenstrand.

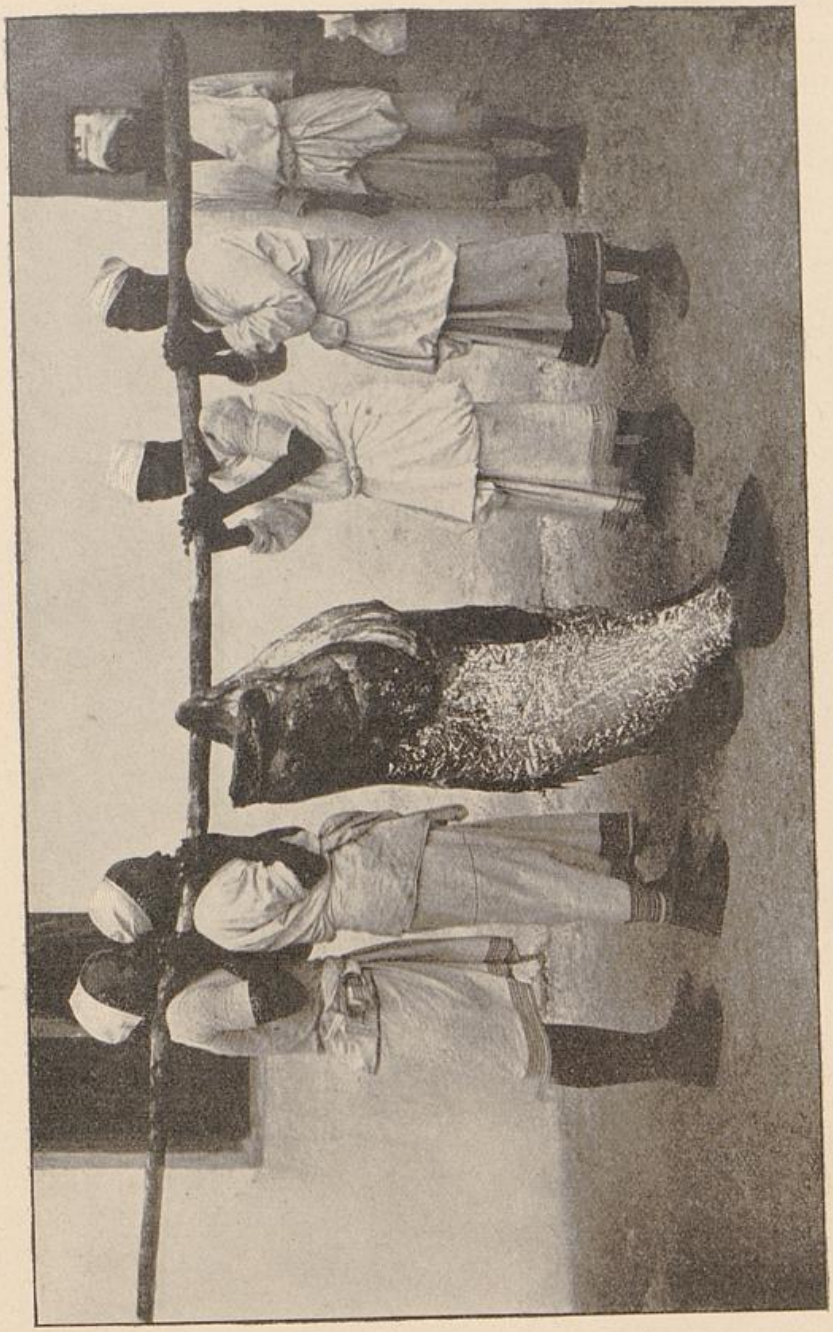
des Meeres zurückgelassene Getier. Vor dem mit frischer Brise segelnden Dhaus, den Fahrzeugen arabischer Bauart, oder den ein- oder auslaufenden Dampfern schnellen zuweilen bewegliche Tümmler mit kräftigem Sprung aus dem Wasser, um im Bogen wieder unter Wasser zu verschwinden, eine Strecke mitzuschwimmen und ihr Spiel mehrmals zu wiederholen. Wunderbar ist eine Bootsfahrt zur Zeit tiefsten Wasserstandes an der Küste, wenn bei leichter Brise das Boot langsam über die kaum bewegte Wasserfläche dahin gleitet, deren zartes Grün bei größerer Wassertiefe in ein sattes Blau übergeht. Deutlich sind dicht unter der Wasseroberfläche die verschiedensten Korallenarten weiß, gelb, gelbbraun, rötlich oder violett, verästelt, Schwämmen oder Steinen gleich mit ihren verschiedenen regelmäßigen

Zeichnungen wahrzunehmen. Dazwischen schießen kleine Fische verschiedenster Farben, rot, gelb, gestreift, gefleckt und seltsamer Formen mit behenden Bewegungen oder stehen regungslos an derselben Stelle, geborgen durch das Astgewirr der Korallen oder deren Ausbuchtungen und Höhlungen. Gallertartige, blasse und farbige, oft violette Quallen treiben vorüber. Zahlreich sind die verschiedenen Arten Wasserpflanzen, welche an und zwischen den Korallen den Beschauer durch ihre zarten Formen in Staunen und Bewunderung versetzen. Es ist ein Blick in eine eigenartige Wunderwelt, welche sich Stunde um Stunde bietet, und das Auge wird nicht müde, diese Zauberwelt dicht unter dem Wasserspiegel an sich vorübergleiten zu lassen und in sich aufzunehmen.

Die Bewohner des Meeres bieten eine willkommene Beigabe zu der sonst einförmigen Kost des Eingeborenen. Der Fischfang steht daher in hoher Blüte und bietet zahlreichen Fischern Beschäftigung und Gewinn. Am Tanganika-See ist es ein schönes Bild, wenn in dunkler Nacht zahlreiche Fischerboote ausfahren, um bei Fackelbeleuchtung dem Fang obzuliegen, der auch hier oft reiche Beute abwirft. Selbst Exemplare von recht ansehnlicher Größe werden in diesem Binnensee gefangen, welche verschiedenen Arten im Meere nicht nachstehen.

Bei Lindi wurde der im Bilde gezeigte Seebarsch gefangen, der ein so bedeutendes Gewicht hatte, daß er von vier Mann transportiert werden mußte. Ein Regierungsarzt berichtet, daß ihm jüngst ein Eingeborener der Südsee zugeführt wurde, der, als er auf einem Riff in knietiefem Wasser fischte von einem großen, dort nicht seltenen Fisch in der linken Wadengegend gebissen worden war. Die Wunde erwies sich als etwa handbreit und ebenso lang. Ihre Heilung erforderte mehr als zwei Monate. Der Fisch, der den Biß verursachte, wird von den Eingeborenen, die ihn „Sarau" nennen, mehr als die Haie gefürchtet, die überhaupt in der Südsee besser als ihr Ruf sind. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen. Er gehört zur Familie der Seebarsche (Serranus), deren Mitglieder wegen ihrer Bissigkeit übel berüchtigt sind. Sie greifen häufig Badende an und verletzen sie oft tödlich. Sehr gefürchtet werden sie auf den Seychellen, wo sie besonders groß werden sollen. Ein noch nicht ausgewachsenes Tier, das Dr. Schnee auf dem Wochenmarkt erwarb, maß bereits über einen Meter. Von seinem nächsten Verwandten, unserem Hecht, unterschied es sich durch stumpf zugepfitzte, kegelförmige Kopfform. Die Kiefer enthielten rund sechzig scharfe Zähne, darunter mehrere von besonderer Größe (2 cm. lang). Ein Besuch auf dem Markte einer Küstenstation zeigt die seltsamsten Formen und Farben der Bewohner des Meeres. Auch prachtvolle Muscheln eines großen Artenreichtums der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

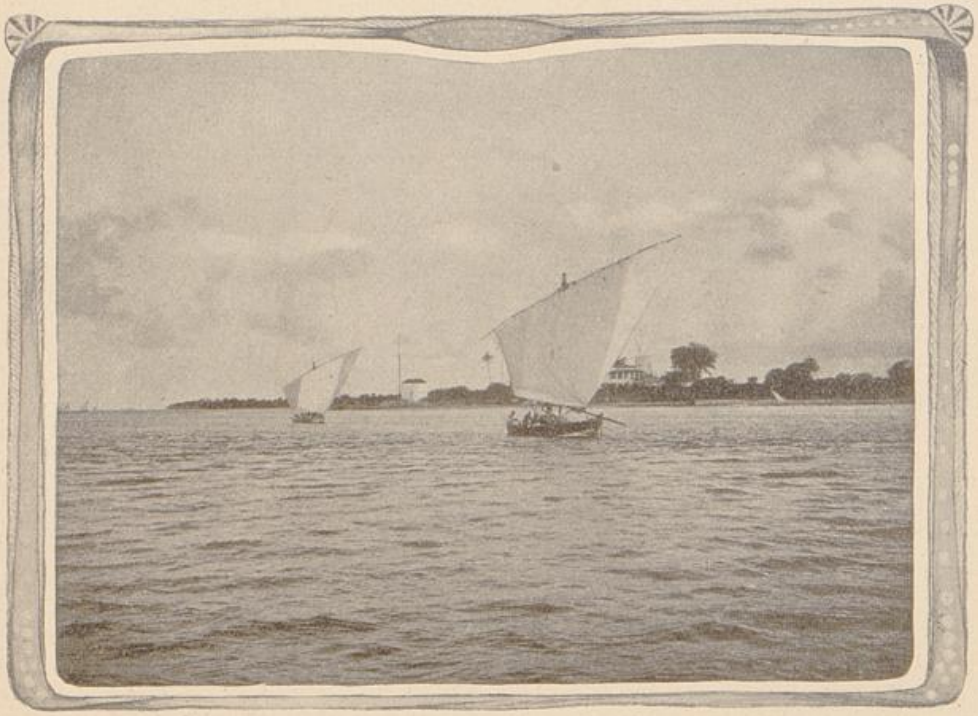


Seebarsch, bei Lindi gefangen.

verschiedensten Zeichnung und Färbung werden zum Kauf angeboten. Unter ihnen kommt die wertvolle Perlmuschel vor. Die Perlmuschel dient hauptsächlich zu Nahrungszwecken. Eine regelrechte Ausbeute der ziemlich erheblichen Bestände zur Gewinnung der Perle findet noch

nicht statt. Die bisher vorgefundenen Perlen sollen nicht sehr hoch im Werte stehen. Doch ist wohl anzunehmen, daß auch wertvolles Material vorhanden ist, welches der Ausbeute durch den findigen Geist des weißen Mannes harrt. (Siehe auch Text und Abbildung auf Seite 295 des Werkes.)

Über die Region des indischen Ozeans, welcher die Ostküste der Kolonien bespült, sagt Keller: „An Seevögeln sind die Küsten arm; neben



„Hochseefischer" bei Daressalam.

zahlreichen Schildkröten erscheinen die zahlreichen und eigentümlichen Seeschlangen, welche vermöge ihres plattgedrückten Ruderschwanzes geschickte Schwimmer sind und sich daher nicht selten weit von der Küste entfernen. Einzeln oder in Scharen schießen diese lebhaft gefärbten, ihres Bisses wegen gefürchteten Tiere, durch das Wasser, spiralig aufgerollt ruhen sie an der Oberfläche aus, vielfach findet man sie in den Höhlen des Ufers versteckt. Die Fischfauna ist sehr mannigfaltig und enthält in den Riffgebieten Arten von überraschender Farbenpracht. Die verschiedenen Familien und Gattungen sind durch viele Charakterformen von oft feurigen Farben ausgezeichnet. Die Schuppenflosser sind auf den Klippen besonders in einer Gattung zahlreich, ihr seitlich stark zusammengedrückter

Körper macht es ihnen möglich, zwischen den Korallenästen und in den zahlreichen Felsenritzen sichere Verstecke aufzusuchen. Einzelne Schleimfische sind auf bestimmte Teile der See beschränkt, von Froschfischen erscheint eine Art in stattlicher Größe; die zahlreichen und schön gefärbten Lippfische enthalten originelle Formen. Am Ostrande erscheinen die Welse auffallend stark an Zahl; die Plattfische enthalten wenige und kümmerliche Formen; die Büschelkiemer erhalten im Geschlecht der Seedrachen mit plattgedrücktem Körper einen eigentümlichen Charakter, unter den Haien erscheint neben dem Hammerhai der Sägehai und der gefleckte Notidanus."

Wunderbar ist in dunkler, mondloser Nacht das Leuchten des Meeres, welches durch Leuchtquallen und Leuchtfische hervorgerufen wird und wie Feuergarben im Kielwasser eines Fahrzeugs erscheint.

VII. Kapitel.

Zwanglose Streifen durch die Welt von allerlei Wild.

Wie schon erwähnt, ist der beruflich hier tätige Weiße meist darauf angewiesen, jagdlich mitzunehmen, was ihm seine Route, die eingeschlagen werden muß, gerade bietet. Zu größeren Exkursionen von Tagen und Wochen in irgend ein Wildeldorado fehlt ihm die Zeit. Kaum, daß er hier und da mal einen Tag Umweg opfern kann, um irgendwo im Vorbeistreifen der Jagd obzuliegen, von der in der Gegend der stark begangenen Karawanenstraßen nur ausnahmsweise die Rede sein kann. Mit kleinerer Beute heißt es da oft schon zufrieden sein. Eine Ente, ein Perlhuhn, ein Paar Tauben, vielleicht ein Warzenschwein sind hochwillkommene Zutaten zur einförmigen Konservenverpflegung, auf die der Reisende sonst wochen- und monatelang angewiesen sein kann. An wohlschmeckenden Wildtauben ist fast nirgends Mangel. Bevorzugt von ihnen sind die Flußläufe und die Umgebung der Wasserplätze gegen Abend. Ebenfalls recht häufig und frühmorgens wie abends ziemlich leicht zu erbeuten ist der Frankolin, ein unserem Feldhuhn ähnlicher Vogel. Seine häßliche Stimme schrillt krächzend über das Feld. In ausgesprochener Parklandschaft, wie z. B. zwischen Gombosee und Mpapua, gewissen Teilen der Masaisteppe usw. ist der Frankolin — es kommen mehrere

Arten vor — besonders zahlreich. Sie halten am Tage für gewöhnlich derart fest, bis man sozusagen drauf treten könnte und gehen dann plötzlich mit klatschendem Flügelschlag hoch — fast immer völlig überraschend, nicht selten beim Anfänger ein schreckhaftes Zurückfahren auslösend. — Hier kann man das Fehlen eines brauchbaren Hundes wohl bedauern!



Lager in typischer Wildsteppe nahe dem Nsuhesee.

Man hört so oft, daß importierte Jagdhunde im hiesigen Klima die Nase verlieren und daher zwecklos seien. Der Hund verliert hier seine Nase ebensowenig wie der Mensch seinen Geruchssinn. Dazu liegt auch gar kein Grund vor. Wohl aber erkranken auf Jagd mitgenommene Hunde fast immer an Tsetse durch den Stich der gleichnamigen Fliege. Sie verlieren im Lauf dieser so gut wie ausnahmslos zum Tode führenden Erkrankungen häufig sowohl Licht — sie erblinden — wie völlig die Nase. Vermutlich gibt es noch ähnliche, heute noch nicht genügend erforschte Tierkrankheiten, welche bei Hunden den Geruchssinn besonders zu beeinträchtigen scheinen. — In früheren Jahren hatte ich immer Hunde mit auf Jagd und auf Reisen. Ich habe sie alle durch Tsetse

verloren — vorher aber hatten sie eine vorzügliche Nase, der ich manche Antilope, manches Schwein und zahlreiche Perlhühner verdanke. Letztere sind ungemein häufig — immer jedoch nur in der Nähe von Wasser. — Ihr weithin hörbares, nicht zu verkennendes Knarren ist mir oftmals ein hochwillkommener Laut gewesen, wenn es galt, einen Wasserplatz zu erreichen. Niemals — wie ich betonen möchte — sind wir getäuscht worden. Geradezu zahllos waren die Perlhühner an einem vom Meruvulkan kommenden Bach im Gebiet der früheren Kilimandjaro-Handels- und Straußenzucht-Gesellschaft. Am Abend baumen die Perlhühner auf, um die Nacht sicher vor dem umherschleichenden artenreichen Raubzeug des Waldes zu verbringen. Am frühen Morgen sitzen sie aufgeplustert und steif auf ihren Plätzen, die wärmenden Sonnenstrahlen erwartend. Jetzt ist es Zeit, sie herunterzuholen. Persönlich ziehe ich hierbei die Kugel vor, weil ich damit erheblich mehr Erfolg hatte als mit Schrot. Von Vorteil dabei ist es, daß die Perlhühner meist auf den Knall regungslos sitzen bleiben, so daß man nach einem Fehlschuß einen zweiten und dritten anbringen kann. In einem Fall — ich probierte ein neues Gewehr — gab ich 8 Schuß ab, ehe das Huhn fiel und die anderen abstrichen. Ein Hund bringt auch am Tage die Perlhühner zum Aufbaumen und Hinunterstarren! Sonst gehen sie zwar hoch, fallen aber bald wieder ein und laufen äußerst behend am Boden weiter, sehr geschickt jede Deckung benutzend. Das weiße, zarte Fleisch eines jungen „Kanga" lernt man bald schätzen; weniger das Leder der alten Hähne. Ebenfalls immer die Nähe eines Baches, Teiches oder sonstigen Wassers anzeigend, lernen wir nach und nach die verschiedenen Affenarten kennen, die fast alle wegen ihrer boshaften und unnützen Verwüstungen in den Feldern höchst unbeliebt sind und daher ohne weiteres abgeschossen werden dürfen. Da turnen verschiedene Meerkatzenarten mit langen Schwänzen hurtig und gewandt von Baum zu Baum. Mehr gemessen und ruhig bewegen sich Paviane, oft in großen Familien daherkommend, durch den Wald, um beim Anblick ihnen verdächtiger Erscheinungen bald ihre Flucht über den Erdboden durch die Bäume zu beginnen, bald sich hoch aufrichtend, voller Neugierde nach uns auszuspähen. Lautes Gekreisch in der Herde, wie wenn ein fürchterliches Strafgericht abgehalten wird, läßt erkennen, daß es an Familienzwistigkeiten nicht fehlt. Einen drolligen Anblick gewähren besonders die Affinnen, an deren Bauchseite angeklammert die jungen Affen die gewagtesten Sprünge und Fluchten mitmachen. Ein alter, ausgewachsener Pavian, der gravitätisch mit gestrecktem Schwanz im Grase daherschreitet, kann aus gewisser Entfernung recht gut einen Löwen vortäuschen und wird gar nicht so selten zunächst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für einen solchen gehalten. Die gewöhnlichen Affenarten sind kein sonderlich begehrtes Wild. Man erlegt wohl hie und da mal einen, läßt sie aber bald in Ruhe und ergötzt sich an ihrem erheiternden Gebahren. Ein großer Hundsaffe, den ich einst vom Baum schoß, wurde von seinen Genossen in größter Eile mitgeschleppt und ging mir so verloren. Ich habe nie gehört, daß der oft eine respektable Größe erreichende Pavian, bei dem sich im Alter ein Gebiß entwickelt, welches selbst dem Leoparden gefährlich werden kann, sich gegen Menschen zur Wehr setzte. Ohne Zweifel könnte ein attackierender, alter Pavian einen wehrlosen Menschen fürchterlich zurichten. Der Pavian wird seinem Herrn gegenüber sehr zahm und läßt alles mögliche mit sich anstellen. Er hat zweifellos ein gutes Gedächtnis und vergißt Schläge für eine bestimmte Sache niemals. Ebensowenig wird man einen Affen je durch Schläge zahm und zutraulich machen können, wie das bisweilen versucht wird. Gegen fremde Leute bleibt er bissig und mißtrauisch, läßt sich auch von seinem Herrn gegen dieselben hetzen und geht dann mit der Wut einer bösartigen Bulldogge vor, den Bedrohten zur schleunigsten Flucht zwingend. Ich hatte lange einen zahmen Pavian als eine Art Haushund, der mir alle ungebetenen Gäste wundervoll fernhielt. Auf Reisen lief er frei mit, kam auf Pfiff in langen Sprüngen sofort heran und ließ sich willig wieder an die Kette nehmen, wenn er im Lager seiner unglaublichen Streiche halber fest gelegt werden mußte. Höchst ergötzlich war seine Wasserscheu, die ihn zu den sonderbarsten Sprüngen veranlaßte, um nur nicht naß zu werden, wenn ein Bach überschritten werden mußte. Vor dem Wasser hatte er eine unbeschreibliche Angst und wartete immer, ob er nicht einem Träger auf den Rücken springen konnte, wenn dieser durchwatete. Die wunderbarsten Sätze machte er aber, wenn man ihn an einer Leine über eine tote Schlange oder ein Krokodil springen ließ. —

Unterwegs war an seinem Benehmen deutlich zu erkennen, wenn andere Affen in der Nähe waren, lange bevor wir die Anwesenheit derselben wahrnehmen konnten. Er entlief dann wohl in den Wald, um sich etwas mit seinen Stammesgenossen zu unterhalten, kam aber immer wieder zurück. Er war nicht fortzubekommen, trotzdem ich ihn ganz gern auf diese Weise los geworden wäre und ihm die Freiheit schenken wollte. Schließlich nahm ich ihn mit und übergab ihn dem Zoologischen Garten in Berlin. — Bis ich ihn dort besuchen konnte, vergingen mehrere Monate und es war überraschend zu erfahren, wie das Tier sich völlig sinnlos vor Freude gebärdete und im Käfig herumsprang, noch bevor es mich sehen konnte, da ich mich absichtlich versteckt hielt. Könnte man einen solchen Affen soweit bekommen, daß er ohne seine ewigen Dummheiten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

üblen Streiche wie ein Hund frei herumlaufen dürfte, man käme aus dem Lachen nicht heraus. Mein Pavian war übrigens eng befreundet mit meinem Halbblutterrier, den er mit Vorliebe hänselte, griff und kniff, überhaupt sozusagen arg mißhandelte, der ihm seine Bosheiten aber weiter nicht übel nahm. Zum „Terrier" hatte sonderbarerweise wieder ein Graupapagei eine schwärmerische Zuneigung gefaßt. Kaum erblickte dieser den Hund irgendwo liegen, als er in himmlisch-lächerlichem „Trab" seiner dabei über kreuz gesetzten Ständer auf ihn zueilte, ihm auf den Rücken kletterte und mit seinem Schnabel bis auf Lefzen, Zähne und Zunge untersuchte, was sich dieser auch alles geduldig gefallen ließ.



Pavian und Honigflasche.

Mein Pavian hatte, wie die meisten seinesgleichen, für Alkohol in jeder Form, vor allem süßen Wein, eine besondere Vorliebe. Unterwegs hatte er sich einmal an einem Topfe berauschenden Honigbieres, dessen Besitzer er zunächst unter erglühenden Augen und Zähnefletschen in die Flucht jagte, ganz schlimm betrunken. Mit allen Zeichen eines fürchterlichen Jammers lag er da, eine Hand an die schmerzende Stirn gedrückt und von Zeit zu Zeit sein unermeßliches Leid von sich stöhnend. — Ein Bild, das zu tränenpressendem Lachen erschütterte. — Alter braver Witzbold! In Deinem Affenhimmel gibt's keinen Alkohol und Du wirst Dir nicht mehr die Nase begießen!

Ganz im Nordwesten der Kolonie kommt Schimpanse und Gorilla vor. Beide bekommt man in der Wildnis nur sehr selten zu sehen. Einer durch ihre lange schwarzweiße Behaarung besonders auffallender Affenart, den Seidenaffen (mbega) wird des Felles wegen stark nachgestellt, obschon dasselbe keinen besonderen Wert als Pelzwerk hat und mehr der Kuriosität halber gesammelt wird. Man sagt, daß der „Colobus" von den Eingeborenen an manchen Orten gern betrunken gemacht und dann mit einer Keule erschlagen wird. Ob's wahr ist, weiß ich nicht. Es ist

eigentlich schade, daß diese einzige harmlose Affenart derart verfolgt wird, da sie fernab von menschlichen Wohnstätten in hohen, dichtlaubigen Bäumen ihre Kolonien bildet und keinerlei Schaden oder gar Verwüstungen in den Feldern anrichtet. Jeder Affe hat eine heillose Angst vor Schlangen, eine Eigenschaft, die wohl angeboren und vererbt ist, weil sie schon bei ganz jungen, soeben von der Affin kommenden Tieren, die noch keine eigene Erfahrung haben können, auftritt. —

Zu Hause hört man gerade nicht selten — nicht nur von Damen übrigens — aussprechen: „Nein, ich würde niemals nach Afrika gehen, ich hätte zuviel Angst vor den Schlangen." So gefährlich ist das hier nun nicht, zumal da man ja nicht wie der Affe genötigt ist, 3/4 seines Lebens im Walde auf Bäumen zu verbringen und dabei natürlich mancher Schlange zu begegnen, oder auch evtl. zum Opfer zu fallen. — Es gibt zwar eine ganze Menge Schlangen verschiedener Arten hier, giftige und harmlose, aber man sieht nur selten eine. Die Schlange flieht den Menschen, wenn sie ihn rechtzeitig bemerkt und ausweichen kann. Das ist die Regel. Dementsprechend kommt es auch verhältnismäßig sehr selten vor, daß ein Mensch von einer Schlange gebissen wird und der Giftwirkung erliegt. Mir sind nur 5—6 derartige verbürgte Fälle bekannt. Und das will doch viel sagen in einem Lande, in welchem fast jedermann barfuß und mit nackten Beinen geht. Der Europäer, der durch starkes Schuhzeug und feste Ledergamaschen geschützt ist, läuft somit fast keine Gefahr, gebissen zu werden. Soweit mir bekannt, ist ein tödlich verlaufener Fall mit einem solchen hier auch noch nicht vorgekommen. Die deutsche Jungfrau hat also gar keine Ursache, wegen der Schlangen im Lande demnächst „Nein" zu sagen, wenn die dem Vernehmen nach bereits an Dernburg unterwegs befindliche Petition um Einführung der Junggesellensteuer für Weiße eine stärkere Nachfrage nach jungen Kolonistinnen zur Folge haben sollte. — Der Neger braucht diese Steuer nicht, denn freiwillig bleibt kein Neger unbeweibt und alte Jungfern gibt's hier nicht. Man sieht daran, daß die Wilden mit Recht die besseren Menschen genannt werden.

Gefährlich sind vor allem hier Puffotter und Spuckschlange. Der ersteren Biß kann innerhalb einer Stunde tödlich werden, wenn nicht sofort ärztliche Hilfe zur Stelle ist. Die Puffotter wird vermöge ihrer unscheinbaren Farbe, die derjenigen trockenen, fahlen Laubes ähnelt, so leicht übersehen, daß man wenig von ihrem Vorhandensein merkt. In trockenen, felsigen Gegenden ist sie häufig. Es scheint, daß dort, wo der große schwarze Skorpion zu Hause ist, wie z. B. in der Gegend von Mpapua auch die Puffotter zahlreicher vorkommt als sonst. Ich traf

sie mehrfach in Ugogo, ferner am großen Ruaha und in der Masaisteppe an. In Mpapua wurden auch von den Eingeborenen häufig Puffottern getötet und angebracht. Einmal fand ich eine nachmittags in der hellen Sonne faul und voll mitten auf der Straße zusammengerollt liegen. Ein andermal lag eine ebenfalls verdauende Puffotter genau im schmalen Eingang der die Station Mpapua einschließenden Agavenhecke, wie eine absichtlich gelegte Falle, in die man hineintreten müßte. Es war stockdunkel und mein Fuß schwebte schon zum Niedersetzen bereit über der nicht bemerkten Schlange, als mich mein mit einer Laterne folgender Boy, der sie zum Glück sah, zurückriß. Ohne Schutz an den Beinen konnte mir hier ein halber Schritt verhängnisvoll werden! Also abends: „Laterne vor!" Einige Monate später trat an demselben Tage in der Masaisteppe zuerst mein Maultier handbreit neben eine ruhende Puffotter, ohne daß diese sich bewegt hätte und eine Stunde darauf ich selbst ebenfalls um knapp fußbreit, neben eine zweite dick gefressene von einem Meter Länge. Beide Male waren die Schlangen nur bei genauem Hinsehen von ihrer Umgebung zu unterscheiden. In gesättigtem Zustande ist die Puffotter faul und nicht angriffslustig. Tritt man zufällig auf eine, so beißt sie natürlich zu aus vermeintlicher Notwehr. Ein wenig erfreuliches Tierchen ist auch die Speischlange, die mit einem Teile ihres Leibes nach vorüberkommenden Menschen oder Tieren von ihrem Baume herabschießt, um diesen mal gehörig „auf den Kopf zu spucken". Sie spritzt dabei ihren giftigen Geifer nach den Augen zu aus. Kommt das Gift ins Auge, kann Erblindung eintreten. Gleichzeitig sei aber nicht verschwiegen, daß solche Fälle doch sehr selten sind. Daß breite Wege hier viel mehr Schutz gewähren, als die engen Pfade der Eingeborenen, leuchtet ein. Harmlos für Menschen ist die Riesenschlange, die in Exemplaren von über sechs Meter Länge und Oberschenkeldicke in feuchten Ländern und sumpfigen Gegenden vorkommt. Sie ist nicht giftig. Einmal wurde einem meiner an einem Teiche arbeitenden Träger von einer Pyton die Wade durchgebissen. Als ich ihm zur Sicherheit die Bißwunden mit der Zigarre ausbrennen wollte, riß er aus, arbeitete am nächsten Tage aber schon wieder mit und blieb gesund. Bei Tanga schoß im vorigen Jahre eine große Pyton aus dem Busch heraus auf einen Radfahrer los und..... hinter ihm vorbei. Aber durch solche kleine Scherze wird sich doch keine überzeugte Kolonialschwärmerin davon abhalten lassen eines Tages ein Opfer der Junggesellensteuer zu werden! —

Ein anderes Mal wurden wir in Udjidji zu einer Pyton gerufen, die einen stattlichen Ziegenbock umschlungen, zerdrückt und bereits zu ¼ verschluckt hatte. Der Kopf mit den Hörnern und die Schultern steckten be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reits im weit dehnbaren Rachen der Schlange drin, die völlig erschöpft dalag. Eine Kugel machte sie wieder lebendig und zugleich tot. Der ganze Anblick war mehr interessant als lieblich. Es gibt noch zahlreiche Schlangenarten in bunten und einfachen Farben von der blattgrünen Baumschlange bis zu den äußerst gewandt schwimmenden Wasserschlangen. Die meisten davon sind dem Menschen nicht gefährlich und harmloser als sie ausschauen. Aber egal, die Schlange ist nun einmal ein anerkannt scheußliches Vieh, vor dem der Mensch eine instinktive — vielleicht atavistische — Abneigung hat und schwerlich je ablegen wird. Die Nahrung der Schlangen besteht vorwiegend aus den zahllosen kleinen Säugetieren des Waldes, Feldes und der Steppe, den Ratten, Mäusen, Hörnchen, Hasen und vielen anderen mehr. Sie sind also da z. B. fraglos von Nutzen, wo die gefräßigen Ratten, welche bekanntlich als Krankheitsüberträger (Pest) im höchsten Grade gefährlich werden können — überhand nehmen. Die Schlangen, kleinen Raubtiere und eine Anzahl Vögel machen sich hier hochverdient in ihrer gemeinsamen Feindschaft gegen die zudringlichen und eklen Nager, deren Zahl sich sonst ins ungemessene vermehren würde. So ist jedem Tier in der ganzen Fabrik der Natur seine Aufgabe haarscharf zugewiesen. Wir wissen von vielen Tieren nur noch nicht welche, und manche scheint uns übel angebracht zu sein, weil wir nur Schaden zu sehen vermeinen. Geier, Hyäne und Krokodil haben als begeisterte Aasfresser z. B. die Aufgabe einer Art Reinigungspolizei für Land und Wasser. Den Raubtieren fallen zunächst schwächere, kranke, alte für die Fortpflanzung nicht mit Nutzen in Betracht kommenden Tiere zum Opfer. Ihre Beseitigung durch die Raubtiere — deren Vorhandensein und Lebensbetätigung andererseits die von ihnen bedrohten Tierarten zur Entfaltung von großer Aufmerksamkeit, Schnelligkeit, Gewandtheit und Kraft nötigt, um ihnen zu entgehen und dadurch zur Entwicklung und Ausbildung von Eigenschaften verhilft, die sonst verkümmern müßten — geschieht somit im Interesse der Erhaltung und Kräftigung der Art. Nicht leicht ist es da oft zu erkennen, worin der wirkliche oder scheinbare Nutzen — und umgekehrt Schaden — eines Tieres besteht, und was davon überwiegt. Harmonisch aber greift alles ineinander, ob zum Schaffen und Werden, ob zum geschaffen oder vernichtet werden. — Was uns noch Rätsel ist, ist darum nicht weniger wohlbegründet und bedingt. —

Äußerst bunt und mannigfaltig ist die Vogelwelt der Steppen und Wälder; am reichsten aber ist sie am Wasser. Geier, Adler, Gaukler, Sperber, Eulen; zahllose kleinere Vögel in allen Farben des Regenbogens vom schmucken Pisangfresser bis zum schönfarbigen Eisvogel und zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in buntem Wechsel metallisch schillernden kleinen und größeren Arten. Zu groß ist ihre Zahl, um sie alle anzuführen. In stolzer Höhe zieht dort der elegante Gaukler seine sichern Kreise. Schmarotzer Milane umschwärmen oft zu Dutzenden mit zudringlichem, gierigem Geschrei ein Lager, bei



Aasgeier und Raben.

welchem gejagt oder geschlachtet wurde und das Fleisch in langen Streifen zum Trocknen in den Busch gehängt ist, während große Geier bedächtig in den Gipfeln der nahen Bäume einfallen, um geduldig zu warten, bis die Karawane abgezogen ist und das Feld geräumt hat. In ganzen Scharen sieht man oft diese wahren Totenvögel mit ihrem an Schärfe wohl nicht zu übertreffenden Gesichtssinn, unbeweglich in der Nähe eines verendeten Wildes im Geäst hocken, bis Löwe und Schakal sich gesättigt und entfernt haben. Dann erst streichen sie mit mächtigem Flügelschlag

herab und beginnen ihr gieriges Balgen um die verwesenden Reste. Auch der Marabu stellt sich ein, dem versteckten Jäger eine leichte Beute werdend. Die ständig steigende Nachfrage nach seinen Stoßfedern führt bedauerlicher Weise zum rücksichtslosen Abschuß desselben. Gute Marabufedern sind so wertvoll, daß man glauben sollte, die Zucht des Vogels müsse sich lohnen, zumal er sich mit allerlei Abfall, verdorbenem Fleisch, Ratten usw. begnügt und nicht viele Unkosten verursachen dürfte. Wer aus dem Innern kommt, muß darauf gefaßt sein, hier und da von schönem Munde angeflötet zu werden, ob es da, wo man herkommt, auch viele Marabu's gebe. Wird diese Frage leichtfertig bejaht, so ist es nicht ausgeschlossen, daß es weiter heißt z. B.: „Haben Sie viele Marabufedern?" Oder auf Bejahung noch deutlicher: „Was machen Sie damit?" (Dies nur von Herren festgestellt.) Dann muß man schnellstens fürchterliche Lügen ersinnen und mit unschuldsvoller Miene vorbringen, um seinen Schatz zu retten, den man doch gern auf dem nächsten Urlaub zu „Privatzwecken" verwenden möchte. Häufiger wird übrigens der kreuzbrave Gatte ins Feld geschickt, um einmal an- und wenn möglich einige Federn herauszuklopfen. Er tut es ungern, aber er muß. Ist übrigens leicht zu beschwindeln! —

In der Luft schwebende Geier- oder Marabuansammlungen zeigen oft an, daß sie ein gefallenes oder von einem Raubtier gerissenes Wild erspäht haben und können so zum sicheren Wegweiser werden. —

In der Stimme genau dem heimischen entsprechend, im Gefieder durch schneeweißes Nackenschild und tief schokaladenbraunen Kopf von ihm unterschieden, zeigt sich der hiesige große Rabe als scheu und frech zugleich, wenn es etwas zu erschnappen gilt.

In dorniger Wildnis heimisch ist der kleine Nashornvogel, dem wir überall begegnen; viel seltener bekommt man seinen großen, im Urwald lebenden Vetter zu sehen. Dem Neuling kann es in wasserloser Steppe passieren, daß er erschreckt horchend stehen bleibt, denn er glaubt das klägliche Geschrei eines in der Wildnis verlassenen kleinen Kindes zu vernehmen, bis er herangehend merkt, daß ihn ein Vogel genarrt hat. Bisweilen wird eine Trappe langsam voranschreitend gesichtet. Grüne Papageien schießen schnellsten Fluges, schrille, mißlautende Töne von sich stoßend, über unsern Köpfen dahin, bis es mit dem Hochkommen der Sonne still wird und die Wildnis schweigt. Bisweilen raschelt eine Buschratte durchs Laub, versteckt sich eine Art Eichhorn flugs hinter der abgewandten Seite eines Baumstammes. Sogar den Hasen stöbern wir auf, selten nur allerdings. Eine in Geschmack und Figur klägliche Abart unseres beliebten Festbratens. Nur einen Freund „Afrikalampe" habe ich auf dem Gewissen und diesen noch dazu totgetreten, als er auf der Flucht vor den

ihn jagenden Trägern eines Tages auf mein Zelt zuschoß, in dessen Tür ich zuschauend stand. Einen besseren Braten liefert schon das Stachelschwein, ein Nachttier, das ich nur einmal gegen Abend zu Gesicht bekam.

Gerdazu delikat ist das Wildpret des jungen Warzenschweins. Dieses so unschöne Tier hat am Kopf eine Anzahl höckerartiger, spitzer Auswüchse, denen es seinen Namen verdankt. Man trifft es häufig in wasserloser Wildnis an. Als ständigen Aufenthalt wählt es aber Gegenden mit genügend Wasser, aus welchen es dann weit in die trockene Steppe wechselt. Große Keiler verfügen in ihren langen Gewehren über eine gefährliche Waffe. Trotzdem habe ich es niemals erlebt, daß ein Warzenschwein angenommen hätte, obwohl ich sicher über Hundert erlegt habe. Seine Nahrung besteht aus Kräutern und Wurzeln. Das Fleisch ist zubereitet ganz weiß, sehr zart und von vorzüglichem Wohlgeschmack. Man trifft das die Steppe und den offenen Poriwald liebende Warzenschwein ziemlich überall in wenig bewohnten Gegenden. Jedenfalls häufiger, wie das Deckung liebende Flußschwein, welches nachts die Felder besucht und sehr schädlich werden kann.



Warzenschwein (angeschossener Keiler).

Merkwürdig schwach muß das Gesicht des „ngiri" im Gegensatz zu seiner feinen Witterung sein, die es vor vielem Unheil schützt. Nicht nur der Mensch schätzt sein Fleisch, sondern auch der Löwe bevorzugt es unzweifelhaft, ebenso wie auch das Flußschwein. Wo der Löwe verschwindet, nimmt die Schweineplage überhand. Mehrfach gelang es mir, bei gutem Winde, bis auf 40 Schritt — einmal bis auf 10 — an eifrig nach Wurzeln brechende und schnüffelnde Warzenschweinfamilien heranzukommen. Sie stutzen erschreckt, rennen eine kurze Strecke fort, stehen wieder

wie angenagelt — jetzt völlig Zeit zum Schusse lassend — und verschwinden dann in schnellem kurzem Galopp im Busch, um — falls erreichbar — in ihre Erdhöhle einzufahren.

Ein ganz verstecktes nächtliches Dasein führt das sonderbare Erdferkel, das häufiger vorkommt als man bisher annahm, am Tage jedoch niemals sichtbar wird und nur selten durch schnelles Nachgraben gefangen werden könnte. Das Tier gräbt sich nämlich äußerst gewandt und flott durch die Erde weiter voran. Zu erwähnen wäre noch außer vielen merkwürdigen Tieren, über deren vorwiegend nächtliche Lebensweise wir nicht viel wissen das Schuppentier, der Springhase, der possierliche Klippschliefer und schließlich der wegen seines brauchbaren Felles arg verfolgte — daher in den Kilimandjarowäldern sicher bald ausgerottete — Baumschliefer, der in hohlen Bäumen haust. Die Eingeborenen zünden in solchen Schliefer-bäumen ein Feuer an und erlegen die eiligst oben oder zu irgend einem Loch herauspurzelnden und flüchtenden Tiere. — Kehren wir noch einmal zur Vogelwelt zurück. Ganz im Nordwesten der Kolonie, wo schon verschiedene Vertreter der westafrikanischen Fauna vorkommen — Gorilla, Schimpanse, eine Büffelart — finden wir auch den Graupapagei, jenes kleine Sprachtalent, das durch seine in der Wachtstube gelernten militärischen Kommandos schon zu erheiternden Verwechslungen Veranlassung gegeben hat. Viele Graupapageien gehen, vom Westen des Tanganika aus dem Kongostaate kommend, den Weg zur Küste und werden dort hoch bezahlt. Ein gut veranlagter „Kassuku" ist in Daressalam 100 Rp. und darüber wert. Von den über den Tanganika importierten Graupapageien gehen etwa 30—40% ein. Grade die Vogelwelt in der Kolonie ist derart artenreich, daß nur an wenige hier gedacht werden kann. Eine an manchen Orten gerade zu unerschöpfliche Musterkarte aus der geflügelten Welt läßt eine Fülle von Beobachtungen machen, dem stillen Lauscher im versteckten Boot Stunden hohen Genusses und immer fes-



Suahiliboy mit Schimpansen, „soko" der Neger.

selnder Anregung in einer neuen Wunderwelt schenkend. Besonders reich belohnt wird sich der Liebhaber solcher Naturbetrachtungen für seine Mühe fühlen, der die Vogelwelt an den Flüssen, Seen, Teichen und Sümpfen aufsucht und beschleicht. Da sind die verschiedenen Enten- und Reiherarten (Edelreiher, Fischreiher, Kuhreiher), die Nilgänse, der seltene Sekretär, Pelikane, Ibisse und Störche, der farbenprächtige Kronenkranich vertreten.



Am Geäst hängende Nester von Webervögeln.

Webervögel haben Kolonien von Hunderten von Nestern an einem Baum angelegt, während eine Wasserschwalbe zu Nistzwecken tiefgehende, enge Löcher in die Steilwand des Ufers aushöhlt. Mit wie „zum Trocknen" ausgebreiteten Flügeln sitzen Schlangenhalsvögel in ganzen Scharen im Strauchwerk über dem Wasser, erst im letzten Moment vor dem herangleitenden Boote abstreichend. Zu selten nur haben wir Gelegenheit, einen Schwarm Flamingo's zu sehen, zartrosaroten Wölkchen gleich die Luft durcheilend oder am Ufer seichter Gewässer auf einem Ständer schlafend, wie eine Riesenblume auf seinem Stengel ruhend und jedem Windhauch in leicht schwankender Drehung nachgebend. Im dunkeln Busch schlägt die Nachtigall. Über die breiten Blätter der Seerosen eilt flink und sicher das braune zierliche Wasserhuhn. Die Bachstelze wippt unbesorgt zu unsern

Füssen vorbei, als ob sie auf Rädchen rolle. Oft genug läßt sie sich zutraulich auf dem Bootsrand nieder. Sie weiß, daß ihr nichts geschieht. Der gellende Ruf des Seeschreiadlers ertönt. An jedem fischreichen Gewässer ist er fast immer paarweise anzutreffen. Wir folgen suchenden Blickes seinem Schrei und haben den prächtigen, stolzen Vogel bald entdeckt. Ohne Scheu läßt er das Boot näherkommen und oft vorbeigleiten, ohne abzustreichen. Am Kivu sah ich einst einen an der Insel Wau mit einem wohl meterlangen Wels in den Fängen vom Wasser hochfliegen und zu sicherem Versteck im Waldesdickicht abschweben.

Melancholisch und düster wie das hohe Schilf und die dunkeln, binsenbewachsenen Ränder der Sümpfe, stehenden Flußarme oder oft völlig von einer dichten Wasserpflanzendecke überzogenen, langgestreckten Teiche, klingen die Stimmen der hier heimischen Vogelwelt, wie eigens für ihre schwermütige Umgebung komponiert. Das kann man hören nur, beschreiben nicht. Wer den geheimnisvollen Tönen dieser Welt lauschen will, muß selber hin. Da kommt ergänzend eins zum anderen, bis das seltsam lockende Bild vollendet und zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen ist. — Das schwankende Rohr am dunkeln, tiefen Wasser, das Rauschen und Neigen der Halme im Wind, das gurrende Locken der Tauben, das leise Knarren geisterhaft dicht über dem Wasser vorbeistreichender Reiher. Das weiche, ersterbende Kullern des braunen Kuckucks, vom scharfen Ruf des Adlers schrill übertönt. Das Gurgeln und Gluckſen im Wasser und Moor. Das klatschende Wasserschlagen auf kleine Fischchen jagender Welse, die bisweilen einen schmatzenden Laut von sich geben. Mit unmelodischem, blechernem Geschrei eilen Nilgänse vorüber zur blendenden Sandbank, auf der sich ein schlafendes Krokodil mit offenstehendem Rachen sonnt, während das regelmäßige Schnauben und Pusten auftauchender Flußpferde in großen Pausen vom tiefen, fast wiehernden Brüllen eines „tonangebenden" Bullen begleitet wird. — Regungslos in's Wasser starrend, lauert der Schattenvogel unbeweglich und geduldig im seichten Wasser stehend auf seine Beute, um ohne Hast mit sicherem, lautlosem Flügelschlag eine kurze Strecke vorzufliegen, wenn unser Boot ihm zu nahe kommt. So gibt es unausgesetzt neues zu schauen und zu erhorchen, zu beobachten und zu belauschen. Man wird durch die Anspannung der Sinne zum Einschlafen müde und hat doch nie genug. Jetzt wollen wir aber Schluß machen, denn ich bin besorgt, daß meine Leser auch „genug" haben werden. —

Der Lagerplatz ist nahe. Die Frösche stellen ihr Quaken ein, wie wir landen. Die Sonne wirft schon lange Schatten, wenn wir noch eine Strecke weit in die trockene Steppe zieren, deren tostlose Öde schon wenige Schritte vom Wasser in schroffem Gegensatz zum immergrünen Ufer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht. Wir sind dort vor blutgierigen Moskitos geschützt, die am Flusse mit Sonnenuntergang zu schwärmen beginnen. Schnell wird das Zelt unter einer weitüberdachenden Schirmakazie aufgeschlagen, während ein Teil der Träger sich zum Brennholzsammeln in der Steppe zerstreut. Bald kni-



Kolonie grauer Fischreiher am Kivusee.

stern die Feuer, ein weihrauchähnlicher Harzduft weht vorüber. Sie haben trockenes Polisanderholz gefunden. Und nun beginnen die Stimmen der Nacht, die so gut zur Dunkelheit passen. Ganz nahe bei beginnt der Ziegenmelker sein monotones Lied. Andere fallen ein. Unendlich lang und sanft dahinrollend, nur von kleinen Pausen unterbrochen, leicht anschwellend und wieder verklingend, gleitet die ewig gleiche Strophe durch die finstere Nacht. Von allen Bäumen scheinen jetzt dieselben Töne zu kommen. Genau im Rythmus. Bald stärker, bald schwächer! Die Feuer im Kreise rings sind am Verlöschen. Wie als Mumien verpackt ruhen Askaris

und Träger in ihre Decken eingehüllt auf schnell bereitetem Graslager. Tot und stumm liegt das Lager da, gesichert durch einen eilig geschlagenen Dornverhau. Durch die Steppe schleicht auf leisen Sohlen das Raubzeug beutegierig und lüstern nach Blut. Kampf und Mord am Tage, Kampf und Mord in der Nacht. Es ist überall in der Natur gleich. Hier draußen sehen wir es nur mehr, stehen dem ewigen Kampf der Lebewesen unvermittelter gegenüber. Vom hohen Baum herab spinnt der Ziegenmelker sein Lied. Was kümmerts ihn?

VIII. Kapitel.

Raubtiere.

Es kann nicht befremden, wenn in Innerafrika dem großen Wildreichtum der verschiedensten Gattungen entsprechend auch für Raubtiere — nach Zahl und Art — reich gesorgt ist. Zahllos geradezu ist das Heer des kleinen Raubzeugs, zu dem eine Reihe katzenartiger Tiere — Zibethkatze, Serval u. s. w. — gehören, die ein vorwiegend nächtliches Leben führen und daher nur selten am Tage beobachtet und gejagt werden können. Man sieht fast nur in Fallen gefangene Exemplare. Vielfach werden ihre Felle von den Eingeborenen als Schmuck bei Tanzfestlichkeiten angelegt. Die Verfolgung des niederen Raubzeugs ist also mehr das Gebiet des Fallenstellers und wird vom Jäger nur gelegentlich ausgeübt. Sehen wir von allen diesen kleineren Katzenarten usw. und vom geselligen Ichneumon ab, das auch am Tage die als Wohnung okkupierten Stollen alter Termitenbauten verläßt, um gemeinsame Raubzüge zu unternehmen — auch die Nester wilder Bienen fand ich einigemal in verlassenen Termitengängen eingebaut — so bleiben von unten beginnend in der Hauptsache noch Fischotter, Schakal, Hyäne, Hyänenhund, Gepard, Leopard und Löwe. Der Otter — bei uns wohl am häufigsten im Kivusee vorkommend — ist genau wie zu Hause ein arger Fischräuber, zu welchem Zweck ihm eine unübertreffliche Schwimmgabe verliehen ist. Sein feinhaariges, glänzendes Fell ist auch von den Eingeborenen einiger Stämme sehr begehrt, um als Schmuck zur Bekleidung verwendet zu werden. In krokodilreichen Gewässern ist der Otter seltener. Außer am Kivu bekommt man ihn kaum jemals zu sehen. Die Eingeborenen nennen ihn in der Regel „fisi maji" (Wasserhyäne). —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unserem Fuchs sowohl äußerlich als auch in seinem Gebahren, seinen Spielen und Sprüngen ähnelnd ist der Schabrakenschakal, der „mbäha" der Wasuahili, der in den weiten Steppen der ganzen nördlichen Hälfte der Kolonie ziemlich häufig vorkommt und meist wenig scheu ist. Im Stromgebiet des Rufiyi ist er meines Wissens nicht vorhanden, in der ganzen Ulangaebene z. B. sicher nicht. Ich habe Schakale nicht nur einmal in äußerster Sorglosigkeit auf freien Plätzen spielend oder in der Morgensonne schlafend angetroffen. Wittert er Unrat, so verschwindet er in pomadigem Trabe, sich häufig umsehend, hinter der nächsten Deckung. Da er den größten Teil der Nacht unterwegs ist, kann sein Ruhebedürfnis am Morgen nicht auffallen. Bald nach Einbruch der Dunkelheit hört man schon in der Steppe das kläffende Bellen des Schakals, bald näher, bald sich entfernend. Ein zweiter, dritter antwortet. Jetzt ertönt auch das langgezogene freche Geheul der Hyäne, bald durch die hohe Tonlage ein junges Tier erkennen lassend, bald in tiefem, mürrischem Baß eines alten Rüden. Dann wird es wieder still. Die Tiere umschwärmen das Lager, wagen aber nicht heranzukommen, so lange die Lagerfeuer brennen. Der Schakal — „mbwa polini" d. h. Steppenhund, richtiger Wildnishund genannt — ist wie die Hyäne ein großer Aasfreund und folgt nicht selten dem jagenden Löwen, um sich an den Resten seines Mahles zu sättigen. Am frühen Morgen, noch bei völliger Dunkelheit dringt sein scharfes Kläffen wieder durch die Stille der Nacht oft ganz nahe bei; beim ersten Tagesschimmer allmählich in der Ferne verhallend.

In der ganzen Kolonie verbreitet und an gewissen Orten — Tabora, Kilimatinde und vielen anderen — unangenehm häufig — und nicht nur „Hie eene", und da eene, wie ein einmal nach Kalau beurlaubt gewesener Afrikaner meinte — ist die gefleckte Hyäne, ein schwach behaartes, feistes, in der Regel räudiges, gedrungenes Tier mit abfallender Hinterhand, welches ausgewachsen einen starken Wolf an Größe noch erheblich übertrifft. Die Nackenmuskulatur ist ebenso wie das Gebiß außerordentlich stark entwickelt. Sie vermag mit Leichtigkeit schwere Kadaver fortzuschleppen. Am Tage ruht sie versteckt im Dickicht, in Felsklüften oder Höhlen, im Gegensatz zum Hyänenhund starke Sonnenbestrahlung ängstlich meidend. Am späten Nachmittag bisweilen, in der Regel erst nach Einbruch der Dunkelheit, beginnt sie ihr ekles Nachtwerk, die Suche nach Aas, wobei sie gelegentlich auch Leichen, die nicht tief genug vergraben waren, wieder ausscharrt und fortschleppt. Unheimlich und lautlos schleicht sie heran, von Zeit zu Zeit ihren widerlichen Ruf ausstoßend. Er klingt wie ein langgezogenes tiefes „uh" das kurz mit einem „wi" abbricht. Dem Neuling werden lautgebende nahe Hyänen leicht unheimlich. Im La-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ger macht sich kein Mensch was daraus, sobald dasselbe nur von leichtem Busch- oder Dornverhau umgeben ist. Fehlt es zur Herstellung eines solchen an Zeit oder Material, so ist es nicht grade selten, daß ein „fisi" schlafende Menschen anfaßt und fortzuzerren versucht. Hierauf komme ich noch zurück. Seltener als die gefleckte Hyäne, doch immer noch zahlreich genug, ist die kleinere gestreifte, deren endlich 1899 in Deutsch-Ost-



Gefleckte Hyäne.

Afrika erfolgte „Entdeckung" unlängst verkündet wurde. Das Vorkommen der gestreiften Hyäne war im Schutzgebiet selbst natürlich längst bekannt. Nur hat sich vermutlich niemand die Mühe genommen, darüber nach Hause zu berichten in der Annahme, daß dies nichts neues für die Wissenschaft sei. Sollte einer solchen Feststellung besondere Wichtigkeit beizumessen sein, so würde eine Anfrage z. B. in der Daressalamer Zeitung die Bestätigung früherer Beobachter unschwer herbeiführen können.

Von dem sogenannten „schauerlichen Lachen" der Hyäne, auf welches ja jeder Anfänger hier recht neugierig ist, habe ich bisher trotz Zuhilfenahme aller Phantasie nichts heraushören können. Das mag aber an mir liegen. Zu meinem Bedauern bin ich also außerstande, diese „Beobachtung" bestätigen zu können, nachdem mittlerweile mindestens zahllose Hyänen mir nächtlicher Weile in allen Tonarten wohl etwas

vorgeheult, nie aber vorgelacht haben. Da könnte man das Kläffen des Schakals noch eher als Lachen deuten. Die Hyäne begnügt sich nicht ausschließlich mit Fleischabfällen oder Aas, sie greift auch Antilopen, Schweine und andere Tiere an, wenn sie Hunger hat. Wie eine Hyäne eines Spätnachmittags in den Klippen unweit der Stadt Tabora einem fetten Hunde nachjagte und ihn auch bekam, habe ich gesehen. Man war lange Zeit der Ansicht, daß sie sich an lebende Menschen nicht herantraue. Das hat sich als irrig herausgestellt. Außer etwa einem Dutzend selbst mitgemachter Fälle, in welchen nachts schlafende Träger in die Füße gebissen wurden, habe ich zweimal eine ganz ungewöhnliche Frechheit von Hyänen erlebt. Der erste Fall liegt lange zurück. 1895. Ich war in Lindi stationiert, als eines Nachts ein fürchterlicher Lärm im Dorf entstand, der sich wie folgt aufklärte. Eine Hyäne war — die morsche Fachwerkwand eines Suahilihauses durchbrechend — in die Wohnung eingedrungen, hatte einen etwa zehnjährigen Knaben gepackt, eine kurze Strecke fortgeschleppt und scheußlich zugerichtet.

Er war unter anderm halb skalpiert und die Kopfhaut hing in Fetzen herunter. Auf das gellende Angstgeschrei des Jungen eilten einige Leute herbei, worauf das — nebenbei bald darauf in einer Falle gefangene — Raubtier im Dunkel der Nacht verschwand. Der jugendliche „Held der Nacht" lag drei oder vier Monate lang bis zu seiner Genesung. Er erhielt von seinen Genossen den Spitznamen „fisi" d. h. Hyäne.

Ende 1903 kam ich über Ufiome nach Mangati und bezog eines Abends unweit des Guruiberges Lager. Aus Mangati waren nach langem Zögern endlich zwei Führer mitgegangen, die merkwürdig scheu und argwöhnisch zu sein schienen. Sie bleiben mir wegen ihrer das Antlitz umbaumelnden, aus langen von wegen Dreck und Fett verfilzten Haarklunkern bestehenden „Pudellocken" unvergeßlich.

Gegen Sonnenuntergang schoß ich eine Antilope, deren Decke die Führer erhielten, um sie etwas zutraulicher zu machen. Eine pechschwarze Nacht brach herein. Die beiden Lockenesel aus Mangati hatten in ihrem Stumpfsinn das blutige Antilopenfell einfach neben sich auf die Erde gelegt, anstatt dasselbe in einen Baum zu hängen, und waren dann eingeschlafen. Gegen 9 Uhr holte eine Hyäne das Fell fort. Großer Lärm, dann Ruhe. Schön! Hin ist hin. Geschieht euch ganz recht, dachte ich noch und muß dann bald fest geschlafen haben.

Ein grauenhafter Schrei, so gräßlich und gellend, wie ihn nur die höchste Todesangst ausstoßen lassen kann, macht mich hochfahren. Träume ich einen scheußlichen Traum? Kommt ja vor. Unklar und verschwommen stoßen die Gedanken aneinander. Ich lausche schweren Kopfes dösig hin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus! Jetzt klärt sich's auf im Gehirn. Die Gedanken ordnen sich in Reih' und Glied und der Apparat funktioniert wieder. Laufen und Rennen, laute Rufe, Gelächter. Ein Boy erscheint mit der Laterne und öffnet das Zelt. Die Feuer lodern empor und ich trete in einem in einsamster Wildnis allenfalls gestatteten „Negligee" in die kalte Nachtluft. „Simba a me kamata mtu" meldet ein Askari. „Der Löwe hat einen Mann geholt." — „So, so, das ist ja sehr bedauerlich", murmele ich eben, um vorläufig etwas zu sagen und nachzudenken was nun. Da schleppt sich gestützt von 3, 4 Trägern, grau und zitternd im flackernden Schein der Lagerfeuer eine Gestalt heran.

An den pendelnden Klunkern erkenne ich einen der Führer, dessen Gesicht so angstverzerrt und aschfarben war, daß ich hätte schwören mögen, diesen „Gentleman" noch nie gesehen zu haben. Um es kurz zu machen! Nicht der Teufel und nicht der Löwe hatte ihn geholt, sondern eine Hyäne. Sorglos hatten sich die beiden Führer etwa 10 Schritt abseits vom Trägerlager frei unter einen Baum gelegt, nicht ganz soweit von meinem Zelt entfernt. Die ermüdete Karawane war in Schlaf versunken und die Feuer am Verlöschen, als gegen 11 Uhr, wie ich später feststellte, jener grausige Schrei das Lager alarmierte. Die Hyäne war herangeschlichen, hatte den festschlafenden Mann an der rechten Schulter gepackt und fortgezerrt. So leicht wacht nun ein Neger nicht auf, das muß man wissen, d. h. das volle Bewußtsein kehrt nicht im gleichen Moment zurück, in welchem das Wachwerden beginnt. So hatte auch wohl unser Freund erst nach Sekunden ganz begriffen, was los war, als er sich schon auf der Reise und etwa vier Meter von seinem eben verlassenen auch nicht grade „Steiner'schen Paradiesbett" befand. Das volle Erfassen der Situation erst löste unverzüglich seinen wahnsinnigen Todesangstschrei aus, zunächst mit dem vollem Erfolge, daß die darauf nicht gefaßte Hyäne ihn fallen ließ und zurücksprang.

Die Zähne des eklen Raubtiers hatten sich auf Rücken und Brustseite tief eingebohrt, doch schien die Sache weiter nicht ängstlich, nachdem ich die Wunden schnell gründlich gereinigt und verbunden hatte. Die nun doch etwas angeregten Träger schwatzten und lachten noch die halbe Nacht über den anregenden Vorfall. Gut verbunden und beschenkt kehrte der Führer, der die Lust am Reisen verloren hatte, am nächsten Morgen in sein Dorf zurück. Wenn er sich nicht nachher ein Paar seiner bis über die Schultern hängender Haarklunkern auf die Bißlöcher gepappt hat, wird ihm die Geschichte wohl gut bekommen sein, andernfalls vielleicht auch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein am Tage jagendes und trotz einer gewissen Ähnlichkeit von der Hyäne recht verschiedenes Tier ist der Hyänenhund — der mbwa mwitu wörtlich Waldhund der Eingeborenen.

Ich habe dieses ziemlich versteckt lebende hochbeinige, buntfleckige, wolfsartige Wesen höchstens 5—6mal rudelweise jagend angetroffen; ferner einmal einen einzelnen schlafend im Walde und einmal 6 oder 7 zusammen an einer Wasserstelle schlürfend. In den Steppen am Malagarassi, am großen Ruaha, in der Masaisteppe und in der Rikwasenke sah ich Hyänenhunde Wild hetzend. Am Ruaha schoß ich einmal einen aus einem Rudel heraus, welches gerade dabei war, ein Volk Perlhühner zu beschleichen. Sie greifen vereint die größte Antilope an und auch die



In Lindi erlegter Leopard. (Auf der Mauer rechts: Löwenschädel).

schnellste ist verloren, wenn ihre Jagd nicht gestört wird. Einsichtige und erfahrene Eingeborene hörte ich mehrfach versichern, daß der Hyänenhund dem Wildstande mehr schade als Leopard oder Löwe. Es mag sein, bei ihrer großen Schnelligkeit und ihrer Art zu jagen, indem sie immer die durch das flüchtige Wild beschriebenen Bogen abzuschneiden verstehen. Bei ihrer Gier und ihrem Heißhunger scheinen sie in der Tat zu den ärgsten Wildvernichtern zu gehören, die wir hier draußen kennen. Einem Hyänenhundtreiben verdanke ich meine jetzt 5 Jahre alte Zebrastute, die nur noch auf die Fertigstellung der Zentralbahn bis Mpapua wartet, um „umgehend" nach Berlin verfrachtet und wohldressiert im Tiergarten spazieren gefahren zu werden, d. h. wenn bis dahin nicht der „bessere Mensch" im „Lenkbaren" spazieren fliegt.

Im südlichen Zipfel der Masaisteppe, die bis auf zwei kleine Tagemärsche an Mpapua heranreicht, hatten Hyänenhunde auf eine Zebrastute mit kleinem Fohlen Jagd gemacht. Während die Stute entkam, brach das kleine Zebra erschöpft nieder, und war im Begriff zerrissen zu werden, als

zufällig eine Anzahl honigsuchender Wagogo als Retter dazwischen kam. Sie trugen es auf einer Negerbettstelle zur Station, wo es überall zerschunden und verletzt ankam, durch sofort angenommene Kuhmilch am Leben erhalten wurde und 6 Wochen später gesund herumlief. Es wurde von mir seinen Besitzern abgekauft.

Durch die prächtige, gefleckte Zeichnung seines Felles bekannt — fälschlich immer wieder „Tiger" genannt — und zugleich im Rufe besonderer Blutgier stehend ist der afrikanische Leopard, eine Katze von unvergleichlicher Kraft und Geschmeidigkeit. Den „Tiger" gibt es in Afrika überhaupt nicht. Auch der Leopard, der Chui geht vorzüglich zur Nachtzeit auf Beute aus. Man trifft ihn aber ebenfalls am Morgen und am späten Nachmittage unterwegs, wenn er sich auch nur selten zeigt. Seine Beute bilden z. B. Affen, Schweine, Antilopen, Hühner, Enten, Hunde, Schafe und Ziegen. Es kommt vor, daß ein Leopard in einer Nacht im Stalle an 20 und mehr Ziegen oder Schafe durch Bisse tötet, ihr Blut zum Teil saugt, und nur ein Tier mitnimmt. Es kann nicht daran gezweifelt werden, daß es auch Leoparden gibt, welche zu Menschenfressern werden und dann außerordentlich gefürchtet sind. Auf meiner letztjährigen Reise im Flußgebiet des Ulanga wurden mir von Eingeborenen mehrere Fälle nachgewiesen, in welchen während der Hungersnot nach dem letzten Aufstande erst entkräftete Menschen, dann auch starke Männer durch dreist gewordene Leoparden getötet und aufgefressen worden waren. Im Bezirk Mahenge waren mehrere Leoparden als Menschenfresser ganz bekannt. Daß sich in demselben Bezirk nach Beendigung des Aufstandes auch die Zahl der menschenfressenden Löwen vermehrt hat, ist festgestellt. Man erklärt sich diese Erscheinung mit Recht so, daß durch ungenügende Ernährung entkräftete, im Walde versteckt und ungeschützt lebende Menschen zunächst einige Male leichte Beute der genannten Raubtiere wurden, so daß diese sich hierdurch an die bequeme Menschenjagd gewöhnten und dieselbe dann der weniger ergiebigen auf ihr gewöhnliches Wild vorzogen. Also erworbene, nicht angeborene Geschmacksrichtung! Während der vier Monate, die ich damals am Ulanga reiste, wurden in dem einen Bezirk Mahenge vier Leute vom Löwen, zwei vom Leoparden, drei vom Krokodil geholt. Von diesen zwei vom Löwen und zwei vom Krokodil sozusagen in Rufweite von meinem Zelt! Das waren die Fälle, die bekannt wurden. Nicht viele Jäger haben das Glück, einen Leoparden in der Freiheit zu erlegen, oder am Tage auch nur zu sehen, so geschickt weiß dieses „feinsinnige" Tier sich zu verbergen und der Gefahr zu entgehen. Glückliche Schützen haben wieder schlafende Leoparden sogar vom Baum herabgeschossen, auf dem er sich allzu sorgloser Siesta hingab. Viele Leo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

parden dagegen werden in Fallen gefangen oder durch Gift umgebracht. Auch Selbstschüsse werden oft gelegt. Meist wird ein kleiner Stall gebaut mit offener Tür, vor welcher man die Falle gut verblendet aufstellt. In der kleinen Hütte wird in der Regel eine Ziege angebunden. Der Leopard geht trotz aller Sorgfalt und Überlegung, mit der man ihn überlisten will, oft genug am Eisen vorbei und bricht seitlich oder von der Rückwand durch, um den beliebten Köder zu holen. Abgesehen von den zum Glück doch nur ziemlich seltenen Liebhabern menschlicher Beute geht der Leopard dem Menschen aus dem Wege und greift nicht an, solange er unverletzt bleibt. Verwundete Leoparden sind um so gefährlichere und vermöge ihrer nicht zu beschreibenden Gewandtheit, Schnelligkeit und Wut furchtbare Gegner. Man trifft bisweilen hier draußen jung gefangene und an der Kette aufgewachsene Leoparden, die scheinbar leidlich zahm werden. Ich sage scheinbar, denn immer bricht eines Tages die ursprüngliche Katzenwildheit und der angeborene Blutdurst mit elementarer Gewalt hervor und ein Unglück ist geschehen. Besser ist es schon, auf die unnütze „Spielerei" mit „Kettenleoparden" zu verzichten. Wirklich zahm kann dagegen der Gepard werden, eine in unseren Steppen nicht gerade sehr häufige Erscheinung. Er ähnelt dem Leoparden sehr, ist aber hochbeinig, einfacher gefleckt, heller und hat einen gedrungeneren Schädel. Gepard und Leopard werden wohl so selten am Tage bemerkt, weil sie — wenn unbeweglich verharrend — infolge ihrer „Schutzfarbe" so sehr leicht übersehen werden. Eine ganze Reihe hiesiger Tiere haben, wie wir schon sahen, von der Natur eine Schutzfarbe erhalten, welche bei manchem für sich allein in der Nähe betrachteten Tier eine sogar sehr grelle und auffällige sein kann, in einiger Entfernung aber und passender Umgebung das Tier direkt unsichtbar macht. Diese Farben — beim Krokodil z. B. ein gesprenkeltes Schilfgrün — sind in Streifen, Flecken, Tupfen, Klecksen verteilt, die sich über den ganzen für gewöhnlich sichtbaren Teil des Haarkleides der Haut oder des Gefieders zu verbreiten pflegen (Giraffe, Zebra, Leopard) oft mehr vereinzelt oder nur andeutungsweise vorkommen (Löwe, Antilopen, Katzen). In allen Fällen wird aber eine Schutzwirkung hervorgebracht, die den Träger in seiner Umgebung schwer erkennbar macht und vielen Augen verbirgt. Auch der Löwe hat Flecken, die beim ausgewachsenen Tier nur schwach hervortreten aber doch gut erkennbar sind. Viel deutlicher ausgeprägt ist diese Fleckenzeichnung beim jungen Löwen. Sie verblaßt nach und nach, möglicherweise weil sie als Schutzfarbe beim Heranwachsen entsprechend immer weniger nötig wird. Vor einem, drei junge Löwen beherbergenden Käfig im Berliner zoologischen Garten stehend hörte ich einmal einen scharfen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

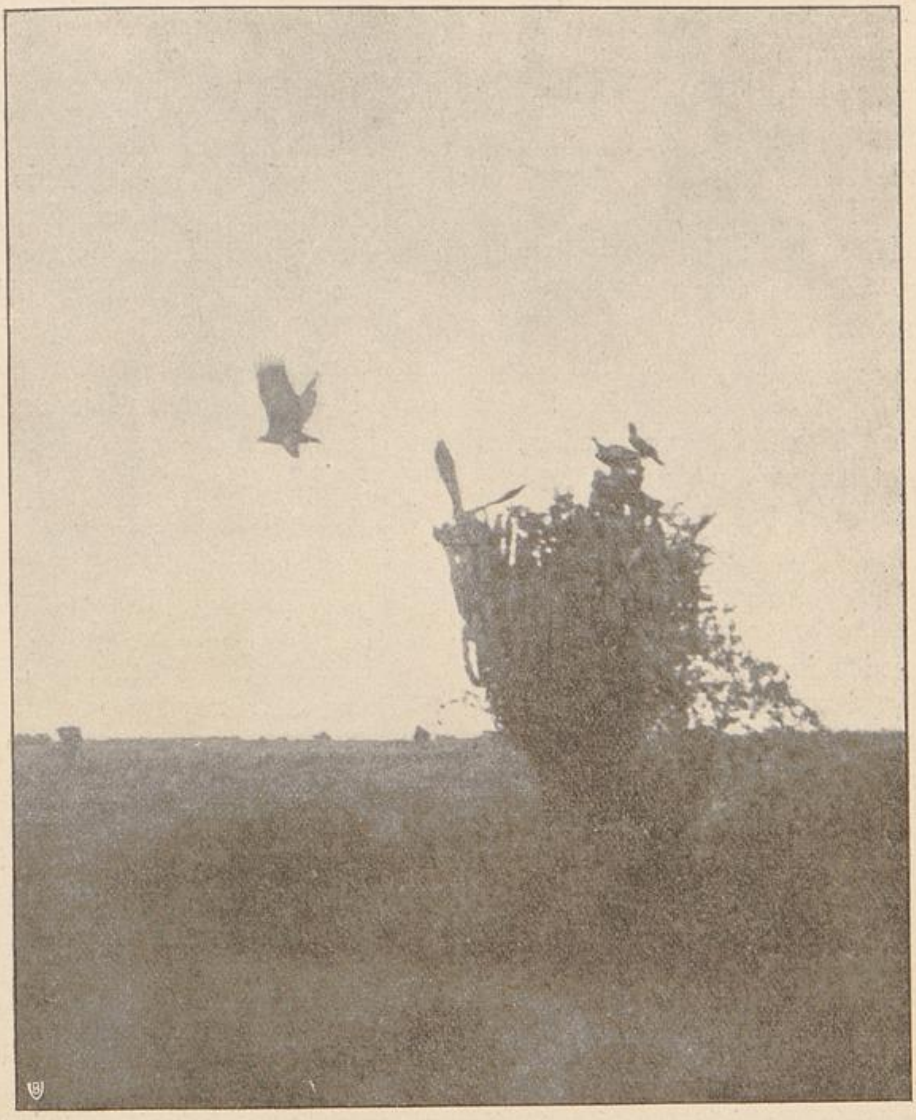
kleinen Beobachter seiner Mutter mitteilen: „Sieh mal Mama, die Löwen haben ja Sommersprossen." Die Schutzfarbe hat bei den weniger wehrhaften Pflanzenfressern wohl in der Hauptsache den Zweck, das Tier leichter übersehen zu lassen und somit auch leichteres Entkommen — wenn nötig — zu ermöglichen. Bei den Raubtieren — auch Schlangen usw. — ist sie aber wohl noch viel mehr dazu da, dem so gefärbten Tiere eine unauffällige, möglichst schlecht zu bemerkende Annäherung an das zu überfallende Wild zu gestatten! Die großen wehrhaften Tiere Elefant, Nashorn, Nilpferd bedürfen keines Farbschutzes, da sie in der Tierwelt kaum einen Feind haben, vor dem ihnen ein Verstecken besonders nützlich wäre.

Zum Anschleichen selbst haben sie ja als Pflanzenfresser eine Deckungsfarbe erst recht nicht nötig. Ebenso wie viele regungslos verharrende Schlangen in ihrer Umgebung auch für das geschärfte Auge fast unsichtbar sind, so ist dies auch z. B. mit dem Leguan, der bis 1½ Meter langen Rieseneidechse der Fall. Ein solcher ganz im Freien von mir überraschter Leguan — der größte den ich sah — blieb einmal völlig unbeweglich liegen, so daß ich, im Glauben mich geirrt zu haben, schon weitergehen wollte, wenn nicht die funkelnden schwarzen Augen ihn doch verraten hätten. Wie bei einem plötzlich „herausgekriegten" Vexierbild wundert man sich nun nur, daß man „es" nicht sofort erkannt hat. Man kann hier wirklich von meisterhaften Vexierbildern in der Natur sprechen! —

Auch viele Vögel — Frankolin, Trappe — scheinen eines besonders gefärbten Schutzkleides zu bedürfen, um von gewissen Raubtieren, und besonders Raubvögeln weniger leicht erspäht werden zu können. Möglicherweise läßt sich das unscheinbare, graubraune meist außerordentlich gut mit der Steppenfarbe harmonierende und verschwimmende Federkleid des weiblichen Straußes als eine bezweckte Einrichtung der Natur erklären um das zur Erhaltung der Art besonders wertvolle weibliche Tier besser zu schützen. Beim männlichen Strauß erscheint dies weniger nötig. Dieser hat in seinem teils tiefschwarzen, teils blendend weißen Federschmuck einen „Anstrich", der ihn auf weite Entfernungen erkennen und mit absoluter Sicherheit vom weiblichen unterscheiden läßt. Darüber, wozu und weshalb viele derartige Erscheinungen grade so und nicht anders sind, wissen wir noch recht wenig und sind vorläufig auf Vermutungen beschränkt. Mit Sicherheit können wir aber annehmen, daß nichts die Folge von Zufall oder Laune ist, sondern daß alles Zweck, Sinn und Verstand hat.

Aus der Insektenwelt kennen wir zahlreiche gradezu wunderbare Anpassungserscheinungen und Schutzbildungen am Körper in Farbe und Gestalt. Ich fing eines Tages eine 25 Zentimeter lange Muttergottesan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Abstreichende Aasgeier.

beterin, die in ruhendem Zustande nur bei schärfstem Zusehen von einem trockenen, mit Dornen besetzten Akazienzweig zu unterscheiden war. Aber auch in der Pflanzenwelt gibt es zahlreiche Arten, die sich zu Schutzzwecken vollkommen ihrer Umgebung angepaßt haben und so von Tieren, deren Nahrung sie bilden, leicht übersehen werden.

Die begehrteste Beute des hiesigen Jägers bilden unbestritten Elefant, Löwe, Nashorn und Büffel. Dem einen gilt hiervon dieses, dem anderen jenes Tier als vornehmstes Ziel. Ich möchte den Elefanten und fast noch mehr

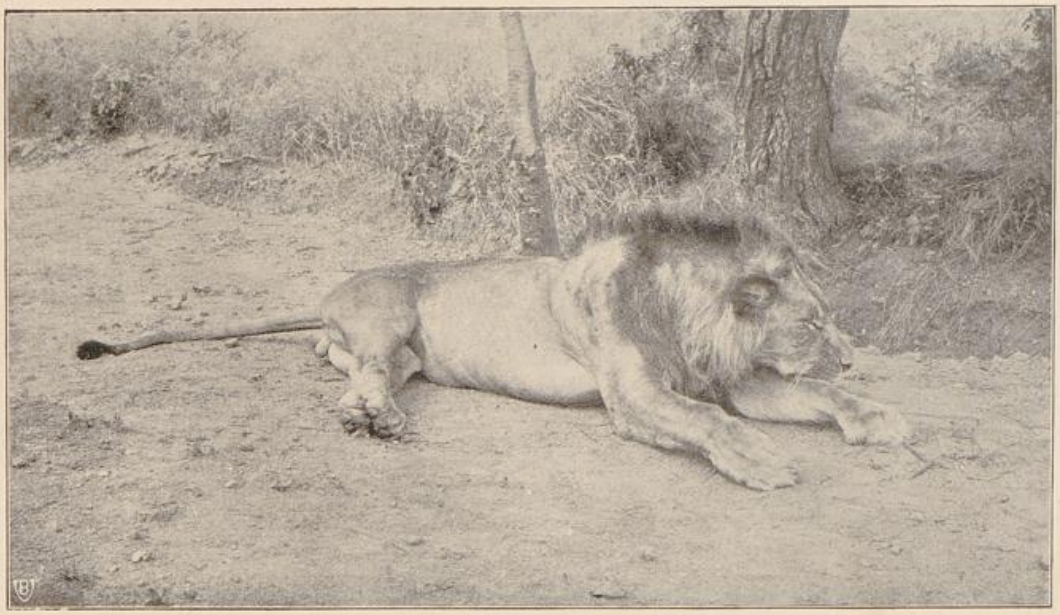
den Büffelstier dem Löwen vorziehen, tauschte aber gerne einen Elefanten gegen einen Löwen ein, denn über eigene Jagderfolge und ungewöhnlich erschütternde Abenteuer mit Löwen kann ich leider nicht berichten. Ich habe nun auch die Hoffnung auf einen solchen so ziemlich aufgesteckt, denn der Löwe meidet mich und hat offenbar gar nichts für mich übrig.

Auch über den „König der Tiere" und seine Gefährlichkeit für den Menschen hat man zu Hause noch vielfach wenig zutreffende Vorstellungen, insofern eben die Gefährlichkeit allgemein erheblich überschätzt wird. Auch der Löwe meidet den Menschen und geht ihm aus dem Wege. Am Tage fast ausnahmslos. Nachts einzelnen oder wenigen Wanderern allerdings nicht, wohl aber Karawanen. Sicher ist, daß der Löwe überall, wo er leicht Wild genug erbeuten kann, um seinen Hunger zu stillen, dem Menschen auch nachts kaum gefährlich wird, da er ihn offenbar scheut. (Er hat übrigens ganz recht, ich kenne auch Menschen, die ich scheue!) Eine Ausnahme bilden die sogenannten Menschenfresser, die auch in auffallend wildreichen Gegenden vorkommen und nicht so selten sind, wie man gemeinhin annimmt. Es sind dies meist — aber durchaus nicht immer — alte Tiere mit abnehmender Kraft, denen das flüchtige Wild zu selten mehr zum Opfer fällt, um als Nahrung zu genügen und die nun, von Hunger getrieben, den ja so gut wie wehrlosen und langsamen Menschen anfallen. Sind einem solchen Löwen erst einige Versuche in dieser Hinsicht geglückt und hat er die Erfahrung gemacht, eine wie bequeme und leichte Beute der schwache Mensch eigentlich für ihn ist, dann läßt er nicht mehr ab und verlegt sich auf den Raub von Menschen, denen er auch an Wasserschöpfstellen oder Wegen direkt auflauert. Zur Nachtzeit bricht er sogar in die oft schlecht gebauten Hütten der Eingeborenen ein und holt sich sein Opfer. Auch junge Löwen, denen ein solcher Menschenfang einige Male vorgemacht wird, und die sich dann am Schmause beteiligen, können auf diese Art begreiflicherweise eine solche Vorliebe für diese Fleischart erwerben und weiterentwickeln, daß sie dann nur in der Not wieder zum Wilde greifen. Bei Igonda im großen Walde südlich Tabora traf ich einmal ein völlig verlassenes großes, noch ziemlich neues, sauber gebautes Dorf. Als Grund für diese auffallende Tatsache gaben meine Wegeführer an, daß in wenigen Monaten acht oder zehn Frauen an der Wasserschöpfstelle vom Löwen zerrissen und die Bewohner aus Angst fortgezogen seien. Im Jagdreservat bei Behobeho südlich Kisaki, einem bekannt wildreichen Revier, waren 1907 zwei Tage vor meinem Durchmarsch 2 im Felde ackernde Leute von Löwen am selben Nachmittage fortgeholt worden. Einer dieser Scheusale besuchte uns im Lager. Davon nachher!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Löwe aus der Mpapuagegend. (phot. Hahlm.-Asp. Jahns.)



Löwe aus der Mpapuagegend. (phot. Fahlm.-Asp. Jahns.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Ruipa in der Ulangaebene passierte ich ein mit starkem, hohem Baumverhau umgebenes Dorf, dessen Bewohner versicherten, diesen Schutz nötig zu haben, da sie jede Nacht von Löwen belästigt würden, welche einzudringen versuchten und früher mehrere Leute getötet hätten. Im nächsten Lager, fünf Stunden entfernt, erkundigte ich mich nach Löwen — wir hatten jede Nacht in der letzten Zeit seine gewaltige Stimme vernommen — und fragte, ob die Leute denn hier keine Angst vor ihnen hätten wie am Ruipa, da alle Hütten frei und ohne Schutz daständen. Lachend erhielt ich die Antwort: „Löwen sind viele in der Steppe! Du hörst sie ja nachts singen! (sic!) („kuimba") — ein recht niedlicher Ausdruck — „aber uns tuen sie nichts. Wir können vor der Türe schlafen. Der Löwe tötet uns nicht. Am Ruipa sind die Löwen sehr böse!" Aus dieser Antwort war zu schließen, daß sich hier kein Menschenfresser aufhielt, und daß die Löwen gewisse Reviere zu haben scheinen, die sie im allgemeinen nicht verlassen. — Vor die Türe würde ich mich nachts aber lieber doch nicht legen!

Ich lasse hier einige von Eingeborenen im „Kiongozi", der in Tanga im „Kisuahili" erscheinenden kleinen Zeitung berichteten Löwengeschichten folgen, welche ich einigen aufs Geratewohl herausgegriffenen Nummern entnehme und behufs Wahrung der Eigenart des Erzählers möglichst wortgetreu übersetze:

1) Sasawara (Ruvuma). Erzählung von einem Löwen und Menschen. Im April wurde das Kind eines Jumben namens Myao von einem Löwen geholt. Der Jumbe Myao ging hinaus und verjagte den Löwen. Der Löwe floh, aber ging nicht ganz fort; er ging hin und griff den Jumben selber und fraß ihn zum Teil auf. Als die Dorfleute sahen, daß der Löwe in dieser Weise wiederkam, schickten sie Nachricht zum Akiden und baten um Askaris. Und dieser gab ihnen zwei Askaris. In derselben Nacht, als die Askaris gekommen waren, kam der Löwe, ergriff einen Mann, fraß ihn aber nicht. Er drückte ihm nur die Krallen ein und tötete ihn. Noch in dieser Nacht kam er wieder zurück und brach in ein Haus ein. In diesem waren sehr viele Leute drin. Er ergriff einen Mann und tötete ihn. Dann sprang er auf eine Frau und schlug seine Krallen ein, dann ließ er von ihr ab. Dann packte er ein Kind und tötete es. Es war ein sehr beherzter Mann unter ihnen. Dieser steckte alle übriggebliebenen Leute in einen Raum und schloß die Tür; er selbst stieg auf den Boden und rief die Askaris. Sie kamen und bohrten Löcher in jenes Haus; das Feuer brannte. Sie schossen auf den Löwen und töteten ihn. Dieser Löwe hat fünf Menschen umgebracht und einen verwundet."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2) Mohoro. Tod eines Löwen. Ein Knabe ging ins Freie, um seine Fallen nachzusehen, als er einen Löwen sah, der ihn greifen wollte. Er kletterte auf einen Baum und schrie um Hilfe. Es kamen Leute, auch Herren (Europäer) und Askaris. Als sie da waren, sagte der Knabe ihnen: „Der Löwe ist hier im niedrigen Gras." Die Leute jagten ihn und er kam in der Nähe des Askaris Schindano zum Vorschein. Dieser



Mdorobbo mit Warzenschwein.

traf ihn mit einer Kugel; der Jumbe Mburu Saidi gab ihm den Rest. Freudig schleppte man ihn zur Stadt.

3) Kisauke (Saadani). Am 3. Juli gingen Askaris von Saadani nach Bagamoyo. Unterwegs hörten sie ein Geknurr. Ein Askari ging in den Wald, um nachzusehen, und erblickte fünf Löwen. Einer davon hatte ein Warzenschwein gepackt und „kämpfte" mit ihm; die anderen vier standen etwas abseits. Jener Askari schoß und traf das Warzenschwein. Er schoß zum zweiten Male und traf den Löwen. Die anderen vier Löwen liefen fort. Als seine Genossen die Schüsse hörten, kamen sie hinzu, um zu sehen, was los sei. Sie trafen ihren Kameraden, wie er dabei war, den Löwen abzuhäuten. Dem Schwein hatte er den Kopf abgeschnitten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Askaris gingen zurück, nahmen ihren Gefährten mit und zogen weiter des Weges bis nach Bagamoyo.

4) Kimoromi. (Mpwapwa.) Am 8. November kam ein Löwe und holte sich einen Maskatesel. Am 10. November griff er sieben gewöhnliche graue Esel; am 11. November drei Masairinder und ein Zebra. Wir wundern uns, daß dieser Löwe jeden Tag nur Esel holt.

Mit Ausnahme sehr bevölkerter und daher wildarmer, vorwiegend kahler Bergländer (Urundi, Ruanda) kommt der Löwe in der Kolonie überall vor, an der Küste sowohl als im Innern. Manchmal erscheint er zu gewissen Zeiten zahlreicher, während er mehr vereinzelt oder paarweise bald hier, bald da bemerkt und gemeldet wird. Die besten Wildgegenden sind zugleich die besten Löwengegenden. Ich nenne das Gebiet zwischen der Linie Kilwa-Mikindani und den Songeabezirk. Ferner das Land zwischen Kilimandjaro und dem Viktoria-Nyansa. Hier besonders die Busch- und Grassteppengebiete um Ikoma. Jahrelang war der Hafenort Mikindani berüchtigt, wegen seiner vielen Löwen. In Lindi hatten wir 1895 nicht selten abends das Vergnügen, die eindrucksvolle Stimme des „Simba" über den Creek bis zu unserer Messe herübertönen zu hören, der wir nach dem Essen im langen Stuhle liegend behaglich über die 700 Meter breite Bucht lauschen konnten. Damals wurden in Lindi eifrig Fallen gestellt, meist mit dem Resultat einiger Haare an den Bügeln der Falle, deren starker Eisenteller mit erstaunlicher Kraft zerbissen und verbogen war. Der Löwe hatte sich jedesmal aus der stärksten Falle frei zu machen verstanden, nachdem ein fürchterliches Toben vorhergegangen sein mußte. Auch gefangene Hyänen und Leoparden beißen mit solcher Wut und Kraft in die Eisenteile der Fallen, daß die langen Reißzähne abbrechen. Bei einem — wie es vorkommt — voll Stolz als „selbsterlegt" vorgezeigten Fell mit Schädel kann man, wenn die Zähne abgebrochen sind, fast immer mit Bestimmtheit behaupten, daß das Tier in der Falle erlegt wurde. Einmal beteiligte ich mich in Lindi an einem nächtlichen Ansitz auf Löwen unweit mit Ziegen beköderter Fallen, rate aber von solchen Scherzen in der Nähe moskitoreicher Sümpfe oder Mangrovenwälder aufrichtig ab, trotzdem ich dabei einen prächtigen Leoparden fing. Die starken Raubtiere gehen nicht selten mit den schweren Eisenfallen am Lauf weit ab, bis sich der Anker irgendwo festhakt oder bis sie vor Schmerz und Erschöpfung nicht mehr weiterkönnen. Es kommen aber ganz sonderbare Fälle vor. So hatte der später bekannt gewordene Elefantenjäger Knochenhauer — damals beim Bezirksamt Lindi tätig — eines Tages eine leichte Falle aufgestellt, in der am nächsten frühen Morgen zuerst von der allen alten Afrikanern wohl bekannten Rotenkreuzschwester Lilly

ein „gelbes" Tier festgestellt wurde, welches sich bei genauerem Zusehen als Löwe entpuppte. Man begab sich hin. Knochenhauer, um seinen Fang zu erschießen, einige sechs Europäer in schönen weißen Anzügen und mit Spazierstöcken bewaffnet, um zuzusehen. Ich bemerke, daß ich nicht mitkonnte, weil ich wie gewöhnlich morgens das Exerzieren der Kompagnie zu leiten hatte. War also nicht Augenzeuge, sondern berichte, was mir berichtet wurde. Die Sache stimmt aber ziemlich. K. geht auf zehn Schritt an den Löwen heran, die Zuschauer gruppieren sich malerisch dahinter. K. legt an, drückt ab! — Versager. Nochmal — Versager! Den Löwen machen die schneeweißgekleideten.... diesmal ausnahmsweise „Männer" „nervös". Er wirft sich einmal heftig herum und ist frei. Die waffenlosen Zuschauer stehen starr, als sie die veränderte Sachlage erkennen und sehen, wie der Löwe auf K. zuspringt. Dann beginnen sie einen weniger geordneten wie schnellen Rückzug anzutreten. Der Löwe schlägt K. mit einem Tatzenschlag an die Brust nieder, beißt ihn ganz leicht einmal in's Knie, springt ab in den Busch und ist verschwunden. K. sah ich später gelbfarbig und in etwas „mitgenommenem" Zustande auf einer Negerbettstelle in die Boma zurückgetragen werden. Er war einigermaßen erschrocken und hatte an „Teint" entschieden eingebüßt. Es ist ihm aber weiter nichts passiert. Die größte Heiterkeit entstand in Lindi, als bekannt wurde, daß einer der Zuschauer — etwas beleibt und wenig beweglich — sofort bis zum Halse ins Salzwasser des nur wenige Schritte entfernten Creeks (See) tauchte, daß sein Boy ihm nach und in der Angst auf ihn sprang und der Ärmste, im Glauben, der Löwe folge ihm angsterfüllt in die nach Lage der Sache ganz logischen Worte ausbrach: „Er hat mich, er hat mich."

Das erprobte Rezept, in der Schlacht auf den Kanonendonner loszumarschieren, um an den Feind zu kommen, läßt sich leider nicht „sinngemäß" anwenden, wenn man, um den Löwen zu erreichen, einfach munter in der Richtung auf sein Gebrüll abmarschieren wollte. Das glückt nur in den seltensten Fällen Leuten mit besonderem Dusel, wie z. B. dem Leutnant von Wiese und Kaiserswaldau, der auf diese Weise Erfolg hatte. Der Löwe ist in der Regel schon weit fort, wenn man ankommt, wo er „sang".

Auf dem Makondeplateau lauerten wir wochenlang darauf, daß uns ein jede Nacht unweit des Lagers herumschleichender Löwe in eine hausartige, mit fetter Ziege bespickte Falle gehen würde, die ihn unverletzt erhalten sollte. Es fiel ihm gar nicht ein. Dafür stieß er eines Nachts mit dem ums Lager patrouillierenden Wachtposten, der plötzlich hinter einem Hause hervortrat, zusammen. Beide Parteien scheinen erschrocken zu sein. Der Löwe machte kehrt und schlug im Abspringen dem die gleiche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wendung nach der anderen Seite ausführenden Askari noch schnell die Krallen einer Hinterpranke in den Oberschenkel. Ein paar Tage drauf erging sich ein Unteroffizier mit einer Zeitung bewaffnet lustwandelnd im nahen Holz, als er sich unversehens zwei Löwen gegenüber befand. Sein ehrenvoller beschleunigter Rückzug war durchaus geboten.

Es ist unmöglich, alles zu erzählen, was man im Laufe der Jahre — ich habe jetzt an 1400 Tage im Zelt zugebracht — erlebt. Daher mögen zwei kleine Erlebnisse das Kapitel schließen.

Anfang Juli 1907 lagerte eine große Karawane, die ich zum Rufiji führte am Tschagowariteich bei Behobeho. Um das Reisen im Busch kennen zu lernen, hatte sich Rittmeister a. D. Graf Pückler — dem eine erste Berliner Firma eine ganz sonderbare Reiseausrüstung, nämlich als ganzes Zelt zwei Sonnensegel (mit denen gar nichts anzufangen war) dafür aber keinen einzigen Teller mitgegeben hatte — mir angeschlossen. Wir saßen abends beim Schein der Lagerfeuer über Löwen plaudernd zusammen vor meinem Zelt. Ich sagte noch so beiläufig: „Passen Sie mal auf, heute nacht passiert noch was", wobei ich eigentlich mehr daran dachte, daß eine Elefantenherde den dicht beim Lager befindlichen Teich aufsuchen würde. Gegen ½9 Uhr abends — es war bis auf die Lagerfeuer stockdunkel — hören wir plötzlich 10 Meter entfernt ein schnell verhallendes Gepolter, wie wenn ein schwerer Körper fällt, und gleich darauf das klägliche Schmerzensgeschrei eines Menschen. Ein Löwe — ich bin sicher, daß es einer der Menschenfresser aus Behobeho war — hatte sich durch ein hohes Schilfstück gedeckt an das teils schon schlafende, teils noch ziemlich laut murmelnde und schwatzende Lager geschlichen und war auf einen bereits in seine Decke eingehüllten Träger des Grafen Pückler losgesprungen, um ihn sich mitzunehmen. Durch die vielen Menschen und Feuer erschreckt, muß er dann wohl, noch sozusagen im Sprunge wieder abgeschwenkt und geflüchtet sein, denn die sofort mobilen Träger und Askaris konnten nichts mehr von ihm entdecken. Der Überfallene hatte an Kopf und Schulter einige stark blutende Bißwunden davongetragen, die ich aber gleich als nicht viel auf sich habend erkannte. Vierzehn Tage darauf war er wieder gesund. Ein Zufall fügte es, daß sein auch als Träger bei der Karawane befindlicher Bruder ein Jahr vorher von einem Krokodil im Gesicht gepackt und verschiedener dortiger Verzierungen beraubt worden war. Auch dieser kam sonst heil davon. Ich muß gestehen, daß ein so unvermittelt in nächster Nähe erfolgter Angriff eines Löwen am noch frühen Abend eine bemerkenswerte Frech- und Seltenheit ist, die auch auf mich sonst wenig empfindlichen alten Reisepraktiker ihren Eindruck nicht verfehlte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Grafen P. hätte er etwas später aus seinem halben Zelte ebensoleicht herausholen können, was diesem gewiß nicht recht gewesen wäre. Desgleichen konnte er es auch auf einen von uns beiden absehen, die wir am dunkeln Rande des Waldes ahnungs- und sorglos am Zelt saßen. Aber mich doch nicht! Mich mögen die Löwen bekanntlich nicht. —

Am 1. November 1907 zogen wir frühmorgens durch die kahlgebrannte Steppe am Mgeta in der Ulangaebene, als mein ebenso scharfäugiger wie langbeiniger Führer plötzlich stoppte, in die Steppe deutete und sagte: „Was für Tiere sind denn das?" und gleich darauf mit Bestimmtheit hinzufügte: das sind Löwen! Mein scharfes Glas zeigte mir bald zwei wunderbar modellierte ausgewachsene Mähnenlöwen in ganzer Größe, deren schwellendes Muskelspiel ein unvergleichliches Bild sicherster Kraft und geschmeidiger Eleganz vereinte. Sie hatten uns schon eräugt und schienen sich auf ein ausgedehntes Schilfmeer am Mgetabach zu drücken zu wollen. Meine Freude über diesen seit 10 Jahren ersehnten Anblick war so groß, daß ich zunächst jede Vorsicht und jede jagdliche Überlegung außer Acht lassend, mit meinem Boy, dem Führer und einem Askari sofort in einer Art Attackenschritt drauflos sauste. Es sah jetzt so aus, als ob die anfänglich etwa 600 Meter entfernten Löwen, die bald in weitausgreifendem Schritt, bald in eleganten langen, ruhigen Sätzen dem Schilfe zustrebten, dieses nur zu bald erreichen mußten. Sie blieben aber stehen und äugten nach uns. Die Entfernung mochte nun 400 Meter betragen. Schießen hatte noch keinen Zweck. Etwas ruhiger geworden ging ich nun immer gleich unendlich froh — jetzt ohne sorglos zu sein — flott weiter vor. Beide Löwen standen, wie es aussah, dicht am hohen Schilf und konnten jeden Moment verschwinden. Es war höchste Zeit! Ich blieb also stehen und schoß aus etwa 300 Meter Abstand auf den hinteren der beiden, der mir der größere zu sein schien. Er warf sich um seine Achse herum, stieß ein zweimaliges, wütendes, tieffauchendes Knurren aus und eilte dann in großen Sätzen seinem Genossen nach. Ich konnte den fliehenden Löwen, die, wie sich jetzt zeigte, in Wirklichkeit noch gut 100 Meter vom Schilf entfernt gewesen waren, noch einige Schüsse nachsenden, die aber ihr Ziel verfehlten. — Mit sehr gemischten Gefühlen sah ich sie vom Schilf verschluckt werden. Die Nachsuche war, wie zu erwarten, erfolglos. Wiederum Löwen, die ich nicht erreichte. Hoffen wir weiter!

Hoffen darf man hier unentwegt.
Das kostet gar nichts, und...,
Unkosten dürfen nicht entstehen!
Das weiß heute schon jeder Kolonialeleve!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich muß es mir versagen, in dieser anspruchslosen Abhandlung auf Vieles einzugehen, was der Betrachtung wert wäre. So z. B. auf die Jagdarten der Eingeborenen, ein Gebiet, in welches sich ein Ausflug verlohnen würde, um die Jagden mit dem Giftpfeil, mit Netzen, Fallgruben, Harpunen kennen zu lernen. Zu sehen wie z. B. die Watwa in den Urwäldern des Vulkangebietes die Elefantenjagd betreiben, indem sie beim Herannahen eines Elefanten blitzschnell einen schweren Speer schräg in die Erde pflanzen, den er sich in die Brust rennen soll. Noch manches fehlt, um vollständig zu sein. Vielleicht findet sich ein anderes Mal Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Mit dem 1. Januar 1909 soll das neue Jagdgesetz für die Kolonie in Kraft treten, welches als Anhang zum Abdruck gelangt. Zum Vergleich habe ich das für die englische Nachbarkolonie gültige Reglement beigefügt.

Ein endgültiges Urteil über unsere neuen auf „Einnahmen" zugeschnittenen Vorschriften wäre noch verfrüht. Soviel läßt sich erkennen, daß das Großwild gegen früher viel mehr geschützt ist, und daß die erhöhten Jagdscheingebühren dem Lande eine willkommene Mehreinnahme bringen werden, der Fiskus somit nicht zu kurz kommt. Leider ist die Zahl der zum Abschuß freigegebenen Tiere nicht beschränkt worden! Wenn die neuen Bestimmungen, bei denen die Mitarbeit sachkundiger Jagdfachleute der des „Finanzmannes" gegenüber nicht zutage tritt, in der vom Gouvernement vorgeschlagenen Fassung vom Reichskolonialamt genehmigt werden, so werden sie wenig Freude erregen, denn dann ist es für den gewöhnlichen Sterblichen überhaupt mit der Jagd auf das Hauptwild vorbei.

Zu bedauern ist, daß es künftig nur noch reichen Leuten möglich ist, die Jagd auf Elefanten, Nashorn, Elen, Giraffe und Zebra auszuüben, denn der Jagdschein kostet — will man nur eines dieser Tiere schießen — 1000 Mark. Das kann sich ein im Lande ansässiger Farmer oder Kaufmann ebensowenig leisten, wie ein Offizier oder Beamter, trotz der nach „ganz weisem Munde" bekanntlich unsinnig (?) hohen Gehälter.

Darin liegt eine große Härte der in dieser Hinsicht schroff enttäuschenden neuen Vorschriften, die z. B. im englischen Gebiet meines Wissens auch durch Sonderbestimmungen gemildert sind.

Es hätte sich wohl ein Weg finden lassen, dauernd im Schutzgebiet tätigen Deutschen — vielleicht während ihres gesamten Aufenthaltes — je ein oder zwei Exemplare der genannten Tiere auf Grund des kleinen Jagdscheins zum Abschuß freizugeben. Den Elefanten natürlich nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen das vorgeschriebene besondere Schußgeld. Es würden ohnehin nicht zu viele Gelegenheit haben, des eingeräumten Vorzugs teilhaftig zu werden. Man wird wohl darüber lesen, wenn das Gesetz — wie zu erwarten — in der Presse kritisch beleuchtet werden wird.

Es ist dem Europäer, der nicht geneigt oder imstande ist, den 1000 Markschein zur Jagd auf Elefant, Nashorn usw. mit Hinterlader zu lösen, übrigens unbenommen, für den 3 Rp.=4 Markschein, wie die Neger, bereits mit einem gewöhnlichen, nicht gezogenen Vorderlader, diese Tiere der Klasse II zu erlegen. Viel Erfolg wird er damit allerdings kaum haben. —

Schon von Wißmann ist die Bedeutung der Jagd zur Erholung und Erfrischung von dem meist monotonen, manchmal grauenhaft öden Einerlei jahrelangen Dienstes im Innern ohne jede Anregung betont worden. Die Jagd sollte daher den wirklich nicht allzuoft in beneidenswerter Lage befindlichen weißen Funktionären nicht zu sehr erschwert werden. Nicht jedem hier draußen ist schließlich die Vorzugsgabe verliehen worden, daß er die zur Erhaltung der Dienstfreudigkeit und zur Auffrischung der körperlichen und geistigen Elastizität nötigen Glücksgefühle schon z. B. im nächtlichen Dauerskat zu gewinnen versteht. Mit dem Finanzmann schmiede darum Hand in Hand ein Tropen-Jagdgesetz der weise Psychologe!

Da das neue Jagdgesetz immerhin schon einigermaßen kompliziert genug ist, kommt es auf einen Paragraphen mehr oder weniger nicht an und ich stelle die Einführung von Spezialjagdscheinen für einzelne Tierarten der Erwägung anheim. Viele Jäger haben gewisse Wildarten schon erlegt und gar nicht mehr den Wunsch, mehr davon zu schießen. Wohl aber möchte oft jemand brennend gern zur Vervollständigung seiner „Erfolge", seiner „Sammlung" oder aus besonderer Liebhaberei gerade nur „einen Büffel", „ein Nashorn", „eine Giraffe" schießen, sonst nichts. Es würde von manchem Jäger freudig begrüßt werden, wenn er einen solchen Spezialjagdschein lösen könnte, der gegen eine, wenn auch angemessene, aber nicht unerschwingliche Gebühr dem Inhaber erlaubt, innerhalb des Jahres seiner Gültigkeit z. B. ein Zebra, eine Elenantilope abzuschießen. Ein Jäger, der diese Möglichkeit hat, bietet zudem besondere Gewähr dafür, daß er sich zum Abschuß nur starke, männliche Tiere sorgfältig aussucht. Dringend erwünscht ist dagegen, die Tiere der Klassen I und II nicht zu beliebigem Abschuß freizugeben, sondern nach dem englischen Beispiel ihre Jagd auf eine angemessene Höchstzahl pro Jagdschein einzuschränken.

Wer sich sonst einigermaßen über hiesige Jagd orientieren will und Schilderungen darüber liebt, halte sich das „Ostafrikanische Weidwerk",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine in Daressalam erscheinende Art Jagdzeitung. Die bisher erschienenen Hefte enthalten zahlreiche höchst lesenswerte Sachen und vortreffliche Abhandlungen. Der Bildschmuck ist ebenfalls recht gut, wenn auch zu Zweifeln Veranlassung gebende Bilder besser fortblieben.

Wer dies „Weidwerk" liest wird manche Ansicht schleunigst umwerten und manche „Bewunderung" gründlich los. —

Ein Punkt noch, den Jagdschutz betreffend. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade diejenigen Nimrode, die hier die größten Strecken aufzuweisen und ganz ungewöhnlich unter dem Wilde gehaust haben, zu Hause auf einmal ihr „edles Herz" entdecken und das größte Geschrei zum Schutz des „bedrohten Wildstandes" erheben. Es ist richtig, daß wir ihnen auf diesem Gebiet als Sachkenner lauschen und ihren Ratschlägen vertrauen können, denn es ist ganz natürlich, daß sie am besten Bescheid wissen, wie not es tut, das Wild zu schützen. Nur ist es nicht ganz leicht, allein an das „empfindsame Gemüt" und das „glühende Mitleid" für unsere Tierwelt als Ursache für das schöne und mannhafte Eintreten zu glauben. Man möge mich einen argen Pessimisten nennen. —

Die (im günstigsten Falle unter der Schwelle des Bewußtseins tätige) nicht eben grade ideale Haupttriebfeder — wobei der Wert des evtl. erzielten Erfolges durchaus anerkannt werden soll — ist doch wohl eigentlich, größere Strecken wie die eigenen zu verhindern und noch größeren „Jagdruhm" nicht aufkommen zu lassen. Wir sind ja nur Menschen! Unter „Hand auf's Herz" befragte Biedermänner haben das auch ruhig zugegeben. Und dann! Seien wir ehrlich! Etwas jagdneidisch ist ja schließlich jeder.

Wer aber selbst gesündigt hat, und weiß, daß wir hier seine Taten kennen, sollte weder zu Hause von Edelmut triefend in flammender Entrüstung sich zum „Retter" des Wildes aufwerfen noch die im großen Ganzen durchaus weidgerechten und harmlosen hiesigen deutschen Jäger in einen Topf werfen mit gewissen wüsten „Allesschießern" und sie als weidmännisch Imbécile mit diesen in Grund und Boden verdammen.

„Richtet nicht, auf das" . . . . und so weiter! Im übrigen:

„Der Angriff ist die beste Verteidigung!"

So schlau sind wir auch!

Mögen noch vielen deutschen Weidmännern in unseren Steppen köstliche Stunden jagdlichen Glückes beschieden sein!

„Weidmannsheil!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die neue Jagdverordnung.

§ 1.

Unter „Jagd" im Sinne dieser Verordnung ist innerhalb der zu Wildreservaten erklärten Gebiete (§ 13) die Jagd auf alle nach Landesgebrauch jagdbaren Tiere, außerhalb der Wildreservate die Jagd auf die in den nachstehenden §§ 2, 3 aufgeführten Tiere zu verstehen, sofern diese Tiere nach den gesetzlichen Bestimmungen als herrenlos zu betrachten sind.

§ 2.

Verboten ist die Jagd auf Schimpansen, desgleichen die Jagd auf Strauße, Aasgeier, Schlangengeier (Sekretäre) und kleinere Eulen sowie das Wegnehmen und Beschädigen der Eier dieser Vögel.

Zu wissenschaftlichen und Zuchtzwecken kann der Gouverneur unter von ihm festzusetzenden Bedingungen das Fangen und Töten einer bestimmten Anzahl dieser Tiere sowie das Wegnehmen von Eiern gestatten.

§ 3.

Zur Jagd auf folgende Tiere bedarf es eines Jagdscheines:

Klasse I.

Alle Antilopenarten, einschließlich des Gnu, ausschließlich der Elenantilope,
alle Gazellenarten,
Büffel,
Stummelaffe (Colobus),
Marabu.

Klasse II.

Elefant,
Elenantilope,
Giraffe,
Nashorn,
Zebra.

Der Gouverneur ist befugt, das vorstehende Verzeichnis auf dem Wege öffentlicher Bekanntmachung abzuändern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 4.

Die Gebühr für den Jagdschein beträgt:

1) 3 Rp. wenn die Jagd mittels eines gewöhnlichen Vorderladers, wie sie von den amtlichen Stellen verkauft werden oder mittels einer Schrotflinte in einem bestimmten Bezirk ausgeübt werden soll (Vorderlader- oder Schrotflinten-Jagdschein),
2) 25 Rp. wenn die Jagd mittels Hinterladerbüchse auf Tiere der Klasse I (§ 3) in einem bestimmten Verwaltungsbezirk ausgeübt werden soll (Bezirks-Jagdschein),
3) 50 Rp. wenn die Jagd mittels Hinterladerbüchse auf Tiere der Klasse I (§ 3) im ganzen Schutzgebiet ausgeübt werden soll (kleiner Jagdschein).
4) 750 Rp. wenn die Jagd mittels Hinterladerbüchse auf Tiere der Klassen I und II (§ 3) ausgeübt werden soll (großer Jagdschein).
5) 5 Rp. wenn die Jagd mittels Hinterladerbüchse auf Tiere der Klasse I (§ 3) an einem bestimmten Tag innerhalb fünf Tage vom Tage der Ausstellung ab gerechnet, ausgeübt werden soll (Tagesjagdschein).

Personen, welche nicht im Schutzgebiet ansässig sind, haben für den kleinen Jagdschein eine erhöhte Gebühr von 200 Rp. zu entrichten.

Die Jagd mit vervollkommneter Vorderladerbüchse, oder einer für Kugelschuß eingerichteten Schrotflinte, ist der Jagd mit Hinterladerbüchse gleichgestellt.

§ 5.

Die Jagdscheine werden von den örtlichen Verwaltungsbehörden ausgestellt.

Ihre Gültigkeitsdauer beträgt — abgesehen vom Tagesjagdschein — ein Jahr, vom Tage der Ausstellung an gerechnet.

Sie berechtigen — mit Ausnahme des Vorderlader- oder Schrotflintensowie des Bezirksjagdscheins — zur Ausübung der Jagd im ganzen Schutzgebiet.

Der Bezirksjagdschein wird nur an Bezirkseingesessene, der Tagesjagdschein, welcher nur ausnahmsweise auf Grund besonderer Verhältnisse nach Ermessen der örtlichen Verwaltungsbehörde ausgestellt wird, nur für die fünf auf den Tag der Ausstellung folgenden Tage erteilt.

Auf Grund der Jagdscheine, welche zur Ausübung der Jagd mittels Hinterladerbüchse berechtigen, ist die Jagd mit jeder Schußwaffe gestattet.

§ 6.

Der Jäger hat den Jagdschein bei der Ausübung der Jagd bei sich zu führen und den die Kontrolle ausübenden Beamten auf Verlangen vorzuzeigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kontrolle liegt den örtlichen Verwaltungsbehörden und deren Beauftragten innerhalb ihres Bezirks ob.

Personen, welche ihren Jagdschein verloren haben, bezahlen für Ausstellung eines Duplikats 1/4 der Jagdscheingebühr, höchstens aber 3 Rp.

§ 7.

Die Ausstellung eines jeden Jagdscheins kann verweigert werden, wenn die um die Ausstellung nachsuchende Person innerhalb der vorausgegangenen 5 Jahre wegen Vergehens gegen Eigentum, die Jagdverordnung oder die Verordnung betreffend den öffentlichen Verkehr im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet vom 7. März 1906 (L. G. Nachtr. IV, Nr. 29) bestraft ist, oder von ihr eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit zu besorgen ist.

Die Ausstellung des großen Jagdscheins kann verweigert werden, wenn bereits soviel große Jagdscheine ausgegeben sind, daß durch eine Vermehrung der Zahl der Jagdberechtigten der Bestand des Wildes gefährdet werden würde. Aus demselben Grunde kann in einem Verwaltungsbezirk die Ausstellung des Vorderlader- oder Schrotflinten-Jagdscheins sowie die Ausstellung des kleinen Jagdscheins an im Schutzgebiet nicht ansässige Personen verweigert werden.

Der Jagdschein kann durch Verfügung der zuständigen Behörde entzogen werden, wenn die zur Jagd berechtigte Person

a) mit demselben Mißbrauch treibt,
b) wegen Vergehens gegen die Jagdverordnung oder die Verordnung betreffend den öffentlichen Verkehr im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet vom 7. März 1906 verurteilt wird.

Gegen die Verfügung, durch welche die Erteilung des Jagdscheins abgelehnt, oder der Jagdschein entzogen wird, ist binnen einer Frist von drei Monaten, welche mit dem Tage der Zustellung der Verfügung beginnt, Beschwerde an das Gouvernement zulässig.

§ 8.

Für jeden erlegten oder gefangenen Elefanten ist spätestens 3 Monat, nachdem der Elefant erlegt oder gefangen ist, ein Schußgeld von 150 Rp. an die zuständige Behörde zu entrichten.

Bei Bezahlung des Schußgeldes ist anzugeben, in welchem Bezirk der Elefant erlegt oder gefangen ist.

Es steht dem Jäger frei, an Stelle der Gebühr einen Zahn des erlegten Elefanten an die Behörde abzuliefern, vorausgesetzt, daß der abgelieferte Zahn mindestens 10 kg wiegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 9.

Alle Elefantenzähne gelten als in Ausübung der Jagd erbeutet, es sei denn, daß der Besitzer den Nachweis führt, daß sie von Elefanten herrühren, die nicht infolge Ausübung der Jagd verendet sind, oder daß sie von lebenden Elefanten verloren worden sind.

§ 10.

Unverarbeitete Elefantenzähne, die ein geringeres Gewicht als 5 kg besitzen, unterliegen der Einziehung. Ausgenommen sind Bruchzähne, welche in unbeschädigtem Zustand mehr als 5 kg wiegen würden.

Der Einziehung sind nicht unterworfen Zähne mit einem Gewicht unter 5 kg, für welche bis spätestens 1. Juli 1909 der Nachweis erbracht ist, daß sie von Tieren herrühren, die vor dem 1. Januar 1909 erlegt sind. Der Nachweis kann bei jeder örtlichen Verwaltungsbehörde erbracht werden.

Untergewichtige Zähne, die der Einziehung nicht unterliegen, dürfen erst in den Handel gebracht werden, nachdem sie von der zuständigen Behörde durch Abstempelung kenntlich gemacht sind.

§ 11.

Der Tierfang ist der Jagd mittels Hinterladerbüchse gleichgestellt.

§ 12.

Wer jagdbare Tiere der Klasse II zwecks Zähmung, Züchtung oder Ausfuhr in lebendem Zustand einfangen will, bedarf hierzu außer dem Jagdschein einer besonderen Erlaubnis.

Der Gouverneur ist befugt, einzelnen Personen auf bestimmte Zeit bestimmte Flächen zum ausschließlichen Tierfang unter jedesmal zu vereinbarenden Bedingungen und gegen Entrichtung besonderer Abgaben zu überweisen.

Auf den überwiesenen Flächen darf gegen den Willen des Tierfangberechtigten nicht gejagt werden.

§ 13.

Der Gouverneur ist befugt, zum Zwecke des Wildschutzes bestimmte Flächen zu Wildreservaten zu erklären.

In den Wildreservaten ist jede Ausübung der Jagd verboten.

§ 14.

Bei Überhandnehmen einzelner Tierarten in den Wildreservaten ist der Gouverneur befugt, einzelnen Personen das Fangen oder Töten einer bestimmten Anzahl jener Tiere zwecks Herabminderung des Wildstandes unter jedesmal festzusetzenden Bedingungen zu gestatten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 15.

Eines Jagdscheins bedarf es nicht zum Abschuß von Wild, welches auf bebautes oder sonst in Nutzung genommenes Land übergetreten ist, sofern der Zweck, Schaden zu verhüten, den Abschuß erfordert. Zum Abschuß sind sowohl der Nutzungsberechtigte als auch die von ihm damit beauftragten Personen befugt

Von dem Abschuß ist der zuständigen örtlichen Verwaltungsbehörde alsbald Mitteilung zu machen, welche die Herausgabe der Jagdbeute (Zähne, Gehörne, Felle, Federn pp.) verlangen kann.

Die Bestimmung gilt auch dann, wenn das bebaute oder in Benutzung genommene Land innerhalb eines Wildreservats oder einer gemäß § 12 Absatz 2 dem gewerbsmäßigen Tierfang vorbehaltenen Fläche liegt.

§ 16.

Auf angebauten oder sonst in Benutzung genommenen oder als Privateigentum deutlich gekenntzeichneten Flächen darf gegen den Willen des Nutzungsberechtigten nicht gejagt werden.

Auf völlig eingefriedigten Flächen darf nur mit Genehmigung des Nutzungsberechtigten gejagt werden.

Als völlig eingefriedigt ist eine Fläche anzusehen, wenn durch die Einfriedigung ein Wechseln des Wildes verhindert wird.

§ 17.

Zur Ausübung der Jagd mittels Netzen und Schlingen bedarf es der Erlaubnis der örtlichen Verwaltungsbehörde.

§ 18.

In Fällen von Hungersnot oder zur Verhütung von erheblichem Schaden durch Wild ist die örtliche Verwaltungsbehörde befugt, den davon Betroffenen die Jagd auf Tiere der Klassen I und II (§ 3) während einer bestimmten Zeitdauer ohne Jagdschein freizugeben.

§ 19.

Der Gouverneur behält sich vor, Anordnungen wegen etwa erforderlich werdender Schonzeiten bezüglich einzelner jagdbaren Tiere zu treffen.

Die Ausübung der Jagd während der Schonzeit ist verboten.

§ 20.

Für die Erlegung schädlicher Tiere sowie für das Sammeln der Eier schädlicher Reptilien können nach näherer Anordnung des Gouverneurs Prämien gezahlt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

§ 21.

Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen dieser Verordnung werden mit Gefängnis bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 450 Rp. bestraft, sofern nicht nachstehend eine andere Strafe angedroht ist.

Mit Gefängnis bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 5000 Rp. allein oder in Verbindung miteinander wird bestraft, wer unbefugt

a) die Jagd auf die im § 2 oder in § 3 in Klasse II benannten Tiere ausübt,

b) in den vom Gouvernement zum Zweck des Wildschutzes bestimmten Wildreservaten jagt.

Mit Geldstrafe bis zu 100 Rp. oder Haft wird bestraft, wer seinen Jagdschein bei Ausübung der Jagd nicht bei sich führt, oder auf Verlangen der Aufsichtsbehörde nicht vorzeigt.

Gegen Eingeborene und die ihnen rechtlich gleichgestellten Farbige finden die nach der Verfügung des Reichskanzlers vom 22. April 1896 zulässigen Strafmittel Anwendung.

Neben der verwirkten Strafe kann auf Einziehung der Jagdgeräte, der unrechtmäßigen Jagdbeute sowie der von dem Täter benutzten Schlingen, Netze, Fallen und anderen Vorrichtungen erkannt werden, ohne Unterschied, ob sie dem Verurteilten gehören oder nicht.

Die vorstehende Verordnung tritt am 1. Januar 1909 in Kraft. Die Jagdschutzverordnung, der Runderlaß, betreffend die Einführung der Jagdschutzverordnung und die Bekanntmachung zur Jagdschutzverordnung, sämtlich vom 1. Juni 1903, der Runderlaß, betreffend Schutz des Eigentums gegen Raubtiere vom 15. November 1903, die Bekanntmachung, betreffend Anrechnung von Schußgeldern auf Ausfuhrzoll für Gehörne vom 3. Juni 1904, die Verordnung betreffend Schußgeld für erlegte Flußpferde vom 23. September 1904 und die Bekanntmachung, betreffend Abänderung des § 14 der Jagdschutzverordnung vom 15. Juli 1905, die Verordnung und der Runderlaß vom 23. November 1900, der Runderlaß vom 24. Juli 1902, sowie die Bekanntmachung vom 24. September 1904 betreffend die Ausfuhr untergewichtiger Elfenbeinzähne werden mit dem gleichen Tage aufgehoben.

Ausführungsbestimmungen.

Artikel 1 zu § 4.

(Anrechnung von Jagdscheingebühr bei Lösung eines neuen Jagdscheins).

Löst sich der Inhaber eines Bezirks- oder eines kleinen Jagdscheins während dessen Gültigkeit einen höhern, so ist auf Antrag die für den

ersten Schein gezahlte niedrigere Gebühr auf die höhere des zweiten anzurechnen. Dies hat zu geschehen, wenn für den letzteren Jagdschein keine längere Dauer — also dasselbe Ausstellungsdatum — wie für den ersten Jagdschein beansprucht wird. Die für den Tagesjagdschein (§ 4 Z. 5) gezahlte Gebühr wird niemals angerechnet.

Artikel 2 zu § 10.

(Kenntlichmachung untergewichtiger Elefantenzähne).

Wegen Kenntlichmachung derjenigen untergewichtigen Elefantenzähne, welche vor Inkrafttreten der Verordnung erlegt worden sind, wird bestimmt, daß außer der Kenntlichmachung durch behördliche Abstempelung auch eine schriftliche Bescheinigung der Behörde als Nachweis gelten kann, wenn die Bescheinigung dem Zahn durch Ankleben oder auf andere geeignete Weise fest angefügt ist. Beim Verkauf des Zahnes ist die Bescheinigung vom Käufer als Nachweis mit zu übernehmen.

Artikel 3 zu § 13.

(Wildreservate).

Unter Aufhebung der Bekanntmachung betr. „Jagdreservate" vom 1. VI. 03 (L. G. II Nr. 98, Amtl. Anz. 1903 Nr. 14) werden auf Grund des § 13 der Jagdverordnung vom 5. Nov. 1908 hiermit die nachfolgend bezeichneten Gebiete bis auf weiteres als „Wildreservate" erklärt!

1. Bezirk Kilwa (s. Bl. F. 6, Karte 1:300000).

Nordgrenze: Matandu-Fluß.
Ostgrenze: Singa-Fluß.
Südgrenze: Straße Kilwa-Liwale.
Westgrenze: Liwale-Bach.

2. Bezirk Mohoro (s. Karte Nyassa Exped. II).

Südgrenze: Rufiyi-Fluß v. d. Pangani Schnellen bis Mroka.
Ostgrenze: Thomsenstraße v. Mroka-Behobeho.
Nordgrenze: Ulambobach und die Bezirksgrenze.
Westgrenze: Sumbasi-Fluß.

3. Bezirk Bagamojo-Morogoro (S. Bl. D. 5, Karte 1:300000).

Südgrenze: Tame und Wami-Fluß.
Ostgrenze: Lukinguru-Fluß.
Nordgrenze: Mseleko-Bach-Kamangira bis Mündung.
Westgrenze: von Kamangira nach Süden, Ostabhang des Ngurugeb. und Mdjonga-Fluß, Mto ya mwe (Mkindobach), bis zum Dorf Mto-ya-mawe, Straße Herrmann-Böhmer-Stuhlmann bis Mswe-ro-kwa-Mkirira.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Innerhalb dieses Reservates ist die Jagd jedoch in dem Gebiet frei, das wie folgt begrenzt wird:

Im Osten und Norden durch den vom Dorf Komssanga (Wami) über Masleta nach Diongoja führenden Weg bis zu seinem Schnittpunkt mit dem Mdjonga-Fluß.

Im Süden und Westen durch den vom Dorfe Komssanga (Wami) über Kigobe, Kissara, Msente nach Turiani führenden Weg bis bis zu dessen Schnittpunkt mit dem Liwale-Fluß, von da ab vom Liwalefluß bis zur Einmündung des Mdongaflusses, von da ab durch den Mdjonga-fluß bis zu dessen Schnittpunkt mit Weg Komssanga-Masleta-Diongoja.

4. Bezirk Wilhelmstal (s. Baumannsche Karte, N. W. Blatt).

Westgrenze: Pangani-Fluß vom Südpunkt des Pare-Gebirges bis Marago-Opuni aufwärts.

Nordgrenze: Bezirksgrenze gegen Moschi, Linie Opuni-Marago-Same.

Ostgrenze: Eine Linie, die der Straße Mombo-Same mit einem Abstand von 5 km westlich parallel läuft.

5. Bezirk Mahenge (s. Kiepert'sche Karte 1:2000000).

Nordgrenze: Großer Ruaha.

Ostgrenze: Rufiyifluß.

Südgrenze: Ulangafluß.

Westgrenze: Ort Kdatu und Msolwebach.

6. Bezirk Iringa-Mahenge (s. Kiepert'sche Karte 1:2000000 u. Spezialskizze der Station Iringa: Landschaft Lupembe u. Massagati).

Süd- und Ostgrenze: Ruhudje-Fluß.

Nordgrenze: Ruaha-Nyera-Fluß.

Westgrenze: Udeka-Bach und eine Linie von dessen Quelle direkt südlich bis zum Ruhudje.

7. Bezirk Iringa (s. Bl. 4 der Karte 1:300000).

Südgrenze: Kl. Ruaha-Fluß von Iringa bis zur Einmündung des Ibofue.

Ostgrenze: Höchster Kamm der Yamulenge- oder Merenge-Berge und der Ifiamba-Berge.

Nordwestgrenze: Vom Iringa-Kamm der Mkingongi-Kengimono- und Matanaganga-Berge.

8. Bezirk Mpapua (s. Kiepert'sche Karte 1:2000000).

Westgrenze: Bach Kirambo vom Dorf Mvumi nach Süden in den Kisigo-Fluß fließend.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nordgrenze: Linie Mvumi-Wota-Rudege.
Ostgrenze: Bach von Rudege nach Süden in den Ruaha fließend.
Südgrenze: Kisigo- und Ruaha-Fluß.

9. Bezirk Langenburg (s. Kiepert'sche Karte 1:2000000).
Nordgrenze: Kibira-Fluß.
Ostgrenze: Nyassa-See.
Südgrenze: Ssongwe-Fluß.
Westgrenze: Westfuß der Kavolo-Berge von der Einmündung des Tshiya-Baches (s. Kiepert'sche Karte 1:150000) in den Ssongwe nach Norden bis zum Kibira.

Die bisher auf Grund des § 1 der J.-Sch.-Verordnung vom 1. VI 03 erlassenen Verbote der Elefantenjagd, nämlich:
im Bezirk Moschi (Bekanntmachung vom 27. V. 03, Amtl. Anz. 1903, Nr. 14, in Verbindung mit der Gouvernementsverfügung vom 15. VI. 08, J.-Nr. 9230/08);
im Bezirk Mpapua (Bekanntmachung vom 2. 3. 07, Amtl. Anz. 1907, Nr. 4)
im Bezirk Usumbura, Sultanat Urundi (Bekanntmachung vom 8. II. 08, Amtl. Anz. 1908, Nr. 4); werden aufgehoben.

Artikel 4. zu § 20.
(Prämien für schädliche Tiere).

Für die Erlegung nachgenannter schädlicher Tiere, bezw. für das Sammeln von Eiern schädlicher Reptilien können Prämien bis zu dem hierunter angeführten Höchstsatz gezahlt werden:

	Höchstsatz:
Löwe	15 Rp.
Leopard oder Gepard	7 „
Ginsterkatze	2 „
Zibetkatze	2 „
Hyänenhund	3 „
Wildschwein	3 „
Erdferkel	1 „
Stachelschwein	2 „
Graue Meerkatze (Tumbili)	1/2 „
Hundsaffe	1 „
Puffotter	1 „
Speischlange	1 „
Krokodil	5 „
Für ein Ei der 3 zuletzt genannten Reptilien	10 Hl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Höhe der Prämie wird für jeden einzelnen Bezirk alljährlich von der zuständigen örtlichen Verwaltungsbehörde mit Genehmigung des Gouvernements festgesetzt.

Daressalam, den 5. November 1908.

Englische Jagdbestimmungen:

(Vergleichsweise mitgeteilt.)

Großwild-Bestimmungen.

Jagdscheingebühr: £ 50 (750 Rupien).

Folgende Tiere dürfen nach Maßgabe des letzten Wildgesetzes geschossen oder gefangen werden:

Art.	Erlaubte Zahl.
Elefant (Stoßzahnelfenbeingewicht nicht unter 60 Pfd. engl.)	2
Nashorn	2
Flußpferd	2
Zebra	2
Antilopen und Gazellen — Klasse A —	
Spießbock (Oryx, Gemsbock, Calotis oder Beisa)	2
Elen	1
Pferde- oder Rappenantilope	1
Blaubock	1
Schraubenantilope (ausgenommen im Baringo-Distrikt)	2
Schopfantilope	2
Kuhantilope, Neumann's Hartebeest	2
Orang-Utang	1
Stummelaffen und andere Pelzaffen	2
Erd-Ferkel	2
Jagdleopard	2
Erd-Wolf	2
Marabu	2
Gemeine Meerkatze jeder Art	2
Antilopen und Gazellen — Klasse B —	
(jede andere Art als solche in Klasse A)	10
Moschustier	10
Schopfantilope (nur im Jubaland)	8

Bei Zahlung einer besonderen außerordentlichen Gebühr von 250 Rupien darf ein weiterer Elefanten-Bulle geschossen oder gefangen werden; für 75 Rupien (= £ 5) ein Giraffen-Bulle oder ein Nashorn oder ein Elen-Bulle; für 30 Rupien (= £ 2) 2 Zebras oder 2 Gnus oder 2 Wasserböcke; für 45 Rupien (= £ 3) eine Antilope der Klasse A; für 20 Rupien (= £ 1—6—8) 10 weitere Tiere der Klasse B, außer Wasserbock oder Gnu. —

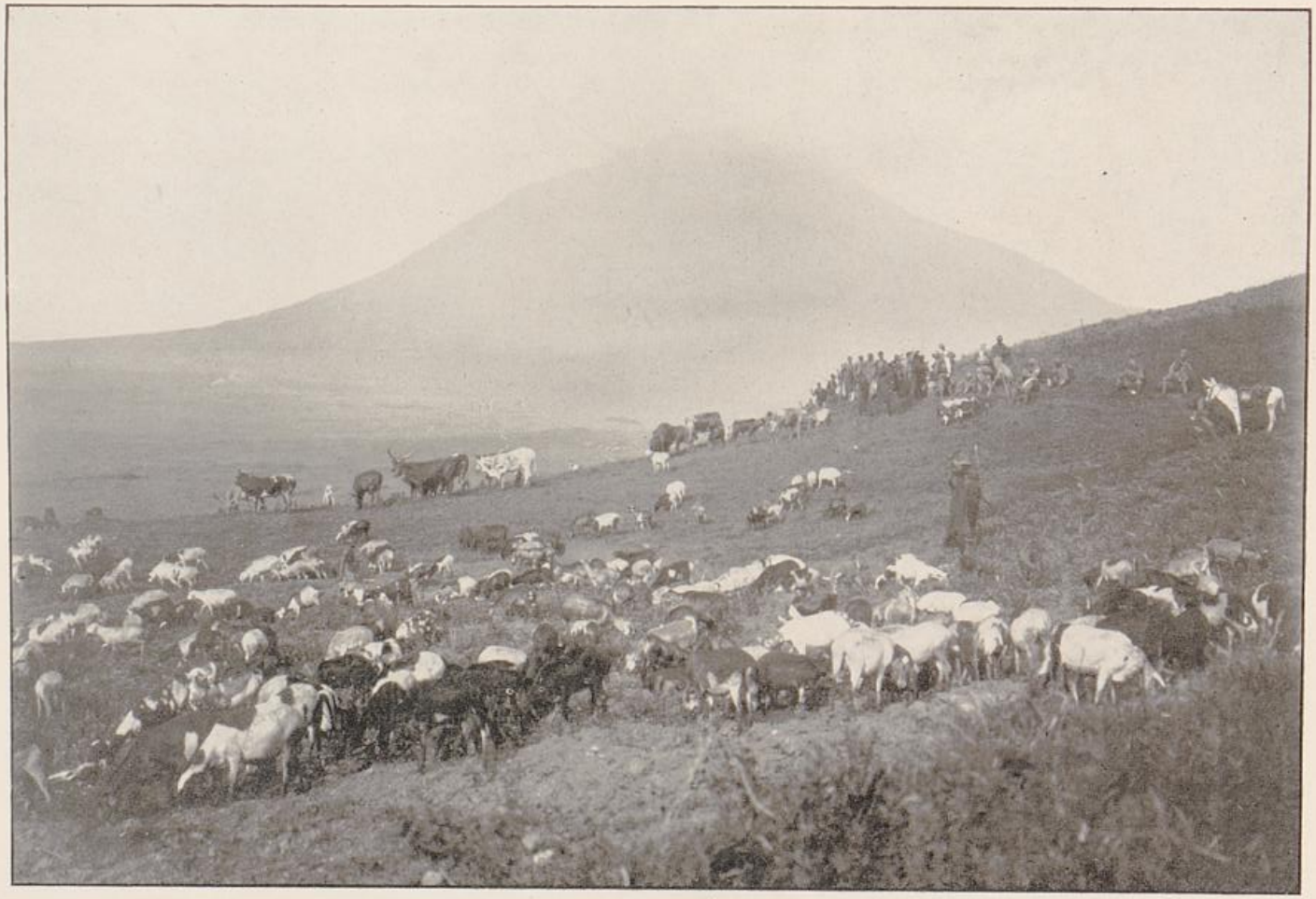
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bibliothek der
Lesehalle
in Bremen

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen



Viehherde des Sultans von Ruanda im Kivugebiet.
(Im Hintergrund der 3400 m hohe, erloschene Vulkan Muhawura.)

DFG
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Viehherde des Vulkans von Ruanda im Kivugebiet.
(Im Hintergrund der 3400 m hohe, erloschene Vulkan Muhavura.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

V.

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Mit einem Titelbilde und 18 in den Text gedruckten
Abbildungen nach meist eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Einleitung.

Es ist beabsichtigt, einen Überblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Schutzgebietes und die wesentlichsten damit im Zusammenhang stehenden Fragen im „Auszuge" zu geben.

Ein Vertiefen in Einzelzweige unseres ostafrikanischen Wirtschaftslebens ist um so weniger angebracht, als darüber zahlreiche erschöpfende Abhandlungen vorliegen, welche leicht zu erhalten sind.

An dieser Stelle begnüge ich mich mit dem Hinweis auf die neben dem amtlichen Material vorwiegend benutzten und nicht genug Beachtung finden könnenden Veröffentlichungen des kolonialwirtschaftlichen Komitees.

Der Verfasser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



I. Kapitel.

Zweck von Kolonien. Landesprodukte Ostafrikas.

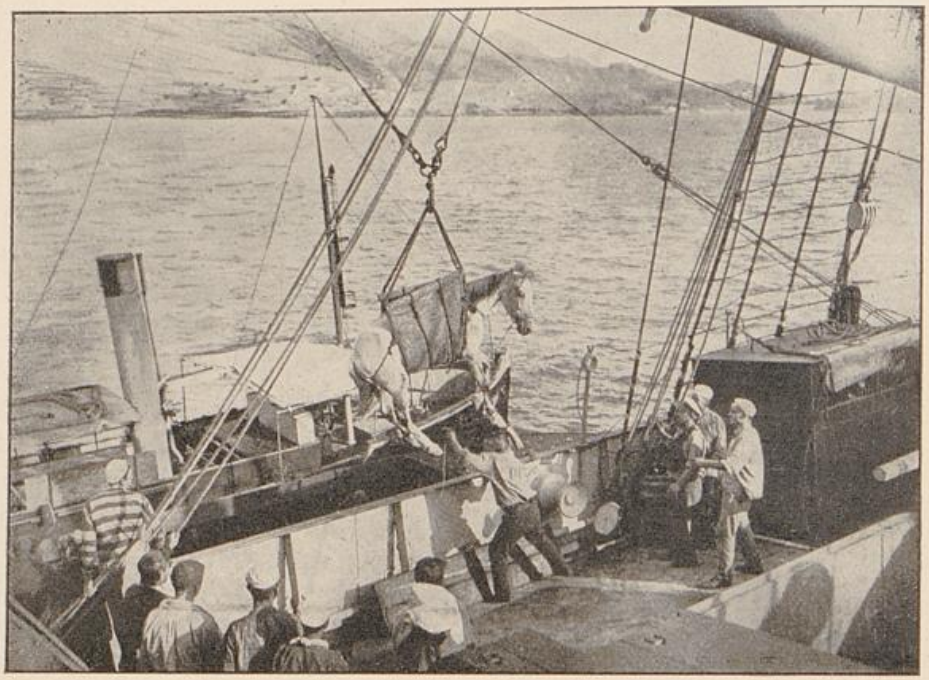
Als Deutschland Kolonien erwarb, geschah dies nicht in der Absicht, den wilden Völkern aus reiner Nächstenliebe zu den sogenannten Segnungen der heimischen Kultur zu verhelfen, sondern aus den nüchternen Erwägungen heraus, daß eine aufstrebende Großmacht heute einfach Kolonialpolitik treiben muß, wenn sie sich nicht von lieben Nachbarn einkapseln lassen und z. B. hinsichtlich des Bezuges zahlreicher wichtiger Produkte der warmen Länder von deren „Wohlwollen" abhängig bleiben will. — Die Kolonien sind also erworben, um die heimische Industrie aus eigenem Lande mit den notwendigen Rohprodukten zu versorgen und ferner Nahrungs- und Genußmittel zu liefern, die der heimische Acker nicht erzeugen kann. Solche Rohprodukte sind: „Baumwolle, Gummi, Erze, Felle, Hanf, Wachs." Solche Nahrungsmittel: „Reis, Kaffee, Tee Gewürze, Ölfrüchte, Kakao, Tabak." Deutschland führt jährlich für über eine Milliarde Mark an genannten Produkten ein und ist beim Bezuge derselben ganz oder vorwiegend auf das Ausland angewiesen.

Dann soll eine Kolonie ein Aufnahmemarkt für die Erzeugnisse der heimischen Industrie werden und dieser Absatzmöglichkeiten schaffen durch Bezug von Maschinen, Eisen- und Lederwaren, Genußmitteln, Stoffen usw. Import aus der Kolonie und Export nach derselben verschafft außerdem zahlreichen Arbeitsuchenden in der Heimat Brot und Vorwärtskommen. Auswärtige Besitzungen sind ferner unentbehrlich, um der deutschen Handelsflotte sowie der Marine sichere Stützpunkte (Kohlenversorgung, Reparatur, Operationsbasis) zu verschaffen. Eine Idealkolonie soll schließlich — ihre Geeignetheit in klimatischer Hinsicht vorausgesetzt — ein neues

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stück Deutschland werden können, dadurch daß sich möglichst viele Deutsche dort dauernd niederlassen.

Wir haben nun schon seit einem Vierteljahrhundert Kolonien, aber nachdem der erste Begeisterungsrummel über dieselben vorbei war, wurden sie nicht mehr ernst genommen. Schnelle Erfolge blieben aus, Aufstände kosteten Geld und schließlich kroch die düstere Wolkenwand trauriger Kolonialmüdigkeit herauf.



Pferdeübernahme in Aden.

Erst um 1900, als Tausende junger Söhne des deutschen Volkes die Reise nach China machten und einen Blick in die Welt tun konnten, dämmerte es im Binnenland allmählich, daß hinter dem Kolonialgedanken doch mehr stecken müsse. Dann blies der Sturm aus Südwest bis in den Reichstag und wehte ein ganz neues System auf den Tisch in das geheime koloniale Rathaus in der Wilhelmstraße. —

Heute hat das Volk das Zutrauen gewonnen, daß in der Hauptsache der richtige koloniale Kurs gefunden ist, und richtet den Blick wieder voll Interesse übers Meer zu den sagenhaften Ländern, von denen fast in jeder Familie ein Mitglied aus eigener Anschauung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erzählen kann. — Welcher Gewinn ist es nicht für den Menschen, wenn er hinauskommt in die Welt! Wie weitet sich der beschränkte Horizont heimischer Bierbank! Ein paar Jahre war der Deutsche draußen. Er kommt zurück und lächelt. Er lächelt über den engen Gedankenkreis seiner alten Genossen. Er lächelt in wohl erworbener Überlegenheit und dankt seinem Schöpfer, daß er hinausgehoben wurde aus einem Philisterwerdegang, dessen schläfriges Hindämmern kraftvolles Leben — allerdings unter Einsatz desselben — ersetzte. — Was an solchen umgewerteten Menschen die Nation den Kolonien verdankt, wird selten betont, ist aber eben so wenig gering anzuschlagen, wie die letzte Gelegenheit in Südwest, den kriegerischen Geist zu proben für den Fall, daß an das deutsche Volk einmal der Ruf ergehen muß: „An die Gewehre!"

Die einen meinen, den Hauptwert einer Kolonie in ihrer handelspolitischen Bedeutung zu erblicken; die anderen halten dasjenige Schutzgebiet für das beste, welches zahlreiche deutsche Auswanderer aufnehmen kann. — Wir haben Glück gehabt und beim allgemeinen Greifen nach noch freien Ländern Kolonien erwischt, welche allen billigen Wünschen gerecht zu werden vermögen. Daß die Sicherung eines Kolonialbesitzes durch eine Ansiedlerbevölkerung eigenen Stammes mit an erster Stelle anzustreben ist, liegt auf der Hand. Daß z. B. die Buren am Kilimandjaro-Meru im Falle eines Zusammenstoßes mit unseren Nachbarn unsere Grenzen schützen werden, ist zweifelhaft. Welche Aussichten bietet nun D.-O.-A. hinsichtlich des Zwecks von Kolonien überhaupt? D.-O.-A. vereinigt alle Vorzüge. Man kann davon sprechen als von einer Plantagen-, Eingeborenenkultur und Siedelungskolonie. Letzteres mit der Einschränkung, daß Ostafrika als für eine Masseneinwanderung Weißer nicht in Frage kommt. Mancher wird nun sagen: „Gut! Kolonien müssen wir haben, aber mit welchem Rechte nehmen wir das Land der Eingeborenen in Besitz?

Das tun wir zunächst mit dem Recht des Stärkeren. Das muß eben so sein. Nichts anderes lehrt die Geschichte aller Völker und Zeiten. Hätten wir diese Länder nicht genommen, so hätte es eben ein anderer Staat — wohl England — getan. Wäre andererseits die weiße Rasse noch nicht in Frage gekommen, so wären schwarze Eroberervölker in der bewährten Sitte fortgefahren, fremde Länder zu besetzen und fremde Stämme sich zu unterjochen. Es gibt aber einleuchtendere Gründe. Die Erforschung Afrika's hat bewiesen, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Kontinent unermeßliche Schätze birgt, von welchen der Neger nichts weiß und deren Kenntnis für seine primitive Kulturstufe auch keinen Wert hätte, da er sie nicht verwenden könnte. Sollen diese Naturwerte, deren die hochentwickelten Völker zur eigenen Erhaltung dringend benötigen, nicht angerührt werden dürfen und weitere Jahrtausende ungenutzt liegen bleiben, trotzdem die eingeborene Bevölkerung sie weder nötig hat, noch kennt, noch fähig wäre, sie zu heben?

Diese Schätze sind also zum großen Teil tatsächlich herrenlos. Ganze Länder sind heute wegen Wassermangel unbewohnt, die durch Erschließung von Quellen bewohnbar und wertvoll zu machen für unsere Technik ein Kinderspiel wäre. Sollen wir hier Wüsten erhalten, weil irgend ein durch Totschlag und Gewalt zur Macht gekommener schwarzer Potentat sie als sein Eigentum bezeichnet? Wir müssen ständig nach neuen Erwerbsquellen Umschau halten, müssen der gewaltig zunehmenden Bevölkerung neue Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen suchen, damit sie gedeihen kann. Wir müssen trachten, die der engen Heimat überdrüssig gewordenen Volksgenossen in klimatisch geeignete Schutzgebiete zu lenken, damit sie das besetzte Land deutsch machen, anstatt daß sie sich in alle Welt verkrümeln und in der 2. Generation Ausländer geworden sind. Der reine Selbsterhaltungstrieb zwingt uns also schon zur Kolonialpolitik und gibt uns das Recht, fremde Länder uns nutzbar zu machen, wo der Eingeborene zu ihrer Entwicklung unfähig ist. — Was nutzt einem Manne ohne Augen ein Teleskop? Was dem Eingeborenen der ganze Reichtum seiner Heimat, der über seine Bedürfnisse geht? Uns sind zahlreiche Werte der Tropen bekannt und ihr Besitz nötig, von denen der Eingeborene nichts weiß, deren Inbesitznahme ihn mithin kaum schädigen kann. Sollen wir nicht nehmen dürfen, was unverbraucht brach liegt?

Dann zieht mit dem neuen Landesherrn Ordnung, Ruhe und Gerechtigkeit ins Land. Aus einem Gebiet mit Willkürherrschaft und oft grausamer Negerdespotie wird langsam ein Land, in welchem jeder in Sicherheit seines Lebens froh werden und erwerben kann. Wir nehmen nicht nur, wir bringen auch! Das sieht auch mancher verständige Neger ein und wünscht die „gute alte" Zeit nicht zurück. Nur kurz sei angedeutet, wie wir beispielsweise den Neger zu seinem eigenen Besten zwingen müssen, gewisse Gebräuche zu lassen. Unsere vielleicht kostbarsten Länder Urundi und Ruanda sind zum

größten Teil durch Mangel an Verständnis für die Folgen in einem Maße entwaldet worden, daß selbst Brennholz ein oft kaum erhältlicher Artikel ist. Nicht nur muß der Eingeborene sein Holz zum Bauen und Brennen weit herholen. — Das wäre das kleinere Übel. Infolge der Entwaldung dieser Bergländer hat sich das Klima verändert, so daß Trockenheit, Mißernten und Hunger in einem sonst überaus gesegneten Lande vorkommen können. Wir hindern die Bewohner an weiterer Waldvernichtung und sorgen für Neuaufforstung. —

In den Quellgebieten des Ulanga werden die Kuppen und Hänge der Bergländer rücksichtslos abgeholzt, um Felder zu gewinnen. Keine genügenden Waldbestände sind mehr da, um die in den Bergen niedergehenden Regen zu langsamem Abfluß zurückzuhalten. Enorme Wassermengen werden den Flüssen so auf einmal zugeführt und große Überschwemmungen in der Ebene sind die Folge. Diese jährlichen Überflutungen vernichten nicht nur häufig wertvolle Kulturen, sondern machen insbesondere ausgedehnte Gebiete zur Anlage solcher von vornherein ungeeignet. Das Abholzen der Quellgebiete muß demnach durch den Einfluß einer höheren Intelligenz verhindert werden, da der Eingeborene außerstande ist, den Zusammenhang zwischen Hochwassergefahr im Tiefland und Entwaldung der Berglandquellgebiete zu erkennen und danach zu verfahren.

Wenn wir somit fremde Länder in „Behandlung" nehmen und uns dafür alles das aneignen, was sozusagen herrenlos ist, so gehen wir wohl nicht zu weit. Das Eigentum der Eingeborenen, sowie ihre angestammten Rechte müssen geschützt und geachtet werden. Hier hört das Recht zur groben Entäußerung auf. Die Geschichte jeder Kolonisation lehrt allerdings leider, daß es niemals möglich war, unter Vermeidung von Rechtsverletzungen und Härten gegenüber den Einwohnern eines „in Schutz" genommenen Landes zu kolonisieren. Zu den Aufgaben der Regierung eines Rechtsstaates gehört es daher, nach Möglichkeit zu verhindern, daß brutal entrechtend und nur ausbeutend kolonisiert wird. Soweit sei die Frage des Rechtes zum Eindringen in Länder mit tieferstehender farbiger Bevölkerung gestreift. —

Sehen wir nunmehr zu, welche Landesprodukte in D.-O.-A. gewonnen werden. Zu den alltäglichen Fragen an den Kolonialafrikaner gehört: „Was wächst dort eigentlich? Was essen die Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen? Wovon leben die Europäer? Gibt es Haustiere, Früchte, Felder? Was gibt es drüben überhaupt alles? Mit „Allem dem", was es in D.-O.-A. gibt, wollen wir uns etwas näher beschäftigen. — Was wir zunächst in der Kolonie vorfanden, waren diejenigen Eingeborenenkulturen, die lediglich zur Nahrung und zur Bereitung von Genußmitteln dienten. Nur der eigene Bedarf wurde angebaut, vielleicht ein Geringes darüber zum Einhandeln notwendiger Gebrauchsgegenstände. Ein Mehr hätte keinen Zweck gehabt, da es nicht zu verwerten war. Mit wachsender Absatz- und Verdienstmöglichkeit wurde über den eigenen Bedarf produziert, und heute ist dies dort die Regel geworden, wo das Produkt mit Nutzen verkauft werden kann. — Die Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, die wir fast überall verbreitet finden, sind: Bananen, Mais, Negerkorn, Bataten, Erdnüsse, Bohnen, Reis, Eleusine und Maniok. Dazu kommen viele Arten Früchte und Gewächse, die entweder auch zur täglichen Nahrung gehören, oder auf die erst zurückgegriffen wird, wenn die Ernte mißraten ist und Hunger eintritt. So fand ich 1907 am mittleren Ulanga die schwache Bevölkerung sich seit Wochen fast nur von Tamarindenfrüchten ernährend. Sie sah auch danach aus!

Die Tier- und Insektenwelt liefert einen großen Bestandteil der Negernahrung, doch sind hier die „Geschmäcker" überaus verschieden. So essen einige Stämme mit Vorliebe geröstete Heuschrecken oder zur Familie der weißen Ameisen gehörige fettleibige Tierchen, die auf gerissene Weise in eingegrabenen Töpfen gefangen werden, während andere z. B. durch kein Mittel dazu zu bewegen sind, Ziegenfleisch zu essen und tatsächlich lieber verhungern. Die Wandamba am Ulanga verfuttern mit Behagen Schlangen und Krokodile, die Wahehe gemästete Hunde. Delikatessen, vor denen es anderen Negern graut!

An der Küste ist die Kokosnuß und die Frucht des Mangobaumes Volksnahrungsmittel. Im Rufidschital und der Ulangaebene der Reis, in den Ländern zwischen Nyanza und Tanganika die Banane, am Nordtanganika das aus den Früchten der Ölpalme gewonnene Fett. Außer den Nahrungsfeldfrüchten baut der Neger gern noch etwas Ölfrüchte und Tabak. Das Öl wird teils als Speisezusatz gebraucht, teils zum Einreiben des Körpers verwendet. Tabak wird allgemein geraucht und geschnupft. Aus Bananen, Negerkorn, Eleusine usw. wird die berauschende Pombe gebraut, ein vom Säugling bis zum Greise überaus geschätztes Getränk. Es gibt eine Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahl Pombearten, die vom spritzigen Eleusinebier bis zum aromatischen Bananenhonigtrank alle ihren Zweck durchaus erfüllen, einem europäischen Gaumen aber nur faute de mieux zusagen. Bei gewissen Festivitäten sind ganze Dörfer, Männlein, Weiblein und Kindlein wacker bezecht. Warum auch nicht? Um einen verhaßten Feind aus dem Wege zu räumen, bedient man sich mit Vorliebe vergifteter Pombe. Um jeden Verdacht zu beseitigen, entstand der Brauch, daß vor den Augen des Empfängers durch Saugen mittels eines Strohhalms vorgekostet wurde. Hierbei kann Harmlosen gegenüber geschwindelt werden! — Von den genannten Feldfrüchten haben einige bereits Bedeutung als Ausfuhrgüter gewonnen, so die Erdnuß, die in großen Mengen nach Marseille geht, wo das daraus gepreßte Öl sich meist in Olivenöl verwandelt. Bei angemessenen Frachten könnte die Kolonie viel Mais dem heimischen Markte zuführen. Die Reiskultur ist in D.-O.-A. mit der Zeit einer derartigen Steigerung fähig, daß der heimische Bedarf von rund 30 Millionen Mark dort gedeckt werden kann. Das ist freilich verwerfliche Zukunftsmusik, denn heute bringt die Kolonie noch lange nicht den eigenen Bedarf hervor und importiert jährlich für fast eine Million Mark Reis, trotzdem das „eigene Gewächs" weit besser ist. — Der Grund hierfür liegt in den mangelhaften Transportverhältnissen, welche nicht gestatten, daß man geringwertige Nahrungsmittel Hunderte von Kilometern transportiert, ohne daß sie viel zu teuer werden. Aus demselben Grunde kann z. B. in der einen Landschaft nach guter Ernte Überfluß an Nahrungsmitteln herrschen, während 3 Tagereisen davon eine durch Dürre oder Heuschrecken verursachte Mißernte Hungersnot zur Folge hat, der in der Regel eine Anzahl Bewohner erliegen.

Bei dieser Gelegenheit kann gleich der ganz falschen Ansicht entgegengetreten werden, es sei im tropischen Afrika die Regel, daß der Neger nur den Boden ein wenig aufzulockern und darüber Samenkörner auszustreuen brauche, um mühelos die 1000fache Ernte einzuheimsen. Gewiß gibt das tropische Klima an bevorzugten Stellen leichten Gewinn, wenn Regen und Sonne sich glücklich verteilen und keine Krankheiten in den Pflanzen auftreten. Nun ist ein großer Teil des Landes klimatisch nicht so bevorzugt, daß ohne sorgfältige Felderbestellung, ohne Düngung, künstliche Bewässerung oder dauernde Arbeit in den Kulturen die Ernte sichergestellt ist. Dazu kommen andere Verluste. Insekten, Vögel, Wild richten schweren Schaden an und müssen ferngehalten werden. Heuschrecken-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwärme können in wenigen Tagen die ganze Ernte vernichten. Besonders sind Schweine und Affen gefürchtet. Letztere am meisten, weil sie sich nicht nur sattfressen, sondern aus allgemeiner Scheußlichkeit sinnlos die Pflanzen knicken und die Früchte abreißen. Zahllos sind die Felder, welche kleine — der Raubtiere wegen — auf hohen Stangen ruhende Hüttchen aufweisen, in denen bis zur Ernte Nacht für Nacht ein Mann wachen und durch Lärm die Wildschweine vertreiben muß. Zur Zeit der Mtama- und Reisreife kann man alle Leute von Sonnenauf- bis Untergang damit beschäftigt sehen, durch Radauinstrumente die scharenweise anfliegenden Vögel fernzuhalten. In Wirklichkeit muß der Neger im Durchschnitt ganz gehörig arbeiten, um seine tägliche Nahrung zu gewinnen und schwelgt nur ausnahmsweise im Überfluß fetter Jahre. — Auch für den Neger und seine Kulturen gilt, was der Weiße sich klarmachen muß, der ein Unternehmen beginnen, eine Plantage anlegen will: „An Schwierigkeiten wird es nicht fehlen, Fehlschläge und Enttäuschungen stellen sich sicher ein." Für den Menschen selbst, sein Vieh, seine Bäume, Pflanzen, gilt im ganzen tropischen Afrika das Wort: „Feinde ringsum."

Der Mensch ist von einer Reihe von Krankheiten bedroht, unter denen die Schlafkrankheit wohl die fürchterlichste ist. Niemand kann heute sagen, ob wir derselben Herr werden können oder nicht. Jahr für Jahr fällt eine Anzahl Eingeborener wilden Tieren zum Opfer. Mörderische Viehkrankheiten gefährden die Haustiere und schließen eine allgemeine Verwendung des Rindes, Pferdes, Esels, Maultiers als Zugtier im Lande aus. — Zahllos sind die Schädlinge der Pflanzenwelt, unter denen Insekten, kleine und kleinste Lebewesen eine Hauptrolle spielen. Gegen alle solche bisher bekannt gewordenen Feinde hat der Europäer begonnen, mit dem Rüstzeug seines Wissens den Kampf aufzunehmen.

Die Natur versagt in den Tropen launisch oft genug das Nötigste. Sie zwingt den Eingeborenen dazu, seine Hände zu gebrauchen und erlaubt ihm nicht, unentwegt mit der Pfeife im Munde gen Himmel dösend auf seiner getrockneten Tierhaut zu liegen, wie das die Befürworter eines allgemeinen Arbeitszwanges mit Vorliebe auszumalen pflegen. —

Nächst der Nahrung benötigt er einer „lückenhaften" Bekleidung, einer dürftigen Behausung und eines gewissen Hausrates, dem man bescheidenste Bemessung nicht wird absprechen dürfen. Ein großer Teil der Bevölkerung ist heute mit dünnen Baumwollstoffen

bekleidet. Viele Tausende tragen noch weiter nichts, wie Grasschürze, eine Ziegen-, Antilopen- oder Kalbhaut. Die Millionen starke Bevölkerung des Landes Urundi trägt fast nur Gewänder, die aus der geklopften Rinde einer Fikusart verfertigt werden. Es ist etwa ein Dutzend Jahre her, als diese Warundi uns die ihnen als Gegengeschenke für ihre Lebensmittel angebotenen Stoffe mit höhnischer Geringschätzung zurückwiesen. Sie wollten nichts davon wissen und waren stolz auf ihren Rindenmantel. Heute herrscht ebendort eine wahre Gier nach Baumwollstoffen, so daß später ein großer Konsum zu erwarten ist. In Urundi würde ein mit einer schönen langhörnigen Kuh bedrucktes Tuch gewaltig ziehen, denn für den Mrundi ist eine Kuh der Inbegriff aller Glückseligkeit. — Das Material zum Hausbau — Hölzer und biegsame Stangen, Gras, Palmwedel, Bambus — findet der Neger im nahen Wald. Dieser liefert ferner die Holzkohlen für den Eisenhandwerker, Stämme für Einbäume, Holzarten für seine Speerstangen, Bogen, Pfeile, seine Mörser, Hockstühle, Türen und Hackenstiele. Aus Faserpflanzen versteht er Stricke, Tragbeutel, Fischnetze, Matten, Korbwaren sowie kunstvolle Flechtarbeiten zu verfertigen. Die Rinde gewisser Bäume eignet sich zu Bindematerial. Ganze Boote werden ebenso wie Bienenkörbe und Reiseschachteln aus Rindenstücken zusammengenäht.

Einige eiserne Hacken zur Felderbestellung, ein paar Tonpfeifen und Tontöpfe vervollständigen den Hütteninhalt. Als Universalgefäß dient der Flaschenkürbis, der auch in ungezählten Exemplaren auf den Rücken der Träger die Karawanenstraßen entlangpendelt und ein geradezu unschätzbares Requisit darstellt. —

Als Haustiere finden wir vertreten: Rinder, Ziegen, Schafe, seltener den grauen Esel, Hunde, Hühner, Tauben, Enten. Hühner gibt es fast überall. Ihre Eier werden nicht gegessen. Das Huhn dient vorwiegend zu Opfer- und Orakelzwecken. Der Zauberer macht den üblichen Hokuspokus damit und prophezeit aus dessen Gedärmen die glaubhaftesten Sachen. Einige Ziegen und Schafe trifft man sehr oft an; weit seltener Rindvieh, das in den Tsetsegegenden überhaupt nicht gedeiht. Die rinderreichsten Gebiete sind die Bergländer Urundi und Ruanda, welche Bestände von vielen Tausenden Stück beherbergen. Mit Sicherheit läßt die heutige Kenntnis der Verhältnisse in D.-O.-A. den Schluß ziehen, daß für mehrere Millionen Rinder gesundes Weideland vorhanden ist. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche Bedeutung die Viehzucht dort zu gewinnen imstande ist. Der Bestand an Ziegen und Schafen geht in die Mil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lionen und ist weiterer Steigerung fähig. Nicht ein Grund spricht gegen die Möglichkeit, in den ausgedehnten Hochländern, in großen Teilen der Masaisteppe, wie überhaupt in allen tsetsesicheren Gebieten des Inneren durch Blutveredelung hochwertige Rinderrassen züchten zu können. Ebenso aussichtsreich ist die rationelle Zucht geeigneter Ziegenarten, sowie besonders die eines guten Wollschafes. — Hier ist noch viel zu „tun", noch mehr zu „machen"!



Rinder von einer Insel im Kivusee.

Ganze Stämme leben fast nur von Milch und Fleisch. Das starke Bedürfnis nach Fleischnahrung aller Neger trieb sie seit Urzeiten zur Ausübung der Jagd und hierbei zur Erfindung sinnreicher Jagd- und Tierfangmethoden. Außer dem Fleisch, das die jagdbaren Tiere lieferten, ergaben die Felle und Häute Bekleidungsstücke, Trommelbezüge, Riemenzeug; aus den Hörnern, Hufen, Teilen des Haarkleides fertigte man Schmuckgegenstände. Wurde vom Neger das afrikanische Wild des Fleisches und Felles wegen zum eigenen Gebrauch gejagt, so änderte sich das Bild, als der Handel emsig nach gewissen tierischen Produkten suchte und sie hoch bezahlte. Der Zähne, Hörner, Häute wegen werden jetzt Elefant, Nashorn, Flußpferd in erster Linie gejagt. Die zurzeit im Handel wertvollsten

Teile dieser Tiere hatten für den Neger ehemals überhaupt keinen Wert und wurden achtlos beiseite geworfen oder um ein Geringes weiter getauscht. Die Kolonie ist noch reich an Wild aller Art. Der Gedanke liegt so nahe, zuerst diejenigen wirtschaftlichen Werte auszunutzen, die bereits im Lande vorhanden sind. Hierzu gehören Flora und Fauna in einem in die Augen springenden Maße. Aber wie lange hat es gedauert, bis etwas zur Schonung und Erhaltung des Wildstandes geschah! Meine frühere Ansicht, daß das neue Jagdgesetz das Großwild schütze, ist nach genauerer Prüfung nicht aufrecht zu erhalten. — Wer sich den großen Jagdschein zu 1000 Mark löst, will — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — zunächst diese herausschießen. Von irgendwelchen Skrupeln unbeschwerte Abenteurer borgen sich vom Inder das Geld für den Schein und gehen an die „verdienstliche" Metzelei! Glaubt man, daß dann auf einen Schein auch wirklich nur ein Hinterlader in Tätigkeit tritt? Die Ausrottung von Elefant und Nashorn verhüten kann nur die Beschränkung der zum Abschuß freigegebenen Tiere und diejenige der Eingeborenenjagd. Der Engländer nebenan erlaubt nur den Abschuß von 2 Elefanten mit Zähnen von nicht weniger wie 60 Pfund Gewicht!! Bei uns ist das Flußpferd vogelfrei! Warum? Daß es verschwinden muß, wo es Kulturen gefährdet, ist selbstverständlich. An vielen Stellen aber kann es überhaupt keinen Schaden anrichten, weil ringsherum vollkommenste Wildnis ist. Warum wird es dort nicht geschont? Das neue Jagdgesetz, das ja einige Verbesserungen bringt, genügt nicht. Man verwertet die Tierwelt nicht am besten durch schleuniges Abschießenlassen, sondern durch verständige Erhaltung der Arten und Erzielung von Einnahmen aus den Jagdscheingebühren usw. Man glaubte vielleicht durch Fortlassung den Abschuß einschränkender Bestimmungen die viel Geld ins Land bringenden Sportsleute nach D.-O.-A. locken zu können, vergißt aber, daß wir keine Bahn haben, die mitten in die Jagdgründe führt und daß reiche Leute nicht erst wochenlang bei Sonnenglut und Wassermangel im Lande herumzustolpern geneigt sind, um in eine Wildgegend zu kommen. — Wir besitzen in der wilden Tierwelt der Kolonie einen hohen wirtschaftlichen Wert, dessen richtige Ausnutzung reiflicher Erwägung behutsam über das Kolonialwohl Nachdenken pflegender Instanzen wert ist. — Es seien erwähnt die Einkünfte aus Jagdscheingebühren, das Geld, welches heimische Jäger in der Kolonie verbrauchen, die Zolleinnahmen für aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geführte Trophäen. Ferner die Aussichten der Zebra- und Straußenzucht. Warum sollte nicht auch Marabuzucht bei dem hohen Werte ihrer Federn möglich und nutzbringend sein? — Von der Jagd der Eingeborenen führt ein Schritt in das Gebiet der Fischerei, die ja eine Art Jagd ist. Der Indische Ozean ist an der ganzen ostafrikanischen Küste überaus fischreich. Zahllose



Zebragespann in Mbuguni.

Arten sind vorhanden, viele von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Unter der Küstenbevölkerung befinden sich denn auch viele Fischer. Der Fang erfolgt von mit Auslegern versehenen Einbäumen aus durch Netz und Angel. Da der Neger für Fischgerichte schwärmt, ist die Beute immer schnell vergriffen. Unter den Meeresfischen wird der „Mpono" nicht gern gegessen, da sein Genuß einen schlafähnlichen Dämmerzustand erzeugen soll. Von einer bemerkenswerten Ausnutzung der gewaltigen Meeresschätze kann nicht gesprochen werden. Man sollte meinen, daß sich hier sichere Erwerbsmöglich-

keiten für europäische Unternehmungen böten. Ein wertvolles Meertier ist die Seewalze — Trepang —, welche getrocknet und geräuchert von Chinesen und Indern mit Vorliebe genossen wird. Das Kilo bringt 2—5 Mark. Man schreibt dem Genusse auch angenehme und wertvolle Wirkungen zu. —

Die großen Binnenseen bergen ebenfalls einen erheblichen Fischreichtum, der eifrig ausgebeutet wird. Am Nordtanganika fahren die Fischer des Nachts in Hunderten mit riesigen, zum Anlocken der Fische über das Wasser leuchtenden Schilffackeln versehenen Booten auf den Fang. Es werden hierbei in der Hauptsache enorme Mengen fingerlanger Fischchen erbeutet, die reißenden Absatz finden. Eine sehr häufige Welsart wird in geräuchertem Zustand weithin verhandelt. —

Von den Bodenschätzen der Kolonie — es sind eine Anzahl Fundstellen von Gold, Glimmer, Graphit, Kohle und anderen nutzbaren Mineralien bekannt — hat der Neger weder etwas gefunden, noch für sich zu verarbeiten verstanden außer dem Eisen. Solches wird an vielen Stellen gewonnen und von den eingeborenen Schmieden zu kunstvollen Arbeiten (Speere, Pfeilspitzen, Messer, Äxte, Schmuck) und besonders zu Hacken für den Ackerbau verwendet. Die Frage nach den natürlichen Bodenschätzen im Schutzgebiet ist wichtig genug, um gründliche Untersuchungen zu rechtfertigen. Man hat wohl schon überall herumprospektiert oder in großen Zügen geologische Forschungen betrieben; im großen Ganzen ist dieser Teil der Schutzgebietserkundungsarbeit ziemlich dürftig geblieben. Neuerdings bemüht sich das immer rührige K. W. K.*), deutsche Prospektoren durch aufklärende Schriften und Gewährung freier Reise nach Ostafrika zu ziehen. Im mittleren und nördlichen Teil der Kolonie sind eine Anzahl Goldlagerstätten bekannt geworden, von denen einige sich als so vielversprechend erwiesen haben, daß erhebliche Kapitalien zur Ausbeutung darangewendet wurden. Da in der Kolonie noch sehr große Landesteile bergmännisch so gut wie unerforscht sind, kann angenommen werden, daß die nächsten Jahre weitere Erfolge in bezug auf das Auffinden wertvoller Mineralien bringen werden. Verständigerweise wird mit Möglichkeiten, die viel vom Zufall abhängig sind, als mit Faktoren von Bedeutung nicht gerechnet. —

*) Kolonialwirtschaftliche Komitee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als feststehend kann gemäß den neuesten Mitteilungen des K. W. K. gelten, daß nach den vorhandenen geologischen Formationen Deutsch-Ostafrika dieselben Möglichkeiten für die Entwicklung des Goldbergbaues bietet, wie Teile von Südafrika, z. B. Rhodesia. Wichtiger vielleicht als die bisherigen Goldfunde ist die Aufdeckung mächtiger Steinkohlenflöze im Norden des Nyassasees. Was Kohlen für die über kurz oder lang durch Afrika geführten Bahnlinien bedeuten, ist klar. Zahlreich sind die Glimmerfundstellen. Da Glimmer in der Elektrizitätsindustrie immer mehr gebraucht wird und der ostafrikanische von tadelloser Beschaffenheit ist, ergeben sich für die Besitzer der gut gelegenen Felder angenehme Aussichten. Im Hinterlande von Lindi fand man schon vor 15 Jahren Almandingranaten und andere Halbedelsteine, die nach dem Schleifen sehr schöne Schmucksteine ergaben. Die Eingeborenen verwendeten roh zu einer vieleckigen Art Kugel zurechtgeklopfte Granaten als Geschosse für ihre Vorderlader und beknallten uns 1899 damit ganz gemütlich aus des Waldes Duster, als wir ihren aufsässigen Sultan Matschemba herauswerfen mußten. Man konnte auf diese Weise ganz leicht einen „Granatsplitter" subkatun, Pardon! subkutan eingespritzt bekommen. Ein so in weniger edlen Körperteil rechtskräftig erworbener Diamant würde eine noch interessantere Buschkriegerinnerung darstellen. Ebenfalls in der Nähe des Nyassa haben wir reiche Eisenerzlagerstätten. Erwähnung verdienen eine Anzahl heißer, schwefelhaltiger Heilquellen. Schon lange vor unserer Ankunft in der Kolonie bestand am Malagarassi eine beträchtliche Salzkochindustrie. Die Solquellen hier werden jetzt durch europäischen Maschinenbetrieb ausgenutzt und liefern ein erstklassiges Produkt, das bis weit hinein in den Kongostaat verhandelt wird.

Ganze Natronseen harren der Ausbeutung. — Zu den Bodenschätzen in übertragenem Sinne — Schätzen an fertiger Kraft — ist es wohl erlaubt, die Wasserfälle im Inneren des Landes zu zählen, die zu heute unberechenbar wertvollen Diensten in der Hand des Technikers berufen sein werden. Die bedeutendsten sind die Fälle des Panganiflusses, die Shuguli- und Buirafälle des Rufiji und die 1896 von mir entdeckten Gomaïtalefälle des Malagarassi. Daß aus den Fällen dieser 3 Flüsse allein an 1 Million Pferdekräfte nutzbar gemacht werden können, erscheint nicht als vermessene Schätzung. —

Werfen wir einen Blick auf diejenigen Handelswerte tierischer oder pflanzlicher Herkunft, die bei unserem Erscheinen für den

Handel von Bedeutung waren oder dies mit der Verbesserung der Verkehrsmittel wurden! Hand in Hand hiermit sollen die gewinnbringenden Neukulturen besprochen werden.

Die vor unserer Zeit „gangbarsten" Werte waren Menschen. Sie transportierten sich selbst und noch Lasten dazu. Von der Küste aus wurden sie zu hohen Preisen nach Zanzibar, Ägypten, der Türkei oder Arabien verkauft. Als Handelsware kommt der Mensch nicht mehr in Betracht. Einzelne Fälle von Sklavenexport werden sicher



Elfenbein vom Kivusee.

auch heute vorkommen. Das ist nicht zu verhindern. Im Inlande, zumal im Lande Uha, findet noch geheim betriebener Sklavenhandel statt. Nächst dem Menschen war das Elfenbein der wichtigste Wert, welcher von den Arabern mit Gier gesammelt wurde. Ganz Innerafrika, welches Elefanten in ungeheurer Zahl beherbergt haben muß, lieferte Zähne aller Größen nach Europa und Amerika, kleinere viel nach Indien.

Ein Pfund bestes Rohelfenbein wertet heute 15 Mark. In den letzten Jahren wurde annähernd für je $^1/_2$ Million Mark Elfenbein aus D.-O.-A. ausgeführt. Ein Teil davon kam aus den Nachbar-

kolonien und passierte die unsere nur. Da die Elefantenbestände bei uns schnell abnehmen werden, muß über kurz oder lang der Elfenbeinhandel seine Bedeutung verlieren und aus der Reihe der wesentlichsten wirtschaftlichen Faktoren ausscheiden. An anderen Jagdprodukten werden gewonnen: Nashornhörner und -häute, Nilpferdhäute und -zähne, Wildschweinzähne, Antilopenhörner und -decken, Raubtier-, Affen-, Baumschlieferfelle, Federn von Marabu und Reiher und vieles andere mehr. — Als wichtiger wie die Werte



Bienenkörbe der Eingeborenen im Urwald des Kivugebietes.

der wilden Tierwelt waren nach und nach die großen Bestände an Rindvieh, Ziegen und Schafen einzuschätzen, von deren Vorhandensein die sich ausbreitende Landeskenntnis Kunde gab. — Einen sehr bemerkenswerten Posten stellt der Wert des im Lande eingesammelten Bienenwachses dar. Die Eingeborenen sind starke Honigfreunde. Das Wachs wurde weggeworfen, bis vor zirka 12 Jahren die starke Nachfrage der heimischen Industrie seinen Wert erkennen ließ. Bald sammelte man in der ganzen Kolonie so eifrig Wachs, daß heute der Wert seiner Ausfuhr den des Elfenbeins schon um mehr wie das Doppelte geschlagen hat. Zu Hause kommt nur wenig Wachs

auf den Markt, woraus sich der gute Preis ergibt. Der Doppelzentner besten D.-O.-A.-Wachses wertet in Hamburg fast 300 Mark.

Vor einigen Jahren wurde auf eine neue Seidenraupe in der Kolonie hingewiesen, von welcher Prof. Vosseler schreibt: „Im Viktoria-Nyansagebiet fand Herr P. Küller die großen Nester einer Raupe, die sich zu Massen versammelt und zum Bau eines gemeinsamen Nestes schreitet. Da die zahlreichen kleinen Kokons heute durch die Technik verwertet werden können, so ist die Aussicht gegeben, ein neues, wertvolles Seidenprodukt aus Afrika zu erhalten. Die bereits hergestellten Stoffproben sind von hervorragender Beschaffenheit."

Wie verlautet, ist ein großes Unternehmen in Vorbereitung, um die Seidenraupennester Ostafrikas auszunützen, nachdem sich herausgestellt hat, daß dieselben in der Tat ein feines, gut verarbeitbares Produkt ergeben. —

Nächst den in der Tierwelt steckenden Werten verfügt die Kolonie über reiche Schätze in Gestalt unübersehbarer Waldkomplexe, welche viele beste Nutz- und Edelhölzer enthalten.

Diese treten allerdings weniger in geschlossenen Beständen als in Gruppen oder vereinzelt auf. Infolge der großen Transportschwierigkeiten für ganze Stämme ist heute an eine lohnende Verwendung der Waldwerte noch nicht zu denken. Bahnnahe Wälder — Schumewald in Usambara — werden, wie es scheint, in naher Zukunft dank privater Initiative ausgenutzt werden können. Wenn auch die Waldbestände der Kolonie zurzeit noch keinen großen Nutzen bringen, so darf ihnen deshalb ein hoher Wert nicht abgesprochen werden. Immer wieder muß man darauf zurückkommen, daß alles nur eine Transportfrage ist. An tropischen Hölzern führte Deutschland 1907 für 13½ Millionen Mark ein. Diese Hölzer liefert fast ausschließlich das Ausland. Die Broschüre des K. W. K. „Unsere Kolonialwirtschaft in ihrer Bedeutung für Industrie und Arbeiterschaft" sagt: „Auf der Weltausstellung zu St. Louis fanden die Hölzer aus unseren Kolonien wegen ihrer Schönheit allgemeine Anerkennung. Von der Größe der Waldungen mögen folgende Zahlen einen Begriff geben. In Ostafrika sind in der Nähe der Küste allein 250 000 Hektar Hochwald, 50 Kilometer landeinwärts weitere 1—2 Millionen Hektar vorhanden, die mit Zedernholz und Mahagoni durchsetzt sind." Die Millionen Hektare Wald im Landesinnern rechnen noch gar nicht mit. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

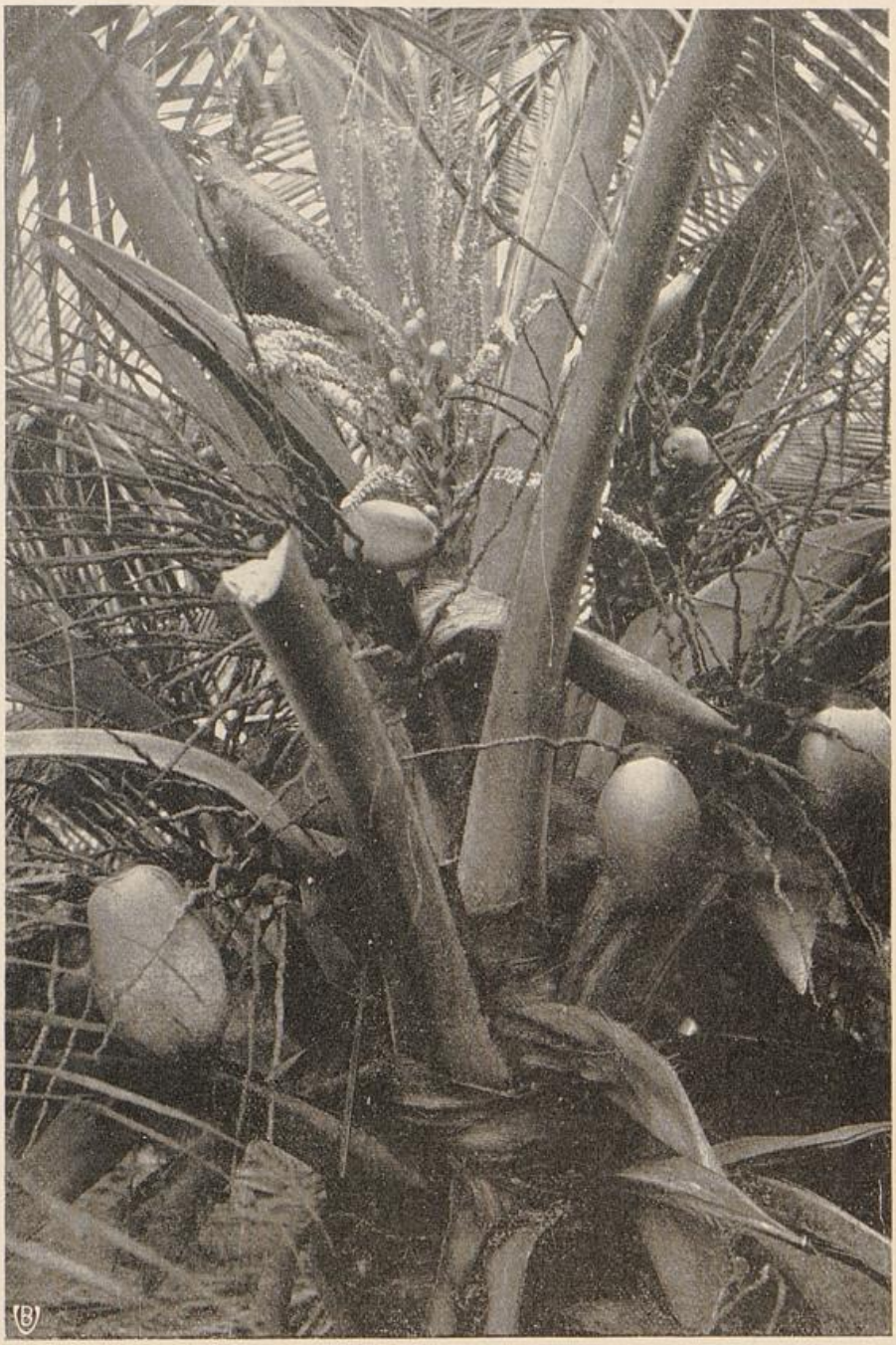
Da Deutschland nicht in der Lage ist, den Bedarf seiner Lederindustrie an Gerbstoffen zu decken und in sehr starkem Maße auf die Einfuhr vom Auslande angewiesen ist (für zirka 36 Millionen Mark pro 1907), wird die Frage der Versorgung mit Gerbstoffen aus den Kolonien brennend. Da der Gerbstoffmarkt ebenso wie der Kupfer-, Baumwoll-, Petroleummarkt durch preissteigernde, monopolistische Neigungen Amerikas beeinflußt wird, so hat die deutsche Industrie auch hier das größte Interesse daran, vom Auslande weniger abhängig zu werden. Man blickt nach den Kolonien. In Ost gedeiht die Gerberakazie. Es gibt Mangrovenrinde in Massen. Farmer Denhardt berechnet den Gerbstoffgehalt der Mangrovenbestände in D.-O.-A. auf Hunderte von Millionen Mark Wert. —

Von den Erzeugnissen der Pflanzenwelt spielen die Negergetreide, Mtama, Mais, Reis, Sesam, Erdnüsse, Zuckerrohr, sämtliche anderen in oder über dem Boden gewachsenen Lebensmittel, Früchte wie Ananas, Mango, Bananen, Orangen und besonders die Kokosnuß eine Rolle. Warum soll nicht auch die ostafrikanische Banane in geeigneter Zustandsform ihren Weg nach Deutschland finden können, wo sich die von Amerika kommende einzubürgern beginnt? Die Vereinigten Staaten beziehen jährlich für 35 Millionen Mark Bananen aus Westindien und Zentralamerika. —

Das küstennahe Hinterland liefert einen wertvollen Stoff pflanzlichen Ursprungs, den Kopal. Die Kopalbäume enthalten das Kopalharz, welches für die Lack- und Firnisindustrie von besonderer Bedeutung ist. Am wertvollsten ist der fossile Kopal, der ehemals unter der Erde den Wurzeln des Baumes entflossen und dann erstarrt ist. Er hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Bernstein. Der beste fossile Kopal stammt aus Ostafrika und wird immer teurer. Er erzielt einen Preis von 500—700 Mark und mehr für 100 Kilo. —

Der typische Baum der Küste in der Nähe menschlicher Ansiedlungen ist die Kokospalme. Von ihr sind fast alle Teile zu verwerten. Der Nußkern zunächst als allgemein beliebtes Nahrungsmittel, der von ihm umschlossene Saft als Getränk. Aus der faserigen Umhüllung der Nuß werden Stricke gemacht. Die Wedel der Palme werden geflochten und zu Bedachungen und Einfriedigungen verwendet. Das Holz eignet sich zu Bauzwecken. Vom Palmwein wollen wir gar nicht reden, obschon er mehr „wie der Rede wert ist". Die Hauptbedeutung der Kokospalme liegt in ihrem Fruchtkern, welcher getrocknet einen Exportartikel nach Europa bildet. Hier wird die „Kopra" ausgepreßt und in Kokosöl und Ölkuchen um-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

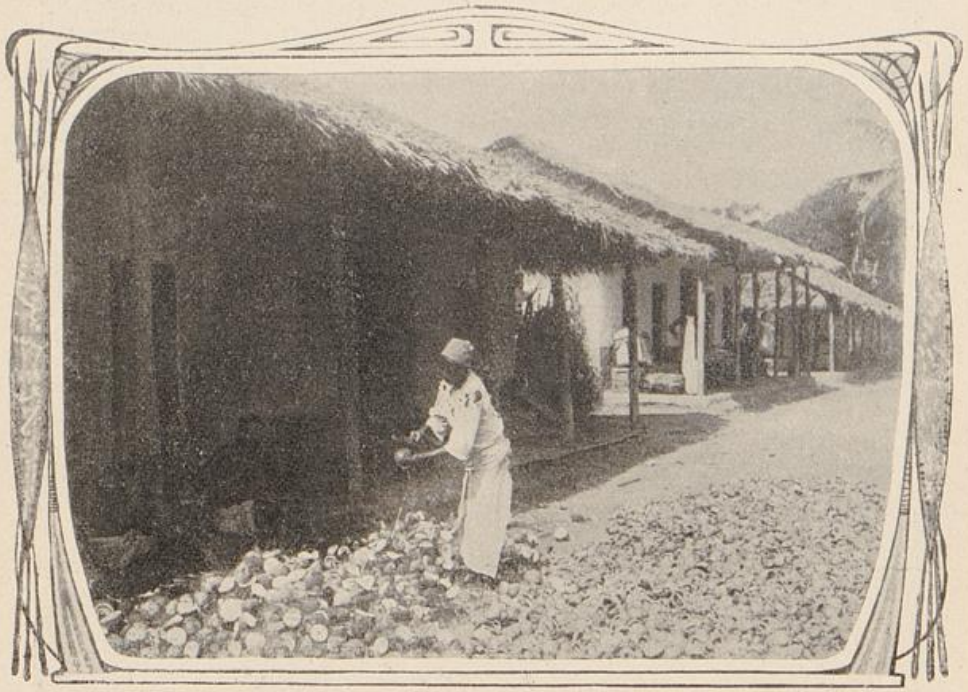


Kokospalme mit Fruchtansatz.

gewandelt. Das Kokosöl findet hauptsächlich Verwendung in der Seifenfabrikation und zur Herstellung von Speisefett. Die Ölkuchen sind ein wertvolles Viehfutter. Es kommen jährlich in Deutsch-

land mindestens 60 000—70 000 Tons Kopra zur Verarbeitung, so daß ein reiches Feld des Exports für Kokospflanzer in deutschen Kolonien noch offen steht. Statt die alten Kulturen des Landes zu pflegen, haben sich die Pflanzer meist auf landfremde Produkte geworfen, um größere Gewinne zu erzielen.

Eine solche alte, lohnende Kultur ist die einer Kokosplantage, deren reeller Wert lange nicht genügend geschätzt wurde. Prof.



Kopra-Fabrikation in Tanga.

Vosseler schätzt den für Kokospalmenplantagen geeigneten Boden in D.-O.-A. auf 280 000 Hektar, die einen Ertrag von 700 000 Tons Kopra geben könnten. Diese Menge hätte nach heutigem Marktpreis einen Wert von 350 Millionen Mark. Die angelegten Kokospflanzungen weisen alle volle Erfolge auf, soweit nicht bei Auswahl des Bodens grobe Mißgriffe passierten.

Die Aussichten sind bei der steigenden Preistendenz von Ölen heute sichere und gute. Der Konsum an Ölprodukten hat derart zugenommen, daß der Preis für Kopra in wenigen Jahren um 100 % gestiegen ist. Wem es mit dem Geldverdienenmüssen oder -wollen nicht allzu eilig ist, bietet die Kokoskultur erfreuliche Aussicht. Die

Palme gibt nach 8—10 Jahren die ersten guten Ernten. Wird gedüngt, so kann man auf $1^1/_2$ Rup. Reinertrag pro Baum sicher rechnen. — Die von den Arabern eingeführte Dattelpalmenkultur ist noch unbedeutend. Eine Anzahl wildwachsender Palmenarten werden außer zur Palmweinbereitung, zu Flechtarbeiten u. dergl. noch nicht ausgenutzt. — Am Tanganika haben wir ausgedehnte Ölpalmenbestände. Rationelle Ausnutzung wäre nur mit Maschinenbetrieb möglich. Aber wie Maschinen hinbringen? Man kann die Ölpalmen am Tanganika auf $^3/_4$—1 Million Bäume veranschlagen, von denen jeder bei voller Ausnutzung mit 7—10 Mark zu bewerten ist. Es gibt halt allerhand gute Dinge drüben! Zurzeit bemüht sich das K. W. K., die Kultur dieses überaus wertvollen Baumes weiter einzubürgern. —

In D.-O.-A. gedeiht seit alter Zeit ein vorzüglicher Reis, ein dem Neger äußerst zusagendes Nahrungsmittel. Wegen der Transportschwierigkeiten im Landesinneren kann er nicht im Lande weit umher verhandelt werden oder an die Küste kommen. Die Folge ist die Einfuhr minderwertigen Ersatzes aus Indien in großen Massen. Der Inder in der Kolonie hütet sich, den Reis seiner Heimat zu verfuttern, solange er afrikanischen bekommen kann. Allein die Ulangaebene könnte die ganze Kolonie mit Reis versorgen, wenn die Möglichkeit vorläge, denselben billig genug zu befördern. —

Die reichste, darum auch am meisten verfolgte und „angezapfte" Pflanze ist die wilde Kautschukliane. Sie liefert den besten Gummi, den die Kolonie ausführt. Durch die rücksichtslose Ausbeutung der Bestände ist die völlige Erschöpfung derselben nur eine Frage der Zeit. Überhaupt deckt der als Produkt der wildwachsenden Kautschukbäume und -pflanzen gewonnene Rohkautschuk den steigenden Bedarf der heutigen Industrie nicht. Man begann Ersatzpflanzen zu suchen und fand, daß der Manihot (die Stammpflanze des Ceara-kautschuks) über Erwarten gedieh. Wenn auch der Manihotgummi kein Produkt allererster Sorte ist, so genügt er zur Herstellung zahlreicher Artikel, bei welchen die Verwendung noch besseren Materials unnötig verteuernd wirken würde. Trockener Manihotgummi kostet 6—8 Mark pro Kilo. Neuerdings ist ausgesucht reine Ware mit 10—11 Mark bewertet worden. Man rechnet, daß 1000—1500 Bäume auf 1 Hektar gehen und daß ein Baum vom dritten Jahre ab 100 Gramm liefert. Ältere Bäume ergeben 200 Gramm und bei günstigen Verhältnissen mehr. Nimmt man nur 1000 Bäume pro Hektar mit nur je 100 Gramm Ertrag, den Kilopreis mit 6 Mark

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an, so ergibt diese, an der untersten Grenze bleibende Schätzung einen Ertrag von 600 Mark pro Hektar vom vierten Jahre ab. Sehr niedrig gerechnet ergeben die bisherigen Versuche aber 600 Mark im 3., 800 im 4., 1000 im 6. Jahre. Die Unkosten betragen pro Hektar 250—300 Mark. Es ist klar, daß die Kautschukplantagenkultur eine ganz hervorragende Sache sein kann und auch sein wird, solange nicht infolge Überproduktion der Preis stark sinken muß. — Man nimmt ein weiteres Aufblühen der Kautschukindustrie als sicher an, desgleichen, daß die Entwicklung der Elektrotechnik, Fahrrad- und Kraftwagenindustrie bleibend günstigen Absatz des Plantagenkautschuks auf Jahrzehnte hinaus garantieren wird. Alles dies natürlich nur, wenn kein Kunstgummi „erfunden" und zum „D.-R.-P." angemeldet wird. Über diese Frage äußert sich Doktor Schellmann vom Biol.-Landw.-Institut in Amani: „Bei dem kolossalen Verbrauch an Rohmaterial ist man bestrebt, dem herrschenden Mangel auf jede Weise abzuhelfen. Man bemüht sich daher auch, den teuren Rohstoff durch künstlichen zu ersetzen. Es ist bisher nicht gelungen, einen Stoff zu finden, der alle Eigenschaften des Kautschuks aufweist und vollkommen an seine Stelle treten könnte. Nach dem heutigen Stande der Chemie ist von einer Befürchtung, daß ein Kunstgummi hergestellt werden könne, der geeignet sei, den Naturgummi zu ersetzen, noch keine Rede."

Im Gummikalender 1907 sagt Springer: „Die ganze Hoffnung und auch wohl die Zukunft der Gummiindustrie liegt im plantagenmäßigen Anbau von Gummipflanzen. Kautschuk kann nie genug erzeugt werden und wird immer einen Preis haben. Tee, Kaffee, Kakao kann man nicht künstlich herstellen und mit dem Kautschuk wird es wohl ebenso sein. Surrogate wohl für einzelne Zwecke, wie das Galalith für Hartgummi. Weichgummi ist noch durch nichts zu ersetzen gewesen, denn die Kunstgummis entbehren der für lange Zeit anhaltenden Elastizität. Wohl aber sind die von der Chemie erzielten Resultate bezüglich Regenerierung des Kautschuks bemerkenswert. Altgummi wird immer mehr aufgekauft und bis zu einem gewissen Grade wieder „erneuert". Hierin liegt die Gefahr für die Kautschukproduktion." —

Da die Nachfrage nach bester Ware immer vorhanden sein wird, so ist auch der Anbau edler Kautschukbäume nötig. Zurzeit versucht man mit Erfolg einheimische Gummilianen zu züchten. — Der „Tropenpflanzer" rechnet, daß in D.-O.-A. gegenwärtig etwa 6—7 Millionen Manihotbäume stehen und nimmt an, daß 1910

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa 600, 1915 an 3000 Tons Kautschuk geerntet werden können. Der Ertrag wäre, um eine ungefähre Vorstellung zu geben, 1910 4½ Millionen, 1915 24 Millionen Mark nach Abzug aller Unkosten. —

Zurzeit kann man annehmen, daß bei der Gummiplantagenkultur ähnliche trübe Erfahrungen, wie sie die ersten großen Kaffeeplantagen zu ihrer Aktionäre Kummer machen mußten, als sicher nicht zu befürchten erscheinen. —

Die Heimat des Kaffeebaumes haben wir in der südäthiopischen Landschaft Kaffa zu suchen. Von hier aus wurde der Baum nach Arabien gebracht. In D.-O.-A. fanden wir bei den Eingeborenen des Bezirks Bukoba Kaffeebäume vor, deren Ursprungspflänzlinge vermutlich ebenfalls ihren Weg von Abessynien nach Süden genommen haben. — In den ersten Jahren der Entwicklung der Kolonie setzte man, verlockt durch gute Preise, besondere Hoffnungen auf die Kaffeekultur im Plantagenbetriebe und ging tatkräftig ans Werk. 1903 steckten in den Kaffeepflanzungen Usambara's bereits 16 Millionen Mark Anlagekapital, von denen ein Teil verloren ist, weil unvorhergesehene Preisstürze eintraten und die Bäume nicht genügend trugen. Einige Pflanzungen stellten ihren Kaffeebetrieb ganz ein, andere verringerten denselben und gingen zu lohnenderen Kulturen über, von denen diejenige der Sisalagave sich als ein solcher Schlager erwies, daß stellenweise die Verluste der mißglückten Kaffeekultur wieder eingebracht werden konnten. In aller Stille begann um 1902 ein Grieche am Kilimandjaro Kaffee zu pflanzen, nachdem er gesehen hatte, wie prächtig die Kaffeebäume auf der Missionsstation Kiboscho gediehen. Sein geräuschloses Vorgehen hatte vollen Erfolg, denn die Bäume trugen bis zu 2½ Pfund und mehr. Heute wird am Kilimandjaro und Meru den entstehenden Kaffeeplantagen eine beruhigend günstige Aussicht nachgerühmt.

Der Bukobakaffee fand ebenfalls Liebhaber und wird bereits in bemerkenswerter Menge exportiert, um als „echt arabischer" frisiert von Aden aus weiterzureisen und dieserhalb dem heimischen Trinker hervorragend zu munden. Er ahnt ja auch nicht, daß er seinen eigenen kolonialen Mokka schlürft. Im Bukobabezirk sind bereits einige Pflanzungsneuanlagen für einheimischen Kaffee entstanden. —

Noch wenig bedeutend ist in D.-O.-A. die Kakaokultur. Pro Kopf der Bevölkerung wird in Deutschland heute im Jahr rund

1 Pfund Kakao verbraucht. Der Weltverbrauch des Kakaos hat die Welternte bereits überschritten. Die Preise steigen entsprechend. Je mehr Kakao die eigenen Kolonien produzieren, um so geringer ist der Geldabfluß für rohen Kakao ins Ausland. —

Auch die Tabakkultur ist in D.-O.-A. durchaus nicht aussichtslos, wenn auch einige frühere Versuche nicht geglückt sind. —

Aus schmerzlicher Unrentabilität retteten sich vor einer Reihe von Jahren diejenigen Pflanzungen, welche sich sofort der Kultur der Sisalagave zuwandten. Von den Faserstoffen, deren Kultur in der Kolonie möglich ist (Agaven, Sansevieren, Aloë, Bananen- und Ananashanf, Kokosfasern, Ramie, Kapok usw.) gehört der Sisalhanf an die erste Stelle. „Als Sisalhanf bezeichnet man die aus den fleischigen Blättern der Agave gewonnenen weißen, spinnfähigen Fasern." Der D.-O.-A.-Hanf ist die bei weitem beste Agavenfaser. Er gilt heute als dem erheblich teureren Manilahanf (Bananenhanf der Philippinen) in vieler Hinsicht fast gleichwertig, in gewissen Eigenschaften überlegen. Den Yukatanhanf hat unser Ostkoloniehanf bereits vom deutschen Markt verdrängt. Er wird sich bei gleich sorgfältiger Bearbeitung wie bisher immer neue Abnehmer erwerben, trotzdem die Frage des vermehrten Absatzes heute schon in gewisser Hinsicht akut ist. Infolge der hohen Rentabilität — es wurden 1906 760—900 Mark pro Tonne erzielt — traten immer neue Agavenpflanzungen ins Leben. Der Preis für Sisal ist zwar in letzter Zeit infolge der allgemeinen Krisis stark gefallen, lohnt aber immer noch gut. 1907 wurden bereits für über 2 Millionen Mark Hanf aus der Kolonie exportiert. Die Sisalkultur war ein Volltreffer, und wenn auch infolge vorauszusehender Überproduktion die Preise noch weiter fallen sollten, bleibt der Gewinn ausreichend. Zu hoffen und gar nicht unmöglich ist es, daß unser Sisalhanf den Manilahanf, zum Teil auch die Jute ersetzen kann und daß dann die bisher ins Ausland geflossenen Summen — 1907 wurden 78 Millionen Mark für koloniale Faser-(Hanf)stoffe aufgewendet — in deutsche Taschen fließen und der eigenen Volkswirtschaft erhalten bleiben. — Was es heißt, ein dem Manilahanf ebenbürtiges Produkt zu finden, möge ein dem Tropenpflanzer entnommenes Beispiel erläutern. Ein Grubenseil aus Manilahanf von 680 Meter Länge, 32 Zentimeter Breite und 6 Zentimeter Dicke, das 80—90 Doppelzentner wiegt, kostet 30 000 Mark. Der Fabrikant leistet 3 Jahre Garantie. Dann wird das Seil ausrangiert

und noch für 12—14 000 Mark verkauft, um zu Manilapapier verarbeitet zu werden. —

Wir kommen zum wichtigsten der kolonialen Rohstoffe, der Baumwolle. Sie stammt aus Südasien. Ihr Hauptkulturland war im Altertum Indien und Persien. Die Araber haben wahrscheinlich ihre Kultur nach Afrika gebracht, wo jetzt die Pflanze verwildert sehr häufig vorkommt. An der Ostküste Afrika's gewebte Baumwollstoffe wurden schon in alter Zeit weithin verhandelt. Auch ins Innere war die Kunst des Webens auf noch nicht bekannten Wegen gedrungen. So stellten die Wafipa am Tanganika dauerhafte Tücher her, welche den leichten amerikanischen Stoffen mit Recht vorgezogen wurden. Schon frühzeitig (1886) begann man mit der Baumwollkultur in Ost in der Erkenntnis, daß Deutschland sich in der Beschaffung dieses Rohstoffes unabhängig machen müsse. Bald wurde wieder aufgehört, 1890 wieder begonnen. 6 Jahre später hörte man wieder auf, da man glaubte, im Liberiakaffeeanbau mehr verdienen zu können. Dann ruhte die Sache eine Zeitlang, bis von Karl Supf 1900 die Baumwollanbaufrage wieder in Fluß gebracht wurde und das K. W. K. tatkräftig eingriff. Das Resultat lassen die schnell steigenden Ausfuhrziffern erkennen. 1902 wurde für zirka 200 Mark, 1907 für 224 000 Mark Baumwolle ausgeführt. In D.-O.-A. steht massenhaft Baumwollland zur Verfügung. Die Baumwolle eignet sich am besten zum Anbau im Großbetrieb; aber auch zur Klein- bezw. Eingeborenenkultur, wenn in nicht zu großer Entfernung aufgestellte Entkernungsmaschinen benutzt werden können. Großbetrieb muß, um die Sicherheit der Ernte zu gewährleisten, mit künstlicher Bewässerung rechnen. Seiner leicht zu begreifenden Wesensart und seiner schnellen Erträge halber ist der Baumwollbau für den Eingeborenen besonders geeignet. — Am Rufiji hat er sich sofort eingebürgert. Die behufs Erzielung höherer Erträge anzustrebende Pflugkultur an Stelle der langweiligen Negerhacke wird durch die Tierseuchen sehr erschwert. Die Bekämpfung dieser ist Sache der Regierung. — Angestrebt werden müssen große Quantitäten, dabei auch vorzügliche Qualitäten. Der Höchstpreis für D.-O.-A.-Baumwolle betrug 1906 106 Pfennig pro Pfund. Im Durchschnitt kann man auf 70—80 Pfennig rechnen. Die Nebenprodukte der Baumwolle sind ebenfalls wertvoll. Dem feinen Öl der Samenkerne wird gern unbefugter Weise der „Charakter als Olivenöl" verliehen. Das Samenmehl und die -kuchen werden als Düngemittel und zu Futterzwecken verwendet. — Die Aussichten

der Baumwollkultur sind günstig, wenn nicht besonderes Mißgeschick den Pflanzer verfolgt. Den Ertrag pro Hektar bewertet man mit 3—500 Mark und mehr.



Baumwollblüte.

In ganz besonderem Maße zeigt es sich bei der Baumwolle, wie sehr die Unabhängigkeit von den Südstaaten Amerikas als dem Hauptlieferanten der eigenen Volkswirtschaft zu gute käme. Nach den neuesten Mitteilungen des K. W. K. hat sich die Einfuhr von Rohbaumwolle in den letzten 25 Jahren sowohl der Menge, wie dem Werte nach verdreifacht. Es heißt dort: „Die gesteigerte Verarbeitung der Baumwolle ist für die gewerblichen Verhältnisse Deutschlands von weittragendster Bedeutung geworden. Rohbaumwolle steht in unserer Einfuhr mit mehr als 1 Milliarde Mark an erster Stelle und dient nicht nur dem heimischen Konsum, dem sie eine billige Kleidung sichert, sondern gibt auch als Rohmaterial für eine unserer wichtigsten Ausfuhrindustrien einem großen Teil unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit. Die Baumwollverarbeitung einschließlich der verwandten Branchen dürfte in Deutschland einer Million Arbeiter, d. h. dem 8. Teil der Industriearbeiter, ihren Lebensunterhalt gewähren. Die gedeihliche Entwicklung unserer Baumwollindustrie ist somit eine Lebensfrage für unsere nationale Volkswirtschaft geworden." Deutschland bezog in den letzten Jahren durchschnittlich 70% der eingeführten Rohbaumwolle aus Amerika. Wenn eine solche Zufuhr eines Tages aus irgend einem, doch immer möglichen Grunde aufhört (Mißernten, politische Verwickelungen), dann liegen Hunderttausende von Arbeitern bei uns auf der Straße. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die Erzeugungsländer der Baumwolle die offenbare Neigung zeigen, selbst Baumwollartikel herzustellen und die übrige Welt mit den fertigen Fabrikaten zu beglücken. Die Folge wird eine geringere Möglichkeit für uns sein, Arbeiter zu beschäftigen. Zuletzt besitzen die Baumwollproduzenten Amerikas bezüglich der Preisbildung das Monopol, so daß sie uns ihre Preise vorschreiben können. So betrug während der letzten 10 Jahre der Durchschnittspreis für das Pfund amerikanischer Baumwolle 35—40 Pfennig. Seit 1907 haben die amerikanischen Baumwollsyndikate den Preis auf 60 Pfennig erhöht. „Eine solche Verteuerung von 20 Pfennig auf das Pfund — heißt es weiter — bedeutet also für die deutsche Textilindustrie bei einem Jahresbedarf von 1,6 Millionen Ballen (à 500 Pfund) eine Mehrausgabe von 160 Millionen Mark. Daß solche Umstände auch auf die Lohn- und Beschäftigungsverhältnisse unserer Arbeiter ungünstig einwirken müssen, liegt auf der Hand."

Produzierten wir in unseren Kolonien diese benötigten 1,6 Millionen Ballen selber — man hat berechnet, daß dieselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis zu $2^1/_2$ Millionen Ballen liefern könnten — so wären besagte 160 Millionen Mark dem Nationalvermögen erspart und zu neuen Unternehmungen und neuen Arbeitsgelegenheiten erhalten worden. — Es leuchtet ein, ein wie vitales Interesse wir an Kolonien haben und daran, in ihnen den Baumwollbau aufs eifrigste zu fördern. —

Kurz zusammengefaßt ergibt sich für fast alle kolonialen Rohstoffe, die Deutschland einführt (seien es Tierprodukte wie Häute, Wolle, Hörner, Wachs, oder Pflanzenprodukte wie Baumwolle, Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Gewürze, Ölfrüchte, Hanf, Hölzer, oder Mineralien wie Kupfer, Petroleum), die Tatsache, daß wir heute noch fast ganz vom Auslande und den Konjunkturen des Welthandels abhängig sind. Wir müssen also jährlich für viele Hunderte von Millionen vom Auslande kaufen und eventuell zu teuer kaufen. Werden wir auch niemals ganz unabhängig zu sein vermögen; die zwingende Folge der gegenwärtigen Verhältnisse ist: „Wir müssen mit Nachdruck durch Entwicklung der Erzeugungs- und Verbrauchsfähigkeit unserer Kolonien eine größere Unabhängigkeit von schwankenden und unbeeinflußbaren Faktoren erstreben, zum Heil und zur Sicherung des Wirtschaftslebens der eigenen Nation.

Eine Vorbedingung ist dazu, daß die Zollschranken hüben wie drüben fallen.

II. Kapitel.

Die neuere Entwicklung der Kolonie.

Im Mittelalter haben an der Küste Deutsch-Ostafrikas blühende Städte bestanden, von deren Bedeutung großartige Ruinen die Kunde in unsere Zeit hinübertragen. Als wir D.-O.-A. erwarben, waren die alten Städte längst zerfallen, ihre einstige Größe bis auf die Reste gewaltiger Steinburgen und großer Moscheen spurlos fortgeweht. —

Der in den Händen der Araber liegende Handel war nicht bedeutend. Elfenbein und Sklaven waren die kostbarsten Artikel, welche die Kolonie verließen. — Wenn wir einen Blick zurückwerfen auf das wirtschaftliche D.-O.-A. vor 20 oder 10 Jahren, so erkennen wir, daß nicht eben viel dort los war. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das so gut wie eisenbahnlose Leben der Kolonie spielte sich um 1895 herum an der Küste ab. Dicht dahinter begann das Unbekannte, die Wildnis, die von wenigen mannsbreiten Schlängelpfaden durchzogen wurde und nur in unmittelbarer Nähe dieser als bekannt gelten konnte. Wer von den Europäern der Schutztruppe weit ins Innere marschierte, galt schon als halb verloren. Man rechnete nicht mehr recht mit ihm. —

Von den Küstenstädtchen neigte Tanga mit seinen Interessen nach dem eben beginnenden Plantagengebiet Usambara. Pangani und Bagamoyo hatten jahrelang einen ziemlich bedeutenden Umsatz, indem Elfenbein, Flußpferdzähne, Nashornhörner, Felle, Negergetreide eingehandelt und exportiert wurden. Hierfür gingen Stoffe und Schußwaffen, Eisen- und Messingdraht, Pulver, Zündhütchen u. a. m. ins ferne Innere. In Saadani war nichts mehr los, seitdem der Weg der Sklaven nach dem nahen Zanzibar verbaut war. — Daressalam, seines Hafens wegen zur Hauptstadt auserkoren, machte seinem Namen „Friedenshafen" Ehre. Man trieb dort auch ein bischen Handel, schlief im übrigen am Tage und zechte wacker am Abend. Es war also ganz nett. Einige Schlauberger fingen an, sich Kokosplantagen anzulegen, die ihnen demnächst „wohl bekommen" werden. Im übrigen war das Leben nicht aufregend. Nur die Kapitäne der D.-O.-A.-Linie fluchten — soweit das bei einem Seemann möglich ist —, weil sie die deutschen Häfen anlaufen mußten, ohne dort Ladung zu erhalten. —

Da nur wenige Ehepaare zur Verschönerung des Ortes beitrugen, wurde man mit Tropengeselligkeit nicht allzu viel angeödet, während heute nur noch Leute von unerschütterter Tropendienstfähigkeit den geselligen Anforderungen des anderweitig scheinbar zu wenig beschäftigten Daressalamer Damenflors gewachsen sind. —

Am Hafen entlang bis Kilometer 2 reichte die Zivilisation, genau bis zu dem Punkte, an welchem neben einer von Palmen eingefaßten Quelle die ins Innere gehenden Europäerkarawanen ihr erstes Lager bezogen. Heute kennt kaum noch jemand den historischen Lagerplatz, den nicht jeder wiedersah, der ihn verließ. —

In Kilwa saßen wie in den anderen Küstenorten außer den Vertretern einiger europäischer Firmen eine Anzahl indischer Kaufleute, die meist vom Kleinhandel lebten. Als der starke Bedarf nach Rohgummi die Preise hochschnellen ließ, begann es sich in Kilwa mächtig zu regen. Hunderte von schwarzen Händlern erhielten Waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Kredit, um in den Hinterlandwäldern und dem tiefgrünen, dunkeln Urbusch Massagatis Lianengummi sammeln zu lassen. Die wilde Konkurrenz führte natürlich zum Raubbau und zur Vernichtung der besten Lianenbestände. —

Die Orte Lindi und Mikindani hatten außer einigem Umsatz in den obengenannten Artikeln einen umfangreichen Getreidehandel. — „Hebung der Eingeborenenkulturen" ist keine Errungenschaft der neuesten Zeit, sondern wurde damals schon von jedem einsich-



Elfenbein-Karawane auf dem Marsch zur Küste.

tigen Stationschef angestrebt. Die Erfolge waren überraschend. Lindi und sein Hinterland hat schon vor 1900 den Beweis erbracht, daß der Neger ein fleißiger Ackerbauer ist, wenn er einigermaßen verdient. Er ist nicht maßlos faul, sondern nur in ungewohnter Tätigkeit weit weniger leistungsfähig, geistig oft schwerfällig und von geringer Energie. Das liegt im Klima begründet. Wie weit die Berührung mit unserer Kultur auf ihn befruchtend wirken wird, kann erst die Zukunft lehren. Vorläufig hat er sich schon recht gut den neuen Einflüssen angepaßt, wenn dagegen auch seine Urnatur von Zeit zu Zeit noch bis zu Aufständen heftig reagiert. Mit der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorgefundenen Generation können wir vernünftigerweise als änderungsfähig in unserem Sinne überhaupt nicht rechnen. Niemand wird verlangen, daß ein Fischer, der 30 Jahre Tran gekocht hat, über Nacht ein brauchbarer Oberkellner wird. Dem Neger mutet man ähnliche Sprünge in körperlicher Hinsicht ohne weiteres zu. Mit dem Schlagwort: „Ach was, die Kerls sind faule Biester", ist die Sache abgetan. Warum sie so sind oder scheinen, versucht fast niemand zu ergründen. —

Im Inneren — Tabora, Udjidji, Bukoba — drehte sich damals das Hauptinteresse um den Elfenbeinhandel. Noch bis 1900 etwa konnte der Reisende auf den üblichen Karawanenwegen Hunderte von schweren, schönen Zähnen zur Küste tragen sehen. Das sieht man heute nicht mehr. Dann wurden Gummi, Wachs, Felle aller Art gehandelt. Rinder und Kleinvieh wurden zu Schlachtzwecken ebenfalls nach der Küste getrieben, wohin Udjidji als Spezialität viele aus dem alten Kongostaate stammende Graupapageien sandte.

Seit Fertigstellung der englischen Bahn zum Nyanza fließt natürlich der größte Teil aller Waren aus den diesem See nahen Gebieten auf ihr zur Küste ab.

In jedem Jahre erscheint eine amtliche Darstellung des Werdegangs der Kolonien: „Die Jahresberichte über die Entwicklung der Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee". Wir wollen uns einmal soweit wie nötig durch einige derselben hindurchschlängeln und werden sehen, daß ein solcher Streifzug gar nicht so uninteressant ist. Die eingeflochtenen Bemerkungen sind nicht amtlich, sondern privat.

1895 gab es im Bezirk Tanga 13 von Europäern geleitete Pflanzungen, welche Kaffee, Kokospalmen und etwas Gummibäume kultivierten. Der Bezirk Pangani wies 2 Plantagen auf, die es mit Kaffee, Tabak, Palmen und Baumwolle versuchten. Bei Bagamoyo hatte die Kath. Mission hübsche Erfolge mit ihren Kulturen, unter denen auch Vanille gedieh. Im ganzen Süden befand sich nur eine Europäerniederlassung in weltabgeschiedener Einsamkeit, auf welcher erst Baumwolle, dann Palmen und Zuckerrohr gepflanzt wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Tal des Panganiflusses gab es viel mit Zuckerrohr bestandenen Landes. Später wurde dort von einem deutschen Syndikat eine Fabrik errichtet, welche aber nicht gedieh. Schon der Bericht von 1895 weist darauf hin, daß im Süden der Kolonie für europäische Unternehmungen viel zu machen sei und empfiehlt das Rufiyidelta und die Gegend von Mohoro. Das gute Land dort wird in absehbarer Zeit vergeben sein und dem Baumwollbau nutzbar gemacht werden. Der Bericht schließt: „Es ist unverkennbar, daß das Vertrauen zu dem Werte der Kolonie wächst, und es wird dieses in den nächsten Jahren noch viel mehr geschehen, wenn die vorhandenen Pflanzungen erst ihre Rentabilität schlagend bewiesen haben." Das stimmte nun nicht, aber das Vertrauen ist gewachsen, trotzdem lange Zeit nicht eine der ersten Plantagen ihre mäßige Rentabilität zu beweisen in der glücklichen Lage war. Das lag außer an den besonderen Eigentümlichkeiten jeden Anfangs an der Wahl des Kaffees als Hauptkultur, am Sinken der Kaffeepreise überhaupt und daran, daß sich die Böden der Pflanzungen als nicht reich genug an den nötigen Stoffen erwiesen, um üppiges Gedeihen der Kaffeebäumchen zu ermöglichen. Geh. Rat Prof. Dr. Wohltmann hat der Kaffeekultur in Usambara von vornherein keine gute Prognose gestellt und recht behalten. Als später die Gummi- und Sisalkultur guten Gewinn brachte, sagte jedermann: „Ich gehe hin und pflanze desgleichen." —

In den nächsten Jahren nahm die Zahl der europäischen Unternehmungen langsam zu. In der Hauptsache wurde Kaffee gepflanzt. Die erste große Ernte desselben erzielte auf dem Hamburger Markt einen sehr guten Preis. Unweit des Rufiyi entstand in Mohoro eine vom Gouvernement ins Leben gerufene Tabaksplantage, da man glaubte, hier ein besonders günstiges Land gefunden zu haben. In Hochusambara begann man mit dem Bau der Kulturstation Kwai. Hier wurden bald außer tropischen Fruchtarten Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Rüben, Zuckerhirse und Mais mit günstigem Erfolge angebaut. Das war recht schön, aber nach und nach wurde Kwai eine außergewöhnlich teure Anlage. Unter großen Kosten wurden da Versuche angestellt, die eigentlich nicht mehr recht nötig waren, da die alten Ägypter schon über das Versuchsstadium ähnlicher Sachen hinaus waren. So machte man, wie die Chronik berichtet, Butterversuche mit der Milch importierter europäischer Rinder, die mit eingeführtem Preßheu gefüttert wurden. Böse Zungen behaupten, daß nach Berechnungen begabter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mathematiker das Pfund der erhaltenen Butter für rund 70 Mark herzustellen war.

In den Ländern am Viktoria-Nyanza wurde Gold gefunden, am Nyassa Steinkohlen, im Lindibezirk Braunkohlen. Dazu traten beachtenswerte Glimmerfunde. Auf Eisen traf man vielfach. Im Hinterland von Lindi wurden große Mengen von Halbedelsteinen, besonders Granaten, entdeckt und bald ausgenutzt. Bei Mafia wurde nach Perlen gefischt. Das Jahr 1898 brachte dem Schutzgebiet die Einführung der Hüttensteuer, wovon später mehr! Die Erhebung derselben ging das erste Mal wider Erwarten glatt vonstatten, da die Eingeborenen glaubten, es handle sich um eine einmalige Abgabe. Später flaute diese Zahlungsbereitwilligkeit ab.

Von Produkten der Eingeborenen wurden u. a. ausgeführt: Wachs, Kokosnüsse, Erdnüsse, Sesamsaat. Die Ausfuhr von Kopra (Kokoskernen) und Kautschuk steigerte sich dauernd. Fast an allen Dörfern der Eingeborenen trifft man im tropischen Afrika Rizinusstauden. Das aus den Kernen gepreßte Öl wird zum Einreiben in die Haut benutzt, was bei uns auch beliebter sein würde als die übliche innerliche Verwendung. Die Stellen längst verfallener Niederlassungen kann man häufig nur noch an den üppig wuchernden Rizinuspflanzen erkennen. —

Das Jahr 1898/99 war für die meisten Kaffeeplantagen ungünstig. Hier und da hielt man es für rätlich, zur Sisalkultur abzuschwenken. Für zirka $^1/_2$ Million Mark Kautschuk wurde aus dem Kilwabezirk ausgeführt. Die Produkte der Agavenkultur fanden auf dem Hamburger Markte eine sehr günstige Aufnahme. Am Nyassasee stellte Bergassessor Dr. Dantz bedeutende Lager von Eisenerz fest. Unter den Ausfuhrgegenständen nahmen Elfenbein und Kautschuk noch den ersten Platz ein. Mit Recht wurde bereits darauf hingewiesen, daß nur das Fehlen von leistungsfähigen Transportmitteln — Eisenbahn — daran schuld sei, wenn die geringwertigeren Landeserzeugnisse der zu hohen Transportkosten wegen nicht zur Ausfuhr kommen könnten. — Am 1. April 1899 wurde eine Gewerbesteuer eingeführt. In gewerblichen Betrieben regte es sich noch nicht sonderlich. Die Ausübung von Handwerken lag ganz überwiegend in den Händen von Banianen, die als Schuster, Klempner, Tischler usw. tätig waren. Mit Vorliebe ergriffen diese gelben Zuwanderer den so wenig anstrengenden Beruf des Barbiers ohne Rücksicht auf das dem Europäer eingeflößte Grauen vor ihrem übertriebenen Mangel an Wasserliebe. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Immer mehr wurde es in der Kolonie selbst klar, daß nur die dürftigen Transportverhältnisse an dem Schneckentempo der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung schuld sein könnten, und zutreffend sagt ein Bericht: „Wozu soll der Neger in den fruchtbaren Hochebenen des Inneren Mtama, Mais usw., auch wenn die Produkte noch so gut gedeihen, über seinen eigenen, geringen Bedarf hinaus anbauen, wenn er keine Verwendung dafür hat?"

In immer steigendem Maße bauten die küstennahen Eingeborenen Mtama (Sorghum), Mais, Bananen, Maniok, Bataten, Erdnüsse, sowie Reis und Zuckerrohr an. Besonders auch Sesam, dessen Ausfuhr 1900 schon 180 000 Mark betrug. Sie kultivierten ferner ziemlich viel Tabak zum eigenen Gebrauch und begannen bereits etwas Baumwolle zu pflanzen. Auf den Plantagen nahm der Anbau von Kaffee immer noch die erste Stelle ein. Nebenbei stellte man Versuche mit Tee, Chinchona, Kardamon an. Der Bezirk Lindi lieferte zirka 9000 Pfund Granaten im deklarierten Werte von 41 000 Rup. Man fand edle Feldspathe, Turmaline, Achate und Topase. Ferner Glimmer in großen Platten. Im Ulugurugebirge wurde mit Glimmerbergbau begonnen. Lindi meldet die Ausfuhr von Grenadilholz. Bagamoyo die Zucht ausgezeichneter Maskateſel in Kaule. —

Die mannigfaltigen Fortschrittsbestrebungen des Gouvernements erstreckten sich auf die Hebung der Forstwirtschaft, zahlreiche Versuche kultureller Art und Einführung neuer Nutzpflanzen. Die mittlerweile nach Usimbe verlegte Tabakversuchsplantage wurde geschlossen, weil, wie es schön kurz und bündig heißt: „Der Tabak zwar gut in Blatt und Farbe ist, aber kein brennbares Produkt ergibt." —

Ende 1901 erschien eine in wirtschaftlicher Beziehung für die bisherigen Sklavenbesitzer bedeutsame Verordnung, welche die Abschaffung der Haussklaverei vorbereiten sollte. Sie verbot die Neubegründung eines Sklavereiverhältnisses und erleichterte es den Sklaven, sich selbst freizukaufen. Von historischem Interesse ist die erste Fahrt eines Ochsenwagens von Tabora nach Muanza. Desgleichen Versuche, einheimische Esel zum Tragen der Lasten ins Innere auszunutzen. Entging einer von diesen Eseln der Tsetsefliege, so ging er infolge Mangels an Fürsorge nach einer Reise von 4—6 Wochen, mit tiefen Wunden bedeckt, vor Erschöpfung ein. Es entstand damals ein im Volksmund „Transportverhinderungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesellschaft" genanntes Unternehmen, welches nicht zur Blüte gedieh, denn die Lasten kamen auf Trägerrücken viel sicherer und dreimal so schnell an. —

Geklagt wurde über die Unzulänglichkeit der Eingeborenenhacken zur Felderbestellung und die geringe Aussicht, an ihrer Stelle den Pflug einbürgern zu können. Im Inneren erholten sich die Großviehherden der Eingeborenen allmählich von der Rinder-



Halbblutesel-Zucht in Mpapua.

pest von 1892. Ziegen und Schafe waren mit Ausnahme des südlichen Teils der Kolonie reichlich vorhanden. —

In Daressalam entstand Bierbrauerei und Eisfabrik. Tanga erhielt Eis- und Seifenfabrik. — In Usambara begann man mit der Verwertung der Holzbestände und errichtete 3 Sägemühlen. Die Ausbeutung der seit Baumann bekannt gewordenen Solquellen unweit des Tanganika durch europäischen Betrieb wurde vorbereitet.

Im englischen Nachbargebiet hatte die Ugandabahn mittlerweile den See erreicht und machte ihre lastenanziehende Wirkung bemerkbar, die z. B. in der Abnahme des Trägerverkehrs von Bagamoyo nach dem Nyanza sofort zum Ausdruck kam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am 1. Januar 1902 bestanden 16 Plantagengesellschaften mit rund 40 Pflanzungen und 3 Gouvernementsplantagen. Gepflanzt wurden hauptsächlich Kaffee, Kokospalmen, Sisalagaven, Kautschuk. Ferner mehr versuchsweise Negerkulturen, Kapokbäume, Vanille, Zimmt, Nutzhölzer. —

Der Bericht 1902/03 führt an, daß das nimmerrastende K. W. K. in Berlin seine Versuche, die Baumwolle als Negerkultur in den Kolonien einzuführen, auf D.-O.-A. ausgedehnt und bereits Proben von ausgezeichneter Beschaffenheit erzielt habe. Die Sisalagavenkultur breitete sich auf den europäischen Pflanzungen immer mehr aus. — Unverdrossen unterstützte das Gouvernement alle landwirtschaftlichen Kulturversuche. Als für die Landeskultur wichtigstes Ereignis ist die Gründung eines „Landwirtschaftlich-Biologischen Institutes" in Amani (Ostusambara) zu nennen. —

Der Import in die Kolonie ging in den letzten Jahren zurück.

Verhältnismäßig früh hatte bekanntlich D.-O.-A. seine erste Eisenbahn, deren Betrieb 1902 84 Kilometer weit bis Korogwe ging. In den von der Bahn berührten Gegenden zeigte sich prompt ein Aufschwung der Eingeborenenkulturen. — Aus dem mit März 1904 abschließenden Bericht erfahren wir als Ergebnis der Baumwollanbauversuche, daß die wertvolle ägyptische Art ihre guten Eigenschaften behält. Ostafrikanische Baumwolle erhielt auf der Weltausstellung St. Louis als höchste Auszeichnung die goldene Medaille. —

Von Wichtigkeit ist der Verzicht der D.-O.-A.-G. auf das ihr bisher zustehende Münzrecht. Die Rupie wurde als Münzeinheit beibehalten und in ein festes Verhältnis zur Reichsmark (3 Rup. = 4 Mark) gebracht. Leider entschloß man sich aus unzulänglichen Gründen nicht, die Markwährung einzuführen, was kein Kunststück, aber ein Fortschritt gewesen wäre. Man muß dazu Perrot „Die Zukunft Deutsch-Ostafrikas" lesen.

Die Rupie wurde — wohl zum Trost — in 100 „deutsche" Heller geteilt. Der Heller wurde halbiert, mit dem Ergebnis, daß es in den Negerschädeln immer dunkler wurde. Unlängst ist die Kolonie wieder mit neuen Geldstücken beschert worden. Statt nun, was das Vernünftigste gewesen wäre, die kleinsten Münzen — die dem Neger, weil er sie nicht aufbewahren kann, ein Greuel sind — zu durchlochen, lochte man nur das Nickelstück von 10 Hellern. Wie es heißt, zum besseren Unterscheiden von den Silbermünzen, damit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Neger nicht Nickel statt Silber gegeben werden könnte. Durchlochung der Nickelstücke schließt diejenige der kleinen Kupfermünzen doch wohl nicht aus, denn Nickel von Kupfer unterscheidet sich auch mit Loch ganz gut, und bei Nacht kauft der Neger nichts. Worauf es für den Neger ankommt, ihm die Möglichkeit zu geben, seine kleinen Münzen praktisch aufzubewahren und sie nach der Väter Sitte wie Kaurimuscheln und Perlen auf eine Schnur zu ziehen, scheint in Berlin nicht bekannt geworden zu sein. Will man den Geldverkehr im ganzen Lande schnell einführen und beliebt machen, so ist das beste Mittel die Lochung der Scheidemünzen. Auch ist anzunehmen, daß eine Menge halber und ganzer Heller als Schmuckstücke verbraucht werden würden, wenn sie ein Loch hätten. Der Bedarf würde sich heben, und der Fiskus hätte den Vorteil. —

Von Interesse sind Angaben über die Raubtierplage.

Es wurden erlegt	**1901**	**1902**	**1903**	
	168	187	183	Löwen,
	1172	988	1052	Leoparden.

Hierfür wurden im ganzen 12 456 Rup. Schußprämien bezahlt. In den nächsten Jahren hielt sich die Zahl der zur Strecke gebrachten Raubtiere ähnlich hoch. 1907 gab es sogar 381 Löwen, 1109 Leoparden. Es zeigte sich aber, daß die Vernichtung der Raubtiere ihre Schattenseiten hat, denn die Wildschweinplage nahm bedeutend zu. —

Nach angestellten Zählungen gab es etwa 600 000 Rinder und über $3^1/_2$ Millionen Ziegen und Schafe, 13 000 graue Esel. —

Das Jahr 1904, in welchem auch die Deutsch-Ostafrikanische Bank ihren Betrieb eröffnete, brachte einen erheblichen Aufschwung, indem der Außenhandel um über 5 Millionen, von 18,2 auf 23,3 Millionen Mark stieg. Dieser Sprung beruhte wesentlich mit darauf, daß die englische Bahn großen Teilen unseres Schutzgebietes erst ermöglicht hat, ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Der Warenverkehr an der deutsch-englischen Nordgrenze und am Viktoriasee stieg von 680 000 Mark auf rund $2^1/_2$ Millionen Mark. Uneinwendbar spricht der Bericht aus: „So ist der jüngste Aufschwung des Handels am Viktoriasee ein überaus lehrreiches Beispiel für die befruchtende Wirkung, welche der Bau einer Eisenbahn auch im Inneren von Afrika auszuüben vermag." — Von entsprechender Bedeutung war es demnach, daß der Bau der Usambarabahn bis Mombo,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

40 Kilometer weiter, vollendet und die Bahn Daressalam—Morogoro endlich bewilligt wurde. —

Der Anbau von Baumwolle nahm stark zu. Die Ausfuhr von Faserstoffen (Hanf), vorzüglich Sisal, verdoppelte sich fast. —

Infolge der in Erpressungen und schwere Gewalttätigkeiten gegen Eingeborene ausartenden „Handelspraxis" gewisser weißer Viehkäufer usw. und deren farbiger Angestellter mußte der öffentliche Verkehr in den gefährdeten Landschaften beschränkt und kontrolliert werden. Das Betreten der reichbevölkerten Länder Urundi und Ruanda seitens aller Zivilpersonen (Missionare ausgenommen) wurde von besonderer Erlaubnis der Verwaltungsbehörde abhängig gemacht. —

Eine für die allmähliche Abschaffung der Hausklaverei wichtige Verordnung erschien, wonach alle nach dem 31. Dezember 1905 in D.-O.-A. geborenen Kinder von Sklaven frei sein sollten. — Eingeschoben sei: Das Hauptheil der Kolonie wurde eine Weile lang in dem von Tanga aus mit Begeisterung betriebenen Import von Buren erblickt, deren angeblich märchenhafte Kolonisationstalente das Gouvernement zu ungewohnter Bewilligungsfreudigkeit hinriß. Die Buren aber farmten weniger, jagten mehr und schossen zusammen, was sie kriegen konnten. Unter vielen ungeeigneten Elementen befanden sich einige tüchtige Kräfte. Hätte man solche nicht aus Deutschland auch möglicherweise erhalten können? Ich weiß nicht ob, bestreite aber nicht, daß dort jemand mit Ochsenwagen fahren kann. Das war nämlich das Beste, was die Buren konnten, wenn von ihrer souveränen Nichtachtung der Jagd- usw. Gesetze abgesehen wird. Später zogen die Besten wieder ab ins englische Gebiet. —

In Bukoba und Muanza entwickelte sich infolge der guten Preise und starken Nachfrage besonders aus Amerika ein äußerst schwunghafter Handel mit Häuten und Fellen, der stellenweise widerliche Formen annahm und den Ziegenbestand stark zurückbrachte. So kauften Händler massenweise Ziegen auf, nur um sie zu schlachten und das Fell zu gewinnen. Was wollen Sie? Geschäft ist Geschäft! bekommt der Frager zur Antwort. —

Die Klagen über die Abnahme der Kautschukbestände infolge Raubbaues mehrten sich. Da der Kautschuk aber im Werte stieg, erreichte die Ausfuhr die Höhe von $2^1/_2$ Millionen Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Baumwollkultur wurde auf dem Wege „sanften Zwanges" durch mehrere Kommunen weiter zu verbreiten versucht. Dieser Weg erwies sich als nicht gangbar. Da die Eingeborenen zunächst kein Geld für ihre Produkte zu sehen bekamen und alsdann für viele Tage Arbeit wenige Pfennige auf den Mann entfielen, wurden sie nach Baumwollsegen unlüstern. —

Schürfungen wiesen das Vorhandensein sehr reinen Graphits nach. Am Malagarassi wurde die Saline der zentralafrikanischen Seengesellschaft eröffnet. Sie kochte im ersten Jahre zirka 20 000 Zentner Salz, die glatt abgesetzt wurden.

Im zweiten Halbjahr 1905 gab es eine böse Überraschung. Im August brach ganz unerwartet im Süden des Schutzgebietes ein rasch um sich greifender Aufstand aus. Die alten Häuptlinge empfanden das durch die Tätigkeit der sich immer mehr ausbreitenden deutschen Verwaltung bedingte Schwinden ihrer Macht in ohnmächtigem Groll und konnten leicht zum Kampf gegen den Fremdling begeistern. Da die in ihrem Ansehen ebenfalls überaus bedrohten Zauberer, auf deren Hokuspokus noch heute jeder Buschneger blindergeben schwört, der Masse versicherten, daß die Gewehre der Weißen diesmal Wasser statt Blei spucken würden, fiel die ganze Gesellschaft auf diesen erwiesenermaßen faulen Zauber herein und erhob sich. Neu war diesmal die geschickte Geheimhaltung und die Einigkeit von Stämmen, die sich früher stets feindlich gegenübergestanden hatten. Beides ist aber ganz natürlich. Von vornherein war den Leuten durch intelligente Genossen klargemacht worden, daß nur eine im Stillen vorbereitete, überraschende gemeinsame Erhebung Aussicht auf Erfolg haben könne. Daher die Geheimhaltung. Daß früher bitter verfeindete Stämme sich einen konnten und ihre uralten Stammesfehden begruben, haben wir selbst ermöglicht und herbeigeführt. Wir machten Schluß mit den ewigen Nachbarkriegen, zwangen die Stämme zur Öffnung ihrer Grenzen und zu freiem Durchzug auch für ihre Feinde. Wir brachten auf den zahllosen Reisen und Expeditionen von Europäern kreuz und quer durch alle Winkel der Kolonie mit unseren Trägerkolonnen die Vertreter der verschiedensten Stämme miteinander in Berührung. So entstanden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekanntschaften, dann Freundschaften, die allmählich fester wurden, zu gegenseitigen Besuchen und größerer Vertrautheit führten. Auf diese Weise wurden Ansichten, Stimmungen, Klagen, gemeinsame Gemütsbedrückungen untereinander ausgetauscht, bis schließlich „feine Köpfe" und geschickte Unterhändler ein leichtes Spiel in der Herbeiführung einer Einigung ehemals feindlicher Stämme hatten. Was hier im kleinen geschah, muß bei rein ausbeutender Eingeborenenpolitik künftig einmal die weitere Aufschließung und Aufklärung Afrikas im großen vollbringen: Die Einigung der schwarzen Rasse gegen die weiße!

Die weiße Bevölkerung wuchs beständig. Sie betrug 1906 2465 Köpfe. Im Bezirk Moschi war eine stärkere Bureneinwanderung zu verzeichnen. —

Von Interesse erscheint, daß schon 1904 der Wert des ausgeführten Bienenwachses den des Elfenbeins überholte und auf 1,3 Millionen Mark stieg. 1904/05 wurden aus Bukoba via engl. Bahn zirka 8000 Kilogramm des kleinbohnigen Eingeborenenkaffees nach Aden ausgeführt. Die Nachfrage nach diesem Kaffee stieg alsbald so, daß im Jahre darauf schon 235 000 Kilogramm zur Versendung gelangten. Mit Baumwolle erzielten Ansiedler im Kilwabezirk und bei Muanza Erfolge. Die Kultur des Gummibaumes Manihot breitete sich aus. Die Waldreservate des Gouvernements stiegen auf 30 mit zirka 100 000 Hektar Flächeninhalt. Seit 1903 hob sich der Gesamthandel bedeutend, wenn auch ein großer Teil der Einfuhrsteigerung lediglich dem Eisenbahnbau nach Morogoro zu verdanken war.

Der Bericht sagt: „Für die Ausfuhr nach dem Weltmarkt hat zurzeit die größte Bedeutung in unseren Schutzgebieten die Eingeborenenkultur einschließlich der beträchtlichen okkupatorischen Gewinnung von Naturprodukten wie Kautschuk, Elfenbein usw., wozu namentlich in Ostafrika, Kamerun und der Südsee die europäische Plantagenwirtschaft kommt. Die Pflege der einen Produktionsart darf über der der anderen nicht vernachlässigt werden." Es heißt weiter, daß die Beschaffung ausreichender, leistungsfähiger Arbeiter für die wirtschaftlichen Unternehmungen in den Schutzgebieten sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu einem wichtigen Problem der Kolonialpolitik aller Völker entwickelt habe und daß man über die Mittel und Wege, genügend Arbeitskräfte heranzuziehen, verschiedener, mit der Zeit sich wohl ausgleichender Meinung sein könne.

Den Ausgleich der Meinungen kann ich mir nicht gut vorstellen, wenn die Regierung sich nicht zu der nach Ansicht eines Teiles der Plantagenbesitzer einzig richtigen von der Notwendigkeit eines allgemeinen Arbeitszwanges bekehrt. Es kann nicht zu einem Experiment geraten werden, welches nicht abzusehende Folgen nach sich ziehen könnte, falls die bewaffnete Macht nicht erheblich verstärkt würde. Auch hat bis heute noch jede Pflanzung, welche ihre Leute Vertrauen verdienend behandelte und löhnte, genügend Arbeiter gehabt.

Stellt man sich auf den Standpunkt, daß wir nur in eine Kolonie gehen, um Land und Leute auszubeuten, dann soll man es offen zugeben und für die Kraft dazu sorgen, anstatt sich mit der wahren Absicht hinter den „Segnungen der Kultur", die wir dem Neger bringen müssen, zu verkriechen. Jede Kolonialpolitik ist Ausbeutungspolitik. Es ist aber etwas anderes, ob ich den Eingeborenen das nehme, was sie gut entbehren können, oder auch ihren Besitz raube und die Freiheit dazu. Wir wollen ganz gehörig koloniale Schätze ausbeuten, aber doch nicht allein! Wir wollen doch vor allem auch durch Hebung der Eingeborenen in jeder Hinsicht das ganze Land wertvoller und produktiver machen, damit es dem Reiche einstmals möglichst großen Nutzen bringt. Die große Frage ist eben, wie das zu machen ist. Durch einseitige Ausbeutung kaum!

Die hohe Blüte gewisser englischer, noch mehr französischer Kolonien ist nur einer vernünftigen Eingeborenenpolitik und -behandlung zu verdanken. So schreibt Prof. Wohltmann und sagt: „Die Franzosen besitzen ein ausgezeichnetes Geschick, sich mit den Eingeborenen ihrer Kolonien zu beschäftigen und vertraut zu machen. Ihre angeborene Liebenswürdigkeit, Menschenfreundlichkeit und natürliche Gutherzigkeit haben ihnen eine dominierende und vertrauenerweckende Stellung bei den Eingeborenen verschafft." Es ist nicht zu bestreiten, daß das häufig schroffe, kommissige Wesen des Deutschen den Neger abstößt, verängstigt und einschüchtert. Unbeschadet der sicher nicht verkannten „gemütlichen" Eigenschaften des Deutschen ist der Unterschied z. B. in der gewinnenden Höflichkeit, mit welcher einem der Marseiller Hafenarbeiter eine Auskunft

erteilt und der mürrischen, abweisenden Art, in der ein Landsmann antworten kann, nicht zugunsten des letzteren auffallend. —

Die Morogorobahn wurde vollendet und dank der Bewilligung des Reichstages alsbald in der Richtung auf Tabora weitergebaut. Kilossa hat schon den Anschluß erreicht. Die Usambarabahn wurde um 19 Kilometer bis Mkumbara verlängert. —

Im Kalenderjahr 1906 hat der Gesamthandel die stattliche Summe von über 36 Millionen erreicht, von denen auf Hamburgs Handel über 13 Millionen entfallen. Die eigenen Einnahmen des Schutzgebietes (direkte Steuern, Zölle usw.) sind dauernd derart gestiegen, daß der Reichszuschuß seit 1905 um 2 Millionen sinken konnte. Die große Sparsamkeit des Gouvernements im Verein mit den eigenen Einnahmen verringerten den Reichszuschuß 1908 auf 4 Millionen. Für 1909 wird nur ein solcher von $2^1/_2$ Millionen nötig gehalten. Die Zeit dürfte demnach nicht fern sein, zu welcher D.-O.-A. sich selbst erhalten kann und eines Reichszuschusses nicht mehr bedarf. —

Wie weiterhin wieder betont wird, beteiligte sich das K. W. K. seit Jahren an der wirtschaftlichen Hebung in Ostafrika besonders durch Verbreitung bester Baumwollarten. Infolge der guten Aussichten sind in letzter Zeit große neue Baumwollpflanzungsgesellschaften ins Leben gerufen worden. So hat die Firma Heinrich Otto in Stuttgart und die Leipziger Baumwollspinnerei A.-G. große Ländereien erworben. Das K. W. K. ließ wie früher schon im Süden der Kolonie die wirtschaftlichen Verhältnisse im mittleren und nördlichen D.-O.-A. für den Eisenbahnbau erkunden und gab das Ergebnis der von P. Fuchs ausgeführten und beschriebenen Reise in Buchform heraus. Der dem Gouvernement durch die Berichte der Stationen wohl schon vor der Reise bekannt gewesene Inhalt läßt den heimischen Leser viel Wissenswertes erfahren. Sehr zutreffend schildert z. B. der Landwirt Hauter darin das Land Uhehe und seine vorsichtig zu beurteilende Besiedelungsmöglichkeit. Außer anderen Veröffentlichungen von allgemeinem Interesse wird vom K. W. K. eine Zeitschrift für tropische Landwirtschaft „Der Tropenpflanzer" herausgegeben, welche eine Fülle Material zum Studium der einschlägigen Verhältnisse enthält. Fachleute und Gelehrte von Ruf stellen ihre Arbeiten zur Verfügung, so daß die Schrift für jeden Kolonialfreund eine Fundgrube wissenswerter Mitteilungen bildet. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beim Kapitel „Mission" erfahren wir: „Ein überraschendes Vordringen des Islam zu befürchten, liegt in Ostafrika kein Anlaß vor. Diese Ansicht teilen die Missionare nicht durchweg."

Obwohl man aufpaßt, wird möglicherweise die Werbetätigkeit der Mohamedaner noch nicht ganz ihrer Wichtigkeit entsprechend eingeschätzt. Vielleicht, weil man äußerlich fast nichts davon merkt. Uneinwendbar heißt es: „Ein überraschendes Vordringen



Mission der Pères blancs in Issavi (Ruanda).

ist nicht zu befürchten." Der Islam dringt nicht überraschend vor, sondern allmählich. Überraschend kann aber eines Tages der Ausbruch der islamitischen Bewegung sein. Besser ist es schon, daß wir Augen und Ohren weit offen halten. Noch besser: „Und die Truppe treu!" — Weiterhin wird die meist übliche Art der Missionierung bei den mittellosen und niedrig stehenden Negern kritisiert, anstatt bei den Häuptlingen anzufangen und ihnen vorläufig ruhig ihre Vielweiberei zu lassen; denn die Gewinnung der Sultane und Großen für die Lehre der Mission scheitere hauptsächlich daran, daß diese von der Bedingung der Monogamie nicht abgehe. — Es sei an dieser Stelle der auch

in wirtschaftlicher Hinsicht großen Verdienste gedacht, welche sich Missionare beider Konfessionen an vielen Orten der Kolonie erwerben. — Es sind meist Leute, welche ihr arbeitsreiches irdisches Dasein in oft dürftigster Behausung unter Entbehrung einfachsten Komforts verbringen. — Selbstlos, hilfsbereit, heiter in innerer Zufriedenheit ihrem von früher Stunde ab geregelten, von kaum bemerkbarer Muße unterbrochenem Tagewerke nachgehend, erscheinen z. B. die Pères blancs und die schwarzen Väter als würdige Mitglieder einer bewundernswerten Organisation. Man mag gegen die Missionare sagen was man will — Menschen sind sie auch, und von der Politik lassen sie besser die Finger weg —, schon ihre Uneigennützigkeit, ihr Gehorsam gegen die Ordensregeln und ihre entsagungsvolle Pflichterfüllung nötigen zur hohen Achtung. Nicht jeder Missionar ist schon auf Erden ein halber Engel, und mancher hat seinen Beruf verfehlt. Aber welche menschliche Einrichtung wäre vollkommen? Der Neger jedenfalls kann froh sein, daß er Missionen hat. Sonst ginge es ihm schlechter! — Im ehemaligen Kongostaat scheinen keine Missionare zu sein.

Das Kapitel „Die wirtschaftliche Entwicklung" bestätigt mit klaren Worten eine Ansicht, zu der jeder vorurteilsfreie, von der Sorge um den eigenen Geldbeutel nicht bedrückte Beurteiler zuletzt von selbst kommen muß, nämlich, daß die „fluchwürdige Faulheit" des Negers ein Märchen ist. Man liest: Besonders lehrreich sind die Berichte der Bezirksämter und Militärstationen, weil sie zeigen, daß die Ansicht nicht zutreffend ist, daß der Neger ohne Zwang nicht arbeitet. Man sieht aus ihnen, daß gerade im Gegenteil der Eingeborene überall die Produktion vergrößert, wo er einen genügenden Erfolg seiner Arbeit sieht. Wo die Arbeit nichts einbringt, arbeitet er ebensowenig, wie dies Europäer tun würden."

Über die Arbeiterverhältnisse und die Gründe des Arbeitermangels auf den Plantagen erfahren wir allerhand wenig Bekanntes. Es wird konstatiert, daß es eine eigentliche Notlage noch nicht gab. Dann wird von den „mancherlei Mißständen, die unleugbar auf vielen Plantagen herrschen" gesprochen, und daß nach aktenmäßiger Feststellung die Klagen der Arbeiter einen berechtigten Kern enthalten. Wenn das der amtliche Bericht zugibt, erscheint es nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungehörig, diesen „berechtigten Kern" für ziemlich dick zu halten. Auch wird stellenweise ganz unnötig viel und roh geprügelt. Der Arbeiter wurde auf 6 „Harmonikamonate" à 30 Arbeitstage gleich 180 Arbeitstage verpflichtet. Sonn-, Regen-, Ruhe-, Krankheitstage rechneten nicht, so daß in den besten Fällen schon 1 Jahr herauskam. Der verdiente Lohn wurde am Ende der Verpflichtung gezahlt. Zwischendurch nur Kostgeld. Zur Bekleidung, für Tabak, kleine Extraausgaben hatte der Arbeiter nichts, war also hin und wieder gezwungen, auf seinen bereits verdienten Lohn einen Vorschuß zu erbitten. Es gab nun Plantagen, auf denen es üblich war, daß der Arbeiter für jede Rupie sogenannten Vorschuß 2 Monate länger arbeiten mußte, selbst wenn er den „Vorschuß" zurückzahlte. Es konnte also theoretisch der Fall eintreten, daß der Arbeiter bis an sein seliges Lebensende der Plantage mit Haut und Haar ausgeliefert war. Schließlich entlief er in seiner Verzweiflung, und die Pflanzung hatte ihn eventl. jahrelang umsonst!

Mutet es da nicht als billig an, daß der Neger hier noch mehr Schutz nötig hat, wie die Plantage? Bedarf es der Rechtfertigung, wenn dem Gouverneur und dem Kolonialamt zur Förderung derartiger Scherze das Verständnis abging? — Gerechterweise ist zuzugeben, daß die Lohnzahlung am Ende der Arbeitsperiode vor Entlaufen schützen sollte. Wurden aber anderseits nicht gerade hierdurch in Verbindung mit dem famosen Vorschuß-Vertragsverlängerungssystem die Arbeiter zum Entlaufen und Instichlassen ihres Lohnes gezwungen?

Wenn selbst unter solchen Bedingungen sich Arbeiter anbieten, könnte man daraus nicht eher folgern, daß der Arbeitsdrang im Neger unbezähmbar ist, als daß er die Arbeit mit aller ihm zu eigenen Energie haßt?

Solche Zustände mögen die Ausnahme gewesen sein. —

Der Neger geht auch nicht zu jedem Herrn gern und will kein Prügelknabe sein. Es kommt ganz auf den Leiter und das europäische Personal einer Pflanzung an, ob sie Arbeiter genug bekommt oder nicht. —

Beiläufig bemerkt kann man in den Tropen leicht die Beobachtung machen, daß Leute, die zu Hause erbitterte Gegner des Kapitals und der besitzenden Klassen waren, sich ohne Gemütsbeklemmung in beschleunigtem Tempo zum gegenteiligen Standpunkt durchzumausern entschließen, sowie sie in sich dem Neger gegenüber den großen Herrn und berufenen Erzieher zu erblicken beginnen und bemerken,

daß sich aus dem schwarzen Lehrling Geld machen läßt. Dann ist die Erleuchtung sofort da. —

Es kann ruhig ausgesprochen werden, daß die schönen Worte „Erziehung zur Arbeit, Segen der Arbeit" oft nichts anderes wie Phrasen sind, hinter denen ein gut Teil Heuchelei steckt. Wer am meisten den „Segen der Arbeit" für den Neger im Munde führt und am lautesten nach Zwang zur Arbeit für ihn schreit, versteht es in der Regel, sich selbst ohne Kummer von Arbeit zu entlasten. Solche Leute möchten eben durch rationelle Ausnutzung des Negers schnell Geld machen und dabei ein schönes Leben führen. Sie denken ganz logisch: „Uns den Segen, dem Neger die Arbeit". — Andere verstehen es ganz gut, den Mangel eigener Leistungen durch Schimpfen auf die Verwaltung zu verdecken. —

Von den Ackerbauprodukten standen an Wert die Ölfrüchte — Erdnüsse und Sesam — obenan. Der Muanzabezirk allein lieferte fast 3000 Tons Erdnüsse im Werte von rund 400 000 Mark. An der Produktion derselben beteiligten sich nicht nur die immer als fleißige Ackerbauern gelobten Wanyamwesi und Wassukuma, sondern z. B. im Bezirksteil Schirati eine noch vor wenigen Jahren in vollkommenster Bedürfnislosigkeit nackt herumlaufende Bevölkerung.

Zuckerrohr wurde im Lande an fast allen wasserreichen Plätzen als Schlemmerspeise angebaut. Im Panganital ging die Zuckerrohrproduktion zurück, da die Zahl der Sklaven ständig abnimmt und die Araber nicht verstehen, sich anderweitig zu helfen. —

Über die europäischen Unternehmungen erfahren wir, daß die Kaffeeplantagen infolge zu geringen Ertrages der Bäume und steten Preisrückgangs nicht zu beneiden sind. Während die Produktion stieg, sank der Preis stark. Der Wert einer Tonne betrug 1903 1500 Mark, 1906 850 Mark, d. h. der Usambarakaffee ist halb soviel wert, wie 4 Jahre vorher. Im Gegensatz hierzu hat sich der Kaffeebau am Kilimandjaro und Meru als wohl rentabel erwiesen, weil der Boden weit besser ist und die Bäumchen das 5fache der besten Usambarabäume, d. h. 2—$2^1/_2$ Pfund tragen. Noch erfreulicher sah es im Bukobabezirk aus, wo die besten Kisibakaffeebäume das 10—12fache Usambara's ergeben sollen.

Wie schon hervorgehoben, ging ein großer Teil der Pflanzer, verlockt durch die günstigen Aussichten, zum Anbau von Sisalagaven über. Die Ausdehnung der Sisalunternehmungen wurde nur von denen der Manihotanpflanzungen übertroffen. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Infolge Belebung der kolonialen Bewegung in Deutschland hat sich der Zuzug weißer Ansiedler vermehrt. „Leider muß gesagt werden — heißt es —, daß sich viele darunter befinden, deren Unkenntnis der Verhältnisse, in die sie sich begeben, nur von der Sorglosigkeit, mit der sie ihrer Zukunft entgegensehen und von der Selbstverständlichkeit, mit der sie jede kleinste Handreichung von der Behörde erwarten, aufgewogen wird. Da können natürlich Ent-



Elfenbein auf der Station Moschi.

täuschungen nicht ausbleiben." Die meisten Bezirke des Schutzgebietes sind wegen mangelnder Märkte und Verkehrsverbindungen für weiße Ansiedler noch nicht reif. —

Der Bericht führt dann die Produkte der Jagd, Fischerei und Viehzucht auf. Die Ausfuhr von Elfenbein, Rhinozeroshörnern und Nilpferdzähnen blieb dem Werte nach in den letzten Jahren ziemlich gleich. Man begann, die wertvollen Nashorn- und Nilpferdhäute auszuführen. Zu Zuchtzwecken bezw. für zoologische Gärten

wurden Strauße, Zebra's, Gnu's, Elenantilopen, junge Nashörner und Flußpferde gefangen. —

Die Schwierigkeit starker Ausbreitung der Rinderzucht liegt in den vielen Krankheiten und Seuchen, deren Eindämmung und Bekämpfung mit aller Energie angestrebt wird. —

Infolge der schlechten allgemeinen Geschäftslage verminderte sich 1907/08 die Nachfrage nach einigen Ausfuhrprodukten und bedingte dadurch einen sinkenden Preis. So warf die Krisis in Amerika ihre Wellen bis zum Nyanza und Tanganika, indem die Preise für Felle und Häute fielen und der Handel damit ins Stocken geriet. —

Die wichtigsten Exportprodukte verschieben ihren Platz in der Wertreihenfolge dauernd. Zuletzt stand Sisal an der Spitze, dann kamen Kautschuk, Häute und Felle, Wachs, Kopra, Elfenbein, Kaffee, Erdnüsse, Baumwolle.

Sisal erlebte einen starken Preisrückgang, ohne daß Zukunftsfurcht nötig wäre.

Der Plantagenkautschuk rückte gegen den wilden Lianengummi ein wenig auf, muß diesen ja einmal überholen. Soll Manihot dauernd gute Erträge abwerfen, so ist Lieferung eines sauberen und mehr gleichmäßigen wie gleich mäßigen Produktes Vorbedingung.

In neuerer Zeit mehren sich die Stimmen, welche eine Preissturzgefahr für Manihot in den immer noch wachsenden, erstklassigen Kautschuk liefernden Heveapflanzungen Indiens und seiner Nachbarländer erblicken, auf welchen schon jetzt über 50 Millionen Bäume stehen. Niemand ist natürlich heute in der Lage vorher sagen zu können, wie es in 5 oder 10 Jahren auf dem Kautschukmarkt aussehen wird. Solange Manihot für viele Zwecke so gut ist, daß ein teureres Produkt keinen Zweck hätte, ist die Gefahr wohl nicht groß. Es wäre unökonomisch, eine Mistgabel mit silbernen Zinken auszustatten. —

Daß der Fell- und Häutehandel etwas nachließ, kann als Schaden nicht anmuten. Es wird dadurch dem Ausschlachten ganzer Landschaften und dem Raubbau am eigenen Vieh vorgebeugt. —

Im Baumwollbau gingen einige kapitalkräftige Gesellschaften zur Großkultur mit Dampfpflügen über. —

Bei den schnell an Zahl und Umfang wachsenden europäischen Betrieben ist es angezeigt, dahin zu streben, daß auch die kommenden Jahre ausreichendes Arbeitermaterial zu liefern vermögen. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gouvernement wirkt nach Kräften dahin, den weißen Arbeitgebern zu helfen, muß dabei aber darauf bedacht sein, den Neger in gewisser, nicht eben unerhört überflüssiger Weise vor Übervorteilung und Mißhandlung sicherzustellen. Seine Bemühungen verdichteten sich zu einer neuen Arbeiterverordnung, die trotz mancher Unbequemlichkeit für die Pflanzer usw. nur einen gesunden Fortschritt bedeutet. —

Einen Hauptanteil an der Einfuhr, die noch gestreift werden muß, bilden Baumwollgewebe in großen Stücken und Baumwollbekleidungsstücke. Diese Einfuhr speziell stieg in D.-O.-A. von 1904 bis 1907 von $5^1/_2$ auf 9 Millionen Mark. Es erhellt, wie der Verbrauch zunimmt. Der vor wenigen Jahren noch bei vielen schwarzen Holdheiten in Ermangelung eines Efeublattes zur Verhüllung für ausreichend erachtete Perlvorhang von der Größe einer normalen Ansichtspostkarte wurde durch köstliche Gewänder aus Baumwolle (der Meter zu 50 Pfennig) verdrängt. Hat der Kaufmann erst die Damen für sich, so hat er überhaupt gewonnen. —

Die weiße Bevölkerung ist 1908 bis auf 2845 Köpfe, darunter 2014 Deutsche, gestiegen. Die Zahl der Geburten ließ klimatische Einwirkungen in nicht förderlicher Hinsicht vermissen.

Es bestehen 4 kleine Schulen für Europäerkinder, sowie eine Anzahl Regierungsschulen für Farbige. Die zahlreichen Missionen unterhalten fast ausnahmslos Eingeborenenschulen. Die Unterrichtsresultate werden gelobt. Der junge Neger hat eine leichte Fassungsgabe, Gedächtnis und erhebliche Intelligenz. Er gilt als durchaus erziehungsfähig. —

Daß die Missionen trotz aller Mühe und Aufopferung in der überzeugten Christianisierung des Negers verhältnismäßig geringe Erfolge haben, kann nicht bestritten werden. Die Frage der Vielweiberei dürfte eines der am schwersten zu nehmenden Hindernisse beim Rennen um die Ausbreitung des Christentums der jeweiligen konfessionellen Form bilden. —

Die Landesvermessung beschäftigte sich hauptsächlich mit den Gebieten der Usambaraumgegend. Die fiskalische Bautätigkeit räumte mit den gefährlichen Grasdächern der Innenstationen auf und ersetzte sie durch Wellblech- oder Ziegelbedachung.

Die Zunahme der weißen Bevölkerung regte die private Bautätigkeit an. Es entstanden neue Wohnhäuser, Geschäfte und Gasthöfe. Daß Daressalam das beste und schönste Hotel an der ganzen Ostküste hat, ist wenig bekannt. Hier versorgt auch das Elektrizitäts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werk der Bahn, wo gewünscht, die ganze Stadt mit Licht und Kraft. Ein Zustand, den 10 Jahre vorher die ausschweifendste Phantasie nicht zu erträumen gewagt hätte. — Das Gouvernement läßt nach einem reiflich erwogenen Plan das Wegenetz in der Kolonie ausbreiten und verbessern. Daß nicht immer die Vorausberechnung aller Faktoren stimmen kann, ist in einem Lande, in dem bekanntlich „Alles anders kommt" eine so schwere Schuld nicht. —

Die Flottille des Gouvernements versieht den Küstendienst von Mombassa bis Mikindani. Einer der Dampfer, die gute „Rovuma", mußte in jüngster Vergangenheit in ihren alten Tagen im Daressalamer Hafen sogar die ernste Operation des Auseinandergeschnitten- und Verlängertwerdens über sich ergehen lassen. Warum man nicht vorteilhafter einen neuen Kahn kaufte, ist nicht bekannt geworden. Es kann sein, daß man die Rovuma so allmählich zum Entsetzen unserer Nachbarn unauffällig zum „Dreadnought" auseinanderziehen wollte. — Das war natürlich geheim!

Die Werkstätten der Flottille sind darauf eingerichtet, erheblichen Anforderungen zu genügen. Das Dock ist zu klein und kann nicht rentieren. — Der großzügig angelegten Daressalamer Flottenpolitik wurde unlängst aus Anlaß der dürftigen Freude, welche ihre Kosten verursachten, „mit tunlichster Beschleunigung" Einhalt geboten. —

Nach dem letzten Bericht läßt die wirtschaftliche Entwicklung bezüglich der Eingeborenenproduktion erkennen, daß die Ausfuhr von Ackerbauerzeugnissen wieder beträchtlich gestiegen ist, und daß die Eingeborenen in der Bahnnähe ihre Felder bedeutend vergrößern. Der Neger geht sogar leicht zu einer neuen Kultur über, wenn er den Beweis ihrer Rentabilität erlebt hat. Weizen-, Kartoffel-, Baumwollkultur, die einmal guten Verdienst gebracht hatten, wurden selbst nach Fehlschlägen durch Mißernten nicht aufgegeben. Eine Düngung der Felder und intensivere Bewirtschaftung ist nur dort möglich, wo Vieh ist. Wo der Eingeborene, wie z. B. in Urundi, viel Weideland braucht und immer wieder dieselben Felder bestellt, wird stark gedüngt. Das haben wir nicht erst gelehrt. —

Die Anträge auf Überlassung von Land an Europäer stiegen dauernd. Land wird in sogenannter „Kaufpacht" vergeben, d. h. der Ansiedler pachtet zunächst Land und beginnt es unter Kultur zu bringen. Je nach dem Umfange des kultivierten Landes kann er nun Land kaufen. Diese zweckmäßige Bestimmung verhindert den Ankauf und das Liegenlassen großer Landkomplexe zu Spekulations-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwecken. Die Pachtpreise betragen zurzeit, nachdem durch die Eisenbahnen der Wert des Bodens gestiegen ist, 20 Heller bis 2 Rup., der Kaufpreis 2—50 Rup. pro Hektar. Im Bezirk Wilhelmstal betrug z. B. der durchschnittliche Preis des vergebenen Landes zuletzt bei 25 Heller Pacht $7^1/_2$—15 Rupie. Die Arbeiterlöhne zeigten eine bisweilen sprunghaft steigende Tendenz. So führt der Bericht zum Beispiel an, daß im Bezirk Moschi sämtliche Pflanzer bestrebt sind, soviel Land wie möglich unter Kultur zu bringen und daß einzelne anstatt des bisher üblichen Lohnes von 3—4 Rup. für einen Monat schon 6—8 zahlen. Man geht wohl in der Annahme nicht fehl, daß hier die Spekulation mitspricht und mancher Besitzer die Wertsteigerung seines Grundstückes proportional dem Näherkommen des ersten auf sein Land fallenden Lokomotivschattens einzuschätzen verstehen wird. Es wird hier manche Pflanzung nur für den späteren Verkauf berechnet angelegt worden sein oder werden. —

Von den Produkten der Eingeborenen steigerte sich vorwiegend der Anbau von Mais und Tabak.

Das ertragreichste Produkt europäischen Großbetriebes war bisher Sisal. Trotzdem die früheren hohen Preise auf 600 Mark pro Tonne zurückfielen, ist die Kultur lohnend. Die Pflanzer erklären 400 Mark als unterste Rentabilitätsgrenze. Die Sisalausfuhr stieg auf über 2 Millionen Mark.

Die Kautschukpflanzungen der Europäer — fast ausschließlich Manihot — nahmen dauernd zu. Die große Verschiedenheit und die starke Verunreinigung des Manihotkautschuks führte im Verein mit dem allgemeinen Preisrückgang für Gummi zu schmerzlichen Preisen und der durch sie vermittelten Erkenntnis, daß sorgfältige Behandlung behufs Erzielung bestimmter Marken und Güte unerläßlich sei. Trotzdem bleiben die Aussichten gute. Alle Preise schwanken eben, und in Wellenbewegungen geht alles im Leben auf und ab. Vereinzelte Stimmen wurden laut, daß Manihot nicht überall gleich gut gedihe und andere Kautschukarten vielleicht vorzuziehen seien. Wahrscheinlich hat man, wie zurzeit beim Kaffee, beim Manihot eben auch überall gepflanzt, um recht viele Bäume vorzeigen zu können, ohne auf die Wahl des Platzes und Bodens genügende Rücksicht zu nehmen. Ganz so anspruchslos ist Manihot schließlich auch nicht. Durch die Aussicht auf Verdienst verlockt hatten die Eingeborenen in manchen Bezirken kleine Manihotpflanzungen (am Kilimandjaro auch Kaffee) angelegt. Da hierin eine Gefahr für den Europäerverdienst erblickt wurde, beantragte der wirtschaftliche Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

band am Kilimandjaro 1907 schleunigst, den Eingeborenen das Anpflanzen von Gummibäumen und Kaffee zu verbieten. Wäre dem wirtschaftlichen Verbande geholfen worden, was natürlich unterblieb, so hätte er vielleicht alsbald die nächste Eingabe dahingehend losgelassen, den Eingeborenen „tunlichst sofort" zu befehlen, sich fortab anstatt von Bananen nur noch von Mais und Kaffee zu ernähren, deren Ankauf bei ihrem „angestammten" Ansiedler zu erfolgen habe und so fort.

„Die Lage der weißen Ansiedler gilt als befriedigend, wenn man in Betracht zieht, daß die bisherigen Elemente, Buren und Deutschrussen, Leute von geringer Bildung und großer Anspruchslosigkeit sind." Letzteres traf nun für die Deutschrussen, deren Ansiedelung endlich als verfehlt zugegeben wird, mehr in geistiger Hinsicht zu. Dafür waren sie um so weichlicher und unbeholfener. Augenzeugen schildern ihr Auftreten und Benehmen, auch wenn sie nicht „endlich allein" waren, als einfach übel und dem Neger erstauntes Kopfschütteln über solche „Europäer" abnötigend. —

„Deutsche Familien kann man zurzeit noch nicht ins Schutzgebiet locken, da ihnen nicht versprochen werden kann, daß ihr Wohlstand das heimische Niveau erreichen wird. Kommen sie freiwillig und von selbst, werden sie nach Möglichkeit unterstützt werden." Soweit der amtliche Bericht. —

Das Gouvernement fuhr fort, geeignete Waldgebiete zu fiskalischen Reservaten zu erklären, deren Gesamtumfang bis auf etwa $^1/_4$ Million Hektar angewachsen ist.

Die langsame Entwicklung des Bergwesens hat keine neuen erfreulichen Überraschungen gebracht. Die Goldfunde bei Sekenke stehen bei den an ihnen interessierten Leuten im Zeichen der Zuversicht, denn man redet nicht darüber. —

Das einzige Erzeugnis gewerblicher Tätigkeit der Eingeborenen, welches in größeren Mengen zur Ausfuhr gelangt, sind geflochtene grobe und feine Matten vom Fußbodenbelag bis zum Packmaterial. Jeder andeutungsweise vom Hauch höherer Suahilibildung gestreifte Neger benötigt auch einer Schlafmatte, die ihn auf Reisen stets begleitet. —

Die Einfuhrgüter sind uns noch nicht alle bekannt. Die an erster Stelle erscheinenden Baumwollgewebe und -kleidungsstücke werden fast ausschließlich von der eingeborenen Bevölkerung verbraucht. Dann kommt 1907 Reis mit rund 2 Millionen Mark gegen $^1/_2$ Million Mark 1903. Die starke Steigerung erklärt sich durch

die Reisverpflegung der 10—13 000 Arbeiter an der Zentralbahn, die zusammen täglich über 200 Zentner hinter dem Gehege ihrer Zähne verschwinden lassen.

Es folgen alle kleineren Eisenwaren (außer Roheisen, Schienen, Stangen) mit $1^1/_2$ Millionen. Dann Fleisch und eßbare tierische Erzeugnisse $^3/_4$ Million. Die sonst wichtigsten Einfuhrgüter sind: Mehl und Backwaren, Zucker, Tabakfabrikate, Wein, Spirituosen,



Löschen von Gütern durch arabische Dhaus am Zoll in Dar-es-salam.

Bier, Bauholz, Wellblech, Zement, Salz, Petroleum, Seifen, Konserven aller Art, Droguen- und Apothekerwaren, Glaswaren, Möbel, Maschinen für landwirtschaftliche und industrielle Betriebe, Feuerwaffen mit Zubehör. —

Während früher Zansibar die Zentrale für den ganzen Handelsverkehr der afrikanischen Ostküste war, verliert diese interessante Stadt immer mehr an Bedeutung. Für die einheimische Segelschiffahrt, die mit Holzschiffen arabischer Bauart einen regen Küstenverkehr sowohl wie „monsungemäße" Verbindungen nach bezw. von

Arabien und Indien unterhält, ist Zanzibar nach wie vor der Hauptsammel- und Güterstapelplatz! —

Die Betrachtung des Karawanenverkehrs zeigt, daß die englische Bahn weiter anziehend auf den Lastentransport wirkt. Das Erfreuliche dabei ist zunächst, daß eine Menge Träger, welche früher monatelang (außer für die Geruchsorgane der weißen Passanten) recht unproduktiv die Karawanenstraßen entlang trotteten, für nutzbringendere Beschäftigungen frei werden. Trotzdem Zahlen nach Möglichkeit vermieden werden sollen, seien 2 Jahre Trägerverschiebung verglichen. Es gingen an Handelslasten (Wachs, Kautschuk, Häute usw.) von Tabora aus nach Bagamoyo 1904/05: 7242, 1907/08: 983; nach Muanza zum Anschluß an die Ugandabahn 1904/05: 3259, 1907/08: 13082.

Für denjenigen, den die Kostenberechnung für eine Privatreise mit Trägern in der Kolonie interessiert, sei bemerkt, daß zurzeit der Lohn für einen Träger einschließlich seiner Verpflegung im Durchschnitt pro Tag $^1/_2$ Rup. beträgt. Für ein Reisegepäck von 20 Lasten entstehen pro Tag somit 10 Rup. Unkosten. Für kleinere Reisen von 8—14 Tagen genügen 7—10 Träger. Anzunehmen ist, daß die Trägerpreise und -ansprüche steigen werden.

Die im Schutzgebiete zur Erhebung gelangten eigenen Einnahmen betrugen 1907:

Häuser- und Hüttensteuer rund	$2^1/_2$	Millionen	Mark
Zölle	$2^3/_4$	„	„
Gewerbesteuer	$^1/_3$	„	„
Sonstige Einnahmen	1	„	„
Insgesamt über	$6^1/_2$	Millionen	Mark.

Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten würde über den Zweck einer allgemeinen Orientierung hinausgehen. Es muß dieserhalb auf die Jahresberichte selbst verwiesen werden.

III. Kapitel.

Über einige ostafrikanische Probleme der Gegenwart.

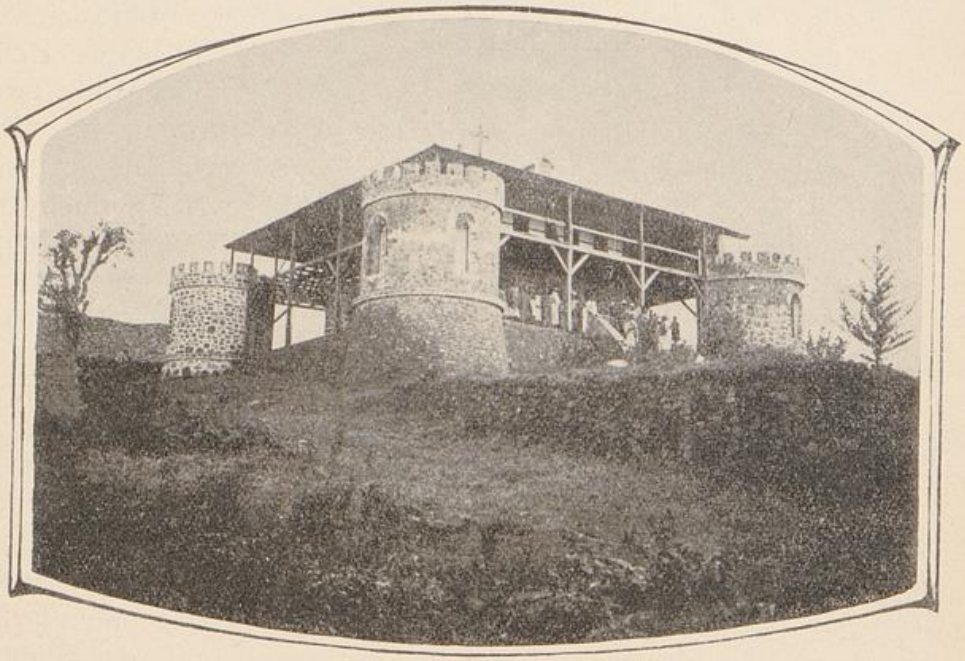
Im Vordergrund des Interesses steht die Frage: „In wie weit kann Deutsch-Ostafrika durch Deutsche besiedelt werden?" Unter Besiedelung ist dauernde Niederlassung mit Familie zu verstehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— Soweit D.-O.-A. rein tropische Tieflandkolonie ist, kommt solche Besiedelung nicht in Betracht, weil dort eine Akklimatisation der weißen Rasse nicht eintreten kann. Wir wissen, daß ins tropische Afrika ausgewanderte Portugiesen in der dritten oder vierten Generation ausstarben, wenn nicht frisches Blut aus Europa neue Lebensenergie zuführte. Die wissenschaftliche Forschung lehrt, daß es in den Tropen wohl eine individuelle Anpassung, nicht aber eine Akklimatisation der Rasse gibt. Ob eine solche in den afrikanischen Hochländern mit vorwiegend kühlem Klima möglich ist, kann mangels hinreichender Beobachtungszeiten als erwiesen noch nicht gelten. Das Reichsgesundheitsamt steht auf dem ein wenig verklausulierten Standpunkt: „Es spricht nichts dagegen, daß die weiße Rasse imstande ist, unbeschadet ihrer Eigenart und Gesundheit die inneren afrikanischen Hochländer zu besiedeln und sich dortselbst fortzupflanzen." In D.-O.-A. haben wir eine Reihe von Bergländern und Hochplateaus, welche sich demnach für eine Besiedelung mit Deutschen eignen. Ich nenne Usambara, Kilimandjaro- und Meruland, Iraku, Uhehe, Teile von Nyassaland, von Uha, Karagwe, Urundi und Ruanda. Daß eine Inbesitznahme des verfügbaren Landes durch Stammesgenossen aus nationalen Gründen — um die Kolonie einerseits so fest wie möglich mit dem Mutterland zu verbinden, andererseits gegen Aufstände zu sichern — erstrebenswert ist, weiß jeder. Zu einer starken Besiedelung schon jetzt aufzufordern, hätte aber keinen Sinn und würde wahrscheinlich zu abschreckenden Fehlschlägen führen, denn dazu sind die in Frage kommenden Gebiete noch nicht reif. Es fehlt an Bahnverbindungen, um schnell ohne Malariainfektion hinzukommen und an Absatzmöglichkeiten für die Erzeugnisse der Ansiedler. Dann muß erst Klarheit entstehen, welche Form der Ansiedelung die geeignete sein wird. Kleinbäuerliche Anwesen mit einigen Hektaren Land, deren Insassen vorwiegend oder in reiner Naturalwirtschaft leben, oder größere Wirtschaften, etwa heimischen Gütern entsprechend? Ferner, wer wird nach Afrika auswandern wollen? Doch nur der, welcher freier und unabhängiger zu leben wünscht und annimmt, daß er sich den heimischen Verhältnissen gegenüber wirtschaftlich erheblich verbessert. Das letztere ist vorläufig fraglich. Daß der Europäer in kleiner Wirtschaft gut leben kann und es erheblich leichter hat, wie etwa der schwer arbeitende Eifelbauer, ist sicher. Missionare haben es bewiesen. Ob dem Ansiedler das aber genügt, ist bei den gesteigerten Anforderungen aller Kreise an die Lebenshaltung über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haupt sehr die Frage. Das Material, aus dem sich die großen Auswandererzüge vergangener Jahrzehnte formten, gibt es nicht mehr. — Vor der Ausreise mag der trotzdem Auswanderungslustige in seiner Unkenntnis der Verhältnisse noch mit allem einverstanden sein. Sieht er aber draußen erst den Unterschied zwischen Schwarz und Weiß und die Verdienstmöglichkeiten, die andere auszunutzen verstanden, dann ist es mit seiner Zufriedenheit vorbei und er will höher hinaus. So berechtigt dieser Wunsch ist, so viel wie möglich



Mission Rombo am Kilimandjaro.

zu erreichen, dem Zustandekommen zahlreicher kleiner Ansiedelungen einfacher Landleute in Ostafrika ist er nicht förderlich. Von früheren, auf Kleinsiedelung abzielenden Projekten, wie z. B. ganz Uhehe mit deutschen Bauern zu überziehen, hört man nichts mehr, da wohl erkannt ist, daß es nicht geht. Die Kolonialverwaltung steht daher auf dem zurzeit allein richtigen Standpunkt, daß sie Ansiedler noch nicht herbeilockt und sich nicht durch Ausmalen rosiger Zukunftswahrscheinlichkeiten eine Verantwortung aufbürdet, welche ihr den Vorwurf der Gewissenlosigkeit eintragen könnte. — Wer mit seiner Familie zu Hause ein sicheres, wenn auch bescheidenes Auskommen hat, wird gut tun, dieses nicht gegen eine heute noch

ungewisse, entbehrungsreiche Zukunft in D.-O.-A. einzutauschen. Anders liegt die Frage für gesunde, unabhängige Kraftnaturen, denen es in der Heimat zu eng und zu voll geworden ist und deren überquellender Tatendrang ein Ventil sucht. Ihnen kann man raten, in einer unserer Kolonien der Verwirklichung seiner Ideale nachzustreben, denn dort kommt jeder wirklich tüchtige Mensch voran. — Reiche Leute können natürlich nicht genug kommen! Es wird ihnen schon gefallen!

Wer nicht im Besitz größerer Mittel ist, handelt klug, zuerst irgendeine Stellung bei fertigem Betriebe zu suchen (Plantage, Bahnbau usw.), damit er sich einlebt, die Sprache kennen lernt — für raschen Erfolg eine Hauptsache — und sich umsehen kann. Gelegenheiten bieten sich dann immer weiterzukommen bis zur eigenen kaufmännischen Unternehmung oder in Form einer Farm. Aufs Geratewohl in die Kolonie zu reisen ohne irgendwelche Beziehungen ist für den, der mit seinen Mitteln rechnen muß, nicht rätlich. Niemand muß sich einbilden, daß man gerade auf ihn gewartet hat, ihn freudestrahlend in die Arme schließt, wenn er mit Regenschirm, Tropenhut und dem seiner Überzeugung nach so sachgemäßen Ruf an Land springt: „So, da bin ich!" So ist das draußen nicht. Zunächst wird er sich häufig der Empfindung eines gewissen, ihm entgegengebrachten Mißtrauens nicht erwehren können, das in Ländern mit einigem Zufluß katilinarischer Existenzen innerer Berechtigung nicht entbehrt. Ist er erst bekannt und warm geworden — garantiere ihm beides! —, so findet der vollwertig Befundene gern Hilfe und Unterstützung, denn tüchtige Kräfte sind gesucht. — Gescheiterten Existenzen, Glücksrittern, mittellosen Abenteurern usw. kann nur geraten werden, die Kolonie mit ihrer geehrten Gegenwart zu verschonen. Mag sich auch der oder jener, in dem ein guter Kern steckt, wieder heraufarbeiten; die Regel ist es nicht. —

Nach dem Entwicklungsgange der Dinge in D.-O.-A. läßt sich erkennen, daß Kleinsiedelungen keine große Aussicht auf Zustandekommen haben, weil niemand ein sich mit dem Ertrage seiner Scholle und seines Viehs begnügender Siedler werden will. Es entstand eine Wirtschaftsform, welche den Hof mit der Pflanzung, die Naturalwirtschaft mit Exportproduktion verbindet. Zerstreute größere Farmen genügen für die Sicherung des Landes etwaigen Aufstandsgelüsten der Eingeborenen gegenüber aller Voraussicht nach auch. Der sich bildende Siedler-Pflanzerstand wird Viehzucht treiben, Weizen, Kartoffeln, Mais, Reis usw. für sich und die Arbeiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

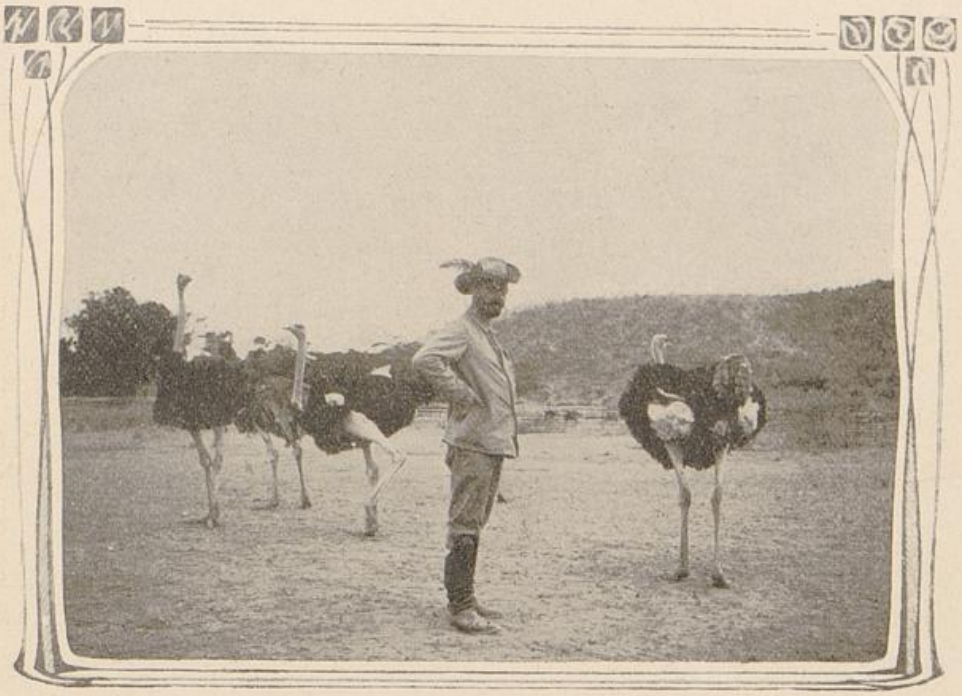
bauen, dabei gleichzeitig als geldbringend irgendwelche tropischen Exportprodukte (Baumwolle, Gummi, Gerberakazien usw.) pflanzen, außerdem z. B. Straußenzucht treiben können. Daß noch eine ganze Reihe für die tropische Landwirtschaft in D.-O.-A. geeigneter Kulturen ausfindig gemacht werden dürfte, dafür bürgen schon die bisherigen Erfolge des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts in Amani. Vorbedingung für das Gedeihen der Betriebe sind Bahnen, die erst den Absatz ermöglichen. —



Junge Strauße.

Kilimandjaro, Meruland und die westlich hiervon gelegenen Bergländer kommen als Siedelungsgebiete zunächst in Betracht, falls die Usambarabahn bis Aruscha verlängert wird. Als künftige Siedelungsländer werden die Hochländer zwischen den Seen Nyanza, Kivu und Tanganika Aufmerksamkeit verdienen. Sie liegen zwar so weit ab, daß sie noch nicht in Betracht zu kommen scheinen. Wenn aber aus der projektierten Bahnverbindung vom Westufer des Nyanza südlich Bukoba bis zum Kagera etwas wird, dann sind jene Länder fast ebenso leicht zu erreichen, wie jetzt der Kilimandjaro. In Betracht ziehen kann man sie also heute schon. Platz wäre in Urundi

und Ruanda neben der starken einheimischen Bevölkerung bei intensivem Kleinbetriebe für mindestens 1 Million Weißer. Eine Reihe von Kreuz- und Querzügen durch diese Länder haben in mir diese Ansicht zur Überzeugung reifen lassen. Aber auch hier würden sich nicht viele kleine Bauern niederlassen wollen. Es werden somit wohl nur mittlere Siedelungen der erwähnten Art zu entstehen vermögen. Einer zu großen Ausdehnung der Güter dürfte die



Straußenzucht in Mbuguni.

starke Bevölkerung im Wege stehen, sonst ist sie kein Hindernis. Sie ist nicht kriegerisch und besteht aus den unterdrückten Ackerbauern der Wahutu, über welche die stolzen Watussi — der Adel — nach Willkür und Laune herrschen. Eine Besiedelung Weißer würde für die Lage der Wahutu nur erleichternd sein. Niemand brauchte das Land zu verlassen und Arbeiter wären in Menge vorhanden. Ein Hindernis für weiße Besiedelung, dem aber abgeholfen werden könnte, ist der erwähnte Holzmangel im Lande. — Die Watussi, die jeder Art Arbeit mit gleichem Abscheu gegenüberstehen, bringen dasselbe Gefühl der Seßhaftmachung Weißer entgegen, wissend, daß

es dann über kurz oder lang mit ihrer Herrlichkeit vorbei ist. So angebracht ein vorsichtiges Vorgehen dort erscheint, so viel Rücksicht kann auf sie nicht genommen werden, daß man ihretwegen den Gedanken an deutsche Siedelungen fallen läßt. Es ist nicht nötig, Anhänger einer krassen Unterjochungspolitik zu sein und auf dem aus Gründen der nationalen Selbsterhaltung bis zu einem gewissen Grade berechtigten Standpunkt zu stehen: „Aus den Ländern Afrikas, in welchen der Weiße leben kann, muß der Schwarze her-



Langhörnige Watussirinder.

aus", um trotzdem überall dort das Heimischwerden des eigenen Stammes zu wünschen, wo dies ohne Vergewaltigung der eingeborenen Bevölkerung geschehen kann. In den in Ost in Betracht kommenden Gebieten ist Raum für beide nebeneinander vorhanden. Der Weiße, der unter Erhöhung seines Wohlbefindens in den afrikanischen Hochländern körperlich zu arbeiten vermag, wird trotzdem niemals auf schwarze Hilfskräfte verzichten können. Weiße Besiedelung wird seitens der Eingeborenen nirgends willkommen geheißen. Aber sie wird auch nirgends auf nicht zu behebende Schwierigkeiten stoßen, wenn die Regierung den in Betracht kommenden Stämmen

den Besitz des für sie nötigen Landes garantiert. Daran muß dann unter allen Umständen festgehalten werden, damit der Eingeborene sieht, daß das Wort des Gouverneurs heilig ist und sein rückhaltloses Vertrauen verdient. — Die Ansiedler ihrerseits sollten solche Bestrebungen unterstützen und sich abgewöhnen, immer wieder nach verlockenden Landstücken, Wasserstellen usw. der Eingeborenenreservate zu schielen, anstatt zu ihrer Erlangung alle erdenklichen Mittel in Bewegung zu setzen. Unwillkürlich kommen einem hierbei die derzeitigen Verhältnisse am Kilimandjaro, wo das verfügbare Siedelland zum größten Teil vergeben ist, in den Sinn. Hier bewohnen die Wadjagga einen um den Berg laufenden Landgürtel zwischen 1200 und 1500 Meter Höhe. Als Bergvolk halten sie sich nur sehr ungern in der tiefgelegenen Steppe auf, da sie eine heillose Angst vor dem Fieber haben. An den sanft in die Ebene übergehenden Abhängen des Riesenberges war von rund 1200 Meter Höhe abwärts das Land frei. Nur die Höhenlage von über 1000 Meter etwa ist ohne Malaria und gesund. Das zu Siedelzwecken verfügbare Land war also nicht sehr ausgedehnt und bald besetzt. Die durch den Landerwerb einer Anzahl Weißer sehr beunruhigten Wadjagga fürchteten, daß sie ihr ganzes Land verlieren würden und mögen begreiflicherweise wohl Aufstandsgelüste verspürt haben. Sie blieben aber ruhig, zahlten ihre Steuern und fanden sich mit den Ansiedlern ab, als sie von der Behörde das Versprechen erhielten, daß ihr Stammland nicht angetastet werden würde und als man bestimmte Grenzen für ihr Reservat festsetzte. Aus neueren Veröffentlichungen ist unschwer zu merken, daß man „eifrig befürwortend" am Werke ist, den Wadjagga noch mehr Land abzuknapsen sowohl, wie sie auch sonst in ihrer „zu üppigen" Lebenshaltung etwas zu beschneiden, auf daß sie „arbeitsfreudiger" werden möchten. Man hört förmlich die Siedler oder die es werden wollen, in beweglichen Worten dem Berichterstatter ihr Leid sowohl, wie ihre Vorschläge auf Abhilfe vortragen. Da soll zunächst das Wadjaggareservat verkleinert werden. Dann sollen die biederen Wadjagga „veranlaßt" werden, von ihrer geliebten Bananennahrung zum schwerverdaulichen Maisfutter überzugehen, weil „die Erzeugung auskömmlicher Bananennahrung das mehrfache desjenigen Landes beanspruche wie ausreichender Maisbau". Dadurch würde ebenfalls ein gut Stück Land frei. Der Vorschlag, die ganzen Bananen am Berge innerhalb eines gewissen Zeitraums abzuschlagen, ist auch schon gemacht

worden und genügt, um zu zeigen, welches „Wohlwollen" gewisse Weiße den Negern gegenüber im Busen hegen, wenn es gilt, die eigenen Interessen zu fördern. Daß es, von anderen Erwägungen über derart sonderbare Vorschläge abgesehen, wahrscheinlich nicht möglich ist, ohne folgenschwere gesundheitliche Schädigungen ein seit Olims Zeiten an Bananen als Hauptnahrung gewöhntes Volk gerade zur Maisnahrung zu zwingen, scheint man nicht zu ahnen. Oder haben die Ansiedler dort überhaupt keine schwarzen Arbeiter mehr nötig? — Der Bezirk Moschi lieferte 1907 über 150 000 Rup. Hüttensteuer, wovon die Wadjagga den Hauptteil aufbrachten. Ist es recht, ihnen so übel zu wollen, weil sie noch Land besitzen, das für Weiße geeignet ist? —



Fruchttragende Banane.

Ähnlich sieht es mit den Masai aus. Sie wurden vor etwa 5 Jahren — wohl mit Rücksicht auf die erwarteten Ansiedler — in ein Reservat verwiesen, wo sie bei ruhigem Verhalten ungestört sein sollten. Den Siedlern der Gegend wird die ihnen verpaßte Landjacke zu klein. (Der Stoff dazu war ja auch nicht in ungemessener Menge vorhanden.) Der Siedler sinnt. Aha! Das Masaireservat! Vorzügliches Weideland! Die Leute haben zu viel! Wie ihnen beikommen? Und wir vernehmen: 1. Der Ansiedler kann nicht prosperieren, denn die Masai, die das Mopsen nicht lassen

können, stehlen sein Vieh. Also müssen sie fort! 2. Es gibt kein kulturfeindlicheres Volk wie die Masai. Ihre Viehzucht ist gänzlich unproduktiv. Nie werden sie sich zu irgendeiner Arbeit herablassen. (In Lewa zapfen diese Scheusäler ganz brav Gummi!) Weg mit ihnen! 3. Die Masai sind zu reich, sie haben zu viel Vieh und treten zu selbstbewußt auf. Sie haben zu viel Gewehre, auch Hinterlader, die sie aus dem englischen Gebiet erhalten. Also — wird argumentiert — planen sie hiermit im Verein mit ihren schrecklichen Speeren eines Tages ein großes Gemetzel und müssen beizeiten verhauen werden. Die Masaigefahr, von der schon 1903, als ich in Moschi Chef war, alle Augenblicke gefaselt wurde, scheint also immer noch zu spuken. Dabei haben sich die Masai schon lange Jahre loyal benommen. Ich bin selbst einmal zu einem erschrecklich um Hilfe gegen die Masai schreienden Ansiedler in Eilmärschen 6 Tage weit zum Entsatz gelaufen, um den ängstlichen Herrn quietschvergnügt in völliger Sicherheit anzutreffen. — Schon jetzt sitzen am Meru-Kilimandjaro so viele Ansiedler, daß die Masai gar nichts machen könnten. Auch unternimmt der viehbesitzende Masai so leicht keinen Kriegszug gegen Weiße, denn es ist ihm viel zu riskant, seine Kühe, die sein ein und alles sind, aufs Spiel zu setzen. Unbestreitbar dagegen ist seine nicht auszurottende Sucht, Vieh ohne Bezahlung zu erwerben. Solches macht ihm eine Heidenfreude. Dem Viehdiebstahl ist vorzubeugen! Wenn die Viehfarmen eingezäunt sind, was doch bald geschehen muß, dann kann schon nicht mehr so leicht gestohlen werden. Auch kann man auf die nur „fühlen" wollenden Diebe schießen, was ja oft genug mit „durchschlagendem" Erfolg geschehen ist. Schließlich ist der Stamm zum Ersatz heranzuziehen und der erwischte Dieb mit schwerster Strafe zu belegen. Dann wird die Stehlerei schon aufhören. Auch stiehlt nicht jeder Masai, sondern der arme, d. h. viehlose! Dieser sucht Gelegenheiten! Der wohlhabende wird es allerdings bei ausgesprochen günstiger Sachlage auch nicht übers Herz bringen können, eine der Stammessitte gemäß so ehrenvolle Tat unausgeführt zu lassen. — Sache der Obrigkeit wird es sein, bei den Masai die Hemmungsvorstellungen derart zu stärken, daß sie lernen und sich angewöhnen, den Anblick einer nicht mehr herrenlosen Kuh ohne seelische Konflikte zu ertragen. — Auch derjenige, welcher sich den heute gar billigen Vorwurf der Negrophilie nicht zuziehen möchte, wird nicht umhin können, auch andere Ansichten als die der Siedler allein abzuwägen, unbeschadet, daß diesen selbst jede tunliche Förderung berechtigter Interessen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wünscht und gegönnt wird. Eine vorurteilslose Prüfung aller Momente kann nicht umgangen werden, denn es liegt nicht im Interesse der Landesverwaltung, die Eingeborenen durch willkürliche Verletzung ihnen garantierter Rechte zu bedrücken und aufzuregen. Es werden draußen manche unbilligen Forderungen aufgestellt, und wenn man den Niederschlag gewisser Farmermeinungen in heimischen Publikationen liest, so darf vielleicht der Eindruck ausgesprochen werden, den sie auf den Wissenden zu machen geeignet sind: „Man kann gegen die Ansiedler dort sagen, was man will; ein feines Verständnis für Erwerbs- und Gewinnmöglichkeiten auf Kosten der Neger wird man ihnen nicht absprechen dürfen." —

Es gibt Gründe der Vernunft, welche uns zwingen können, im Interesse einer genügenden Besiedelung durch Weiße den Eingeborenen gegenüber vom Recht des Stärkeren Gebrauch zu machen, wo es auf andere Weise nicht geht. Niemals aber darf die Obrigkeit ihr einem Eingeborenenstamm einmal gegebenes Wort brechen. —

Was für D.-O.-A. in bezug auf die schwerlich je durchzuführende Ansiedelung vieler kleiner Bauern gilt, trifft sinngemäß auch für den kleinen Kaufmann zu, durch welchen man einmal geglaubt hat, den indischen Krämer vertreiben zu können. Die Küste der Kolonie sitzt voller Inder, wie ein Nashorn voll Zecken. Immer mehr Inder eilen heran zu ihrem Rupiewirt, genau wie die Zecke zu ihrem Blutwirt, dem Rhino, strebt. Es gibt ja ganz nette, verständige und für dortige Begriffe ehrliche Leute unter ihnen. Als Typ ist der Inder uns eklig. Die gelben Gäste haben zunächst vermöge ihrer alten Beziehungen zu Ostafrika eine lange Handelspraxis mit den Eingeborenen vor uns voraus. Unter gleißnerischen Worten verstehen sie den vernagelten Buschnigger mit seinen Produkten an sich zu locken. Solange etwas an ihm verdient werden kann, wird er bewirtet, mit Tand beschenkt, ihm „Familienanschluß" gewährt. Der schüchterne Mohr aus der Wildnis fühlt sich hochgeehrt, wagt gar nicht bei seinem „Freund" an Unreellität zu denken und zieht schließlich tüchtig übervorteilt wieder ab. Kann so ein kleiner deutscher Kaufmann „handeln"?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist richtig, daß die Inder heute als Zwischenhändler nicht zu entbehren sind, solange intelligente Eingeborene sie nicht selbst ersetzen. Vermöge seiner Bedürfnislosigkeit, bei welcher geringer Nutzen ausreicht, ist der Inder in der Lage, billiger verkaufen zu können, als es einem Europäer möglich wäre. Ein Verschwinden der Inder würde verteuernd auf zahlreiche Artikel wirken, die sie jetzt verkaufen. Auch liegt es in der menschlichen Natur begründet, daß man Sachen gleicher Güte lieber beim devoten, billigeren Inder kauft, wie eventuell beim Vertreter eigener Rasse, der einen bei schlechter Laune womöglich noch angrobst. Dann verstehen die Inder es ausgezeichnet, sich den Bedürfnissen ihrer Kunden anzupassen. Sie gehen auch keineswegs immer gleich mit dem verdienten Geld wieder nach Indien, sondern lassen oft ihre Familien nachkommen und stecken Geld in neue Unternehmungen. — Sie haben trotzdem starke Schattenseiten, und es ist meist sehr schwer, sie mangels ordentlicher Buchführung bei gewissen Manipulationen zu fassen, deren Unsauberkeit nur von derjenigen ihrer Gewänder übertroffen zu werden pflegt, wobei ich beileibe nicht behaupten möchte, daß ein einziger Inder drüben eine „weiße Weste" hat. — Daß sie politisch als Pulver- und Waffenschmuggler, als Agenten, Spione gefährlich sein können, ist bekannt. Immerhin, sie sind zurzeit ein notwendiges Übel, das wir nicht einfach hinauswerfen können. Wohl aber wäre es kein vermessenes Unterfangen, ein wenig mit der auf sie genommenen Rücksicht zu bremsen und sie zu veranlassen, Bücher in der Kisuahilisprache mit lateinischen Lettern zu führen. Die Pflicht, Guzerati zu lernen, kann man dem wirklich einigermaßen geplagten Kolonialbeamten nicht gut auch noch zuerkennen. Wir könnten die Rupie abschaffen. Wir könnten ihnen eventuell nach dem französischen Madagaskarmuster, wie Christian Pfrank schreibt: „zu dem Zweck, die europäischen Kaufleute gegen die Konkurrenz der Asiaten zu schützen", eine Aufenthaltssteuer von 25 bis 1000 Franks pro Kopf und Jahr aufbrummen. Bleiben würden sie doch! Aber auch dann würde der „kleine deutsche Kaufmann" sie nicht ersetzen können, weil er es gar nicht erstrebt. Der bescheidenste Kommis, der draußen einen Kramladen anfinge, würde seinem Ehrgeiz bald ganz andere Ziele stecken und bei der ersten Gelegenheit den ganzen Krempel liegen lassen. Er will wie die anderen, die er steigen sieht, sozial hinauf. Schnell in schnelllebiger Zeit! Den Ehrgeiz kennt der Inder nicht. Der Weiße, der etwas erspart hat, macht lieber den nicht schwierigen Sprung zum Plantagen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besitzer. Das hebt und stellt was vor. Der heute in den Spalten der Heiratsannoncen nicht mehr ungewöhnlich seltene „Plantagenbesitzer" aus den deutschen Kolonien wirkt doch anders, wie der schlichte Assistent, Kaufmann oder Handwerker.

Über die Zweckmäßigkeit europäischer Pflanzungsunternehmen im Gegensatz zu einer Hebung der Eingeborenenkulturen stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die eine erblickt das allgemeine Heil allein in möglichst nachdrücklicher Förderung vom Europäer geleiteter Betriebe, die andere sieht den Schwerpunkt für die gedeihliche Entwicklung der Kolonie in der Hebung der Eingeborenenkulturen. Das Richtige liegt wohl in der Mitte. Beide Wege sind in gewisser Hinsicht für sich geeignet, das Land zur größtmöglichen Produktions- und Konsumfähigkeit zu entwickeln. Eher kann dies nach dem Beispiele von Togo wahrscheinlich die Eingeborenenkultur allein, wie die Plantagenkultur allein erreichen. Dann aber nur durch europäische Intelligenz entwickelte und verfeinerte Eingeborenenkultur. Beide zusammen lösen die Aufgabe wohl am vollkommensten, indem unter europäischer Leitung stehende Betriebe die Lehrmeister der Eingeborenen darstellen und sie zur Annahme von neuen bezw. Verbesserung ihnen bekannter Kulturen befähigen, welche ihnen sonst unbekannt geblieben oder deren Vervollkommnung sie aus sich heraus nicht zu erreichen imstande gewesen wären. —

Bei der Plantagenkultur wachsen mit der Größe der Betriebe die Unkosten hoch an. Verwaltung in der Heimat, europäisches Personal draußen, gesunde Wohnhäuser, Arzt, Reisegelder, Maschinen, Löhne usw. erfordern ein großes Anlagekapital. Das Gedeihen des Unternehmens ist oft von Faktoren abhängig, die außerhalb des Bereichs einer Einwirkungsmöglichkeit auch des tüchtigsten Leiters der Sache liegen können. Je kleiner das Unternehmen ist, um so geringer werden Anlage- und Betriebskosten, Risiko sowie schließliche Fehlschläge. Eine nicht einschlagende Kultur ist leichter zu wechseln. Düngung, künstliche Bewässerung ist eher möglich, die Arbeiter sind leichter zu beschaffen. So gut wie ohne Unkosten arbeitet schließlich der Eingeborene in seinem naturgemäß sehr kleinen Betriebe. Was viele Eingeborene verdienen, bleibt im Lande und

wird restlos zum Vorteil des Handels verausgabt. Die Gewinne europäischer Betriebe gehen in der Hauptsache mit Ausnahme der Arbeitslöhne aus der Kolonie, eventuell ins Ausland. Da in Ost die Eingeborenenbevölkerung auf keiner niedrigen Kulturstufe steht, gewinnbegierig und zum eigenen Vorteil zu arbeiten bereit ist, kann eine Reihe begehrter Exportprodukte lediglich durch sie hervorgebracht werden. Zunächst wird es sich beim Neger um solche Kulturen handeln, die einen sofortigen Gewinn abwerfen. Er wird sich kaum je mit besonderer Anstrengung auf die Anpflanzung von Kokospalmen, Gummi-, Kakao- usw. Bäumen werfen. Alle derartigen gewinnbringenden Kulturen bleiben schon für Plantagen übrig. Die Stärke der Negerkulturen wird in der Erzeugung großer Mengen solcher Produkte liegen, die einfach und schnell zu gewinnen sind (Reis, Mais, Erdnüsse usw.). Es scheiden sich so Europäerplantagenkulturen von den für Eingeborene vorteilhaften ganz von selbst. Dazu kommt, daß erstere vielfach teurer Maschinen bedürfen (Aufbereitung der Sisalernte!) und viele andere kostspielige Dinge nötig haben, welche der Eingeborene sich niemals anschaffen könnte. Der heimische Markt verlangt ferner gewisse Rohstoffe in großen Mengen genau gleichartiger und ganz bestimmter Qualität. Solche werden entsprechend bezahlt und sind überhaupt nur in großen, von Weißen geführten Betrieben zu erzielen. Es ist klar, daß eine einheitlich geleitete Pflanzung von 1000 Hektar ein im Werte ganz anders hochstehendes, gleichmäßiges Produkt liefern kann, wie 1000 verstreute Negerfelder à 1 Hektar. Der Neger wird also in der Hauptsache der Plantagenkultur gegenüber nur geringwertigere Ware liefern können. —

Die „mittelreichen" Großpflanzungen machen Versuche mit neuen Kulturen, sie scheuen keine Unkosten, um Verbesserungen der Pflanz- und Erntemethoden zu erzielen, sie rücken den zahllosen Schädlingen auf den Leib. Sie geben dann den Eingeborenen ihre Erfahrungen und „Geschäftsgeheimnisse" ab und erwerben sich dadurch unzweifelhafte Verdienste um die Hebung vorhandener und Einführung neuer Eingeborenenkulturen. Es ist nur billig, daß sie ebenso, wie jeder ernst- und ehrenhafte Pflanzer, Förderung und Gewinn verdienen.

Trotzdem kann es nicht in Frage kommen, aus ganz D.-O.-A. ein Plantagenland zu machen, denn dann würde aus der schwarzen Bevölkerung nur eine Art „Hörige" werden, denen die Erklimmung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer höheren Kulturstufe versagt bleiben müßte. Das kann nicht das Ziel deutscher Eingeborenenpolitik sein, denn ihr dünken konsumfähige Menschen mit Bedürfnissen wertvoller, wie besitzlose Lohnarbeiter. Mit seinem bisherigen Lohn kann der Plantagenarbeiter weder Sprünge machen, noch sich lockende Herrlichkeiten Europas leisten. Als eigener kleiner Feldbesitzer und Produzent verdient er mehr und kann mehr ausgeben. Die Eingeborenenkulturen müssen daher gefördert werden, denn unser Streben geht dahin, draußen ein schwarzes Untertanenvolk zu gewinnen, das einen bescheidenen Wohlstand erwerben kann, das mit der neuen Zeit zufrieden wird und infolge besserer Lebenshaltung heimische Industrieerzeugnisse guter Qualität kaufen will. —

Jeder weiß, daß der Weiße mit seinen verbesserten Methoden und seiner geistigen Überlegenheit den Boden ganz anders ausnutzen kann wie der Neger mit seiner primitiven Hacke. Der Eingeborene wird, um ähnliches zu erreichen, umlernen müssen. Dies wird ihm nur durch tatkräftige, unablässige Hilfe möglich sein. —

Verbunden mit dem Begriff Plantagenkultur, dessen richtige Entwicklung obigen Ausführungen gemäß zu erstreben sein wird, ist die Frage der Arbeiterbeschaffung. Diese wird sich trotz nachdrücklicher Hebung der Eingeborenenkulturen lösen lassen, denn es wird immer eine Menge Neger geben, die zu unselbständig und gedankenträge sind, um sich auf eigene Füße zu stellen. Sie bleiben lieber Arbeiter, weil sie dann weiter nicht über das Problem des Existenzkampfes nachzudenken brauchen, was für sie das größere Übel ist. Wie viele Sklaven wollten gar nicht Freie werden, lediglich, weil ihnen das Umkonstruieren der neuen Sachlage im Gehirn zu beschwerlich war!

Noch ist das Arbeiterangebot genügend. Ob dies in den kommenden Jahren auch der Fall sein wird, ist nicht ganz sicher. Für 1910 wird der Bedarf Usambaras auf 36 000 Arbeiter geschätzt. Einschließlich der Pflanzungen im Süden und an der fertigen Strecke der Taborabahn wird man den Bedarf für die nächsten Jahre auf 50 000 Mann veranschlagen können. Die Eisenbahn beschäftigt zurzeit etwa 13 000 Leute beim Bau und hat Angebot genug. —

Es braucht nicht betont zu werden, daß die Bemühungen der Plantagen, die nötigen Arbeiter zu erhalten, amtliche Unterstützung verdienen. Eine Veranlassung zur Ergreifung von scharfen Zwangsmaßregeln, welche das Gouvernement nicht gutheißen kann, liegt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht vor. — Die Frage regelt sich in der Praxis, solange das freie Angebot genügt, von selbst. Anders sieht es aus, wenn Arbeiter irgendwo 40 Tagemärsche weit im Inneren von weißen oder farbigen „Vertrauensmännern" für die bekannte gute Pflanzung X. angeworben, zu ihrem Schrecken an der Küste aber auf die „verschriene" Pflanzung Y. gebracht werden. Da laufen sie natürlich lieber weg. Der unter der Tropensonne erwerbende Weiße, dem nicht alles nach Wunsch geht, neigt dazu, den Neger für einen nicht besserungsfähigen Ausbund aller Untugenden zu erklären, dem eben nur durch Zwang in jeder Form beizukommen sei. — Man kann trotzdem nicht sagen, daß wir in bezug auf die Erkenntnis der Wesensart des Schwarzen nicht schon vorgeschritten seien, denn es wird von keiner Seite bestritten, daß er ein Mensch ist. — Er ist ein gar nicht mal so schlechter Mensch! —

Darüber, ein wie guter er werden könnte, gehen die Ansichten unglaublich auseinander. — Man weiß, daß bei untugendfreien Pferden aufgewachsene Zebras ganz famose, folgsame Tierchen wurden. Sollte man nicht einmal den Versuch machen, junge Neger vom Hosenmatzalter an bei untugendfreien Europäern aufwachsen zu lassen? Ich beschränke mich auf die Anregung zu einem Experiment, dessen Ausgang mir nicht ungewiß erscheint, sofern seinem Zustandekommen keine nicht zu behebenden Schwierigkeiten sich in den Weg stellen werden.

Die gegen den Neger geschleuderten Hauptvorwürfe sind: Faulheit und Bedürfnislosigkeit. Von seiner prophylaktischen Lügenhaftigkeit, die letzten Endes möglicherweise mit als eine ihm von der Natur verliehene Schutzeigenschaft, gewissermaßen als eine Art Mimicry in geistiger Hinsicht erklärt werden kann, wollen wir hier absehen. —

Daß es mit seiner Faulheit nicht so schlimm ist, wissen wir. Bleibt die Bedürfnislosigkeit! Auch hier hat es sich längst gezeigt, daß der Neger sehr bald steigende Bedürfnisse nach ihm vorher unbekannten Dingen bekommt und sich zu ihrer Erwerbung anstrengt. Er muß nur erst den Zweck der Sache begriffen und ihre Vorteile erkannt haben. Auch der Neger ist so konstruiert, daß mit der Erfüllung des einen Wunsches der nächste geboren wird und die Bewußtseinsschwelle zu überklettern sich anschickt. Er ist ausgesprochen gierig darauf, alles Mögliche zu haben und sein verdientes Geld wird prompt zur Befriedigung seiner Wünsche verausgabt. Solche

Eigenschaften weisen durchaus auf die Zweckmäßigkeit der Entwicklung von Eingeborenenkulturen hin. Die Ergebnisse werden dem Handel zugute kommen. Noch ist ja die Mehrzahl der Neger fabelhaft anspruchslos. Wer denkt aber heute noch daran, daß ohne diese für unsere Begriffe beispiellose Bedürfnislosigkeit des afrikanischen Urbewohners nicht eine einzige Erforschungsexpedition ins zentrale Afrika hinein hätte stattfinden können! Nur ihr ist es zu verdanken, daß Innerafrika überhaupt bekannt und erschlossen wurde. Noch heute wäre im weitaus größten Teile Afrikas abseits der Bahnen und schiffbaren Flüsse keine Reise ohne Träger möglich. — Die Anspruchslosigkeit des Negers hat also doch wohl ansprechende Seiten! Wer würde die schweren Kisten des Weißen auf dem Marsche schleppen? Wer würde auf monate-, ja jahrelangen Reisen für sich kaum mehr nötig haben, wie ein beliebiges Tier des Waldes, wenn nicht der Eingeborene? Er braucht ein Stück Stoff, einen alten Löcherrock, eine geflickte Decke, ein Fell oder einen Rindenmantel, der guter alter Sitte gemäß von wissenschaftlich längst bestimmten Tierchen nicht einmal frei sein muß! Dazu einen Speer oder ein Messer. Sonst nichts! Die Nahrung wird unterwegs aufgebracht. Ein Kochtopf aus der nächsten Hütte entliehen. Mit einem halben Dutzend Maiskolben oder Maniokknollen reicht er zur Not ebensoviel Tage aus. Das wird sich ändern mit der Kultur! Vielen Leuten wäre das Trägerleben längst zu mühsam geworden, wenn nicht ihr Wandertrieb sie noch dazu verlockte. Auch hier wachsen die Ansprüche. Decken, leichte Zelte, bestimmte Nahrungsmittel werden verlangt, und die Löhne steigen. —

Als vor $1^1/_2$ Jahrzehnten der Kummer groß war, daß die Kolonien so teuer seien und nichts einbrächten, erblickte man das Grundübel in der Arbeitsscheu des Negers und dem aus dieser resultierenden Mangel an Exportprodukten. Die Ursache der Ergebnislosigkeit des Landes lag zwar lediglich in der mangelnden Transport- und Absatzmöglichkeit der Produkte im Inneren, aber die Arbeitsscheu des Negers war „erwiesenermaßen" da. An ihr krankte der Organismus der Kolonie. Das Grundübel war erkannt. Wie ihm beikommen?

„Man muß den Neger zur Arbeit erziehen", war die Lösung, und diesem damals ziemlich unklaren Erziehungsdrange folgend, grübelte man nach, wie das zu machen sei. Sehr einfach! Der Neger muß arbeiten und Geld verdienen. Dem Beispiele anderer Kolonien folgend, wurde eine sogenannte Hüttensteuer eingeführt. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der ausgesprochene Zweck der Hüttensteuer war also, den Neger zur Arbeit zu erziehen, nicht etwa, der Kolonie Einnahmen zu verschaffen.

Daß der Eingeborene zu den Verhältnissen angemessenen Gegenleistungen für unsere Bahnen, Wege, Lazarette, Justiz usw. herangezogen werden muß, ist klar. Läßt sich indirekte Besteuerung nicht in genügendem Maße durchführen, so müßte zunächst eine Reform der Hüttensteuer dahingehend eintreten, daß an Stelle des wesenlosen Begriffs der Hütte eine „persönliche" Kopfsteuer für den erwachsenen, arbeitsfähigen Mann, differenziert nach den Verhältnissen, tritt. Eine solche ist durchführbar, um so eher, als die zeitraubende Hüttenkontrolle wegfällt und jeder gesunde Neger recht gut einmal im Jahre zur Station kommen kann. Die Kopfsteuer vermeidet, daß Frauen oder gebrechliche Hüttenbesitzer zahlen müssen und wirkt erzieherisch, weil sie dem Manne zeigt, daß er allein verantwortlich ist, daß er sie erarbeiten soll und nicht seine Frau, daß er gewissermaßen ein beachtetes Mitglied im Bezirk ist, das man kennt und notiert hat. Eigene Erfahrungen im Bezirk Mpapua, wo die Kopfsteuer aus gewissen Gründen schon lange besteht, ließen erkennen, daß die Männer mit einer Art Befriedigung ihre Rupie anbrachten und sich als „zahlende Bürger" fühlten. Daß sie sozusagen erleichtert mit einem gewissen Stolze die in Gestalt entsprechend gestempelter dünner Messingplatte erhaltene Steuerquittung als „Ehrenorden" ins Ohr hingen.

Wo die Kopfsteuer nicht ohne zu starke Belastung aufgebracht werden kann, da ist's vielleicht angängig (wo angängig!), die Leute zur Arbeit gegen Bezahlung auf Plantagen usw. heranzuziehen.

Überhaupt ist mir der Gedanke eines in mäßigen Grenzen gehaltenen Arbeitszwanges beim europäischen Unternehmer weniger unsympatisch, als der der direkten Steuer, wo diese zu schwer zu erwerben ist. Es wird keinem gesunden Neger etwas schaden, wenn er eine Zeitlang eine Art Arbeitsschule in europäischem Betriebe durchmacht, dafür aber bezahlt wird. Wir gingen auch nicht gern in die Schule! Ein weiterer Vorteil wäre, daß nur Männer herangezogen würden, die nicht mehr soviel Arbeit zum Steuererwerb auf die Frauen abwälzen könnten. Die Frau würde in einer ihr und dem Nachwuchs nur förderlichen Weise entlastet. — Das Steuerproblem kann nicht weiter ausgesponnen werden. Ich habe geglaubt, darauf besonders eingehend verweisen zu sollen, weil mir die rich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tige Lösung dieser Frage von besonderer Wichtigkeit gerade in wirtschaftlicher Beziehung zu sein scheint.

Es sei auf Grund langer Beobachtungen noch eine in wirtschaftlicher Hinsicht von Bedeutung erscheinende Frage gestreift, zu deren Besprechung berufene Kenner einmal zusammentreten mögen, da sie eines Tages doch akut werden wird. — Sie ist nicht neu und lautet: „Ist es möglich, die alkoholischen Getränke „eigenen Wachstums" des Negers durch heimische, nicht schädlichere zu ersetzen?" In jüngster Zeit wirft Professor Samassa die Frage auf und kommt zu keiner Verneinung. Bei allen Negerstämmen ist die Herstellung alkoholischer Getränke zum „alsbaldigen Genuß" eine der vornehmsten Sitten. Mais, Reis, Mtama, Eleusine, Bananen usw. werden lediglich in ungeheuren Mengen erzeugt, um zur Herstellung von „Pombe" zu dienen. Zahlreiche Neger leben rein nur von Pombe mit oder ohne (Honigzusatz!). Am Pombetopf hängt und zu ihm drängt er von der Wiege bis zum Grabe. Was an Nahrungsmitteln zur Herstellung von Pombe jährlich verbraucht wird, muß erstaunlich sein. Eine Schätzung ist nicht möglich. Nun enthalten die dicken Pombearten gleichzeitig viele Nährstoffe und wirken nicht so leicht berauschend. Worauf es aber ankommt, ist die Wirkung des Alkohols, und die Menge muß es bringen. Wenn der Neger sich nun nach Herzenslust an seiner geliebten Pombe schwer betrinken kann, so ist nicht recht einzusehen, aus welchen Gründen wir ihm nicht lieber ein alkoholhaltiges, aber nicht weniger bekömmliches und wohlschmeckenderes Getränk verkaufen sollen. Ein Getränk, dessen ersehnte Freuden stimulierend auf seine Arbeitslust einzuwirken geeignet wären. An der ganzen Westküste und in Südafrika bekommt der Neger Schnaps. Er ist daran nicht zugrunde gegangen. Trotzdem kann seiner (ohnehin durch internationale Abmachungen verbotenen) Zulassung in Ost niemals das Wort geredet werden! Was bei dem kolossalen Pombekonsum an Arbeitskraft zu ihrer Gewinnung verschwendet wird, kann man sich ausmalen. Diese könnte sich auf nützlicherem Gebiete tummeln, wenn geeigneter Ersatz (Rotwein, südweinähnliche Getränke oder dergl.) zu finden ist, der — darauf kommt es an — dem Neger keinesfalls schädlicher sein dürfte, wie seine Pombe, von der er sonst nie lassen wird. Da er nun schon einmal trinkt, kann es ebensogut etwas anderes sein, was wir ihm liefern. Glückt es, einen geeigneten Stoff zu finden, dann hätten heimische Winzer und der Handel den Vorteil, und die bisher in Pombe verwandelten Mtama- usw.-Felder wanderten statt in die

Neger- in die Schiffsbäuche. Eine Unzahl Frauen brauchte nicht mehr ihr Leben lang Pombe zu brauen, und der Neger würde auch noch mit dem Magnet Alkohol zur Arbeit herangezogen und „verführt" werden. Es ist keine Frage von heute auf morgen, aber kommen wird sie. Es ist gar nicht zu verhindern, daß mit fortschreitendem Zuströmen Weißer doch immer mehr Neger Gelegenheit erhalten, sich mal einen kleinen „apéritiv" zu verpassen! — Da ist es schon besser, die Regierung regelt und überwacht einen unschädlichen Konsum, als daß im Lande geheuchelt und verbotener Weise heimlich unheimlich gesündigt wird. Auch fällt ja, wenn's erlaubt ist, für den noch Unentschlossenen ein starker Anreiz fort!

Ich kann keine Gefahr für unseren Neger darin erblicken, wenn wir dergestalt seine Pombe ablösen. Irre ich, so nehme ich gern Belehrung an. Daß ich kein Gegner einer negererhaltenden und negerfördernden Politik bin, bedarf nach allem Vorgebrachten keiner feierlichen Erhärtung. Die Sache ist nicht einfach! Um so mehr wert und um so verdienstlicher ist ihre wohlwollende Erwägung durch die zuständigen Instanzen! Rauchen und Trinken brauchen wir nicht erst dem Neger beizubringen. — Wird dieser nicht auch zu bescheidenen Zweifeln an unseren Worten angeregt, wenn wir ihn lehren, wie gesund, sittlich und bekömmlich es ist, durch Alkoholmeidung Streit, Exzessen und üblen Krankheiten zu entgehen, dabei ihm selber zum guten Teil in nicht unmeßbaren Zwischenräumen genau das Gegenteil vormachen? Der Durchschnittsneger ist ein so guter Alkoholiker, daß ihm ein Glas Wein nicht zum Untergang gereichen wird.

Zwei Hauptmeinungen, wie eine Kolonie zur Blüte zu bringen sei, stoßen heute heftig aufeinander. Die einen erblicken das Heil in rücksichtsloser Ausbeutung der Urbewohner im Dienste der Weißen. Sie sprechen dem niedrigerstehenden Schwarzen jede Entwicklungsmöglichkeit ab, wollen ihn besitzlos erhalten und behaupten, daß nur Zwang, Druck, strenge Aufsicht und Zucht durch seinen „berufenen Herrn", den Weißen, gerecht, richtig und imstande sei, ihn seine Aufgabe in der Naturgeschichte erfüllen zu lassen. Die anderen stehen auf dem Standpunkt, daß der Neger ein Mensch wie wir mit Pflichten und Rechten ist, daß er zwar streng, aber gerecht und menschlich behandelt werden muß, wie es einem „Schutzgenossen" zukommt, eignet und gebührt. Daß er instand gesetzt wird, durch seiner Hände Fleiß zu Eigentum zu kommen und es zu etwas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu bringen, auf daß er ein williger Untertan werde, der in uns nicht seinen Bedrücker, sondern seinen Helfer sieht. — Von ethischen Pflichten und Zielen einer kolonisierenden Nation will ich gar nicht reden. —

Wenn man sich die Frage vorlegt: „Ist es für die gedeihliche Entwicklung und Sicherheit der Kolonie zu ihrem und zum Nutzen Deutschlands vorzuziehen, ein verarmtes, erbittertes Arbeitervolk zu schaffen, oder soll man dahin streben, zufriedene Menschen in Menge zu erhalten, die bei kleinem Besitz ihres Lebens froh werden und uns unsere Erzeugnisse abkaufen können?", so kann es nur eine Antwort geben.

Der ihr entsprechende koloniale Kurs scheint gefunden zu sein und beibehalten werden zu sollen.

Der ostafrikanische Lenkballon schwebt in demselben und seine Motore sichern die Richtung. — Ob sich sein „starres System" unter der Tropensonne in allen Lagen ebensogut wie hier bewähren wird, ist noch nicht ersichtlich. Es scheint so! Hoffen wir das Beste!

Überzeugung wurde niedergeschrieben. Den kolonialen Stein der Weisen gefunden haben zu wollen, wäre ungebürliche Anmaßung. Immerhin sind meine Ansichten über Kolonie und Neger das Ergebnis eines über 11jährigen Lebens in ihr und mit ihren Bewohnern. Die verschiedensten Stellungen gaben dem häufig als einzigen Weißen zwischen diesen lebenden Beobachter Gelegenheit genug zum Nachdenken über unseren schwarzen Schutzbefohlenen.

Er ist besser, als sein Ruf, und ich kenne draußen manchen „dunkeln Ehrenmann"! —

Noch sind unsere Kenntnisse über den „geistigen" Neger geradezu kümmerlich! Noch wissen wir viel zu wenig über sein ganzes Denk- und Vorstellungsleben, um „schnell fertig mit dem Urteil" sein zu können. Es ist komisch, daß wir trotzdem auf Schritt und Tritt „treffenden" Urteilen über ihn auch von solchen Kennern begegnen, die kaum seine glühende Küste betraten.

Nach Exzellenz Dernburg ist der Eingeborene das wichtigste Aktivum der Kolonie. Ohne ihn können wir jedenfalls mit dem Lande überhaupt nichts anfangen. Mit ihm alles machen!

Auch für den Neger werden die klassischen Worte gelten, die Dr. Friederici auf den Indianer anwendet:

„Von der Parteien Haß und Gunst verzerrt
schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!"

23/24
643



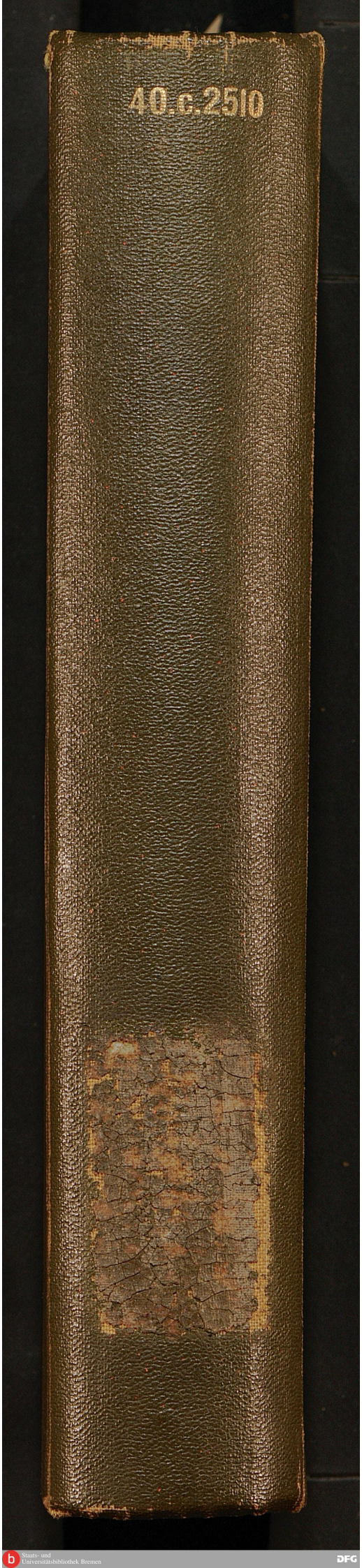
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

59 E 1/5

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG